This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

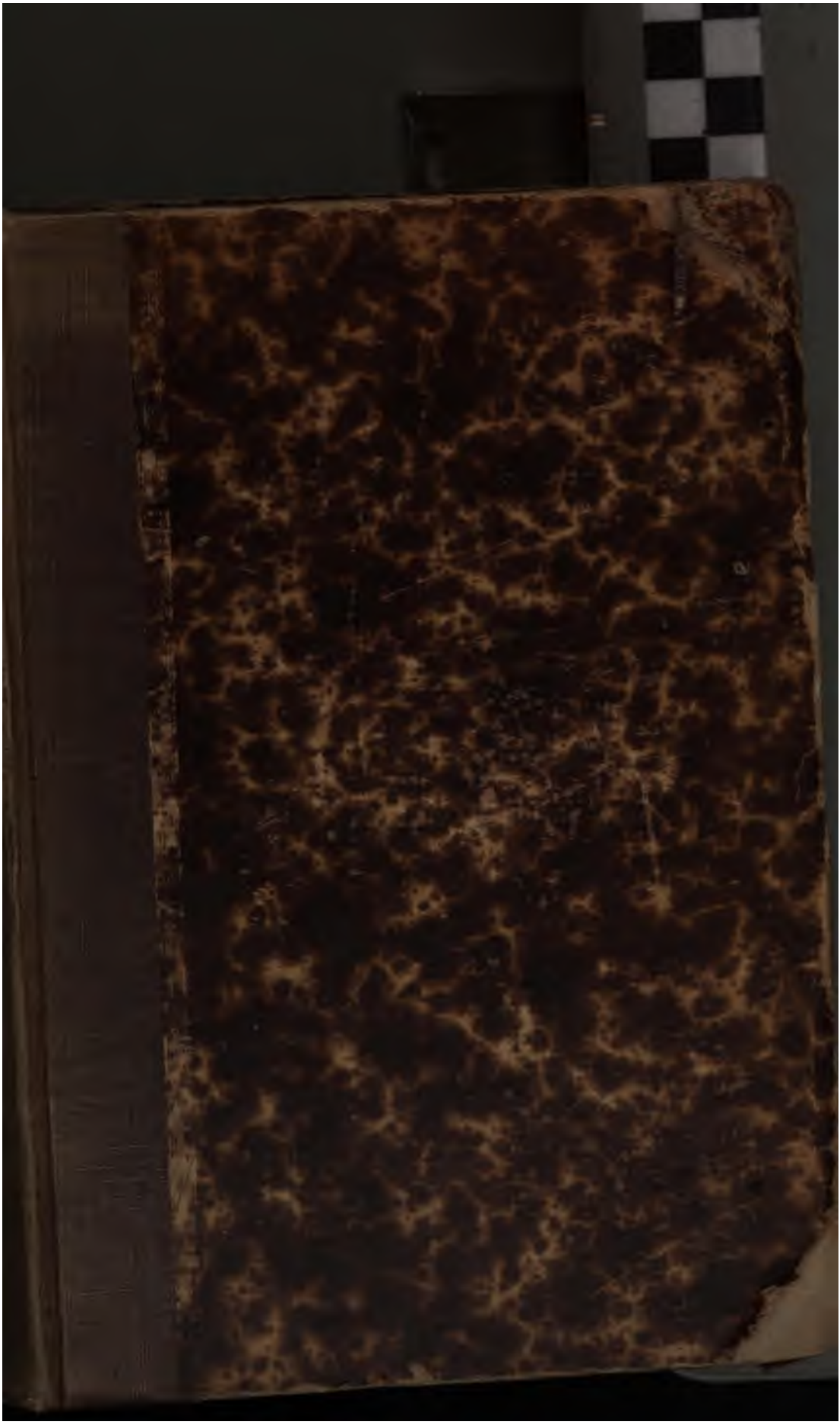
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



E 63673

THE WILLIAM ARMFIELD HOLT ❋ AND ETHEL RHODES HOLT FUND

The Holts on February 22, 1903

❋ The first marriage in Memorial Church

[redacted]

cc

Vom Kreml zur Alhambra.

Alle Rechte vorbehalten.

Vom

Kreml zur Alhambra.

Kulturstudien

von

Max Nordau.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke
(Balthasar Elischer).
1880.

THE

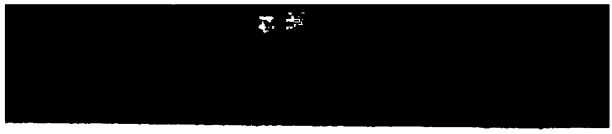
D919
N6

Vorwort.

Wie nach dem Zeugnisse der Naturforschung jedes Individuum in seiner körperlichen Entwickelung alle Stadien der Gattungsevolution durchläuft, so wiederholt jeder Mensch in seinem geistigen Entwickelungsgange die kulturgeschichtliche Entwickelung der Menschheit. Der Wanderdrang, der einst alle Völker geheimnißvoll erfaßte und jahrhundertelang ruhelos umtrieb, erwacht in einem gewissen Alter auch heute noch in jedem Individuum und würde immer als unbestimmte Sehnsucht an ihm zehren, wenn es denselben nicht befriedigen könnte. Die Märchen vom goldenen Vließ und heiligen Gral, welche die Menschheit bereits überwunden hat, sind im Individuum noch lebendig und wesenhaft. Wo wäre der zwanzigjährige Jüngling, den nicht ein heftiges Verlangen erfaßte, hinauszueilen in die unbekannte Ferne, um sich irgend ein fabelhaftes goldenes Vließ oder einen Gral oder eine blaue Wunderblume zu suchen? Der Verfasser dieses Buches hat diesen Seelenzustand gekannt wie jeder andere junge Mensch. Von seinem dreiundzwanzigsten bis zu seinem dreißigsten Jahre hat er Europa vom sagenhaften Norden bis zum romantischen Süden die Kreuz die Quer durchwandert, bald da bald dort länger verweilend und dann wieder weiterziehend, um irgend einem unbekannten, duftumwobenen Gipfel zu folgen, der noch am fernsten Horizonte winkte und lockte. Er wollte die blauen Berge und die blauen Länder in der Nähe sehen. Aber ach! alle die Länder und Berge, die aus der Ferne so märchenhaft blau schienen, fand er in der Nähe stets nüchtern erdfarben und ihr poetischer Zauber verlor sich bei naher Betrachtung. So büßte der Verfasser viele schöne Illusionen ein, doch erwarb er für sie einige tröstliche Erfahrungen. Im intimen Umgang mit den verschiedenen Völkern Europas erkannte er, daß jedes derselben neben weniger rühmlichen doch auch treffliche Eigenschaften besitze, daß selbst die auf den ersten Anblick abstoßenden Züge ihres Charakters, wenn man ihre geschichtlichen, klimatischen oder ethnologischen Ursachen kennt, in einem viel sympathischeren Lichte erscheinen und daß man überhaupt jedes Volk lieben müsse, wenn man in seine Sprache, seine Literatur, seine Vergangenheit eingedrungen ist.

Dieses Buch ist ein Versuch, einige der Völker, in deren Mitte der Verfasser während seiner siebenjährigen Wanderzeit gelebt hat, in dem Lichte zu zeigen, in welchem er sie nach erworbenem Verständniß ihres Seelenlebens gesehen. Gelingt es ihm, seine eigenen Sympathien dem Leser mitzutheilen und dadurch zur Besiegung des Hasses beizutragen, den die Politik der Cabinete zwischen den Völkern zu erregen und zu nähren sucht, so wird dieses Buch, wenn keine literarische That, doch eine gute Handlung gewesen sein.

Im Herbst 1879. **Der Verfasser.**



Inhalt.

Ein Winterbesuch in Rußland.

	Seite
Von Berlin nach St. Petersburg	3
Ein Nachtfest auf der Newa	20
Die Butterwoche in St. Petersburg	30
St. Petersburger Leben	39
Hof, Kirche, Armee	52
Im russischen Rom	70
Die russische Kultur	85

Skandinavische Eindrücke.

Durch Seeland	99
Kopenhagen	115
Eine Stunde bei Andersen	125
Der Deutschenhaß und seine Gründe	135
Die Skandinavische Union	150
Durch Göta- und Svealand	161
Der Götakanal und Trollhättan	187

Belgische Streifzüge.

Das Wiertz-Museum	201
Der Löwe von Waterloo	250

VIII

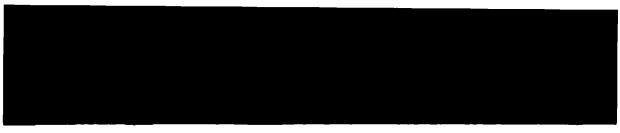
Zwei Monate auf Island.

Seite

An Bord der „Diana“ 263
Die Faaröer 277
Reykjavik 288
Isländiſches Leben 304
Kreuz und quer durch die Inſel 326
Die Tauſendjahr-Feier 342
Nach Thingvellir 359
Das Lager zu Thingvellir 371
Die Jubiläumsfeier in Thingvellir 384
Bei den Geyſirs 396
Heimwärts 409

Berichtigungen:

S. 7, Z. 13 von unten ſtatt einzig: einzige
„ 15, „ 8 „ oben „ auf: auch
„ 20, „ 2 „ unten „ nützt: nützte
„ 26, „ 14 „ oben „ oft: oft
„ 41, „ 13 „ „ „ röthliche: Röthliche
„ 45, „ 19 „ „ „ wären: wäre
„ 86, „ 1 „ unten „ ſie: ſich.
„ 350, „ 8 „ oben „ forsto-kki: fosto ekki.



I.

Ein Winterbeſuch in Rußland.

Von Berlin nach St. Petersburg.

„Umm pum pum, rumm pum pum, rumm pum pum“ skandirte mir der Eisenbahnzug, in dem ich seit vielen Stunden saß, mit der unerbittlichen Monotonie und Ausdauer eines jungen Poeten vor, der einem durch Höflichkeit entwaffneten Freunde ein Epos in vierunzwanzig Gesängen deklamirt. Diese endlose Folge von Daktylen, die je nach dem Zustande des Geleises und der Fahrgeschwindigkeit bald glatt dahinrollten wie die Hexameter der Horaz'schen Satiren bald holperten und stolperten wie die Verse der Bodmer'schen Noachide, bildeten gleichsam einen fremdsprachig-unverständlichen Text, zu welchem die rhythmisch pustende Lokomotive und das über die Eisenschiene hinhastende Waggonrad eine Art unendlicher Melodie improvisirten, welche mir diese gewaltthätigen, ungeschlachten Componisten und Instrumentalisten in die betäubten Ohren brummten und klirrten

und raſſelten. Ich theilte das Coupé, das ich in Berlin beſtiegen hatte, um es erſt in St. Petersburg wieder zu verlaſſen, mit zwei Reiſegefährten, die alsbald in eifrige Unterhaltung mit einander geriethen. Der eine von ihnen ſchien ein Geſchäftsreiſender, der ſchon wiederholt in Rußland geweſen war, der andere erzählte, er ſei als Erzieher zu irgend einem Grafen nach dem Innern Rußlands engagirt worden und reiſe nun dahin, um ſeine Stelle anzutreten. Der Commis Voyageur gab einen unentgeltlichen Curſus über Leben, Sitten, Gebräuche und Cultur im Czarenreiche zum Beſten und der noch etwas grünliche Präceptor machte ſich trotz der Unbequemlichkeit, mit der das Schreiben verbunden war, gewiſſenhaft Notizen. Dem Vortragenden ſchmeichelte die Bedeutung, welche der Hörer ſeinen Bemerkungen beilegte, offenbar außerordentlich, denn er wurde ganz eifrig und bemühte ſich ſchön zu reden. Einmal verglich er Rußland mit einem Butterfaſſe, das ins Rollen gerathen ſei, ein andermal mit einem ungeheuren Leviathan, der den Wein der weſtlichen Civiliſation in großen Maſſen verſchlucke, ein Bild, das mir die Vermuthung nahelegte, der Mann der kühnen Hyperbeln ſei ein Weinreiſender; allein trotz all ſeiner rhetoriſchen Anſtrengungen brachte er es doch nur zu einem einzigen Urtheile über Rußland, das er von fünf zu fünf Minuten gleich einem Refrain mit geſteigerter Stimme wiederholte und dieſes Urtheil lautete kurz und ſententiös: „Rußland iſt faul", was er auf Wunſch des Erziehers, der gerne das Tüpfelchen auf das I ſetzte, dahin erläuterte, daß jüngſt eine Firma, die ſeinem Hauſe viel Geld ſchuldete, fallit geworden ſei.

Der Vortrag des Weinreiſenden hätte mich bei einigem

guten Willen unterhalten können, er machte mich aber nur melancholisch, denn er regte in mir weltschmerzliche Betrachtungen über die Art und Weise an, wie heutzutage gereist wird. Ist denn das Reisen in unserer Zeit noch ein Bildungsmittel? Erweitert es noch den geistigen Horizont? Hat es noch die Wirkung, Vorurtheile zu zerstören und den Menschen eine großartigere Auffassung des Lebens zu lehren? Ich zweifle, daß ein aufmerksamer Beobachter diese Fragen mit gutem Gewissen bejahen könne. Was ist heutzutage eine Reise? Man wird an einem Orte in einen Bahnwagen gepackt und gelangt nach einiger Zeit, die man schlafend, gähnend oder einen spottbilligen Roman lesend verbracht hat, gleich einer Fahrpostsendung oder Correspondenzkarte an einen andern Ort, wo man sich bemüht, dieselben Lebensbedingungen vorzufinden, die man daheim zurückgelassen hat. Man fährt mit seinem eigenen Dunstkreis von Vorstellungen und Gewohnheiten in der Welt herum wie ein Planet mit seiner eigenen Atmosphäre im Raume und wird unwillig, wenn die Anziehungskraft fremder Globen, denen man sich nähert, die leichteste Perturbation verursacht. Der Handelsreisende sucht unterwegs und in der fremden Stadt immer nur seinesgleichen und schöpft seine Informationen von diesen, welche sie wieder von anderen Berufsgenossen haben. Der Tourist stellt die Sache noch weniger schlau an. Er schlendert in vernachlässigter oder excentrischer Tracht auf Landstraßen und in Städten umher, ist rücksichtslos gegen die Einheimischen, die es ihm mit Spott oder Verachtung heimzahlen, hat nur für Gegenden und Kunstwerke Augen und bemerkt gar nicht, daß auch Menschenwesen um ihn leben und schaffen und kehrt

nach einiger Zeit heim, um die Erfahrung bereichert, daß das Hotel in A. bequem, die Table d'Hôte in B. theuer und schlecht sei, daß die Schweizer Berge theilweise mit Eis bedeckt seien und in Italien Oliven wachsen, aber ohne Ahnung von dem, was die fremden Völker dichten und trachten, durch die er gefahren ist, ohne für sie einen Blick zu haben und deren Gedanken und Leidenschaften unverstanden und verworren in seine Seele geklungen haben wie das vage Brausen der Fluten in die Ohren des Schwimmers, der achtlos durch sie steuert.

Das heutige Reisen gleicht dem Besuche des Panoramas in einer Jahrmarktsbude. Man erlegt seinen Eintrittspfennig, geht von Guckloch zu Guckloch, sieht durch jedes das Bild einer andern Landschaft mit darein gemalten Menschen, Bäumen und Thieren, liest darunter die verschiedenen Inschriften und kehrt dann müde, mit schmerzendem Auge und summendem Kopfe zur trauten Ofenbank heim. Der Mensch ist kein Gegenstand der Beobachtung und des Studiums eines modernen Reisenden. Zu einem solchen Studium reicht die Geltungsfrist der Rundreisebillets nicht aus, ein solches Studium vermittelt weder der Bahnkassier noch der vorsorgende Baedeker noch der Hotelier und Lohndiener und so sinkt der Mensch, dieses wichtigste Objekt der Reisebeobachtung, diese erstaunlichste Sehenswürdigkeit des fremden Orts, zur bloßen Staffage in einer auf die Dauer langweilig und trotz des Dekorationswechsels monoton werdenden Szenerie hinab.

Wie ganz anders ehedem! Reisen bedeutete Menschen kennen lernen. Der Weitgereiste war nothwendigerweise ein Vielerfahrener. Man ging ins fremde Land mit Empfehlungen

wolversehen, trat als Hausgenosse in einen Familienkreis, unterdrückte mit kluger Bescheidenheit die eigene Sonderart und bequemte sich schweigsam den fremden Eigenthümlichkeiten an. So lebte man in des fremden Landes Sitte und Brauch und ließ sich von dessen Geist ohne Widerstreben durchdringen. Auf diese Weise reist eigentlich nur noch ab und zu ein konservativer Handwerksbursche, der die Eisenbahn verachtet und sich an die ebene freie Landstraße hält, allerorten beim Handwerk grüßend vorspricht, in der Werkstätte des fremden Landes arbeitet und dann ganz anders gewitzt heimkömmt als das vornehme Gänschen, das über den Rhein gepflogen ist, um als Gans wieder heimzukommen, bereichert um die wichtige Erfahrung, daß in Paris die Dinerstunde sieben Uhr sei, in Berlin aber ein Uhr.

Du lieber, wackerer Spaziergänger nach Syrakus! Du warst der letzte unter den Namhaften, der noch zu reisen verstanden hat. Das ist die einzige richtige Art, eine andere gibt es nicht. Helles Auge, fröhlicher Sinn, ein Wanderstock in der Hand, ein junges Herz voll Menschenliebe, genügende Kunde der Volkssprache, nachsichtiges, sympathisches Eingehen auf Sitte und Brauch der Fremde, das sind die Schlüssel, mit welchen man sich die verschlossenen Pforten der fremden Volksseele öffnet. Besonders diese sympathische Nachsicht für abweichende Eigenart kann nicht genug betont werden. Was alle flüchtigen Reisenden hindert, der fremden Volksseele nahezukommen, das ist die Verschiedenheit der Aeußerlichkeiten des Lebens daheim und draußen. Es ist so süß, der eingewurzelten Gewohnheit folgen zu können, es ist so ärgerlich, ihr zu allen Stunden und in allen Lagen entsagen zu müssen! Die

meiſten Menſchen gelangen nie dazu, das fremde Volk zu verſtehen und zu lieben, weil ſie es ihm nicht verzeihen können, daß es ſie gezwungen hat, das Rauchen im Speiſeſaale aufzugeben oder in Federbetten ſtatt auf Matratzen zu ſchlafen. So erklärt ſich auch auf die proſaiſcheſte Weiſe das poetiſche Heimweh, das, wenn man es nüchtern analyſirt, bei dem Einen die Sehnſucht nach Ale und Roaſtbeef, beim Anderen das unſtillbare Verlangen nach Sauerkraut und Bockbier, beim Dritten den Gram über die Entbehrung des Samowars und des Schlitten-Dreigeſpanns bedeutet. Goethe hat die Sache beim Namen genannt und wie gewöhnlich den Nagel auf den Kopf getroffen, als er ſang:

„Ich ſtellt mein Sach auf Reiſ' und Fahrt,
Juchhe,
Und ließ meine Vaterlandesart;
O weh!
Und mir behagt es nirgends recht,
Die Koſt war fremd, das Bett war ſchlecht,
Niemand verſtand mich recht."

Und der Ungar drückt denſelben bemitleidenswerth einfältigen Gedanken in dem bekannten Sprichwort aus, worin die über ihre eigene Naſe nicht hinausſehende Beſchränktheit ſich aufbläht und triumphirt: „Extra Hungariam non est vita et si est vita non est ita." Und ſolche elende, jämmerliche Kleinlichkeiten hindern die mächtigen Ströme der Völkerſympathien ſich miteinander zu vereinigen, wie eine dünne Kautſchukſchicht zwei vollgeladene Batteriepole hindert, ihre elektriſchen Ströme ineinanderzugießen.

Iſt man aber durch die maskirende Aeußerlichkeit zum

Wesen durchgedrungen, hat man hinter der fremden Tracht und Sprache den Menschen zu finden gelernt, so gelangt man zu eigenartigen Entdeckungen. Man merkt, daß die Menschen überall in allen Empfindungen und Leidenschaften, in ihrem Lieben und Hassen, in Tugend und Laster, in Art und Unart dieselben seien und man kömmt zum Schlusse, daß diese Identität, wie sie im Raum existirt, wol auch in der Zeit existirt haben müsse. Wie nahe tritt uns da mit einemmale der Assyrer, dessen starres Profil mit dem fischblasenartig gezeichneten Auge von den Reliefs des Sanheribpalastes zu Koujoundjik so urfern und urfremd auf uns herabblickt, wie berechtigt scheinen uns Flaubert, Gustav Freytag, Ebers, wenn sie uns Karthager, Germanen und alte Egypter als Menschen von unserem eigenen Fleisch und Blut darstellen, die ganz so denken, sprechen und handeln wie die Leute, die wir heute an allen Straßenecken streifen! Und ist man einmal so weit in der vorurtheilslosen Erkenntniß, daß man von den nichtigen Unterschieden in Costüm und Gestus, in Tonfall und Grußmanieren absehen gelernt hat, so ist es unmöglich, anders als mit Betrübniß daran zu denken, daß die ganze Politik des neunzehnten Jahrhunderts auf der Nationalitätenidee beruht, die nichts Anderes ist als ein geradezu atavistischer Rückfall in die Beschränktheit der antiken Anschauung, die die eigene Nation für die auserwählte, die eigentlich menschliche, alle anderen Völker aber für barbarische, noch halb in der Thierheit steckende hielt.

Man sollte denken, daß der Vielgereiste und namentlich derjenige, der Reisebücher schreibt, vor Allem berufen sei, die Ideen des Weltbürgerthums und der Menscheneinheit zu ver-

treten. Das ist aber leider nicht der Fall und daß es nicht der Fall ist, hängt wieder mit der obengeschilderten heutigen Art des Reisens zusammen. Nie hat man so viel Reisewerke veröffentlicht wie gegenwärtig und nie wurde so wenig beobachtet und so unwahrhaftig und unwesentlich geschildert. Der eine Reisebeschreiber, das ist der Mark-Twain-Typus, hat von Vornherein nicht die Prätention, Länder und Völker zu schildern wie sie sind, sondern er verzeichnet nur die Einfälle, welche verschiedene äußere Erscheinungen in ihm erweckt haben. Das ist berechtigt, wenn die Einfälle des Verzeichnetwerdens werth sind. Man lernt dann in einem so geschriebenen Reisewerke zwar keine Länder und Völker, aber eine Individualität kennen und das ist ein Gewinn, wenn die letztere bedeutend ist. Der andere, der landläufige Reisebeschreiber jedoch gibt sich den Anschein der Objektivität und dieser ist es, der so viel Irrthümer und Vorurtheile der Völker über einander auf dem Gewissen hat. Was solche Reisende um jeden Preis in ihren Schilderungen herausbeißen wollen, das ist Lokalfarbe. Sie arrangiren sich daheim nach Tradition und alter literarischer Uebereinkunft eine besondere Palette für jedes Land und malen das betreffende Bild ohne Rücksicht auf Wahrheit und Natur in einer konventionellen Farbenstimmung. Für Spanien muß da die Guitarre und die Mantille und der Stierkämpfer herhalten, Italien ist mit dem Gondoliere, dem lustigen Dorfkapuziner, dem Cicisbeo und der glutäugigen Marietta erschöpft, für Paris dienen die Clichés der Grisette, des Gamin, des politisirenden Ouvrier und des Boulevardflaneur und so erscheinen jahraus jahrein hunderte von Reisewerken, die wie Chromolithographien mit

derſelben Walze und denſelben Farben hergeſtellt ſind, in den Leſern dieſelben bald ſentimentalen, bald empörenden Irrthümer und Trugvorſtellungen erwecken und ſelbſt die Gebildeten in tiefſter Unkenntniß über die Regungen der fremden Volksſeele, über das was ſie denkt und will, was ſie flieht und was ſie erſtrebt, erhalten. Wüßte das eine Volk, was die politiſchen und ſozialen Ideale des andern, was ſeine Errungenſchaften und Aſpirationen ſind, welche Beſchleunigung würde der Fortſchritt erfahren, um wie viel ſchwerer würde den Feinden der Völkeremanzipation ihr Werk gemacht!

Was nun, lieber Leſer, Deinen ergebenſten Diener betrifft, ſo bittet er Dich ſeiner Verſicherung zu glauben, daß er Dir nicht mit Clichés aufwarten wird.

Ich habe mich auf meinen jahrelangen Kreuz- und Querfahrten immer bemüht, mit eigenen Augen zu ſehen und was ich Dir biete iſt in allen Fällen Selbſtbeobachtetes und Selbſterfahrenes. Die kleinen Behelfe der Dutzend-Reiſenden ſind mir nicht unbekannt geblieben. Ich weiß recht gut, wie man es anſtellt, um über die ereignißloſeſte und langweiligſte Fahrt ein Langes und Breites zu ſchreiben. Bei einiger Uebung iſt das gar nicht ſchwer. Ein Franzoſe würde in meinem Falle, hätte er eine Fahrt von Berlin nach Petersburg zu ſchildern, von dem hübſchen blonden Buffetmädchen in Kreuz erzählen, das er in die linke Wange gekniffen und von der problematiſchen Omelette, an der er ſich in Dirſchau den Magen verdorben; in Königsberg würde er die berühmte Hafenſtadt erblicken, bei der ſich die Ems in die Nordſee ergießt und gleichzeitig könnte er, an dieſen Namen anknüpfend, in patriotiſchem Gedankenflug

von Napoleon, der glorreichen großen Armee und dem schrecklichen Rückzug aus Rußland rhapsodiren, um mit geschickter Wendung zuletzt auf die Revanche herauszukommen. Wilna würde ihn an die romantische Gräfin Plater erinnern und ihm Gelegenheit geben, einige alte Anekdoten von der 1831er Revolution aus den Hinterschoß-Taschen seines Gedächtnisses hervorzukramen und so fort mit Grazie bis nach Petersburg. Der englische Reisebeschreiber nach der Schablone würde sich mehr über die Agrikulturverhältnisse der Provinz Preußen und über die nationalökonomischen Nachtheile des russischen Grenzzollsystems verbreiten; er würde die geologische Formation Lithauens summarisch darstellen und in einer kleinen Anmerkung das Erträgniß der russischen Eisenbahnen ausrechnen: auch käme es ihm nicht darauf an, schließlich auf Grund eigner Anschauung (durch das Waggonfenster) das letzte Wort in der streitigen Frage der iranischen oder turanischen Abstammung des russischen Volkes zu sprechen. Ich verschmähe diese Prozeduren und gestehe offen, daß ich während der ganzen Dauer der Eisenbahnfahrt nur wenig was der Rede werth gesehen und erlebt habe. Ich sprach mit keinem Buffetmädchen und merkte mir nicht die Beschaffenheit der Omeletten, die ich unterwegs gegessen, ich sah keinerlei geologische Formationen außer einer ganz recenten Schichte, die sich vor meinen Augen bildete und vergrößerte, der Schneeschichte nämlich, welche damals das ganze Stück Europa von Berlin bis Petersburg gleichmäßig und ohne Unterbrechung bedeckte und fand überhaupt die Fahrt so langweilig als möglich.

Die ersten sechszehn Stunden derselben, von Berlin bis

an die russische Grenze, theilte ich gewissenhaft zwischen Betrachtungen, deren ich einige auszüglich im Vorstehenden mitgetheilt habe, zwischen unruhigen Schlummer und gequälte russische Leseübungen. In der Grenzstation Wirballen (Wierzbolo), wo man drei tödtlich lange Stunden internirt wird, hatte ich reichlich Gelegenheit, die ersten russischen Eindrücke aufzunehmen. In lehmfarbene lange Röcke gekleidete Gensdarmen mit auserlesen stupiden Physiognomien winkten uns aus den Coupés der preußischen Ostbahn heraus, nahmen uns die Pässe ab und trieben uns gleich einer Schafheerde in einen großen, ungeheizten Saal, wo die verschiedenen zur Sicherheit des russischen Staates nothwendigen amtlichen Prozeduren mit uns vorgenommen wurden. Eine breite Schranke schließt hier einen großen viereckigen Raum ein, innerhalb dessen ein Dutzend Beamter um einen runden Tisch gereiht arbeitete, während wir Reisenden außen Queue machten. Die Untersuchung der Reiseeffekten geschah mit einer schonungslosen Gründlichkeit, die einer englischen Dame zu meiner Rechten Nervenanfälle zuzog und einen italienischen Handlungsreisenden „in Seide" zum Majestätsverbrecher an dem geheiligten Namen des Czaren machte, glücklicherweise nur verbaliter und in italienischer Sprache, die an der preußisch-russischen Grenze noch nicht genug verbreitet ist, um dem unbesonnenen Südländer zu einer Freifahrt nach Sibirien zu verhelfen. Als der Zollbeamte an meinen Koffer gelangt war und die schmutzige Faust in denselben getaucht hatte, zog er sie alsbald triumphirend mit einem Buche hervor. Es war ein französischer Reiseführer und ich sagte es dem Manne. Er antwortete jedoch, das kümmere ihn nicht, das Buch

müsse konfiszirt und nach Petersburg an die Zensur gesandt werden, wo ich es später auf Verlangen ausgefolgt erhalten könne, wenn gegen seinen Inhalt keine Bedenken obwalten. Vergebens suchte ich dem Manne zu erklären, daß ein Reiseführer keine nihilistische Brandschrift sei, er schüttelte den Kopf, sagte, er verstehe mich nicht und schickte sich an, seinen Gang fortzusetzen. Da fuhr ich in die Tasche, zog aus derselben drei russische Zwanzig-Kopeken-Stücke, drückte sie dem Beamten in die Hand und rief nochmals: „Aber das ist ja nur ein Reiseführer!" Plötzlich leuchtete es im Auge des Beamten wie Verständniß auf, „ich begreife, ich begreife!" sagte er eifrig und gab mir mit höflicher Verneigung das Buch wieder. In diesem einen Augenblicke war ich in der russischen Conversation weiter gekommen als in der Folge während zweier Monate!

Endlich waren alle Koffer und Schachteln und Körbchen von rauher Kosakenfaust glücklich durchstöbert und verwüstet, die Herren am runden Tische hatten sich nach mannigfaltigen Aufschreibungen und Vormerkungen die beruhigende Ueberzeugung verschafft, daß kein staatsgefährliches Individuum unter uns sei, und es begann die Rückerstattung der Pässe, auf denen uns mit Stempel und Unterschrift roth auf weiß unsere politische Harmlosigkeit glaubhaft bescheinigt wurde.

Das ganze weite Rußland stand uns nun offen und um von der uns zugestandenen Freizügigkeit Gebrauch machen zu können, mußten wir nichts weiter thun als nur noch zwei Stunden warten, bis der russische Zug rangirt war, der uns ohne Unterbrechung nach Petersburg führen sollte. Mit Daranwendung der letzten, für Nothfälle aufgesparten Reste

unserer Geduld halfen wir uns auch über diese Frist weg und sahen uns schließlich wieder in Coupés eingepfercht, diesmal in russische, die sich von den deutschen wesentlich unterscheiden. Sie sind zunächst bedeutend länger und breiter, dafür aber auch niedriger. Die Sitzplätze sind nicht abgetheilt, was den besondern Vortheil gewährt, daß man auf einen solchen vermuthlich für vier Personen berechneten Divan eventuell auf sechs Passagiere pressen kann und daß die Mageren gegenüber den Vergewaltigungen und Uebergriffen der Dicken rechtlos werden.

Die Beleuchtung der Coupés wird durch wunderliche Stearinkerzen von drei Zoll Länge und mindestens ebenso großem Durchmesser bewerkstelligt, die über einem starken konvexen Glase in der Decke angebracht sind. Das konvexe Glas verursacht interessante optische Phänomene. So sah ich eine halbe Stunde lang von einer mir gegenübersitzenden Mitreisenden nichts als einen runden, intensiv erleuchteten Fleck, welcher eine halbe Nase, ein Stückchen Mund, ein Auge und ein Fragment von einem Ohr umfaßte und rings vom tiefsten Dunkel begrenzt wurde. Dem Lesen aber habe ich diese übrigens sehr bemerkenswerthe Lichtzerstreuungsmethode nicht besonders zuträglich gefunden.

Auch die Heizungsmethode der russischen Bahnen könnte ich nicht zur Nachahmung empfehlen. Im mittlern Coupé des Waggons steht ein eiserner Ofen, der von einem Diener fortwährend mit Holz vollgestopft wird. Der Effekt ist ein bedeutender: der Ofen glüht und strahlt eine versengende Hitze aus, wovon sich Jeder überzeugen kann, der sich persönlich in das Heizcoupé bemüht. Wer dies aber nicht thut, sondern

eine in seinem Coupé am Ende des Waggons sitzen bleibt, der wird freilich nicht das Vergnügen davon erfahren und kann trotz der doppelten Fenster in aller Bequemlichkeit erfrieren, wenn er sich nicht außen durch einen mächtigen Pelz, innen durch einen Schluck starken „Allasché“ der Kälte erwehrt. Die russischen Reisenden wenden, wie ich bemerkt habe, beide Mittel in geistreicher Combination an.

Aus den Einzelheiten dieser Schilderung hat der Leser schon erkannt, daß man aus einem Coupé ins andere hinübergehen, daß man im großen Waggon frei zirkuliren kann, was große Vortheile, aber auch manche Nachtheile hat. Ein alter russischer Stabsoffizier bemühte sich, uns namentlich die letzteren deutlich zu machen. Mit einer Unermüdlichkeit, die mir Achtung einflößen würde, wenn er sie ausschließlich im Vorpostendienst anwenden wollte, stiefelte er sporenklirrend die ganze Nacht durch den Waggon auf und ab und berührte gewissenhaft auf jedem Streifgange auch unser Coupé, wo drei müde Menschen mit Ungeduld den Moment herbeisehnten, der sie ins Traumland hinüberführen würde. So oft uns Morpheus schüchtern nahen wollte, trat der rücksichtslose Schnauzbart mit seinen Sporen und seinem langen stolprigen Säbel störend dazwischen. Vergebens protestirten wir durch demonstratives Thürzuschlagen und grimmige Blicke: der Krieger öffnete die demonstrativ zugeschlagene Thüre noch demonstrativer, erwiderte unsere grimmigen Blicke mit noch grimmigeren und setzte seinen räthselhaften Spaziergang nur noch rascher und dröhnender fort. Wollten wir nicht grob werden und eventuell raufen, so mußten wir uns seufzend darein ergeben, sein Sporengeklirre zum Kettenrasseln, Räderrollen und zu jenen übrigen Ge-

räuschen zu summiren, die man nicht beachten darf, wenn man während der Fahrt in einem Eisenbahnwaggon schlafen will.

An Schlaf wäre übrigens auch ohne den patrouillirenden Offizier nicht zu denken gewesen. Die Schaffner, die ihr Dienst zum Wachen zwingt und die ohne Zweifel ebensoviel Langeweile empfanden wie wir Passagiere, wählten sich zur Unterhaltung den originellen Zeitvertreib, jede Stunde sämmtliche Fahrkarten zu coupiren. Im Laufe der Nacht geschah dies viermal und das Locheisen, womit das Billet durchgeschlagen wurde, hatte jedesmal eine andere Form. Auf diese Weise erhalten die Billets für längere Strecken nach und nach ein sehr malerisches Ansehen. Meine Karte trug beispielsweise nahe vor dem Reiseziele folgende Figuren in durchbrochener Arbeit nebeneinander an sich: einen Kreis, ein Herz, einen sechsstrahligen Stern, ein Quadrat und einen Schwalbenschwanz oder Keil. Möglicherweise liegt ein tiefer Sinn in diesem Kinderspiele. Der Anblick der verschiedenartigen Figuren schärft den Formensinn und die Fröbel'sche Erziehungsmethode benutzt diese Thatsache als Bildungsmittel. Bei uns werden freilich nur Kinder nach der Fröbel'schen Methode geschult, aber man vergesse nicht, daß die weitaus größte Mehrheit der Russen auf dem Wissensniveau unserer Kinder steht und daß die Betrachtung der einfachen Formen ihr Auge ganz gut für das Erfassen der komplizirteren Formen des Alphabets präparirt. In diesem Sinne wäre also eine längere Fahrt auf den russischen Eisenbahnen für den eingeborenen Knownothing ein populärer Vorbereitungskurs für das höhere Buchstabiren, was eine gar nicht üble Kombination verschiedenartiger Zwecke darstellen würde.

Sechsundzwanzig Stunden lang rollten wir so durch das flache, einförmige Land hin, von dem wir selbst des Tags nicht viel sehen konnten, weil die Außenscheiben der Doppelfenster des Waggons von einer dicken, undurchsichtigen Eisschichte verschleiert waren. Mit jeder Meile, um die wir uns von der Grenze entfernten, merkten wir es besser, daß wir im Land des Branntweins, der Juchten und des Pelzwerks seien. Die europäischen Laute um uns her wurden immer spärlicher, unverstandene asiatische Worte brandeten an unser Ohr, ab und zu von deutschen Dialogen unterbrochen, die noch unverständlicher klangen als russisch und tartarisch. Zugleich mit civilisirten Erscheinungen schoben sich an den Haltepunkten ungeschlachte Gestalten mit runden Gesichtern in den Waggon, dicke Pelze um die Schultern, Pelzmützen auf dem Haupte, Pelzstiefeln an den Füßen, eine Kümmelpulle im Handgepäck. In den Stations-Restaurants glühte der Samowar und schlug uns der pikante Duft des Caviars entgegen, von den unglaublich unterthänigen, meist tartarischen Kellnern wurden unsere Ansprachen hie und da schon mit jenem Lächeln des Nichtverstehens beantwortet, das trotz seiner Höflichkeit den Fragenden oder Heischenden so wüthend macht und in den letzten Stunden der Fahrt hatte unser Deutsch, Französisch und Englisch nur mehr ein verschwindend kleines Absatzgebiet.

Es ward Nacht, es ward Morgen und es ward wieder Nacht, da öffnete der dicke Schaffner die Coupéthüre und rief: „Sankt Petterburk!“ Das klang wie frohe Botschaft und Heilsverkündigung. Ich war in diesem Momente vom Geklirr und Gerassel der ewiglangen Fahrt akustisch so heruntergekommen, daß ich das lärmende Treiben vor dem Bahnhofe

für wunderſam feierliche, zur Andacht ſtimmende Stille hielt und in dem heiſern „Iswoſtſchik“ (Kutſcher), der mir mit rauher Stimme die Vorzüge ſeines „Szani“ (Schlitten) pries, einen lyriſchen Tenor von großer Zukunft entdeckt zu haben glaubte.

Eine Minute ſpäter rollte ich im leichten Schlitten pfeilſchnell und lautlos über den Schneeteppich der Straße hin und bald darauf dampfte im wolig warmen Zimmer des Hotels der duftende Thee vor mir.

Ein Nachtfeſt auf der Newa.

Der erſte Tag meines St. Petersburger Aufenthalts war kein glücklicher. Gleich jenen Tuariks der Sahara, die jeden nicht zu ihrem Stamme gehörenden Sterblichen für unwürdig halten, ihr Antlitz zu ſchauen, verhüllte die Sonne ihr Angeſicht mit einer fatalen Sorgfalt. Die Luft war trübe und undurchſichtig wie eine blinde Fenſterſcheibe und füllte ſich ab und zu auf Viertelſtunden mit wirbelnden Schneeflocken. Der Horizont eines Menſchen von normaler Sehweite hatte kaum mehr als hundert Schritt im Durchmeſſer und ſchon am Rande dieſes engen Geſichtskreiſes ging das eintönige Grau des Himmels unmerklich in das ſchmutzige Weiß der Schneedecke über, die ſich gleichförmig und nur in ihrer Reinheit nuancirt über alle Straßen und Dächer der Stadt breitete. Was nützt es mir, daß ich im Schlitten die „Proſpekte“ und „Ulitzas“ und „Pereuloks“

durchstreifte und mit geschickter Verwerthung der wenigen russischen Worte, welche die kurze Beschäftigung mit der Grammatik in meinem Gedächtnisse zurückgelassen hatte, meinen Iswoschtschik nach allen Sehenswürdigkeiten der Newastadt dirigirte. Die beiden Victorien auf den hohen Granitsäulen am Eingange der Reitbahn steckten in einer Tarnkappe; die goldenen Kuppeln der Isaakskirche und der goldene Spitzthurm des Admiralitätsgebäudes waren mit einem soliden grauen Nebelüberzuge versehen und erinnerten mich an die durch graue Glanzleinwand vor Abnutzung geschützten Möbel in der Sonntagsstube einer kleinbürgerlichen Hausfrau. Petersburg konnte bei dieser Beleuchtung so wenig seine Pracht zur Geltung bringen und Effekt machen wie ein Brillant in der Dämmerung. Ich war von den empfangenen Eindrücken recht unbefriedigt und mißmuthig, als ein einziges Wort mich wieder in fröhliche Stimmung versetzte. „Heute Nacht veranstaltet der englische Klub ein Eislauffest auf der Newa!“ sagte mir Nachmittags ein Herr bei dem ich zu Besuche war und diese Mittheilung verwandelte einen halb verlorenen gleichgiltigen Tag in einen interessanten und erinnerungsreichen.

Ein nächtliches Eisfest auf der Newa! Konnte ich mir eine bessere Gelegenheit wünschen, um den ganzen Glanz, die ganze berühmte Pracht der russischen Hauptstadt in einem einzigen Rahmen zu einem zauberischen Gesammtbilde vereint zu schauen? Ich war denn auch einer der früheſten auf dem Festplatze und das Schauspiel, das mir hier geboten ward, gehört in der That zu den schönsten die ich jemals gesehen.

Das Wetter war so günstig wie man es nur immer wünschen konnte; die Luft still und unbewegt, die Temperatur

eine so milde, daß man selbst nach mehrstündigem Aufenthalte im Freien von der Kälte nicht belästigt wurde; die leuchtende Sternenpracht nordischer Nächte fehlte diesmal zwar, allein für diesen Mangel entschädigten reichlich die blendenden Lichtfluten, die den Festplatz umflossen. Man ist in Petersburg auf Nachtfeste eingerichtet und versteht sich wunderbar auf Beleuchtungseffekte. Jeder der stolzen Paläste, welche sich am „englischen Quai," an der „Angliskaja Naberezhaja", in ununterbrochener Reihe eine Viertelstunde weit hinziehen, hat vor seinem Portale zwei Kandelaber, deren gewöhnliche Brenner bei solchen Gelegenheiten abgeschraubt und durch riesige Sterne und Sonnen ersetzt werden. An der Straßenecke gegenüber der mächtigen, am jenseitigen Brückenkopfe mit einer vergoldeten Kapelle geschmückten Blagowestschenski-Brücke flammte uns die erste Gassonne entgegen und von hier bis zum Festplatze und darüber hinaus bildeten Gassterne von Wagenradgröße eine stetige Feuerlinie, welche die Straße und den Quai tageshell erleuchtete.

Auf der Newa, die hier breiter ist als die Themse bei London-Bridge, war ein Viereck von etwa achtzig Schritt Breite und doppelter Länge mit einem dichten Zaun frischer Tännlinge eingehegt. An den vier Ecken erhoben sich stattliche Mastbäume, von deren Spitze die Trikolore Rußlands wehte und deren Stamm mit grünen Guirlanden aus Tannenreisig umwunden war. Jedes einzelne Stämmchen des Tannenzauns und jeder Mastbaum trug eine senkrechte Reihe von weißen Lampions; von Stämmchen zu Stämmchen war eine Schnur von rothen, grünen und blauen Leuchtkugeln gezogen und ähnliche farbige Lichter schlangen sich um die

Maſtbäume und bedeckten ſie vom Fuße bis zur Spitze. Auf jeder der vier Seiten des eingehegten Rechtecks waren einige leichte Holzbauten errichtet, deren Fronten durch Licht- und Farbeneffekte den prächtigſten Eindruck machten. Dieſe Bretterbuden, die ſich nach dem Feſtplatze hin in Geſtalt reichgeſchmückter Rococoportale präſentirten, waren für den Hof beſtimmt und dem entſprechend eingerichtet. Dicke Teppiche bedeckten den Eisboden, auf dem ſie ſtanden, rothe, goldgeſäumte Draperien fielen in reichen Falten von den Wänden nieder und ähnliche Portieren verſchloſſen den Eingang dieſer leichten Bauten, deren Inneres auf ſolche Weiſe das Ausſehen eines mit dem Luxus indiſcher Maharadſchas ausgeſtatteten Zeltes gewann. Die großen architektoniſchen Conſtruktionslinien waren außen durch Reihen weißer Lampions markirt, während alles Schnitz- und Schnörkelwerk, alle Rocaille, durch bunte Lämpchen hervorgehoben wurde. Ueber den Giebeln leuchteten mit intenſivem Glanze Transparente, welche die Initialen des ruſſiſchen Kaiſerpaares erkennen ließen, während über dem größten Zelte, durch welches man ſchreiten mußte, um auf den Feſtplatz zu gelangen, in weißem Lichte die ruſſiſche Kaiſerkrone flammte.

Und nun das Geſammtbild, das ſich aus dieſen einzelnen Beſtandtheilen zuſammenſetzte: Das Auge war von der Fülle des Lichts überraſcht und geblendet; zwiſchen dem milden, weißen Lichte, welches den Grundton der Illumination bildete, blitzten und funkelten die intenſiven rothen, grünen und blauen Flammen gleich ebenſovielen märchenhaft großen feurigen Rubinen, Smaragden und Saphiren; das Eisfeld der Newa, durchſichtig und eben wie ein Spiegel und nur vom ſcharfen

Kiel der Schlittschuhe leicht geritzt, wiederholte die ganze Pracht dieser feenhaften Beleuchtung indem es sie widerspiegelte; gleich fabelhaften Palästen, aus Licht erbaut, erhoben sich die buntstrahlenden Fronten der Holzbauten und man meinte nicht anders, als daß im nächsten Augenblicke eine Elfenschaar in flimmernden Silberkleidern aus ihnen hervorschweben und über das Eis hintanzen werde; wie ein Juwel wurde diese Lichtinsel von der silbernen Fassung der Newa-Schneedecke rings umfangen; zum Rahmen hatte das entzückende Bild auf der einen Seite den niedrigen Quai, auf dem eine zahlreiche Menschenmenge Kopf an Kopf gedrängt stand, und dahinter die tageshell beleuchteten Palastfronten der Angliskaja Nabereznaja, auf der zweiten die von Gasflammen erhellten Linien der granitenen Blagowestschenski-Brücke und jenseits des Stromes die Häusermassen von Wassili-Ostrow, deren schnurgerade, senkrecht auf den Quai mündende Straßen mit ihren, ein ununterbrochenes Lichtband darstellenden Gaskandelabern auf das festliche Treiben herüberblickten. Das tiefe Dunkel der sternlosen Nacht begrenzte in der Ferne gleich einer ehernen Mauer den Schauplatz des Festes.

Es war $^1/_2 9$, als die Volksmenge nach dem Quai zu strömen begann und die ersten Festgäste das Eisparket betraten. Berittene Polizeisoldaten hielten auf der Straße die Ordnung aufrecht und schrieen das Volk mit russischer Rauheit an, wenn es sich zu weit auf den Fahrdamm vordrängte. Lautlos und unhörbar glitten die luftigen Schlitten heran und setzten ihre Menschenlast ab, um gleich wieder im Dunkel einer Nebengasse, eines „Pereuloks," zu verschwinden. Diese Stille, diese Lautlosigkeit ist mir hier besonders aufgefallen

und ich glaube, sie gehört im Winter zu den charakteristischesten Eigenthümlichkeiten Petersburgs. Wer an das geräuschvolle Straßenleben südlicherer Städte gewöhnt ist, möchte Petersburg für ausgestorben halten. Der fußdicke Schneeteppich, der alle Straßen bedeckt, dämpft den Schall des Trittes und man wandelt unhörbar dahin wie im Zimmer eines reichen Kranken. Nur von den Wagen, die übrigens des Winters nur eine verschwindende Minorität des öffentlichen und privaten Fuhrwerks bilden, hört man ein abgeschwächtes, dumpfes Rollen. Die Schlitten verursachen gar kein Geräusch und den Hufschlag der Rosse verschlingt der Schnee. Keine Klingel, keine Schelle, kein Laut verkündet die Annäherung eines Fuhrwerks und würden die Iswoschtschiks nicht durch ihr unermüdlich wiederholtes, warnendes „beregissj!" (Achtung!) die Aufmerksamkeit der Fußgänger stets rege halten, und noch mehr, hätten sie nicht eine so wunderbare Herrschaft über ihre trefflichen Pferdchen, ich glaube, es müßten jeden Tag einige hundert Menschen in den Straßen Petersburgs überfahren werden.

Um neun Uhr nahm das Fest seinen Anfang. Eine Musikkapelle, die auf einer Tribüne innerhalb des illuminirten Raumes postirt war, begann ihre Produktionen und zum Klange der Musik führten die ersten Schlittschuhläufer ihre anmuthigen Bewegungen aus. Es waren eigenthümliche, fremdartige Weisen, die zwischen Strauß'schen Walzern und Potpourris aus italienischen Opern von der Tribüne her an mein Ohr schlugen, nie gehörte Melodien von sonderbarem Rhythmus und einer grellen Instrumentation, die in manchen Stücken an asiatische Musik erinnert. Sie klangen indeß

nicht übel, diese russischen Melodien, und sie schienen bei den Autochthonen sehr beliebt zu sein. Alle Welt kannte sie und auf dem Quai oben wie hier unten auf dem leuchtenden Eisparket wurden sie mitgebrummt und mitgepfiffen. Sie waren aus der bekannten nationalrussischen Oper mit dem bezeichnenden Titel: „Das Leben für den Czaren!"

Eine unabsehbare Menge reicher Schlitten, vergoldet und mit kostbarem Pelzwerk ausgeschlagen, mit Grafen und Fürstenkronen und barbarischen, allen Gesetzen der Heraldik hohnsprechenden Wappen geschmückt, von herrlichen Trabern gezogen und von Kutschern in goldbetressten Scharlachröcken gelenkt, füllte den Quai und verlängerte sich von Minute zu Minute. Durch die zuschauende Menge ging ein Flüstern tiefster Ehrfurcht und Unterthänigkeit, so oft irgend eine bekannte „Kniäsin", von einem überladen reich livrirten Lakaien unterstützt, ihr Fuhrwerk verließ und auf die Eisbahn hinunterstieg. Unten, wo das Gewühl immer dichter, das Treiben immer bunter und lebendiger wurde, waren die Träger der glänzendsten Namen Rußlands versammelt, die alten stolzen Fürstengeschlechter, deren Namen im goldenen Buche des Kreml verzeichnet stehen und die sich rühmen, aus Ruriks Geblüt hervorgegangen zu sein, und jene anderen, die ihren jungen, kaum hundertjährigen Hermelin im Boudoir einer lebenslustigen, lasziven Kaiserin aufgelesen haben; alte Generale, deren rothe Nase bedenklich aus dem grimmigen Schnauzbartgesichte hervorstieg und junge, elegante Gardeoffiziere in harlekinhaft bunter Uniform, Alles mit einem Worte, was in Petersburg Anspruch hat, zur Gesellschaft gezählt zu werden.

Die Damen waren in reiches Pelzwerk gehüllt, das

übrigens nicht ihren einzigen Schmuck bildete. Ich sah viele imposante Erscheinungen, hohe Gestalten von schönem Ebenmaße und merkwürdig energischen Bewegungen, aber eigentlich schöne Gesichter waren kaum zu finden. Die vornehmen Russinen, die ich hier sah, waren alle mehr pikant als hübsch. Sie erinnerten mit ihren stark geschminkten und gepuderten Wangen, ihren schwarzuntermalten Augen, ihrer indiscreten, lauten Rede und dem freien Spiel ihrer Blicke mehr an Pariser Cocotten als an Damen der wirklichen Welt. Doch sind sie ausnahmslos vollendete Meisterinen der edlen Eislaufkunst und man merkt es ihrem kräftigen Anlauf, ihren anmuthigen Wendungen und ihrer elastischen Haltung an, daß sie Töchter eines Landes sind, wo ein siebenmonatlicher Winter reichliche Gelegenheit bietet, sich in der so veredelnd und kräftigend auf den Körper wirkenden Leibesübung zu vervollkommnen.

Die Chronique scandaleuse von Petersburg scheint eine sehr reiche zu sein, wenigstens hörte ich ringsherum zahllose Anekdoten mit boccazischer Pointe flüstern, so oft eine auffallendere weibliche Erscheinung im flotten Tanze vorüberwirbelte. Uebrigens ist es ganz unmöglich, sich eine glücklichere Gesellschaft zu denken als es die schien, die sich hier auf der Newa zusammengefunden hatte. Der Despotismus versteht es überall, den Sinn für Lebensgenuß und aufregende körperliche Unterhaltung außerordentlich zu entwickeln. Petersburg ist heute dort, wo Wien vor der Märzrevolution, Paris zur Blüthezeit des zweiten Kaiserreichs war: es amusirt sich, und zwar mit einer Intensität, deren nicht einmal der genußsüchtige Romane fähig ist. Man gibt sich mit Leib und

Seele dem Vergnügen hin und gewinnt einem Feste die höchste Summe angenehmer Sensationen ab. Der Moment hat einen Werth und eine Bedeutung, als gälte es, in einer Sekunde ein Leben zu erschöpfen und als hätte alle Welt die dunkle Empfindung, daß im nächsten Augenblick eine Katastrophe hereinbrechen müsse, die Allem ein Ende macht. Ich habe nie so unermüdlich eislaufen und tanzen gesehen wie hier. Man ließ sich zur Conversation kaum Zeit. Die stilleren Freuden des Gesprächs boten den stärkerer Reizung bedürftigen Nerven nicht genug Aufregung. Die Augen blitzten, die Busen wogten keuchend, die Lippen lächelten üppig und weltvergessen wie auf dem Makart'schen Bilde „die sieben Todsünden" und trat im Laufen und Tanzen eine Pause ein, so sanken die Paare in einer so wollüstigen Vernichtung auf ihre Sitze hin, daß ihr in vage Sensationen ganz aufgelöster Geist zur Anstrengung eines zusammenhängenden Gedankenaustausches ebenso unfähig wie unwillig war.

Gegen ½11 erschienen etliche Großfürsten mit ihren Gemahlinen und wurden mit einem Tusch empfangen. Sie mischten sich ohne viel Ceremonie unter die Gesellschaft und sprachen sehr leutselig mit einer großen Anzahl von Personen, wie denn der Verkehr zwischen den Prinzen und der Gesellschaft hier ein recht gemüthlicher und nichts weniger als gezwungener zu sein scheint. Das Festkomité ging nun an das Arrangiren von Massenquadrillen und Cotillons. Während sich die Paare zusammenschlossen und die Reihen sich ordneten, wurden in den Ecken plötzlich elektrische Feuer entzündet und wahre Kataraкte farbigen Lichts ergossen sich über die Tänzer. Die eine Front war grün, die andere blau beleuchtet —

faſt hätte ich geſagt emaillirt — und die elektriſchen Strahlen zuckten den pfeilſchnell Dahingleitenden auf ihrer glatten Bahn nach, was einen magiſchen Effekt hervorbrachte.

Es war Mitternacht, als das Feſt zu Ende war und die Schlitten die ermüdeten und erhitzten Eisläufer in ihre Paläſte zurückführten. Auf dem ganzen Heimwege klang mir die Muſik in den Ohren und gaukelten mir farbige Lichter vor den Augen und als ich eingeſchlafen war, träumte ich in Folge einer jener wunderlichen Transpoſitionen, welche das Traumleben mit Sinneseindrücken vorzunehmen pflegt, von herrlichem blauem Mondſchein im Golfe von Neapel und von duftenden italieniſchen Orangenhainen.

Die Butterwoche in St. Petersburg.

Ich war eine Woche in Petersburg geweſen, als ich mit einemmale an dem langbärtigen ernſten Iwan, der mir täglich ſo ſorgſam die Kleider reinigte und die Schuhe wichſte, eine große Veränderung wahrnahm. Er hatte nun ſtets ein reingewaſchenes Angeſicht und einen kunſtvoll gekämmten Bart, die langen ſchlichten Haare troffen von Fett und waren mit ſtutzerhafter Akkurateſſe in die Stirn hereingeſtrichen, ſo daß er mit ſeinem bekannten Landsmann, dem „ruſſiſchen Hundemenſchen“, einige Aehnlichkeit bekam, eine ſtille Heiterkeit war über ſeine Mienen ausgegoſſen und als ich durch zwei oder drei Tage dieſe merkwürdige Metamorphoſe ſeines ganzen Weſens beobachtet hatte, überraſchte ich ihn eines Morgens, wie er im Winkel des Korridors ſchmatzend eine Orange verzehrte.

„Seid Ihr Bräutigam geworden, guter Iwan,“ fragte

ich ihn, „oder hat Euch irgend ein Verwandter im Ural oder noch weiter hinten eine Erbschaft hinterlassen?“

Iwan aber grinste mich inniglich vergnügt an und sprach, indem er sich den zu einem breiten Lächeln verzogenen Mund mit dem Handrücken abwischte: „Es ist ja Maslenitza!“

Maslenitza heißt zu Deutsch Butterwoche und bedeutet die Carnevalszeit der orthodoxen Kirche. Man muß da nicht an den Carneval denken, wie er sich im übermüthigen Paris oder unter dem göttlich heitern Himmel Italiens darstellt, mit seinem Gewühle witzsprudelnder Masken, seinen tollen Straßenaufzügen, seiner saturnalischen Demolirung aller Standesschranken; der nordische Carneval ist stiller, bleicher, zurückhaltender; er verhält sich zu seinem südlichen Namensbruder wie die herbe, dürftige Schlehe des Nordens zur üppigen Weintraube. Und sie ist so kurz, diese Carnevalszeit des Russen! Seine düstere, ascetische Kirche mißt ihren Gläubigen die erlaubten Freudentage kärglich zu. Eine einzige Woche nur darf er sich behaglichem Selbstvergessen hingeben; was er an genußfroher Lebenslust besitzt, das muß sich in diesen acht Tagen ausleben; am Sonntag beginnt seine Jubelzeit, am andern Sonntag endet sie wieder; sowie die Schläge der Frühglocke in seinen Freuden- (und meist auch Branntwein-) Rausch hineindröhnen, muß er sein Haupt mit Asche bestreuen und sich dem strengen Fastengesetze unterwerfen, das ihm Fleischgenuß und Gesang und Lachen und jegliches Vergnügen verbietet. Ja manche besonders fromme Gläubige warten gar nicht bis zur erlaubten Frist, sondern setzen ihrem Carnevalsjubel Sonnabend zur Mitternachtsstunde das grämliche Löschhorn auf. Im Palaste des Fürsten

d und die Diener mit Pelzen in den Saalthü
t, während andere Diener ohne einen Blick für
e Gesellschaft die Wachskerzen der reichen Lüs
, auszulöschen begannen.

sleniţa also bedeutete das Hallen und Schallen d
Glocken, die mit ihren Klängen fortwährend die Lu
; Masleniţa bedeutete es, daß alle Kirchen ununte
offenstanden und von andächtigen Betern erfü
daß auf der Speisekarte des Hotels seit drei Tag
verzeichnet standen, eine Art ärmlichen Pfannkuchen
Caviar bestrichen wird, und daß alle Theater tägli
rstellungen gaben; Masleniţa endlich bedeutete da
rmende Treiben, dessen Schauplatz das Marsfeld wa
ser ungeheure Platz in der Nähe des „Sommer
' wegen seiner Ausdehnung gewöhnlich der Schaupla
Militärparaden und Revuen, hatte nun das Ansehe
hrmarkts. Hier fand der „Balagan", der Karnevals
tatt. Bude erhob sich an Bude, Fidel und Dudel
en, aus den Bretterhütten schlug Geschrei und Ge
an unser Ohr und eine ausgelassen lustige Meng
e in den von den Buden gebildeten Gas-

funden, daß man sich auch bis um sechs Uhr Abends genugsam unterhalten kann und so mußte der Platz zu dieser Stunde geräumt werden.

Auch tagsüber trieben sich hier etliche Dutzend Polizeisoldaten umher und hielten die öffentliche Fröhlichkeit in Zaum, daß sie nicht ausarte und zu übermüthig werde. Wenn trotz dieser herabstimmenden Allgegenwart der grämlichen oder bissigen Polizeigesichter die allgemeine Lustigkeit dennoch hohe Wogen warf, so war dies nur dem eigenartigen Charakter des Publikums zuzuschreiben, welches den Balagan belebte. Die Maslenitza ist nämlich das Fest des Volkes und der Kinder; das Fest jener seligen Armen im Geiste und Unmündigen, die sich von einem Carrousel noch auf Monate ins Himmelreich hinüberwirbeln lassen können und die Grimasse eines blaubemalten Spaßmachers zum Todtlachen komisch finden. Den Gebildeten bedeutet die Maslenitza nichts. Sie haben den ganzen Winter hindurch ihre Masken- und Elitebälle, ihre italienische Stagione, Eisfeste und Konzerte; wenn man auf dem Balagan einem Herrn mit Cylinder und Handschuhen begegnet, so ist es gewiß ein Fremder, und trifft man eine modern gekleidete Dame, so ist es sicher eine Mutter oder Gouvernante, die ihre Kleinen hiehergeführt hat. Sonst gibt es da nur Soldaten, Männer aus den untern Volksschichten mit langen Pelzröcken und bunten Gürteln um den Leib und Weiber im lichtblauen oder kirschrothen, goldbetreßten Nationalkleide.

Es verlohnt sich, das Treiben auf dem Balagan eine Stunde lang zu beobachten. Es ist reich an eigenartig nationalen Zügen, die sich in der Physiognomie eines gewöhnlichen

Jahrmarkts in Deutschland oder Frankreich nicht wiederfinden. Da sind vor Allem die häßlichen Finnen mit ihren winzigen Schlitten und kleinen, struppigen Pferden, die auf dem weiten Plan hin- und herschießen. Sie kommen immer nur zur Butterwoche nach Petersburg und kehren zu Beginn der Fasten wieder in ihre Dörfer heim. Wegen ihres gelben, sackartig plumpen Lodenrocks, ihrer eckigen Gesichter und vollständigen Unkenntniß der russischen Sprache werden sie vom Volke und den übrigen Iswoschtschiks fortwährend gehänselt und verspottet, allein die kleinen, ganz verschmitzt aussehenden Kerlchen machen sich nichts daraus, gehöhnt und geuzt zu werden und nehmen mit vollendetem Gleichmuth das tellergroße „Piatatschok" (Fünfkopekenstück) aus Kupfer entgegen, für das sie Kindern und Erwachsenen eine Viertelstunde lang das Vergnügen einer Schlittenfahrt gewähren.

Da ist ferner der „Eisberg," das originellste Vergnügungsetablissement des Russen. Es ist ein etwa dreißig Fuß hoher hölzerner Thurm, auf der einen Seite durch eine Treppe zugänglich gemacht, auf der andern in einer schiefen Ebene von ziemlich jähem Abfall sich zum Niveau des Bodens hinabsenkend. Diese setzt sich in einer schmalen, ebenen Bahn fort, die zu beiden Seiten von einem Bretterzaun eingehegt und ebenso wie die schiefe Ebene selbst mit soliden, geglätteten Eisquadern belegt ist. Auf der Plattform des Thurms steht ein kleiner Schlitten. Wer Lust und fünf Kopeken hat, setzt sich auf denselben, hinter ihm nimmt der Eigenthümer der originellen Anstalt Platz, ein kräftiger Stoß bringt das leichte Vehikel von der Plattform auf die schiefe Ebene und hier saust es mit fürchterlicher Gewalt die glatte Bahn hinab.

Die Geſchwindigkeit iſt auf dem abfallenden Theil der Eisbahn eine ſo außerordentliche, der Flug nach abwärts ein ſo jäher, daß die meiſten Leute, die ſich das Vergnügen dieſer halsbrecheriſchen Rutſchpartie anthun, die Augen ſchließen und ganz blaß werden; allmälig aber mäßigt ſich der pfeilſchnelle Lauf, der Schlitten gleitet langſamer und langſamer auf der nunmehr ebenen Bahn hin, um zuletzt am Ende derſelben ganz ſachte ſtehen zu bleiben. Wenn man ſich zum erſtenmale eine ſolche Schlittenfahrt anſieht, ſo möchte man es faſt für unmöglich halten, daß hier niemals Unglücksfälle vorkommen, und doch iſt dem ſo.

In zahlreichen Buden oder auch auf einfachen Tiſchen, die im Freien ſtehen, brodelt das heiße Waſſer im Samowar und wird das Lieblingsgetränk des Ruſſen, der „Tſchai“ (Thee) ausgeſchänkt. Mit innigſtem Behagen ſchlürft Groß und Klein die ſtrohgelbe, dampfende Flüſſigkeit und benutzt die gute Gelegenheit, um ſich nicht nur innerlich, ſondern am Feuer des Samowars auch äußerlich zu erwärmen. In andern Buden werden Nüſſe, Feigen und Orangen zu überraſchend billigen Preiſen verkauft und eine ganze Schaar kleiner Knaben bietet ambulatoriſch „Parantki“ (Bretzeln) und anderes ſonderbar geformtes Backwerk feil.

Für körperliche Emotionen ſorgen die vielen Carrouſels, die unter einfachen Leinwandzelten aufgeſchlagen ſind. Sie enthalten blos hölzerne Pferde, die merkwürdiger Weiſe über und über mit gelben runden Flecken bemalt ſind, was mich auf die Vermuthung bringt, daß dieſe geparbelten Roſſe dem Geſchmack des Volkes als das Ideal der Pferdeſchönheit imponiren. Aus einigen Menagerien tönt das vielverheißende

Gebrüll verschiedener wilder Bestien und gleichsam um der Menge einen Vorgeschmack von den Herrlichkeiten zu geben, die der abgeschossene rothe Vorhang verbirgt, ist außen auf einem etwas erhöhten Brette ein stattlicher Bär an die Kette gelegt, der von den Kindern theils angestaunt, theils mit Eisstückchen und Schneebällen beworfen wird. Echt russisch ist das Schauspiel, das sich uns hier nebenan darbietet. Es ist eine große Bude, die vorn eine kanzelartig vorspringende Plattform hat. Auf dieser Tribüne treibt ein Spaßmacher sein Wesen. Der Bursche hat eine Wergperrücke aus langen Fäden auf dem Kopfe und einen grauen Bart aus demselben Stoffe; sein Rock ist blau und roth gestreift und seine Kopfbedeckung eine hohe, spitze Mütze, wie der Astralog auf dem Titelblatte des hundertjährigen Kalenders sie trägt. Mit erstaunlicher Unermüdlichkeit ist er bestrebt, sein übrigens sehr dankbares Publikum zu unterhalten. Zungengeläufig erzählt er im Falsettton, er sei ein schönes Mädchen (wozu er ein entsprechendes zimperliches Gesicht schneidet) und sein Vormund wolle ihn an einen alten einäugigen Bauer verheiraten. Kaum ist das Gelächter verstummt, welches diese Erzählung hervorgerufen hat, so beginnt er mit rauher Stimme das Einmaleins herzusagen. Auch das wird ungeheuer komisch gefunden. Mitten in der Rezitation hält er plötzlich inne und reckt die Zunge heraus. Allgemeiner Jubel. Wenn aber die Zuhörer blasirt zu werden beginnen und seine gewöhnlichen Späße nicht mehr verfangen, so greift er zu einem Mittel, welches erfahrungsgemäß nie versagt: er setzt den Zeigefinger auf die Nasenspitze und schielt mit beiden Augen nach demselben. Die Wirkung ist ungeheuer.

Die Leute wollen ſich vor Lachen ausſchütten, halten ſich die Seiten und fahren ſchier aus der Haut vor lauter Jubel. Ein Regen von Geldſtücken, allerdings meiſt nur halbe und ganze Kopeken, ergießt ſich in die ſpitze Mütze des Luſtigmachers und wenn er die Ernte überzählt und unter Grimaſſen ausruft: „Das langt nicht für eine Wurſt!“ ſo kennt die Lachluſt der Menge keine Grenzen. Wird Hanswurſt müde, ſo erſcheint auf der Tribüne neben ihm ein College, der in einem Bärenfell ſteckt. Die beiden Geſellen balgen dann miteinander, umarmen oder knuffen ſich und treiben ſonſt verſchiedene Poſſen, alles zum übermenſchlichen Gaudium der genügſamen Zuſchauer.

Auch im Innern der Bude gibt es etwas zu ſehen. Da tanzen auf einer runden Bühne zum Klange zweier Trompeten und einer Trommel zwei Mädchen einen ruſſiſchen Nationaltanz, den „Kaſatſchok.“ Es ſind junge, ganz hübſche Geſchöpfe in engen, violetten Sammtröckchen mit goldbetreßten Nähten; das blaue Kleid, das ſie darunter tragen, iſt hochgeſchürzt und die Füße ſtecken in niedlichen Pelzſtiefelchen; auf den Kopf mit den kurzgeſchorenen Haaren haben ſie keck eine kleine Pelzmütze gedrückt und ſo neigen und wiegen und wenden ſie ſich in den mannigfaltigen Figuren des eigenthümlichen Tanzes. Eine kleine Schaar von Koſaken und jungen Burſchen, die wol Handwerker oder Taglöhner ſind, ſieht ihnen mit aufgeſperrtem Munde zu und klaſcht jauchzend in die Hände, wenn ihnen ein Pas beſonders gelungen ſcheint.

Nahebei ſtehen einige Theater, in denen Pantomimen aufgeführt werden; da die zarteren Nuancen des Mienen- und Geberdenſpiels bei dieſem Publikum doch kaum das richtige Verſtändniß finden würden, ſo tragiren die Künſtler,

die in den luſtigſten Coſtümen ſtecken und wunderbar ausdrucksvoll bemalte Geſichter haben, nur Stücke von handgreiflichſter, ſchauerlichſter Deutlichkeit; fortwährend bedrohen ſie einander mit Fäuſten oder ſchießen Piſtolen auf einander los oder rennen ſich ellenlange Dolche in alle Partien des Leibes, was den Zuſchauern laute Rufe des Mitleids oder der Entrüſtung entlockt. An der Kaſſe dieſer Theater werden übrigens auch die Texte der Pantomimen, reich illuſtrirt im Stile der egyptiſchen Traumbüchlein, um ein Geringes verkauft. Allein der Kaſſier bietet ſeine Literatur nur mit einer gewiſſen Reſerve, manchmal ſogar mit einem leiſen ironiſchen Lächeln aus, denn er weiß ja, daß die wenigſten ſeiner Kunden in die tückiſchen und verfänglichen Myſterien der Leſekunſt eingeweiht ſind. Es gibt auch wirkliche Theater hier, in denen regelrecht geſprochen und geſpielt wird, und damit man ſchon außen eine Idee von dem bekomme, was drinnen vorgeht, ſind auf großen Leinwanden einzelne Szenen aus den Stücken des Repertoirs in draſtiſcher Zeichnung und Farbe dargeſtellt.

Das iſt der Balagan, auf welchem ſich das harmloſe, gutmüthige Petersburger Volk ohne Zank und Balgerei, mit einer faſt rührenden Kindlichkeit unterhält und das iſt die Maslenitza, die einzige Unterbrechung der dumpfen Monotonie des Jahres, das dem armen Ruſſen nichts bedeutet als Gehorſam, Arbeit, Gebet und — Wutki.

St. Petersburger Leben.

Wer im Gang nationaler Kulturen und im ganzen Lauf der Weltgeſchichte nichts ſieht als das Walten ſtarrer Naturgeſetze, welche das Wachsthum und die Entwickelung der Menſchheit regieren, der möge einen Blick auf die neue Hauptſtadt des ruſſiſchen Reichs werfen. St. Petersburg iſt in der Kulturgeſchichte, was das Stilleſtehen der Sonne auf Joſuas Befehl in der Aſtronomie iſt: ein Wunder, eine Unmöglichkeit, eine Aufhebung des Naturgeſetzes. Wo bleibt da die Philoſophie der Geſchichte nach Herder'ſcher oder Buckle'ſcher Auffaſſung? Keine der natürlichen Bedingungen, aus deren Zuſammenwirken eine Großſtadt hervorgeht, iſt bei Petersburg vorhanden. Es hat keine günſtige geographiſche Lage, es iſt durch keinerlei Naturſchönheiten ausgezeichnet, es hat nicht den Nimbus uralter religiöſer und nationaler Sagen. Die Stadt liegt unter

einem unwirthlichen, hohen Breitengrade in einer reizlosen, morastigen Ebene, von einem rauhen, exzessiven Klima gequält, von periodischen Ueberschwemmungen bedroht, von epidemischen Volkskrankheiten verheert. Am äußersten Saume eines Riesenreiches gelegen, eignet sie sich nicht zum Mittelpunkte der öffentlichen Interessen des russischen Volkes. Sie kann keinen eigenen Handel haben, weil sie weitab von der großen Heerstraße der Ein- und Ausfuhr Rußlands, am hintersten Ende einer Sackgasse liegt und ihr großer Strom, die Newa, nicht den Ueberschuß eines reichen Produktionsgebietes, sondern nur die Wässer weitläufiger Sümpfe und Seen ableitet. Die Natur, die menschliche Vernunft, die geschichtliche Erfahrung hatten mit drohend erhobenem Finger die Gründung einer Großstadt an dieser Stelle verwehrt, aber der Wille eines Despoten war mächtiger gewesen als Natur, Vernunft und Kulturgeschichte zusammen und St. Petersburg steht heute da, gigantisch, blühend und von übermüthigem Leben strotzend. So gewaltig kann ein individueller Wille in die Geschichte eingreifen! Ist das nicht eine Mahnung an die idealistischen Schwärmer für die absolute Alleingeltung und Unwiderstehlichkeit des Volkswillens, nicht zu quietistisch an das fatale, sichere Walten der Kulturgesetze zu glauben und doch auch ein Wenig die intensiven Störungen in Betracht zu ziehen, welche ein ganz unvernünftiger Einzelwille in dasselbe bringen kann? Wie Petersburg sich heute präsentirt, ist es ein unvergleichlich großartigeres Monument despotischen Vermögens als alle Pyramiden, Möris-Seen und chinesische Mauern des Alterthums zusammengenommen, denn diese Werke sind todte Objekte, die

Großstadt aber ist ein lebendiger, sich aus sich selbst weiterentwickelnder Organismus, der mit Umgehung der natürlichen Zeugungsvorgänge gleichsam in einer Retorte erbrütet wurde wie der grauenhaft wunderbare Homunculus Wagners.

Wer würde heute der mächtigen Stadt ihren unwahrscheinlichen Ursprung anmerken? Sie unterscheidet sich in nichts von natürlich gewordenen großen Völkercentren. Breite, endlose Straßen, weitläufige Plätze und ein Gewirr labyrinthischer Nebengassen genügen kaum, die Fülle der Einwohner zu fassen. In den vornehmen Stadttheilen reihen sich Paläste an Paläste, in luxuriösestem Baustyl errichtet und durch die Kostbarkeit des verwendeten Materials das Auge des Kenners überraschend. Der finnische Granit mit seinem prächtigen Stich ins röthliche, der an den schönsten egyptischen Rosengranit erinnert, und eine grobkörnige rothe Marmorgattung sind hauptsächlich zur Herstellung der Façaden benutzt, welche denn auch königlich imposant und für die Ewigkeit gegründet aussehen. Dem Baustyl dieser Paläste merkt man freilich das Importirte, das mühsam und unvollkommen Akklimatisirte auf den ersten Blick an. Die Façaden eines Landes, wo der Baumeister möglichst viel Oeffnungen lassen muß, durch die der ewig blaue Himmel, von schlanken Säulen schön eingerahmt und begrenzt, in die Gemächer blicken und der Orangenhain seine berauschenden Düfte ins Innere der Häuser strömen lassen kann, nachgeahmt unter einem Himmelsstriche, wo die in Pelze gehüllten Menschen einen großen Theil des Jahres hindurch das dringendste Verlangen haben, sich gegen den rauhen Wind und den grauen Himmel und den feuchten, übelriechenden Nebel luftdicht abzuschließen! Die anmuthigen Karyatiden des Erechtheion

in den Straßen Petersburgs! Offene Colonnaden, Freitreppen, nackte Statuen an der Newa! Korinthiſche Säulen, luftige Kuppeln an der Iſaakskirche! Ach, die Karyatiden blicken fröſtelnd und grämlich in die kalte Luft hinaus, Schnee verſtreicht die Umriſſe der zarten Akanthusblätter an den korinthiſchen Kapitälen der Kirche, unter den Colonnaden herrſcht fortwährend ein heftiger Zug, ſo daß Jeder, der ſie paſſirt, eines auserleſenen Schnupfens, vielleicht ſelbſt eines dauerhaften Rheumatismus ſicher ſein kann, der Aufſtieg auf der Freitreppe iſt bei Glatteis halsbrecheriſch und auf den nackten Marmorgliedern der Statuen des Winterpalaſtes liegt fingerhoch der hartgefrorene Schnee, daß man Bruſtfellentzündung bekömmt, wenn man ſich nur in Gedanken in die Situation der eingeeiſten Leiber verſetzt. Wie eine Palme, deren ſchwanke Blätter von einer Schneelaſt geknickt ſind, wie ein Olivenhain, in deſſen Schatten pelzvermummte, froſtſtarre Menſchen ſich ergehen, ſo paradox, ſo antithetiſch wirkt der heitere, Sonnenglanz, blauen Himmel und warme Luft vorausſetzende Styl des Südens im Klima von Petersburg.

Innerhalb dieſer Paläſte in griechiſchem oder Renaiſſance-Styl herrſcht ein Luxus, wie ihn die Satrapen des Orients kaum gekannt haben. Thoreinfahrten gibt es nicht. Das monumentale Hauptportal iſt durch eine Glasthüre ſtets geſchloſſen. Oeffnet der Beſucher die letztere, ſo tritt er in einen überheizten Raum, wo der ſtattliche Thürſteher, hier „Schweizer“ genannt, ihm ſeines Pelzes und ſeiner Ueberſchuhe entledigt und reich livrirte Lakaien ihn in Empfang nehmen, um ihn in die innern Gemächer zu leiten. Das ganze Innere des Hauſes iſt gegen das Eindringen der äußern Luft herme-

tisch verschlossen und wird Tag und Nacht ununterbrochen geheizt. Es herrscht denn auch in den Häusern der Reichen eine höllische Temperatur und man wandelt wie in einem Treibhause, in einer permanenten Dampfbadatmosphäre. Wo nicht die Luftheizung eingeführt ist, da sind ungeheure Kachelöfen mit verschwenderischer Fülle angebracht. Der Petersburger Kachelofen ist aber keineswegs das, was man in Deutschland unter diesem Namen versteht. Er bildet eine ganze Seite des Zimmers. Seine Wand ist zugleich die des letztern. Die Heizöffnung befindet sich außen, im geschlossenen Corridor und schon um vier Uhr Morgens hört man undeutlich im Frühschlafe den Hausknecht, der das Eisenpförtchen des Ofens öffnet, die Asche ausräumt und ihn mit Holz füllt, so daß eine halbe Stunde später die eine Wand des Zimmers sich in eine unsichtbares Feuer speiende Fläche verwandelt, welche den ganzen Tag bis in die späte Nacht hinein nicht aufhört, Glutmassen ins Zimmer strömen zu lassen, um sich erst gegen Morgen, kurz vor Beginn des neuen Heizzyklus, bis zu mäßiger, behaglicher Wärme abzukühlen. Die Gewohnheit, in überheizten Räumen zu leben, macht denn auch die Russen überaus empfindlich gegen die Kälte. An Tagen, wo mein Iwan das Holz klafterweise in den monströsen Ofen stopfte, befand ich mich wol dabei, sämmtliche Fenster meines Zimmers soweit als möglich zu öffnen und bei einer Temperatur, welche mich selbst meinen gewöhnlichen, recht leichten Winterrock als überflüssig empfinden ließ, sah ich die Petersburger in die schwersten Pelze gehüllt, mit hochaufgeschlagenem Pelzkragen und möglichst tief in die Augen und über die Ohren herabgezogener Pelzmütze umherfahren, so

vermummt, daß man vom Geſichte nur die mehr oder minder geröthete Naſe unterſcheiden konnte.

Der arme Mann kann ſich freilich nicht den Luxus eines in allen Räumen durchheizten Hauſes gönnen, allein das einzige, ſchmutzige Zimmer, das er in einem kleinen, hüttenartigen Hauſe auf Waſſili-Oſtrow oder in einem Pereulok nächſt dem großen Bazar bewohnt, enthält ebenfalls als Haupteinrichtungsſtück einen rieſenhaften, flammenden Ofen, an welchen ſich die ganze Familie drängt, die auch daheim, in der infernaliſchen Hitze des Zimmers, in den ſchweren Straßenkleidern dünſtet und ſchmort.

Das Petersburger Leben iſt nichts Anderes als eine Nachahmung und Uebertreibung der materiellen Seite des Pariſer Lebens. Die Reichen und Vornehmen erheben ſich ſpät am Tage von ihren Seidenbetten und flaniren Nachmittags auf dem breiten Trottoir des „Newski Proſpekt", deſſen Kaufläden die Pracht und Eleganz der Pariſer Magazine zum Muſter genommen haben. Franzöſiſche Aufſchriften, franzöſiſche Waaren, franzöſiſche Commis und Ladenmamſellen machen faſt vergeſſen, daß man ſich in Rußland befindet, in den Cafés liegen die Pariſer Blätter auf und hört man franzöſiſch mit möglichſt poiſſardiſchem Accent ſprechen und man kann den Petersburger nicht glücklicher machen als wenn man ihm ſagt, daß man Nachmittags auf dem Newski Proſpekt die Empfindung habe, auf dem Boulevard des Italiens zu ſein. Die Speiſeſtunden ſind dieſelben wie in Paris, während des Winters gibt es ein ſtändiges franzöſiſches Theater, im „großen Theater" wird abwechſelnd franzöſiſch und italieniſch geſungen und die vornehme Welt liebt

es, im gesellschaftlichen Verkehr französisch zu konversiren. Auf den Tischchen in den Boudoirs liegen „Figaro“ und „Journal amusant“ und besonders die, wie es scheint eigens zum Gebrauch der lasziven Russinen redigirte „Vie parisienne“ auf, die neuen französischen Romane, und zwar nicht die harmlosen der Frau Lamber, sind vier Tage nach ihrem Erscheinen in Paris auch hier in allen Händen und man wird als ein unbegreiflicher Barbar betrachtet und sofort mit dem stockrussischen Lastträger in eine Reihe gestellt, wenn man nicht in allen kleinen Vorkommnissen von Paris und Nizza genauesten Bescheid weiß.

Im Restaurant „Wolff“ nächst der Polizeibrücke haben Petersburger ihren Brébant mit den vorschriftsmäßigen Cabinets particuliers und der stylgerechten Impertinenz der Aufwärter, die einem solchen Etablissement erst die richtige Pariser Lokalfarbe gibt. Die Institution der Cabinets particuliers scheint übrigens dem russischen Volkscharakter sehr sympathisch zu sein und ich glaube, wenn sie nicht aus Paris fertig importirt worden wären, so hätten die Russen sie aus ihrem eigenen Nationalgenie heraus erfunden. Wenigstens fehlt sie in keinem Petersburger Restaurant, in keinem noch so gemein aussehenden „Traktyr“ und sie scheint Bedürfnissen zu entsprechen, die durch alle Volksklassen verbreitet sind. Selbst in den ärmlichen Vorstadtkneipen sind neben der großen Wirthsstube kleine Nischen, die durch schmutzige Stoffvorhänge abgeschlossen sind und wo dinirende oder soupirende Paare die Isolirtheit finden, deren sie offenbar nicht entrathen können oder wollen.

Wie das Petersburger Gesellschaftsleben, so ist auch

die Petersburger Preſſe nichts als ein Abklatſch von Pariſer Muſtern. Das verbreitetſte Blatt, der „Golos“, gibt ſich eingeſtändlich als eine Nachahmung des „Figaro“ und wenn er auch vielleicht nicht immer den Geiſt und die Originalität ſeines Vorbilds hat, ſo gleicht er dieſem doch vollſtändig in der liebevollen Pflege und dem ausgedehnten Platz, welchen er dem perſönlichen Klatſch und der boshaften, beziehungsvollen kleinen Anekdote widmet. Ich mache übrigens den ruſſiſchen Journaliſten aus ihrer Schwäche für das perſönliche Genre keinen Vorwurf. Da jede freie Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten durch die ruſſiſchen Cenſurverhältniſſe ausgeſchloſſen iſt, ſo muß das natürliche journaliſtiſche Bedürfniß der Controle, Kritik und Discuſſion ſeine Befriedigung in kleinlichen Fraubaſereien ſuchen.

Allein wenn das intime Leben an Paris erinnert, ſo weiſt dafür die Straßenphyſiognomie um ſo mehr original-ruſſiſche Züge auf. Allen Gewaltthätigkeiten Peters „des Großen“ zum Trotze ſtehen der lange kaftanartige Rock, die langen Haarlocken und der lange Bart beim niedern Volke noch immer in Ehren und der gemeine Ruſſe, der heute in den Straßen von Petersburg das elegante Modeherrchen ſtreift, unterſcheidet ſich in nichts von ſeinem Ahn, der vor zweihundert Jahren gelebt hat. Der alten Tracht und Sitte ſind beſonders die Kutſcher, die „Iswoſtſchiks“ treugeblieben, deren ſich mindeſtens zehntauſend fortwährend in ihren winzigen Schlitten in allen Straßen umhertreiben. Kaum verläßt man ſein Haus und thut einige Schritte auf dem Trottoir, ſo ſchießen alsbald fünf oder ſechs Schlitten herbei und ein Chor rauher Stimmen brüllt den Fußwanderer an: „Steigen

Sie ein, Gospodin, steigen Sie ein.“ Ich weiß nicht, ob eine Taxe für öffentliche Fuhrwerke besteht, ich weiß nur daß sich Niemand an eine solche kehrt. Wünscht man sich eines Schlittens zu bedienen, so geht man ruhig fürbaß und sagt, ohne die Iswoſtſchiks eines Blickes zu würdigen, mit gleichgiltiger Stimme, als spräche man vor sich hin, wohin man fahren wolle und wie viel man zu geben gedenke. Ist der Preis ein anständiger, so rufen sämmtliche Iswoſtſchiks: „Nehmen Sie mich! Nehmen Sie mich!“ Schwankt man und scheint zu überlegen, so hört man alsbald eine Stimme: „Ich fahre Sie um zwei Kopeken billiger!“ „Ich um fünf!“ „Ich um zehn!“ fallen die andern ein, es entsteht eine wüste Versteigerung, wobei die Kutscher einander fluchend, lärmend und faustſchüttelnd unterbieten, bis sie oft auf die Hälfte des Betrags gelangt sind, den der Fahrgast ursprünglich geboten hat und der letztere der tollen Scene ein Ende macht, indem er in einen Schlitten steigt und rasch davon fährt. Freilich widerfährt es ihm in der Regel, daß der Iswoſtſchik schließlich doch das ursprünglich angebotene Fahrgeld fordert und bei Gott und allen Heiligen schwört, es sei ihm nie in den Sinn gekommen weniger zu verlangen und so ist die Versteigerungsscene eigentlich nur eine Komödie, die den Eingeweihten nicht täuscht.

Hat man ursprünglich einen sehr geringen Betrag genannt, so fallen von den herbeigeeilten Schlitten einige gleich ab; einer oder zwei aber folgen dem Fußgänger oft viertelstundenlang nach, sich immer an seiner Seite haltend, ihm immer zurufend, ihn bittend und beschwörend, doch um einige Kopeken mehr zu geben, bis man schließlich entweder an seine

Bestimmung gelangt ist oder den Schlitten so billig angeboten bekömmt daß man sich gerne entschließt, ihn selbst für kurze Strecken zu benutzen. Das Fuhrwerk ist sehr klein und primitiv. Der Kutscher sitzt beinahe zwischen den Hinterbeinen seines kleinen, behenden, rauhhaarigen Pferdchens, der Fahrgast muß seine Beine beinahe unter den Armen des Kutschers durchstecken und wenn man zu Zweien einen Schlitten benützen will, so müssen die beiden Fahrgäste einander um die Mitte fassen, um nicht vom schmalen Sitze zu fallen. Dafür ist aber jeder Schlitten mit einem großen Bärenfell versehen, in das der Kutscher den Fahrgast einknöpft und in welchem der letztere wie in einem Sacke bis an die Brust steckt, und der große, hölzerne Bogen, in welchem das Rößlein läuft, ist mit den buntesten und grellsten Farben bestrichen.

Diese Rößlein sind sehenswerthe Thiere. Trotz ihrer Kleinheit und ihres zottigen Fells sind sie von bemerkenswerther Schönheit und man merkt ihnen die vornehme Abstammung von den tartarischen Steppenpferden, diesen nächsten Verwandten des arabischen Wüstenrosses, an ihrem feingeschnittenen Kopfe, an den kleinen Ohren, an der edlen, geraden Nase, an den niedlichen Hüfchen und an dem geraden, scharfen Bug an. Der Iswoschtschik hat denn auch die größte Zärtlichkeit für sein Thier, das er nie schlägt, mit dem er sich fortwährend unterhält, das er streichelt und liebkost, „Täubchen," „Brüderchen" oder „Schwesterchen" nennt und dem er Lieder vorsingt, welchen das Pferd mit gespitzten, aufmerksam hin- und hergewendeten Ohren lauscht. Fast an jeder Straßenecke findet man auf einem Gestell einen hölzernen

Trog, in welchem die Kutscher ihre Pferde tränken und füttern, so daß die Thiere so bequem fressen und saufen, als ständen sie im Stalle und nicht gezwungen sind, sich in gequälten Bewegungen ihre paar Haferkörnchen am unzugänglichen Grunde eines ihnen um den Kopf gehängten Futtersacks zu erknuspern, wie der Thierfreund es so oft mit Aerger und Mitleid in den Straßen der civilisirtesten Städte des Westens beobachten muß.

Viel luxuriöser sind natürlich die eigenen Schlitten der Reichen und Vornehmen; dieselben sind geräumiger, ihre Kufen oft vergoldet, ihr Joch mit Silberblech beschlagen, der Pelzsack, in den man sich einknöpfen läßt, besteht aus Eisbären-, Blaufuchs- oder gar Marderfell, davor sind in einer Reihe drei ganz gleichfarbige Rosse mit langwallender Mähne und bis zum Boden niederfließenden Schwanze gespannt, von denen das mittlere in einem mächtigen, unermüdlichen, wunderbar weit ausgreifenden Trab dahinschwebt, während die beiden seitlichen in jähem Galopp mit ihm Schritt halten. Der Iswoschtschik ist hier in bunte Harlekinsfarben gekleidet; er trägt einen grünen oder blauen Sammtkaftan, einen scharlachrothen Gürtel und eine ebensolche, mit Gold oder Silber betreßte, pelzverbrämte Mütze. In vornehmen Häusern hält man darauf, daß der Kutscher eine stattliche Erscheinung, das heißt recht dick und breit sei. Je vornehmer der Herr, um so feister der Kutscher und es kömmt oft vor, daß ein Iswoschtschik, der als dünnes, windiges Kerlchen in einen Dienst getreten ist und sich durch Faulheit und gutes Leben ein Bänzlein angemästet hat, nach einiger Zeit vor den Herrn tritt und die Mütze in der Hand drehend, niedergeschlagenen

Auges folgende wunderbare Anſprache hält: „Gnädiger Herr, als ich zu Ihnen kam, war ich elend, verhungert und mager. Da konnte ich mich mit 10 Rubel einen Monat zufrieden geben. Dank des trefflichen und reichlichen Eſſens und der guten Behandlung aber, die ich bei Ihnen gefunden habe, bin ich nun wolbeleibt, ja ich kann ohne Unbeſcheidenheit ſagen fett und ſchmeerbäuchig und nun ſehen Sie ſelbſt ein, daß ich mehr als zehn Rubel werth bin und mich mit nicht weniger als fünfzehn zufrieden geben kann.“ In Petersburg lacht aber Niemand über eine ſolche Iswoſtſchik-Logik und findet das Verlangen des gemäſteten Mannes ganz berechtigt.

Ich habe ſchon erwähnt, daß der Grundzug des ruſſiſchen Volkscharakters harmloſe Gutmüthigkeit iſt. Trotz der ſcheelblickenden ſequeſtrirten Kerle im gelbgrauen, kotzengroben Uniformkittel, welche die öffentliche Sicherheit in möglichſt abſtoßender Verkörperung darſtellen und über die man bei jedem Schritte ſtolpert, iſt der gemeine Mann und beſonders der Iswoſtſchik fortwährend munter und guter Dinge. Kömmt er am Poliziſten vorüber, ſo grüßt er ihn demüthig, macht einen Moment lang ein vorſchriftsmäßig blödes Unterthanengeſicht, das allein für unverdächtig gilt; allein ſchon in der nächſten Sekunde, wenn er dem windſchiefen, leberkrank ausſehenden Polizeiſchergen aus den Augen iſt, wirft er fröhlich den Kopf in den Nacken und ſingt ſich ein luſtiges Lied. Dieſe Geſänge und das melancholiſche „Beregiſſi!“ der Kutſcher, womit ſie die ſpärlichen Fußgänger aus ihrem Wege ſchrecken, ſind die einzigen Laute, die man im ſonſt ſo ſtillen Petersburg auf der Straße hört. Nur Nachts auf den großen

Plätzen, vor den Paläſten des hohen Adels, pflegt es laut herzugehen, wenn in einem der vornehmen Häuſer ein Feſt ſtattfindet. Dann flammen auf dem Steinpflaſter innerhalb eiſerner Geſtelle ungeheure Feuer, um welche ſich die der Gäſte harrenden Kutſcher, ihre Pferde und allerlei obdachsloſe Arme drängen, die ſich da behaglich wärmen, während luſtige Rede und Geſang ertönt und die Schnapsflaſche im Kreiſe die Runde macht. Die gute Laune ſtört ſelbſt der umherſchleichende Poliziſt nicht, deſſen Schatten alle fünf Minuten in die fröhliche Gruppe fällt und ſtille wird es erſt, wenn beim Morgengrauen die Soirée zu Ende iſt und die eben noch ſo lauten Iswoſtſchiks tiefgeſenkten Hauptes, die bunte Mütze in der Hand, ſklaviſch unterwürfig vor dem Palaſtthore ſtehen und in ſtummer Ehrerbietigkeit der Herrſchaften harren, um ſie in ſauſendem Fluge durch die lautloſen Straßen nach ihren üppigen Paläſten zu fahren.

Hof, Kirche, Armee.

Für die Menſchen in St. Petersburg, für ihre vornehmen und volksthümlichen Feſte, für ihr Straßen- und Familienleben, hatte ich mich zuerſt intereſſirt, dem Schauplatz, auf welchem ſich dieſe bunten Szenen abſpielten, widmete ich erſt ſpäter meine Aufmerkſamkeit. Dank einer Empfehlung der öſterreichiſchen Botſchaft wurde es mir leicht, die ſonſt ſehr ſchwer zugänglichen Privat-Wohngemächer des Czaren im Winterpalaſte unter der Führung eines dienſtthuenden Oberſten zu beſichtigen. Das Hauptthor des Palaſtes wird von zwei Schilderhäuſern flankirt, in deren einem ein Soldat, im andern ein Unteroffizier Wache hält. Geht eine Perſönlichkeit vorüber, welcher militäriſche Ehren erwieſen zu werden haben, ſo fährt der Unteroffizier wie der Kukuk auf einer Schwarzwälder Uhr aus ſeinem Schilderhauſe heraus, brüllt den Soldaten an und ruft ihm mit dröhnender Stimme fünf oder ſechs verſchiedene Kommandowörter zu, welche ihn hervortreten, das Gewehr von der Schulter nehmen,

präsentiren, schultern und wieder ins Häuschen zurücktreten machen. Jedes einzelne Salutiren, jedes einzelne Gewehrpräsentiren geschieht derart auf spezielles Kommando, und des Brüllens und Schreiens ist vor diesem Thore kein Ende. Das ist ein tiefsinniges Bild des russischen offiziellen Lebens! Das Volk ist willenlos, apathisch, ein essender und trinkender Mechanismus und die einfachste Handlung, selbst ein bloßes reglementsmäßiges Grüßen, muß von einem amtlichen Willen in jeder Phase, Tempo für Tempo, anbefohlen werden.

Im Palaste trat mir zuerst ein scharlachrother Lakai entgegen, um mich nach meinem Begehr zu fragen. Die Hoflakaien haben eine sehr merkwürdige Livrée. Sie tragen einen langen, bis zum Boden hinabreichenden Rock von soutanenähnlichem Schnitt und über demselben einen breiten Kragen, welcher der Tracht vollends ein kirchliches Ansehen gibt. Nimmt man hiezu noch die rothe Farbe dieser Kleidungsstücke und das glattrasirte Gesicht ihrer Träger in Betracht, so wird man es verzeihlich finden, daß ich angesichts dieser Erscheinung im ersten Moment ganz verblüfft stehen blieb, weil ich mindestens einen Cardinal vor mir zu haben glaubte. Erst als ich die mit Kaiseradlern besäete dreifache Reihe von goldenen Streifen auf dem Kragen und die tiefe Unterthänigkeit des Mannes bemerkte, war ich darüber beruhigt, daß mir kein Diener Gottes, sondern nur ein simpler Diener der Menschen Hut und Ueberrock abnahm.

Eine prächtige, teppichbelegte Marmortreppe führt aus dem Hofe in den ersten Stock, wo die vom Kaiser bewohnten Gemächer liegen. Der orientalischen Unterwürfigkeit entsprechend, welche hier Jedermann für Alles was an den Hof

rührt zur Schau trägt, ist es üblich das Haupt im Momente zu entblößen, wo man in den Palast getreten ist, so daß man selbst in den äußersten Vorhallen und auf den abgelegensten Diensttreppen blos Barhäuptigen begegnet.

An einer Anzahl großer Malachitvasen und Kopien klassischer Statuen vorbei gelangt man auf den ersten Stock und steht, nachdem man mehrere mit Dienern, Beamten und Offizieren bevölkerte Vorzimmer durchschritten hat, im ersten der eigentlichen Wohngemächer des Kaisers, in seinem Arbeitszimmer. Es hat einen ernsten, strengen Charakter. Durch keinen unnöthigen Prunk lenkt es die Aufmerksamkeit seines Bewohners von der Arbeit auf äußere Dinge und es ist auf diese Weise geeignet, Sammlung und Geschlossenheit der Gedanken zu fördern. Die Wände sind mit Tapeten von zartem Grau bedeckt, die Sitzmöbel aus altem Eichenholz mit braunem Seidenrips überzogen, in einer Ecke ist ein vielgeschnörkelter Rococokamin aus grauem Marmor angebracht, vor dem Fenster, aus dem man auf einen großen, freien Platz mit der unbeholfenen ehernen Reiterstatue Alexanders I. blickt, steht ein breiter, mit blauem Sammt überzogener Schreibtisch, der als einzigen Schmuck eine Bronzebüste des Czaren Nikolaus trägt. Das anstoßende Gemach ist das Empfangszimmer, dessen Pracht und Glanz einen auffallenden Gegensatz zur Schlichtheit des eben geschilderten Raumes bildet. Die Möbel sind reich geschnitzt und vergoldet, die Garnituren von weißer Seide; damaszirte Seidentapeten von derselben Farbe bedecken die Wände, die außerdem mit Goldarabesken, Gesimsen und Leisten im Style Louis XV. geschmückt sind. In der Mitte des Zimmers steht ein Tisch mit runder Mosaikplatte von

italienischer Arbeit, in einer Ecke, zwischen grünen Sträuchern halb verborgen, eine niedliche Marmorarbeit, den kleinen ausgesetzten Moses in einem geflochtenen Binsenkorb darstellend, wol das Werk eines jener Mailänder Bildhauer, die mit ihren Kinderstatuen und Marmorimitationen von Strohhüten, Battistsacktüchern, Strickstrümpfen und Badekostümen seit einem Jahrzehent alle Kunstausstellungen unsicher machen.

Aus dem Empfangszimmer gelangen wir in das Schlafzimmer. Den Fußboden bedeckt hier ein französischer Plüschteppich, in dem der Fuß bis an den Knöchel versinkt. Die Wände sind mit blauen Seidentapeten überzogen, die Möbel im Style Louis XVI., weißlackirt mit zarten blauen Schnörkellinien und blauseidener Tapezirung. Außer einigen Stühlen, Fauteuils, Longuechaises und Kommoden steht nur noch ein breites, bequemes französisches Bett da. Wie man sieht, hat sich Kaiser Alexander II. vollkommen von den strengen Gewohnheiten seines Vaters emanzipirt, welcher sein Lebelang auf einem eisernen Feldbette zu schlafen pflegte.

Nebenan befindet sich das Toilettezimmer, das ebenfalls einen sehr luxuriösen Eindruck macht. Die Wände sind aus weißlackirtem Stuck, in den Ecken stehen gutgeschnitzte hölzerne Karyatidenpaare, welche die Decke tragen, in die ein großes Oelgemälde eingerahmt ist. Dasselbe stellt die Geburt der Venus dar, deren göttlicher Leib soeben aus dem salzigen Schaume emporgetaucht ist. Die Grazien sind beschäftigt, sie mit Perlen und Edelsteinen zu schmücken und Amoretten umschweben die üppige Gruppe. In einer der tiefen Fensternischen steht ein großer Toilettespiegel, der sich nach Art eines Triptychons aus drei Flügeln zusammensetzt. Auf dem

mächtigen Toilettentiſche bemerken wir eine ſehr werthvolle, aus unzähligen Stücken beſtehende Garnitur von altem Sèvres. Rothſeidene Sitzmöbel aller Formen und ein runder Salontiſch mit reichgeſchnitztem Fuße vervollſtändigen die Einrichtung dieſes Gemachs, an welches ſich ein Badealkoven ſchließt. Die Badewanne iſt ein bemerkenswerthes Stück. Sie iſt aus feinſtem pariſchem Marmor, der Rand reich profilirt, das Kopf- und Fußende mit je einem Löwenhaupte geſchmückt, die Vorderſeite mit etwas überladenen Feſtons bedeckt. Das Waſſer ergießt ſich aus zwei maſſiven, ſilbernen Löwenhäuptern in die Wanne , über welcher ſich ein Gemälde befindet, welches ein orientaliſches Badezimmer darſtellt, wo ein nacktes ſchönes Weib, von einigen Sklavinen unterſtützt, eben in eine prächtige Jaspiswanne ſteigt. An das Toilettezimmer ſtoßen einige kleine Gemächer für den Leibkammerdiener und die kaiſerliche Garderobe.

Wenn die Räume die wir bis jetzt durchſchritten haben, den ganz intimen Charakter einer nicht einmal beſonders luxuriöſen — noch auch beſonders ſtylvoll eingerichteten — Privatwohnung an ſich tragen, ſo zeigt eine zweite Flucht von Gemächern, die mit den beſchriebenen parallel läuft, einen mehr öffentlichen Charakter. Hier ſind die ſchimmernden Wände, die reichen Decken, die mächtig langen und weiten Räume beſtimmt, großen Staatsaktionen und glanzreichen Aufzügen als Rahmen zu dienen. Hier wird eine wahrhaft kaiſerliche Pracht entfaltet und wir finden Kunſtwerke und Werthgegenſtände, wie ſie ſich nur im Schatten einer Krone zuſammenzufinden pflegen.

Gleich im erſten Salon, in den wir aus den Veſtibul

treten, bleiben wir überraſcht und geblendet ſtehen. Das gegiebelte Portal wird von zwei ſchlanken, gekuppelten Säulenpaaren getragen und dieſe Säulen ſind Monolithe von feinſtem, zartgeädertem Jaspis. Die Wandflächen werden durch rahmenartig profilirte Pilaſter gegliedert, die mit prächtigen Malereien und Arabesken auf Goldgrund im geſchmackvollſten Styl der Hochrenaiſſance gefüllt ſind. Wohin wir blicken, fällt unſer Auge auf Kunſtwerke und Prachtſtücke aller Art. Zwiſchen den Fenſtern ſehen wir eingelegte Schränke mit Moſaikbildern aus Gold und Edelſteinen. Auf dem mächtigen Marmorkamin ſtehen große Vaſen, freilich von wenig graziöſer Form, aber aus Agat geſchnitzt. Im zweiten daranſtoßenden Saale wieder eine Verſchwendung von Gold und Edelſteinen, Moſaikarbeiten und Schnitzereien. Im dritten Saale fällt uns beſonders ein großer, eingelegter Rococoſchrank, im vierten eine plumpe Malachitvaſe von niegeſehener Größe auf. Und ſo geht es noch durch drei oder vier Säle, bei deren Durchwanderung man ſich eines Gefühles der Ermüdung und Ueberſättigung nicht erwehren kann. Man geht ſchließlich mit gleichgiltigem, ſtumpfem Blick an den prächtigſten Dingen vorüber. Indeſſen treten wir ſchließlich doch noch in einen Saal, der unſere blaſirten Nerven aufs Neue anregt und Alles, was wir auf unſerer Wanderung bisher geſehen, tief in den Schatten ſtellt. Es iſt die große Halle, in welcher der Czar Deputationen zu empfangen pflegt. Er imponirt vor Allem durch ſeine Dimenſionen, denn er iſt mindeſtens fünfzig Schritte lang und etwa fünfunddreißig breit. Die Wände ſind mit vielfarbigem Marmor getäfelt, von verſchiedenen Seiten führen fünf Thüren in den

Saal, die alle von je zwei Doppelsäulen aus Jaspis flankirt werden. Ueber denselben sind große Füllungen aus Lapis Lazuli in der Wand angebracht. Eine lange Reihe vergoldeter Stühle mit gelbseidener Tapezirung zieht sich an den Wänden hin und spiegelt sich im schlüpfrigen Estrich aus amerikanischen, vielfach nuancirten Hölzern. Das Merkwürdigste in diesem Saale sind jedoch die Thüren, die innen und außen mit reich bemalten und vergoldeten Porzellanplatten belegt sind und von denen jeder einzelne Flügel nach Angabe meines Führers, welcher es wissen kann, fünftausend Rubel gekostet hat, was für die fünf Thüren die stattliche Summe von 50,000 Rubel gibt. Die sechs breiten Doppelfenster führen auf den Hofquai, die Dvortzovaja Nabereznaja; von hier hat man den Blick auf die von Fußgängern und Schlittschuhläufern belebte Eisdecke der Newa, die an dieser Stelle eine meerbusenähnliche Ausdehnung gewinnt. Ihre kolossalen Wassermassen sind hier vereint und theilen sich erst weiter unten in zwei Ströme, die große und kleine Newa, um sich bis zur Einmündung in den finnischen Busen nicht mehr zu begegnen. Nur undeutlich sieht man an klaren Tagen das jenseitigen Ufer, auf dem sich die Mauern und Wälle der Petersburger Citadelle erheben.

An diesen prächtigen Saal schließen sich noch zwei oder drei einfachere Salons, die für die Adjutanten bestimmt sind. Hat man auch diese Räume durchschritten, so steht man vor dem Eingange in die weltberühmten Sammlungen der Hermitage, die der Kaiser also in seiner unmittelbaren Nähe hat, so daß er sie mit aller Bequemlichkeit nach seiner Laune besichtigen kann.

Damit ist unsere Wanderung durch die kaiserlichen Ge-

mächer beendet, die trotz ihrer französischen und italienischen Möbel doch einen recht russischen Eindruck machen. Die Barbarei dieser Pracht besteht in der massenhaften, so zu sagen protzigen Verwendung der mineralischen Kostbarkeiten Rußlands, der edlen Metalle und Steine, die nicht in höherer künstlerischer Bearbeitung, sondern in ihrem brutalen Geldwerthe die Berechtigung suchen, in Gesellschaft von Meisterwerken der musivischen und Holzschnitzer-Kunst zu glänzen, und in der Abwesenheit eines einheitlichen Geschmacks und stylistischer Harmonie.

Denselben Charakter barbarischer Pracht haben auch alle anderen öffentlichen Gebäude, besonders aber die Kirchen, deren berühmteste die Kasan'sche ist. Sie bildet eine der Sehenswürdigkeiten des Newsky-Prospekts. Eine halbkreisförmige Colonnade, der geschmacklosen Zuthat Berninis zur Peterskirche in Rom nachgeahmt, führt von der Straße zum Hauptportal der Kirche und gleich Schildwachen stehen die ehernen Monumente der russischen Feldherren Kutusow und Barclay de Tolly an beiden Enden derselben. Das Innere ist mit blendendem Reichthum ausgestattet. Säulen und Pfeiler aus polirtem Granit tragen die Kuppel, alle Wände sind mit Heiligenbildern bedeckt, die nach russischer Sitte ganz mit Perlen und Edelsteinen übersäet sind. Die Balustrade, die den Altar vom übrigen Kirchenraume trennt, ist aus Silber; aus demselben Metall bestehen die großen Altarleuchter, deren jeder 120 Pfund wiegen soll. Kriegstrophäen schmücken die Kirche in großer Menge. Die Beute aller siegreichen Feldzüge gegen Franzosen und Türken, gegen Perser und Polen, gegen kaukasische und mittelasiatische Völker ist hier

aufgespeichert. Wir sehen, an metallenen Inschrifttafeln befestigt, die Schlüssel der Festungen, die von russischen Truppen im Feldzuge gegen Napoleon besetzt wurden; friedlich hängen nebeneinander die Schlüssel von Smolensk und Leipzig, von Rheims und Utrecht; einige sind von enormer Größe, aus Gold und Silber und reich gearbeitet, andere aus Eisen, unscheinbar, rostzerfressen und doch die Erinnerung an große Siege und unsterbliche Waffenthaten bewahrend. Ueber den Schlüsseln sind die eroberten Feldzeichen verschiedener Feinde angebracht. Man erkennt die französischen Legionsadler von antiker Form und die polnischen Adler, die sich wie zum Auffliegen bereit mit ausgebreiteten Fittichen und vorgestrecktem Halse an der Fahnenstange festkrallen; hier sind die persischen Fahnen mit der Schwurhand Alis und die türkischen mit dem Halbmond oder dem Racheschwert, das zwei Klingen hat; dazwischen Lanzen und wunderliches Stangenwerk, um das sich einst in blutigem Ringen die barbarischen Horden afghanischer oder tscherkessischer Krieger geschaart hatten. An dem linken Pfeiler vor dem Altar ist ein breiter Glascylinder angebracht, in welchem der Marschallstab Davoust's liegt. In dieser Kirche ist auch General Kutusow begraben, wie es heißt an derselben Stelle, wo er vor dem Auszuge gegen Napoleon in inbrünstigem Gebete gekniet hatte.

Was wollen übrigens alle Schätze und Reliquien der Kasan'schen Kirche gegen den Reichthum des Isaak-Domes sagen! Schon von außen flößt diese prächtigste Kirche der Christenheit mit ihren fünf riesigen, über und über vergoldeten Kuppeln und ihren vier Portiken, welche von polirten Granitsäulen getragen werden und in deren Giebel broncene

Reliefs eingelaſſen ſind, Staunen und Bewunderung ein. Das Innere wirkt geradezu betäubend und es dauert Minuten, bis man ſich von der erdrückenden Wirkung des unüberſehbar maſſenhaften Zierwerkes einigermaßen erholt und zu ruhiger Anſchauung emporgerungen hat. Die Säulen, welche die gewaltige mittlere Kuppel tragen, ſind aus glänzendem rothem Granit, die Baſen derſelben aus goldähnlich ſchimmernder polirter Bronze, die Kapitäle aus demſelben Stoffe, jedoch in gebräunter Farbennuance. Wände und Eſtrich ſind mit Marmor ausgelegt; unzählbar und blickverwirrend ſpringen allenthalben Geſimſe, Verkröpfungen und Ornamente aller Art hervor, ſämmtlich aus Metall, mit Lapis Lazuli, Jaspis, Malachit und dem koſtbaren Rhodonit eingelegt. Das Auge findet nirgends einen Ruhepunkt, es mag blicken wohin es will. Schaut es zur ſchwindelig hohen Kuppel auf, ſo bleibt es, nachdem es unterwegs eine drei- oder vierfache Ordnung von Kranzgeſimſen mit einer Unzahl von Roſetten, Conſolen, Kymatien und Aſtragalen geſtreift hat, zuletzt an einem koloſſalen Gemälde haften, das in der düſtern Beleuchtung eines verſchleierten Tages mit ſeinen großen, zuſammenhängenden Farbenmaſſen, undeutlichen Umriſſen und verſchwimmenden Details wie ein verworrener Traum, wie die dämmerige Ahnung eines in religiöſen Verzückungen ſchwelgenden Aszetikers aus der luftigen, fernen Höhe auf uns niederblickt. Gleitet es an den Wänden hin, ſo treten ihm überall die magern, finſtern, langbärtigen ruſſiſchen Heiligen mit den ſtrengen Mienen und den fanatiſchen Blicken entgegen, deren braunes Colorit durch den leuchtenden Goldgrund, von dem ſie ſich abheben, noch dunkler und düſterer gemacht wird.

Das „Ikonoſtas," die Scheidewand, die das Allerheiligſte vom übrigen Raume trennt, iſt die Gipfelung verſchwenderiſcher Bauart und Ausſchmückung. Das Portal, durch das der Prieſter ins Allerheiligſte tritt, wird von vier Malachit- und zwei Lapis Lazuli-Säulen getragen; die Thüre iſt aus Bronze gegoſſen und von prächtiger, durchbrochener Arbeit; die Frieſe über der Thüre ſind mit Lapis Lazuli ausgelegt und tragen goldene Inſchriften. Vor dem Altare finden wir wieder die mächtigen Leuchter, ganz aus Silber und vergoldet, auf denen unzählige kleine Kerzchen brennen. Dieſe Kerzchen ſind Opfergaben der Gläubigen. In jeder ruſſiſchen Kirche ſitzt neben der Eingangsthüre ein Küſter, der auf einem vor ihm ſtehenden Tiſchchen ſolche Wachslichter feil hat. Die Eintretenden bekreuzen ſich wol ein dutzendmal, kaufen ein Wachslicht, treten an den Altarleuchter, werfen wieder zehn oder zwölf Kreuze über ſich und befeſtigen dann die angezündete Kerze in einem der vielen hundert Näpfchen, die zu dieſem Zwecke an den Leuchterarmen angebracht ſind. Das Feſtkleben eines Kerzchens iſt offenbar eine verdienſtvolle, gottgefällige Handlung und es iſt ein liebenswürdiger Zug, daß die Ruſſen, wenn ſie einen Fremden in der Nähe ſtehen ſehen, auf ihn zuſchreiten, ihm ein Kerzchen überreichen und es ihm überlaſſen, daſſelbe an dem Leuchter zu befeſtigen, auf dieſe Weiſe dem Gaſte Gelegenheit bietend, ein frommes Werk zu thun. Als ich in der Iſaakskirche ſtand, wurde ich mindeſtens fünfzigmal auf die beſchriebene Art zum Vermittler zwiſchen einem Gläubigen und ſeinem Gotte auserſehen.

Zur Zeit, als ich in Petersburg war, befand ſich auch

Kaiſer Franz Joſeph von Oeſterreich auf Beſuch in der ruſſiſchen Hauptſtadt und es traf ſich, daß er die Iſaakskirche beſichtigte, als ich mich eben in derſelben befand. Es iſt nun höchſt charakteriſtiſch für die tiefe Gläubigkeit, die in Rußland herrſcht, das man während des Kaiſerbeſuchs Niemanden in ſeiner Andacht ſtörte und Niemanden hinderte in die Kirche zu treten, die übrigens ziemlich leer war, weil die Stunde des kaiſerlichen Beſuchs geheim gehalten worden war. So fromm ſind die Ruſſen, daß ſelbſt ihre äußerſt rege kindliche Neugierde von der Frömmigkeit beſiegt wird. Als der Kaiſer mit ſeiner glänzenden Suite in die Kirche trat, lag vor dem Ikonoſtas eben ein bärtiger Mann mit langem, rothumgürtetem Pelzrock auf den Knien und betete. Er wandte kaum den Kopf nach den Eingetretenen um und fuhr ruhig in ſeinen Bekreuzungen und Verbeugungen fort. Der Kaiſer kam immer näher, er ſtand nur mehr einige Schritte vom Beter entfernt, dieſer ſchenkte ihm noch immer nicht die geringſte Aufmerkſamkeit. Erſt nachdem er etlichemale mit der Stirne den Boden berührt und denſelben geküßt hatte, erhob er ſich und zog ſich demüthig in eine entfernte Ecke der Kirche zurück, von hier nun allerdings mit dem komiſcheſten maulaufſperrenden Erſtaunen nach der Gruppe der ſeltenen Kirchenbeſucher hinſtarrend und ganz glücklich, als ich ihm auf ſeine Frage beſtätigen konnte, daß es wirklich der „avstritzki tzar“ geweſen ſei, den er unvermuthet ſo nah und deutlich zu ſehen bekommen habe.

Etwas Eindrucksvolleres, die Sinne tiefer Faſſendes als einen Gottesdienſt in der Iſaakskirche kann ich mir kaum denken. Die ſtattlichen Geſtalten der langbärtigen, fabelhaft reich und

fabelhaft bizarr gekleideten Prieſter mit ihren hohen goldenen Kronen und rubinflammenden Gewändern, das rieſige Chriſtusbild, das aus dem dämmerigen Dunkel des Ikonoſtas-Hintergrundes geheimnißvoll und mehr geahnt als deutlich geſehen hervorleuchtet, dazu der wunderbar melodiſche, tief ſchwermüthige, in den ſchlichteſten Urformen des Tonſatzes ſich bewegende Geſang der hellen, rührenden Kinderſtimmen, welche den Gottesdienſt begleiten und deren Echo leiſe und geiſterhaft unter der Mittelkuppel ſummt und ſchwirrt, das Alles wirkt mit einer Gewalt zuſammen, daß ich es ganz gut begreife, wenn ſich des einfältigen Barbaren, der mit ſeinen unklaren, abergläubiſchen Vorſtellungen in dieſe Kirche tritt, nach wenigen Minuten jener übernatürliche, rauſchähnliche Taumel, jene weltvergeſſene Verzückung bemächtigt, die ich ſo oft in ruſſiſchen Beter-Geſichtern beobachtet habe. Ich weiß in der römiſch-katholiſchen Welt nur ein Schauſpiel, das man einer Meſſe in der Iſaakskirche an die Seite ſtellen kann, und das iſt nicht etwa die Oſter- oder Weihnachtsfeier in St. Peter zu Rom, ſondern der Tanz und Geſang der Seiſes in der Kathedrale zu Sevilla, wovon in dieſem Buche noch die Rede ſein wird. —

Aus Anlaß des ſchon erwähnten Kaiſerbeſuchs wurde auch eine große Truppenrevue in der Hauptſtadt abgehalten, ſo daß ich Gelegenheit hatte, die berühmteſten Regimenter paradiren zu ſehen. Derartige militäriſche Schauſpiele pflegen ſonſt auf dem weiten Marsfelde veranſtaltet zu werden, allein da dieſes eben vom „Balagan“ okkupirt war, wählte man den Admiralitätsplatz zum Rahmen des Bilds. Dieſen weitläufigen Platz ſchließt eine große Anzahl ſtattlicher Gebäude

von allen Seiten ein. Hier erhebt sich die zopfige Front des Winterpalastes, daneben die einförmige, langgestreckte Linie des Admiralitätsgebäudes mit seinen figurenreichen Giebeln und seinem hohen, fast nadelspitzen, vergoldeten Thurme, gegenüber die mächtige Façade des Generalstabs-Gebäudes, an einer Stelle durchbrochen von einem kolossalen Thorbogen, durch den man vom Admiralitätsplatz in die „große Morskaja" gelangt, endlich links das weitläufige „Exerzierhaus" mit seinen Säulenreihen und seinem flachen Gebälk. In der Mitte des Platzes ragt der ungeheure Monolith der Alexander-Säule, wol der größte monumentale Stein der Welt, 150 Fuß hoch in die Luft und der bronzene Engel mit dem Kreuz in der Hand, der auf dem Abakus dieses granitenen Wunderwerks steht, schaut weit über den Platz und die Stadt und die breite Newa hinweg bis tief nach Finnland hinein.

Diesen ganzen großen Platz, die große Morskaja und die lange Linie des Quais bis zur Isaakskirche hin nahmen die aufgestellten Truppenmassen, 30,000 Mann mit 120 Geschützen und 20 Mitrailleusen, ein. Vor dem Hauptthore des Winterpalastes, aus welchem der Czar und sein kaiserlicher Gast hervorkommen sollten, hielten zwei Escadronen tscherkessischer Leibgardereiter in phantastischer, fast bei jedem Manne verschiedener Tracht. Ihre feurigen Pferde warfen ungeduldig den Kopf und scharrten heftig mit dem Hufe. Ab und zu wurden die schönen Thiere von ihren Herren durch einen lauten Ruf beruhigt oder durch einen Peitschenhieb gezüchtigt, den sie mit einem kurzen, wilden Gewieher, man könnte sagen mit einem zornigen Aufschrei, beantworteten.

Die Offiziere verkürzten ſich die Zeit des Wartens mit Wettrennen und Reiterkünſten. Bald flogen ſie pfeilſchnell über den Platz hin, bald ließen ſie die Roſſe auf den Hinterbeinen tanzen. Die Tſcherkeſſenſättel ſind ſehr ſchmal, die Steigbügel nach orientaliſcher Sitte ſchuhartig geformt, Gebiß und Zaum von der einfachſten Conſtruction und ohne jede Vorrichtung zur Anwendung verſtärkter Gewalt. Auch haben die Reiter keine Sporen, die wohl auch überflüſſig ſind, da ſchon die leiſeſte Berührung der Weiche mit der Ferſe einen gewaltigen Satz des Pferdes veranlaßt. Reichen Zuruf und Ferſendruck nicht aus, um das edle Thier anzufeuern, ſo hat der Tſcherkeſſe ſeine Peitſche mit dem kurzen Stiel und dem derben Ledergeflecht, von der er aber faſt nie Gebrauch macht. Der Tſcherkeſſe ſitzt nicht im Sattel, ſondern ſteht faſt immer in den Bügeln, woher es kommt, daß er bei jeder Gangart des Pferdes, bei Trab oder Galopp, immer unbeweglich bleibt und im Gegenſatze zum ſtoßweiſen Auf- und Niederſchnellen europäiſcher Reiter jene centaurenhafte Ruhe zeigt, welche an ein Verwachſenſein des Menſchen mit dem Thiere denken macht. Die tſcherkeſſiſchen Offiziere ſind meiſt ſchöne Männer mit dunklen Augen und pechſchwarzen Schnurrbärten, jedoch eigenthümlich müdem, abgelebtem, erloſchenem Blick und fahlen, ſchlaffen Geſichtern. Die Hofdamen, welche von einer Terraſſe des Winterpalaſtes der Revue zuſahen, ſandten den kaukaſiſchen Fürſtenſöhnen ſchmachtende, lüſterne, verliebte Blicke zu, wofür ſie von dieſen verwöhnten, blaſirten Schooßkindern der Petersburger Damenwelt höchſtens ein gleichgültiges Kopfnicken als Gegengruß und Dank erhielten. So wie dieſe Gardereiter denke ich mir die ger-

manischen Barbaren am Hofe der römischen Imperatoren, stark, stolz, in allen Leibesübungen geschickt, bewundert und verhätschelt von den üppigen Weichlingen, in deren Mitte sie lebten, voll tiefer Verachtung für die sie umgebende hohe Kultur, für die schwachen würdelosen Männer und für die ihnen nachkriechenden verbuhlten Weiber, deren Corruption sie aber schließlich dennoch ansteckte.

Das Erscheinen der beiden Kaiser war das Signal zum Ausbruch eines nervenerschütternden Getöses, wie ich es nie bei einer Parade vernommen. Kaum war der Czar an die dem Palastthore zunächst aufgestellte Front herangeritten und hatte nach altrussischer Sitte den Soldaten den Gruß „Zdrastvuite rebiata," „Seid gegrüßt, Kinder!" zugerufen, als sämmtliche Truppen in ein wüstes, ordnungsloses Hurrahgeschrei ausbrachen, welches viertelstundenlang nicht aufhörte und das Dröhnen der Trompeten, das Rasseln der Trommeln, die Musik der Regimentskapellen und die Kommandorufe der Offiziere übertönte.

Der Vorübermarsch der Truppen, der alsbald begann, gestattete eine genaue Betrachtung derselben. Sie sind sonderbar uniformirt und ausgerüstet. Ueber mausgrauen Mänteln von außerordentlich grobem Tuche tragen sie leinene Kapuzen, deren Zipfel kreuzweise über die Brust geschlagen und auf dem Rücken zusammengeknüpft sind. Die Brust wird noch durch den Querriemen zusammengeschnürt, der überall sonst schon seit einem Vierteljahrhundert aus Sanitätsrücksichten abgeschafft ist. An Mannigfaltigkeit der Hutform steht die russische Armee unerreicht da. Ich will nur einige von denen aufzählen, die ich beobachtet habe. Das preobrazenskische

Regiment trägt Pickelhelme nach Art der preußischen; das ismailowskische Tuchkäppis mit weißen und schwarzen Roßschweifen; das pawlowskische hohe Blechmützen ähnlich denen der Potsdamer Garde; das Marinebataillon hat breite Tellermützen, das Scharfschützenregiment Tschakos von österreichischer Form, das Scharfschützen-Bataillon der kaiserlichen Familie pelzverbrämte Kalpaks; die reitenden Grenadiere haben Blechhelme mit querüber befestigten kolossalen Wülsten von Bärenfell, die Husaren und Kosaken Hüte, welche schwarzlackirten Eisentöpfen oder Cylindern ohne Ranft ähnlich sehen u. s. w. Ebenso mannigfaltig sind die Feldzeichen, deren die Truppen eine wahrhaft verschwenderische Fülle mit sich führen. Jeder Zug hat ein kleines Fähnlein, roth, weiß oder blau mit verschiedenfarbigen Kreuzen oder Streifen; jede Compagnie außerdem eine schwarz-orange-weiße Fahne und jedes Bataillon die große Feldstandarte, blau mit weißem Andreaskreuze und einem metallenen Adler an der Stangenspitze. Allein innerhalb der einzelnen Abtheilungen leistet die russische Armee an Uniformität das Unglaublichste. Die Eliteregimenter bestehen aus Leuten von gleicher Bartfarbe und ebenso hat jedes Kavallerieregiment gleichfarbige Pferde. Es machte einen merkwürdigen Eindruck, als das ismailowskische Regiment vorbeimarschirte und die ganze Front blos schwarze, am Kinn ausrasirte Bärte von genau gleicher Größe zeigte.

Ich sah die Revue von der schon erwähnten Terrasse des Winterpalastes mit an. Neben mir standen auf der einen Seite mehrere Gesandte des Chans von Chiwa und auf der andern Seite ein junger Palastbeamter, mit dem ich im Laufe meines Petersburger Aufenthaltes intim befreundet

wurde. Die Asiaten und der junge Beamte betrachteten die defilirenden Truppen mit tiefem, forschendem Interesse. Diese „Stützen des russischen Staats“ müssen ihnen offenbar morsch und schwach vorgekommen sein, denn die Chiwanischen Gesandten riethen nach ihrer Rückkehr in die Heimath ihrem Herrn zum Kriege gegen Rußland und mein junger Freund ließ sich in nihilistische Umtriebe ein. Allein die Stützen des russischen Staats erwiesen sich doch noch fester als die voreiligen Beurtheiler gedacht, denn Chiwa wurde besiegt und erobert und mein armer junger Freund verkommt seit einem Jahre elend und qualvoll in einem Bleibergwerke Sibiriens.

Im ruſſiſchen Rom.

Wie ein Traum war es mir, als ich, nach einer Nachtfahrt aus Petersburg in Moskau angelangt, wenige Stunden nach meiner Ankunft auf dem „Iwan Veliki“, dem „Großen Hans-Thurm“ ſtand und auf die ungeheure Stadt niederſah, die ſich tief unten nach allen Richtungen faſt unüberſehbar dehnte. Der Wind pfiff mir um die Ohren und ſauſte durch die offenen Fenſter des Thurmes, daß die darin aufgehängten Glocken mit leiſem, feinem Tone ſeltſam zu ſingen und zu klingen begannen, als ob unſichtbare Geiſterhände über das Erz hinführen; es war grimmig kalt da oben auf dem offenen, eisbedeckten Gange, unmittelbar unter der Kuppel und wol 160 Fuß über dem Boden; allein wer hätte auf Wind und Froſt achten mögen angeſichts des unvergleichlichen Bildes, in deſſen Anblick das Auge verloren war! Der Himmel war nahezu wolkenlos,

die Luft von einer in dieſer Jahreszeit überraſchenden Tiefe und Durchſichtigkeit und die Winterſonne erfüllte die ganze Gegend mit goldenem Lichte. Unmittelbar vor und neben dem Thurme, faſt greifbar nahe, flammten die vergoldeten Kuppeln der Kremlkirchen, weiterhin ſchimmerten in beſcheidenerem Glanze die zahlloſen, zum Theil ſchon ſchneefreien Dächer der Stadt, zwiſchen welchen viele hundert Thürme und Kuppeln von abenteuerlichſter Form und extravaganteſter Farbe emportauchten, und jenſeits der Straßen und Häuſer breitete ſich bis zum Horizont eine in der duftigen Ferne verſchwimmende, leuchtende Silberfläche aus, welche die Stadt rings umſäumte, ſo daß Moskau einer Inſel glich, inmitten eines ſtillen Sees gelegen, auf deſſen unbewegtem Spiegel das Licht der Mittagsſonne ruht. Es mag ſchön ſein, wenn dieſe Stadt ſich im Sommer aus einem Rahmen von grünen Wieſen und Aeckern erhebt, allein ich finde die Begrenzung durch glitzernde Schneefelder weit charakteriſtiſcher. Moskau erinnert dann an jene ruſſiſchen Heiligenbilder, die ſich von einem leuchtenden Metallgrunde abheben und mit goldgefaßten Edelſteinen überſäet ſind.

Ich hatte bis zu jenem Momente die bekannten Hildebrand'ſchen Aquarellen für Uebertreibungen gehalten; dieſe intenſiv grünen und blauen und gelben und rothen Bilder hatten mich angemuthet wie der tolle Rauſch eines farbentrunkenen Auges und ich hatte mir die Wirklichkeit nicht denken können, die ſich in ſolche grelle Kolorite kleidet. Als ich aber Moskau ſah, begann ich an die Realität der Hildebrand'ſchen Farbengebung zu glauben. Moskau verträgt einen ſolchen Pinſel, der ſich mit Vorliebe auf den äußerſten

Enden der Farbenſkala bewegt. Wer dieſes Städtebild malen will, der darf vor einer koloriſtiſchen Orgie nicht zurückſchrecken. Wie muthet es uns ängſtliche, farbenſcheue Kulturmenſchen, die wir außer dem Schwarz und Grau unſerer Kleider und dem Schmutzigweiß, Gelb oder Braun unſerer Häuſer nie eine Farbe ſehen würden, wenn uns nicht Himmel und Landſchaft den Gefallen thäten, ſchön blau und grün zu ſein, wie muthet es uns koloriſtiſche Temperenzler an, wenn wir eine rieſengroße Stadt ſehen, deren Häuſer buntgeſtreift oder karrirt, deren Dächer arſenikgrün, deren Kirchthürme golden oder indigoblau oder gleichfalls grellfarbig gemuſtert ſind und in deren Straßen Frauen in lichtgrünen und vergißmeinnichtblauen Kaftanen umherwandeln! In den Städten des Weſtens fällt es dem Auge ſofort angenehm auf, wenn eine Fahne oder ein Teppich die Einförmigkeit der kalkgetünchten oder ölfarbebeſtrichenen Häuſerreihen farbig unterbricht. In Moskau merkte ich es kaum, daß die Stadt eben geſchmückt war, daß unter den grünen Dächern bunte Fahnen, an den blauen Häuſern farbige Teppiche hingen; der Hintergrund des Feſtſchmucks, den Moskau zu Ehren eines erwarteten Kaiſerbeſuches angelegt hatte, war eben weit effektvoller als dieſer Schmuck ſelbſt. So wie Ordensſterne, die auf einem ſchwarzen Frack auffallen, auf der goldgeſtickten Geheimrathsuniform kaum bemerkt werden, ſo verloren auch hier die Fahnen und Teppiche für das Auge des Fremden die Bedeutung, dem Bilde der Stadt eine ungewöhnliche Färbung zu geben. Unſere Städte gleichen Griſaillen oder Sepiabildern; Moskau dagegen einem Aquarell Turners aus der Zeit ſeiner beginnenden Staarblindheit!

Und nun erſt die Formen, die durch dieſe lebhaften Farben hervorgehoben werden! Es iſt die bizarrſte Architektur, die je ein europäiſcher Geiſt erſonnen hat. Mit einer, ich möchte faſt ſagen ängſtlichen Neugierde ſucht das Auge die konſtruktive Nothwendigkeit dieſer Façaden, Dächer, Thürme und Kuppeln zu ergründen, und wenn man ſich lange vergebens bemüht hat, die Idee zu errathen, welcher der Baumeiſter in dieſen Werken Geſtalt zu verleihen beabſichtigte, ſo empfindet man es ſchließlich beinahe als Erleichterung, wenn man irgend ein botaniſches Vorbild herausfindet, welches die ſonſt unverſtändliche Form erklärt und in dem anfangs chaotiſch Erſcheinenden doch eine beſtimmte Abſicht vermuthen läßt. Da iſt zum Beiſpiel die Waſſili-Kirche unmittelbar vor der Umfaſſungsmauer des Kreml. Ihr Grundriß iſt unklar und verworren; die regelmäßige Kreuzform der byzantiniſchen Baſilika wird durch einen Schwulſt willkürlicher Anbauten verzerrt und überwuchert; die Façade iſt über und über mit Heiligenbildern bemalt: der untere Theil wird durch gewundene und lebhaft bemalte Säulen im Style der ſpätgothiſchen Verfallszeit gegliedert, die obere Hälfte beſteht aus einer mehrfachen Reihe übereinander geſtellter Archivolten, die dieſem Theile der Kirchenfaçade vollſtändig das Anſehen jener Schuppenmuſter geben, mit denen die italieniſchen Majoliken des 15. und 16. Jahrhunderts dekorirt ſind. Dieſe Bogenſtellungen haben einen konſtruktiven Zweck: ſie ſollen die Laſt der acht oder neun Kuppeln tragen, die aus dem grünen Dache hervorwuchern wie rieſige Pilze aus einem feuchten, bemooſten Erdhaufen. Jede dieſer Kuppeln iſt von verſchiedener und jede iſt von höchſt abenteuerlicher Geſtalt.

Die eine gleicht einer Melone, deren einzelne parallel laufende Wülſte abwechſelnd roth und blau bemalt ſind; bei der andern haben dieſe Längswülſte einen ſchrägen Zug, als hätte die Melone in ihrer Längenachſe eine Torſion erlitten; die dritte gleicht einer Ananas, deren einzelne Rautenbuckeln von verſchiedener Farbe ſind; die vierte iſt nach dem Vorbild eines Luftballons geformt, der durch das darüber geſpannte Netz in regelmäßige Trapezfelder getheilt iſt; die fünfte ahmt einen indiſchen Turban mit bauchigem Untertheil und hoher Spitze nach; die ſechſte iſt das genaue Abbild eines Tannenzapfens, während ſich einige übrige mit der einfacheren Zwiebelform begnügen. Ich habe mich bei der Beſchreibung dieſer Kirche länger aufgehalten, weil ich ſie für das monſtröſvollendetſte Muſter des ruſſiſchen Bauſtyls halte.

Wenn das Bild Moskaus, aus der Vogelperſpektive geſehen, ein frappantes iſt, ſo wirkt es bei einer Wanderung durch die Straßen womöglich noch überraſchender. Regellos und völlig willkürlich iſt der Zug der Gaſſen und Gäßchen. Welche äußere Veranlaſſung hat ihnen ihre Form gegeben? Hat man den ſeiner Richtung nicht recht bewußten Zickzackgang eines Betrunkenen zur Richtſchnur für die Straßenanlagen gewählt? Hat man die Gaſſen nach einem Pfade gebaut, den in wildem Dahinſtürmen ein ſcheugewordenes Roß getreten, welches bald gerade vorwärtsjagte, bald vor einem Stein oder Strauch einen Seitenſprung machte, bald ſich mit jäher Wendung rückwärtskehrte? Ich wäre faſt geneigt es zu glauben. Am Anfang einer Straße weiß man nie, in welcher Richtung wol ihr Ende liegen mag; man muß auf Schwenkungen aller Art, vielleicht ſelbſt auf einen Gang im

Halbkreis gefaßt ſein. Wäre die Annahme nicht hiſtoriſch ausgeſchloſſen, ich würde nicht daran zweifeln, daß jede Straße ein ehemaliges Flußbett ſei. Und wie eng und endlos lang alle dieſe Gaſſen ſind! Ich habe bei ſtundenlangem Umherfahren blos eine einzige gefunden, die von anſtändiger Breite iſt: es iſt diejenige, die zum Smolenſker Bahnhofe führt und durch einen hübſchen römiſchen Triumphbogen abgeſchloſſen wird. Alle übrigen ſchwellen abwechſelnd knotenförmig in die Breite, ziehen ſich dann wieder eng zuſammen, ohne aber im Allgemeinen mehr als fünf oder ſechs Schritte breit zu ſein. Um ſich in Moskau orientiren zu können, muß man ein Eingeborener und von nicht alltäglicher Intelligenz ſein; der Aufenthalt in dieſer Stadt dürfte den Ortsſinn ungemein entwickeln; wären die Einwohner Engländer, ſo würden ſie ohne Zweifel nie anders als mit einem Kompas ausgehen; als Ruſſen, die mit dieſem Inſtrument doch nicht umgehen können, müſſen ſie ſich auf jenen Inſtinkt verlaſſen, der auch die Brieftaube führt und ein gutes Steppenpferdchen bei Schneeſturm in dunkler Nacht den Weg ins heimiſche Dorf finden läßt.

Gleich Rom und Konſtantinopel iſt Moskau auf ſieben Hügeln erbaut und bergauf, bergab lenkte mein Iswoſtſchik den Schlitten, als ich meine Orientirungsfahrten durch die Stadt unternahm, die mich aber nicht orientirten, ſondern in mir nur die Ueberzeugung erweckten, daß die Wege Moskaus dunkel und unerforſchlich ſind wie die Wege der Vorſehung. Jeden Moment kamen wir an einer Kirche oder einem Kloſter vorüber: manche Gaſſen ſchienen mir ganz aus Kapellen zu beſtehen, wenigſtens war da jede Hausfront mit Heiligen-

bildern bedeckt und jedes Dach von einem krausen Glockenthurm überragt. Ein ruſſiſches Volkslied ſpricht von den „vierzigmalvierzig Kirchen Moskaus;“ ein Polizeibeamter, der mir als Cicerone beigegeben war und der in ſeiner Ausdrucksweiſe durchaus nichts Metaphoriſches oder Poetiſches hatte, wußte noch immer von 600 Kirchen und weniger werden es in der That kaum ſein. Neben den Kirchen ſind auch die Wohnhäuſer höchſt charakteriſtiſch. Ein großer Theil derſelben iſt mehr oder weniger Holzbau; manche tragen auf einem gemauerten Erdgeſchoß ein Stockwerk aus Pfoſten, die meiſten ſind vollſtändige Blockhäuſer, aus rund gezimmerten Pfählen gefügt, grün oder blau überſtrichen und von einem weit vorſpringenden Dache überragt, welches die charakteriſtiſchen ruſſiſchen Schnitzereien: Adler, Drachenköpfe, ſteifes Spitzen- und wunderlich unnatürliches, ſtarr konventionelles Laubwerk zeigt. Ich habe dieſe Schnitzereien ſoeben charakteriſtiſch ruſſiſche genannt. Um genau zu ſein, müßte ich dieſe Bezeichnung modifiziren und von byzantiniſchen Schnitzereien ſprechen. Die ruſſiſchen Dekorationen ſind entartete byzantiniſche, wie byzantiniſche entartete griechiſche ſind. Nichts iſt intereſſanter als an ſolchen Kleinigkeiten, an bedeutungsloſen Arabesken und Fenſteriſturz-Schnitzereien, die Wanderung eines Dekorationsmotivs durch die Style, Zeiten und Länder zu beobachten. Es iſt eine rückſchrittliche Entwickelung von Blüthe zu Verkümmerung in den meiſten, eine aufſteigende Entwickelung in den allerſeltenſten Fällen. Ein jedes Dekorationsmotiv entſteht urſprünglich durch künſtleriſches Beobachten und Erfaſſen natürlicher Erſcheinungen. In Urzeiten

wird ein egyptiſcher, aſſyriſcher oder perſiſcher Meiſter durch den Anblick eines Bündels ſchlankaufſtrebenden Schilfrohrs, eines Straußes untermiſchter Lotosknospen und Lotosblüthen, einer üppig entfalteten Akanthuspflanze frappirt und er ahmt das Weſentliche der Erſcheinung, die einen ſchönen und charakteriſtiſchen Eindruck auf ihn gemacht hat, in einer Säule, in einem Friesbande, in einem Capitäl nach. Der Grieche übernimmt dieſe Motive von ſeinen hamitiſchen und ſemitiſchen Lehrern, aber er geſtaltet ſie ſchöner und reicher aus, er begnügt ſich nicht damit, trocken zu ſtyliſiren, ſondern kopirt direkt die Natur in ihren Blüthen-, Blatt- und Rankenformen. Vom Griechen erbt ſie der Römer des Oſtens und Weſtens; er beſchränkt ſich darauf, ſie zu wiederholen und zu kombiniren, aber er hat kein Auge mehr für die ihn umblühende Pflanzenwelt, die ihm tauſend neue Motive darbietet, er verſteht es nicht mehr, die ſchöne und charakteriſtiſche Linie in der ſcheinbaren Unregelmäßigkeit des Pflanzenwachsthums zu erfaſſen und in ſeiner Dekoration feſtzuhalten, die letztere iſt ihm nur mehr etwas Angelerntes, fertig überkommenes, das er ſich begnügt, treu und gewiſſenhaft nachzubilden. Der römiſchen Kunſt folgt die byzantiniſche und romaniſche. Dem Meiſter iſt nun ſchon die Erinnerung an den Urſprung und die eigentliche Bedeutung des Motivs verdunkelt worden, wenn nicht ganz verloren gegangen. Er weiß nicht mehr, daß er ein ſtyliſirtes Rohrbündel, eine ſtyliſirte Lotosblüthe darſtellt; er ſieht nur mehr konventionelle Linien, die er wieder anwendet, die er wol auch willkürlich verändert, indem er in barbariſcher Unkenntniß deſſen, was ſie darzuſtellen beabſich-

tigen, weſentliche Theile wegläßt und ſinnloſe Anhängſel zufügt. Der Meiſter bringt dieſe entſtellten und verſtümmelten Motive an Gebäudefaçaden, an Säulen, an geſchnitztem Gebälk an. Hier ſieht und erlernt ſie der Handwerker und Kleinkünſtler und wiederholt ſie auf ſeinen Thonſchüſſeln, Glasbechern, Silbergefäßen. Von Arbeitergeneration zu Arbeitergeneration ſteigt der angeſtammte Vorrath von Dekorationsmotiven hinab, wobei er immer dürftiger, immer dunkler, immer unförmlicher wird. In höher ziviliſirten Ländern entſteht mittlerweile eine neue Kultur, eine Wiedergeburt der Künſte; man kehrt dort wieder zur Natur oder zu den der Natur noch ganz naheſtehenden alten Muſtern zurück und erſetzt die abgebrauchten Motive durch friſche, ſchöne, neue, blühende. In den abgelegenen Ländern aber und ſelbſt in den abgelegenen Bildungskreiſen hochkultivirter Länder ſetzt das alte Motiv ſeinen abſteigenden Entwickelungsgang fort. Zuletzt lebt es nur noch in der Guirlande, mit der ein dörflicher Schildermaler eine Schrifttafel umſäumt, in der Zeichnung, die der Dorftiſchler mit der Fraisſäge an einem Dachbrett hervorbringt, in der bunten Stickerei, mit der die Bauerndirne den Saum ihrer groben Leinenſchürze ſchmückt, aber es lebt noch und gerade in dieſem Stadium ſeiner Verkümmerung hat es eine Zähigkeit, welche dem Einfluß von Jahrhunderten zu widerſtehen vermag. Wer würde in dieſem ſteifen, formloſen, aus ſcheinbar ganz willkürlichen Zickzacklinien beſtehenden Stickmuſter oder Holzfrieſe noch die Lotosblüthe erkennen, die einſt den Perſer oder Egypter begeiſtert hat? Und doch iſt ſie es und das kundige Auge findet noch

in dieſer Erniedrigung an ihrer Erſcheinung die ſchattenhaften, verwitterten, verzerrten Züge ihrer ehemaligen Schönheit heraus und grüßt noch in der Schnitzerei eines ruſſiſchen Dachbretts, in der Emaillirung einer Moskauer Silberſchüſſel, in der Stickerei eines Bauernkleides den letzten, aufs äußerſte herabgekommenen Sprößling der majeſtätiſchen Vegetationspracht des Orients.

Das iſt die Metempſychoſe des Dekorationsmotivs, die noch kein Kunſthiſtoriker dargeſtellt hat und nirgends habe ich ſie deutlicher und überraſchender geſehen als an den wunderlich geſchnitzten Façaden der Moskauer Bürgerhäuſer. —

Der Leſer möge mir dieſe Abſchweifung verzeihen, allein es iſt ſchwer, ſie zu vermeiden, wenn man ſich in die Betrachtung der Eigenthümlichkeiten des ruſſiſchen Dekorationsſtyls vertieft. Jedes einzelne dieſer Moskauer Blockhäuſer predigt das dunkle Nachwirken alter Kulturen und veranſchaulicht die Wahrheit, daß jedes, ſelbſt das geringfügigſte und unbeachtetſte Detail unſerer Kultur mit verborgenen Wurzeln aus den urälteſten Civiliſationen der Menſchheit hervorgewachſen iſt.

Man hat, um auf Moskau zurückzukommen, dieſe Stadt ein ungeheures Dorf genannt. An vielen Stellen iſt dies buchſtäblich zu nehmen. Denn die Stadt beſteht nur zum Theil aus Wohnhäuſern, zum größern aber aus förmlichen Gehöften, aus Herrenſitzen und Bauernwirthſchaften, die inmitten einer weiten Hofſtelle gelegen ſind, gegen die Straße hin durch einen lebendigen Zaun abgeſchloſſen werden, hinter ſich wol auch Krautacker und Küchengarten haben, und

in denen weder ausgedehnte Stallungen noch ſelbſt die für das Dorf charakteriſtiſche Dungſtätte fehlen.

Ueberraſchend und merkwürdig iſt der Anblick, wenn wir nach ſtundenlanger Irrfahrt durch das Labyrinth der Vorſtädte aus irgend einer ſchmalen Gaſſe plötzlich auf einen weiten Platz herauskommen und vor uns die Ringmauer des Kreml ſich erhebt. Es iſt eine hohe, blendend weiß getünchte Steinwand, am obern Rande mit Zinnen von ſchwalbenſchwanzförmigem Schnitte beſetzt und von ſchmalen, langgeſchlitzten Schießſcharten vielfach durchbrochen. Von jenſeits ſchauen die goldbedeckten Kuppeln und Thurmſpitzen zahlreicher Kirchen, zopfige, weißgetünchte Palaſtfronten und regellos durcheinander gerüttelte Hausdächer herüber. In kleinen Abſtänden erheben ſich merkwürdige Thurmbauten, weit mehr indiſchen Tope's als irgend einem europäiſchen Bauwerk gleichend: ſchwerfällige, mit grünglaſirten Ziegeln gedeckte Pyramiden, die auf einem nach außen überhängenden, an der Baſis ſich verjüngenden quadratiſchen Unterbau ruhen. Sieben Thore, alle mit Kapellen und Thürmen überbaut, führen ins Innere des alten Bollwerks. Manche der Thore ſind vom Alter geſchwärzt, andere moderne Rohziegelbauten, auch dieſe nach dem ſorgſam imitirten Muſter der alten von Zwiebelkuppeln überragt, mit Altären in Niſchen und Heiligenbildern über den Thorbogen. Die Pforte, durch die wir einfahren, iſt die „heilige Pforte". In der Kapelle, die ſich vor derſelben erhebt, wird ein wunderthätiges Muttergottesbild aufbewahrt, deſſen Entſtehung tief ins Mittelalter zurückreicht. Niemand geht durch dieſes Thor, ohne die Mütze

vom Kopfe zu nehmen, die Meiſten bekreuzen ſich noch dazu, Viele habe ich niederknien und den ſchmutzigen Boden küſſen ſehen. Auf einen Wink meines Begleiters entblößte auch ich das Haupt; man ſetzt ſich ſelbſt als Fremder Inſulten aus, wenn man dies unterläßt. Es war dieſe heilige Pforte, durch die Napoleon auf ſeiner verhängnißvollſten Kriegsfahrt den Kreml betrat; bis an dieſe Pforte geleitete ihn ſein Glück, an ihrer Schwelle nahm es von ihm Abſchied, um ihm nie wieder zu begegnen; mir wars als wehte mich der eiſige Hauch des antiken Fatums an, als ich unter ihrer kalten, hohen Wölbung durchfuhr.

Hat man die Pforte paſſirt, ſo befindet man ſich in einem großen Hofe, den die Façade des Kreml-Schloſſes im Hintergrunde begrenzt. Er wird von vielen hundert Geſchützrohren verſchiedener Größe eingefaßt, die zum Theil Kriegsbeute aus zahlreichen Feldzügen und ſpeziell aus dem Kriege gegen Napoleon ſind. Unter ihnen befindet ſich auch die „große Kanone," ein mit Hautreliefs geſchmücktes Ungethüm, das auf ſeiner urſprünglichen plumpen Holzlaffette ruht und vor dem vier entſprechend große Kugeln liegen. Die „große Kanone" hat eine größere Mündung als irgend ein anderes, jetzt exiſtirendes Geſchütz, allein an Länge und an Umfang der Ladekammer ſteht ſie weit hinter den modernen Rieſengeſchützen der engliſchen und italieniſchen Marine zurück, neben welchen Meiſterwerken der baliſtiſchen Kunſt ſie ſich ſo ausnehmen würde wie die plumpe Ungeſtalt eines Megatheriums neben der fein durchgebildeteten Form eines arabiſchen Renners.

Aus dieſem Hofe gelangt man in einen zweiten, in

deſſen Mitte ſich der „Weliki Iwan"-Thurm mit ſeinen unzähligen Glocken erhebt. Am Fuße desſelben erblicken wir die weltberühmte „große Glocke", allerdings nur als Ruine und in kläglichem Zuſtande. Sie ruht auf einem ſoliden Unterbau von Granit-Quadern, an einer Stelle iſt ein reichlich mannshohes Stück aus ihrem Rande ausgebrochen, das auf dem Boden ſteht und gegen den Unterbau gelehnt iſt. Man kann an dieſem Bruchſtücke am bequemſten die monſtröſe Dicke der Glockenwand bewundern. Auf der entgegengeſetzten Seite geht ein Spalt durchs Erz, der ſich vom Rand bis faſt zur Krone hinzieht. Kiſelaks pflegen durch die thürförmige Bruchöffnung ins zimmergroße Innere der Glocke zu ſchlüpfen und ihren Namen — in vielen Fällen mit dauerhafter Oelfarbe! — an die Innenwand zu pinſeln.

An den Weliki Iwan ſchließt ſich die „Krönungskirche" mit ihren über und über von Gemälden bedeckten Wänden und Säulen, ihren edelſteinbeſetzten Heiligenbildern, alten Patriarchengräbern und ihrem Krönungsthrone, auf welchem die ruſſiſchen Kaiſer noch jetzt bei ihrem Regierungsantritte die Weihe der Kirche erhalten. In der Synodalſakriſtei dieſer überreichen Kirche ſind große Schätze aufgeſpeichert. Es ſind die Prachtgewänder, Mitren, Ringe und Kreuze alter Patriarchen und Archimandriten, Kirchengeräthe und Evangelienbücher. Selbſt ein flüchtiger Blick genügt, um zu erkennen, daß viele dieſer Koſtbarkeiten von byzantiniſcher Arbeit ſind und ſicherlich aus dem elften oder zwölften Jahrhundert datiren. Es iſt ſehr bedauerlich, daß noch kein Berufener dieſe Schätze eingehend zu prüfen Gelegenheit hatte.

Ihre gründliche Durchforschung müßte der Kunstgeschichte viel werthvolles Material zuführen. Zwar hat ein Archimandrit im Jahre 1865 in Moskau einige Tafeln mit Abbildungen von Gegenständen aus dem Kirchenschatze herausgegeben, allein die Abbildungen sind so mangelhaft und der begleitende (französische) Text ist so unfachmännisch, daß der Kunsthistoriker von dieser Publikation keinen ernstlichen Gebrauch machen kann. Uebrigens thäte man, glaube ich, dem guten Archimandriten Unrecht, schöbe man ihm die Absicht in die Schuhe, mit seinem Buche der Kunstgeschichte dienen gewollt zu haben: die Arbeit hatte sicherlich nur den Zweck, den Besucher der Sakristei, dem regelmäßig der Verfasser selbst ein Exemplar des Werkes mit einer auserlesen höflichen Verbeugung überreicht, um einige Rubel zu erleichtern.

Hat man auch noch das unansehnliche Stammhaus der Romanoffs besichtigt, so ist man mit den Sehenswürdigkeiten des Kreml zu Ende und es erübrigt nur noch den Kaufhof zu besuchen, um alle charakteristischen Punkte Moskaus berührt zu haben. Der Kaufhof ist eine Art Bazar, in welchem sich Laden an Laden reiht, gefüllt mit den Natur- und Kunstprodukten des fernen asiatischen Ostens und des zivilisirten europäischen Westens. Neben russischen Kaufherren in der alten Nationaltracht finden wir hier auch Chinesen und Inder, welche die Waaren ihres Landes feilbieten. Es ist durchaus uneuropäisches Leben, das hier herrscht, wie denn überhaupt Moskau ungleich asiatischer ist als das französelnde Petersburg. Man begreift hier die mit Bitterkeit gemischte Verachtung, mit welcher der Moskauer auf den Petersburger

hinabblickt und den barbariſchen Stolz, mit welchem er ſich als den richtigen, wahren Ruſſen fühlt, im Gegenſatz zum entarteten, europäiſirten Bewohner der neuen Hauptſtadt. Moskau hat nicht aufgehört, das Herz und Haupt Rußlands zu ſein und wer ruſſiſches Weſen in ſeiner Eigenart beobachten will, der muß dies hier thun, und nicht in dem mit weſtlichem Ziviliſationsfirniß überkleiſterten Petersburg.

Die ruſſiſche Kultur.

Troſtlos und unendlich dehnt ſich die abſolut platt-gewalzte, ſeeähnlich nivellirte Ebene von Moskau bis Breſt-Litewski, durch die mich meine Rückreiſe führte. Selten wird dieſe grenzenloſe Fläche von einem unter dem Schnee faſt begrabenen Dorfe, noch ſeltener von kleinen Städten wie Smolensk und Minsk unterbrochen, deren ſpärliche Kirchthürme trotz ihrer beſcheidenen Höhe weithin als Landmarken ſichtbar ſind. Von Breſt-Litewski ab bemerkt der Reiſende einige auffallende Veränderungen in der Landſchaft und in den Menſchen, mit denen er in Berührung kommt. Die Bahn führt nunmehr häufig durch Forſte, ſie kreuzt öfter kleinere und größere Flüſſe, das Land zeigt unter der dünner werdenden Schneedecke Spuren des Pfluges, während man bis dahin faſt nie an Aeckern, ſondern beinahe ausſchließlich an öden Steppen und Viehtriften vorübergekommen war; die Dörfer, Weiler und Einzelgehöfte mehren

ſich; kleine Städte folgen einander in kurzen Abſtänden, das Kommen und Gehen der Reiſenden wird an allen Haltſtellen häufiger, man ſieht nicht mehr den langen Kaftan und bunten Gürtel des Stockruſſen, ſondern europäiſche Kleidung, welcher nur noch reichlichere Verwendung von Pelzwerk einige Lokalfarbe gibt. In den Stationen herrſcht ein Leben und Treiben, wie es bisher nicht zu beobachten war. Während man im Innern Rußlands oft viele Stunden lang zu fahren hat, ehe man in einer Hauptſtation ein, dann allerdings ſehr elegantes Buffet findet, iſt nun jede, auch die kleinſte Station mit ihrem Buffet verſehen, wo eine geläufig deutſch, häufig auch ſchlecht franzöſiſch ſprechende jüdiſche Wirthin außer dem unvermeidlichen heißen Thee auch allerlei kalte und warme Fleiſchſpeiſen, verdächtigen Rothwein und unverdächtigen Schnaps feilbietet; bisher hat ſich der Reiſende, der den Zug verließ, auf dem Bahnhof allein, mit ſeinem Gepäck in der Hand gefunden und iſt nur mit größter Mühe und nach langem Parlamentiren mit dem Dienſtperſonale im Stande geweſen, einen Träger und Ausſicht auf Unterkunft zu erhalten; nun ſtürmen auf den Reiſenden, der aus ſeinem Coupé ſteigt, augenblicklich einige Juden in ſchmierigem Kaftan und mit Schläfenlocken ein, die ſich erbötig machen, ſein Gepäck zu tragen und ihn zu einem „Hotel“ zu führen. Wenn man nun einen der klebrigen ekelhaften papierenen Rubelſcheine wechſelt, ſo erhält man eine Handvoll ſtark abgegriffener, oft auch am Rande ſchartiger Silberſcheidemünze, welche nicht mehr in ruſſiſchen, ſondern in lateiniſchen Lettern die Legende „5“ oder „10 Großy“ trägt und bei den kleinen Einkäufen, die man macht, findet man ſie angeſichts einer neuen, der Gulden-Währung,

die den Reiſenden anfänglich ſehr unangenehm überraſcht, weil er mit dem Worte „Gulden“ die Vorſtellung einer größeren Münzeinheit verbindet und ſich in einer Räuberhöhle glaubt, wenn man ihm für ein Beefſteak $2\frac{1}{2}$ Gulden abfordert, ein Preis, der allerdings viel von ſeinen Schrecken verliert, wenn man erfährt, daß es ſich um polniſche Gulden handle, deren fünf auf den Rubel gehen.

Alle dieſe Veränderungen ſind ſehr augenfällig und ich machte darüber einige Bemerkungen zu einem Mitreiſenden, der in Breſt-Litewski den Zug beſtiegen hatte. Der Reiſende lächelte nur verächtlich und ſagte: „Gewiß — aber was iſt daran Auffälliges? Bisher waren Sie in Aſien, jetzt ſind Sie in Europa. In Breſt-Litewski hört Rußland auf und beginnt Polen!“

Der Mann, der ſo ſprach, war natürlich ein Pole, aber ſein Urtheil über Rußland iſt, wenn auch nicht freundlich, ſo doch gerecht. In der That, die Geographen, die Kulturhiſtoriker, die Politiker haben Unrecht, Rußland zu Europa zu rechnen. Es iſt ein eſſentiell aſiatiſches Reich und unſer Erdtheil iſt nach Oſten hin nicht durch den Ural, ſondern durch die Linie begrenzt, die das alte Großpolen von Lithauen und Kleinpolen trennt. Alles iſt aſiatiſch in Rußland: aſiatiſch iſt die Regierungsform, die auf der echt orientaliſchen Vorſtellung von der Göttlichkeit der Perſon des Herrſchers beruht und in welche der europäiſche Begriff vom Selbſtbeſtimmungsrechte der Völker noch nicht Eingang gefunden hat; aſiatiſch iſt der Fanatismus der Bevölkerung, deren Denken, ſoweit es nicht die materiellſten Alltagsvorſtellungen zum Gegenſtande hat, ſich noch nicht über die abergläubiſcheſten Religionsbegriffe erhebt; aſiatiſch iſt der Myſtizismus, der

die ganze Nation beherrſcht und eine ſo lebendige Triebkraft hat, daß er täglich zur Bildung neuer, daſeinsfähiger, dauernder Sekten theils wunderlicher, theils ſcheußlicher Natur führt, die ſich von den ebenfalls üppig ſprießenden engliſchen und amerikaniſchen Sekten darin unterſcheiden, daß dieſe meiſt auf formaliſtiſchen, ſeltener dogmatiſchen Diſteleien beruhen, während jene aus der unklaren, heidniſch-ſinnlichen Vorſtellung herauswachſen, daß man durch neues, verſchrobenes Beginnen übernatürlichen Kräften und Weſen körperlich nahekommen könne; aſiatiſch ſind die uralten, primitiven Formen des Grundeigenthums, die in den meiſten Gegenden des Landes herrſchen, wo eine Gemeinde in ihrer Geſammtheit eine Flur gemeinſam und ohne individuelles Beſitzrecht bewirthſchaftet; aſiatiſch iſt das Verhältniß zwiſchen dem Volke und dem Adel, der noch heute, trotz Aufhebung der Leibeigenſchaft, auf ſeinen Gütern unumſchränkt waltet und vom „Muzik", dem erſt vor achtzehn Jahren theoretiſch vom Sklaven zum freien Mann gewordenen Bauer, als ein höheres Weſen betrachtet wird, gegen das es im Falle einer Ungerechtigkeit oder Bedrückung kein anderes Schutz- und Abwehrmittel als Gebet oder fataliſtiſche Fügung ins Unvermeidliche gibt; aſiatiſch iſt die Feilheit und unerhörte Corruption ſämmtlicher Richter und Beamten, aſiatiſch die adminiſtrative Willkür, welche Unſchuldige ihres Eigenthums oder der freien Verfügung über ihre Perſon beraubt und ſie nach Sibirien oder in irgend eine weltentlegene Gubernialſtadt ſchleudert.

Weshalb iſt oder thut Europa ſo unwillig, wenn es erfährt, daß man in Rußland bei Armeelieferungen hundert Millionen ſtiehlt, daß die Beſtechung jedes einzelnen Beamten,

mit dem man in offizielle Berührung zu kommen hat, die Form einer ſelbſtverſtändlichen, unvermeidlichen, beinahe geſetzlich vorgeſchriebenen Abgabe annimmt, daß Individuen und Familien verbannt, ohne Prozeß und Urtheil in den Kerker geworfen, gefoltert, hingerichtet werden? Alles das und noch mehr geſchieht in Perſien, China, Japan, ja ſelbſt in der Türkei; es geſchieht offenkundig und vor den beobachtenden Augen der ziviliſirten Welt; allein Europa nimmt keinen Anſtoß daran, weil es ſolche Barbareien als unvermeidliche Eigenthümlichkeiten aſiatiſcher Gemeinweſen betrachtet. Nun denn, Rußland hat vollen Anſpruch darauf, mit Berückſichtigung derſelben „mildernden Umſtände“ beurtheilt zu werden, deren Wolthat man den übrigen, ausgeſprochen aſiatiſchen Reichen angedeihen läßt. Es iſt nicht gerecht und billig, Rußland ſtrenger zu beurtheilen als etwa Japan. Die Aehnlichkeit des Ganges der Kulturentwickelung in dieſen beiden Ländern iſt überhaupt eine merkwürdige. Wir ſtehen hier vor einem jener ſeltenen Fälle, in welchen ein ganz exzeptioneller kulturhiſtoriſcher Vorgang ſich trotz ſeiner Unregelmäßigkeit und ſeiner Ausnahmenatur bei zwei völlig verſchiedenen Völkern identiſch wiederholt. Rußland wurde bis zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts nicht zur europäiſchen Communität gerechnet; Volk und Land galten für barbariſch, ſeine Fürſten für eine Art wilder Häuptlinge, mit denen keine europäiſche Dynaſtenfamilie ſich verſchwägerte, Geſandtſchaften gelangten nur ſelten an ihren Hof, ſie hatten im Kreiſe der europäiſchen Herrſcher weder Sitz noch Stimme, man betrachtete den „Großfürſten von Moskau“ genau ſo wie heute den Schah von Perſien oder den „Kaiſer“ von

Siam und ſein Chriſtenthum machte ihn nicht mehr zum Mitgliede der ziviliſirten Chriſtenheit, als den halbmythiſchen Prieſterkönig von Abyſſinien das ſeinige. Da kam Peter der Große zur Regierung und mit einem Schlage änderte ſich das Verhältniß ſeines Reiches zum ziviliſirten Weſten. Seine Reiſe nach Dänemark, Holland u. ſ. w. hatte die Bedeutung der beiden Europafahrten des Schah Naſſr-ed-din: ſie führte ihn in die Familie der europäiſchen Souveräne ein. Jener Czar, der ſowol das leidenſchaftliche Kulturbedürfniß als auch die wilde, ungeduldige Haſt eines begabten Barbaren hatte, erwirkte ſeinem Lande die Aufnahme in die Gemeinſchaft der europäiſchen Staaten; er verlängerte die Fäden des diplomatiſchen Netzes, welches die ziviliſirte Welt bedeckt, bis zu ſeiner Hauptſtadt; er berief Europäer, welche in ſeinem Reiche alle Einrichtungen der Ziviliſation: Verwaltung, Schulen, eine europäiſche Armee und Marine, Poſt, Handels- und Finanzpolitik, eine Literatur, ja ſogar eine nationale Kunſt ſchaffen ſollten. Viele dieſer Europäer, die als Kulturapoſtel nach Rußland wanderten, waren Franzoſen, denen die ihnen erwieſenen Ehren und zugewendeten Auszeichnungen ſo ſchmeichelten, daß ſie, um auf ihr Thun ein allermodernſtes Wort anzuwenden, für das barbariſche Land und ſeinen Herrſcher ungeheure Reklame machten, Reklame in Geſtalt dickbändiger Geſchichtswerke, Reklame in Geſtalt ernſter, mit Gründlichkeit prahlender Landes- und Volksſchilderungen, eine Reklame, welche noch heute in allen Lehrbüchern der Weltgeſchichte nachwirkt, wo ihr der Name und die Autorität eines Voltaire Eingang verſchafft hat. Das iſt genau der Lauf der Dinge in Japan, wo ebenfalls ein kulturdurſtiger Herrſcher durch

Berufung europäiſcher Lehrer, Anknüpfung diplomatiſcher Beziehungen zu Europa, Nachahmung europäiſcher Inſtitutionen, zwangsweiſe Einführung europäiſcher Tracht, Geſetze und Bräuche ſein Volk über Nacht mit Taſchenſpielerfertigkeit in ein europäiſches verwandeln will. Der Unterſchied zwiſchen Japan und Rußland iſt nur, daß das letztere ſein Europäiſirungsexperiment 180 Jahre vor dem erſteren unternommen hat und — daß ihm daſſelbe bis heute, trotz der unvergleichlich längeren Dauer, weit weniger intenſiv gelungen iſt wie jenem, weil eben der japaneſiſche Volksſtamm von Natur viel begabter und bildungsfähiger iſt als der ruſſiſche.

Der tiefe Unterſchied, der zwiſchen dem äußern Anſtrich und innern Weſen Rußlands beſteht, iſt die Schwäche, vielleicht das Unglück dieſes Landes. Daraus, daß es nach Außen hin europäiſch ſein will, während es im Innern ungeſchminkt und brutal aufrichtig Aſien iſt, hat ſich mit Nothwendigkeit der Nihilismus der Gebildeten entwickeln müſſen. Denn was iſt der Nihilismus anderes als die grauenhafte Form, in welcher die tragiſche Zerriſſenheit und Verzweiflung einer Geſellſchaftsklaſſe zur Erſcheinung kommt, die in der Schule, in der Lektüre, auf Reiſen mit europäiſchen Anſchauungen über die Rechte des Individuums und ſeine Stellung im Staat genährt wurde, um ſich dann, ins Leben hinaustretend, zu den Exiſtenzbedingungen von Aſiaten verurtheilt zu finden? Würde der ruſſiſche Staat die Affektation des Europäerthums ſo weit treiben, daß er auch das Uebel des Nihilismus mit europäiſchen Mitteln und unter Beobachtung europäiſcher Formen bekämpfen wollte, ſo könnte er darunter zu Grunde gehen. Allein in der Verfolgung der Nihiliſten iſt er ungenirt

aſiatiſch und dem wird er es zu danken haben, daß dieſelben ohne größeren Einfluß auf die Geſchicke Rußlands bleiben werden. Ohnehin iſt die große Maſſe der Nation, die heute in der Kultur nicht weſentlich weiter iſt als zur Zeit Peters des Großen, von der nihiliſtiſchen Bläſſe nicht im Geringſten angekränkelt, ſondern lebt in glücklicher unbewußter Zufriedenheit dahin, den Popen verehrend, den Czaren anbetend, den Kniäs demüthig grüßend, dem Polizeikommiſſär gehorchend, im übrigen aber fröhlich betend, ſingend, trinkend, eſſend und trefflich verdauend.

Die Tragik des Geſchicks Polens liegt darin, daß es durch ſeine Annexion an Rußland aus Europa herausgeriſſen und vom ſchwarzen Schlunde aſiatiſcher Barbarei verſchlungen wurde. Der Verluſt der Unabhängigkeit Polens rührt mich wenig: das Land hat ſich derſelben unfähig, alſo unwürdig erwieſen; außerdem bedeutete ſie Ariſtokratenherrſchaft und Ultramontanismus und daſſelbe würde ſie wol auch heute noch bedeuten: ich kann denn auch die galiziſchen Polen gar nicht, die poſenſchen nur inſofern bedauern, als ihre Nationalität — allerdings im Intereſſe einer höhern Kultur — vergewaltigt wird. Allein die an Rußland gefallenen Polen ſind dazu verdammt, mit einer europäiſchen Vergangenheit, Geſchichtstradition und Kulturerinnerung, mit dem lebendigen Gefühle der Zuſammengehörigkeit mit dem Weſten, unter der Herrſchaft und in den Verhältniſſen finſterer Barbaren zu leben und das iſt der entſetzlichſte Zwang, dem ein ziviliſirtes Weſen ausgeſetzt ſein kann. Die Geſchichte bietet Beiſpiele dafür, daß ein kleiner kriegeriſcher Barbarenſtamm eine große ziviliſirte Nation unterjocht hat, aber nur, um ſehr bald die Ziviliſation der Beſiegten anzunehmen. Das war der Fall der

Römer in Griechenland, der Germanen in den römiſchen Provinzen, der Normannen in Frankreich, der Mandſchus in China. Auch der Fall iſt verzeichnet, daß ein wildes Volk ein gebildetes bekämpft, beſiegt, in Sklaverei erhält, ohne ſich zu deſſen Kultur emporzuheben: ſolche Fälle waren indeß ſtets nur raſch vorübergehende Epiſoden wie die Einfälle der Hunnen und Mongolen in Europa. Aber ein Beiſpiel dafür, daß ein großes Barbarenvolk eine kleine Kulturnation dauernd in ſeiner ſchmachvollen Abhängigkeit erhält, führt die ganze Weltgeſchichte nur zweimal auf, nämlich im Verhältniß der Türken zu den Griechen und im Verhältniß der Ruſſen zu den Polen. Die hochgebildeten Griechen wurden während der vier Jahrhunderte ihrer Abhängigkeit von den Türken faſt gänzlich barbariſirt; die Polen, die auf dem beſten Wege waren, die Fortſchritte des Weſtens einzuholen, als das ruſſiſche Joch über ihren Nacken gelegt wurde, ſind ſchon nach einem halben Jahrhundert ihrer höhern Kultur beraubt und auf das Bildungsniveau der Ruſſen herabgeſchleift worden. Das Schickſal Robinſon Cruſoes, der durch ein Mißgeſchick von der Exiſtenz eines hochziviliſirten Menſchen in die Lebenshaltung eines Menſchen der Steinzeit zurückgeſchmettert wird, iſt das ſchwache Bild des Schickſals einer Nation, welche durch ein großes politiſches oder militäriſches Unglück aus der Höhe europäiſcher in den Abgrund aſiatiſcher Lebensbedingungen hinabgeräth.

Napoleon I., von dem das hübſche Wort iſt: „Grattez le Russe et vous aurez le Tartare“, beging einen großen Irrthum, als er bei einer andern Gelegenheit ſagte: „Dans cinquante ans l'Europe sera républicaine ou cosaque.‘

Nicht in fünfzig und nicht in hundert Jahren, nie wird Europa koſakiſch ſein und zwar ganz unabhängig davon, ob es unter der Herrſchaft liberaler oder reaktionärer Ideen ſtehen wird. Waſſer kann wol durch Druck an einer beſtimmten Stelle dazu gebracht werden, in Geſtalt eines Springbrunnens gegen das Geſetz der Schwere in die Höhe zu ſteigen, aber bergauf fließen wird es niemals; ebenſo kann die Barbarei wol an einer kleinen Stelle unter dem Zuſammenwirken exzeptioneller Verhältniſſe eine Kulturinſel überfluten, aber im Allgemeinen geht ihr Strom nie nach den Hochländern der Bildung, ſondern nach den Tiefebenen der Unkultur. Die ruſſiſche Machtausbreitung hat einen Zug nach Oſten, nicht nach Weſten. Die europäiſche Menſchheit hat von Rußland nicht das Geringſte zu fürchten, dagegen mögen die Chineſen zittern. Was ruſſiſcher Größenwahn von der ſlaviſchen Zukunft Europas faſelt, das hat denſelben Werth, wie wenn der König von Dahomey in zorniger Aufwallung droht, er werde die Portugieſen und Engländer von der Erdoberfläche vertilgen. Dagegen ſcheint die Zukunft Aſiens ruſſiſch zu ſein. Schon heute iſt Rußland der Grenznachbar Chinas im Norden und Weſten, beinahe der Grenznachbar Englands in Indien. Die aſiatiſchen Stämme, die es unterwirft, amalgamirt es ſich, während England ſie ewig in unverminderbarem Abſtand von ſich hält. Eine untergeordnete Race wird von den Engländern wie ein Hausthier, von den Ruſſen wie ein unmündiger, noch ſchulpflichtiger und Gehorſam ſchuldender Bruder behandelt. Daher kommt es, daß engliſche Eroberungen prekär, ruſſiſche dauerhaft ſind; daher auch die Leichtigkeit, mit der Rußland immer weiter in die Tiefen

Aſiens dringt. Der Grad der Ziviliſation, den Rußland wirklich, nicht blos ſcheinbar, in ſeiner nationalen Geſammtheit, nicht blos in ſeinen oberſten und privilegirteſten Geſellſchaftsſchichten, erreicht hat, berechtigt es nicht zu einer Rolle im europäiſchen Kulturleben, macht es jedoch zum erſten Kulturlande Aſiens. Weil der Abſtand zwiſchen der aſiatiſchen Barbarei und der ruſſiſchen Ziviliſation kein allzugroßer, kein unüberbrückbarer iſt, eignet ſich Rußland dazu, den Aſiaten eine relative Ziviliſation beizubringen, und zwar weit beſſer als England, deſſen Kultur zu hoch über der Faſſungskraft der Aſiaten ſteht und das ſich darum zum Ziviliſator ſo wenig eignet wie Virchow oder Dubois-Reymond zum Elementarlehrer.

Litte Rußland nicht an der Affektation des Europäerthums, ſo würden ſeine Staatsmänner längſt die Eroberung und Ziviliſirung Aſiens als das einzige Ziel der nationalen Politik erkannt haben und ſich weniger um Konſtantinopel und die Balkanhalbinſel, um Polen und die Oſtſee, als um Merw und Afghaniſtan, um China und Indien gekümmert haben. An die Stelle abſoluter Barbarei und Anarchie in Aſien eine relative Ziviliſation und die regelmäßigen Formen eines, wenn auch noch ſo primitiven Regierungsſyſtems zu ſetzen, das erfaſſe ich als die weltgeſchichtliche Aufgabe Rußlands. Und weil man ſich auf die Dauer ſolchen Aufgaben nicht entzieht, weil man ſie mit einer wahrhaft fatalen Zuverläſſigkeit, manchmal inſtinktiv und unbewußt, erfüllt, weil man zu ihrer Erfüllung durch die Natur, durch die geographiſchen und ethnographiſchen Geſetze gezwungen wird, ſo habe ich die Ueberzeugung, daß Aſien die prädeſtinirte Domäne Rußlands iſt und daß die Engländer ſich dort nicht halten werden.

II.

Skandinaviſche Eindrücke.

Durch Seeland.

Es war ſpät am Tage, als mein Reiſekamerad und ich den trefflichen Wilhelm Jenſen in ſeiner gemüthlichen Arbeitsſtube zu Kiel überfielen, wo er eben einen Roman ſchrieb, der ſeither ich weiß nicht wie viele Auflagen erlebt hat. Unſer plötzliches Erſcheinen zwang ihn, aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, in der er ſich eben aufhielt, in die Gegenwart herüberzukommen, was er ſchleunig und mit guter Grazie that. Seine liebe, geſtrenge Hausfrau ſchmollte dagegen ein wenig und machte uns ſtrafende Vorwürfe, daß wir ſie ſo überrumpelt und dadurch in die beſchämende Nothwendigkeit verſetzt hätten, uns zu einem ärmlichen, ganz und gar improviſirten, „blos aus kalter Küche“ beſtehenden Abendbrot einladen zu müſſen. Das Schreckbild des bekannten deutſchen Schriftſtellerelends ſtieg unheimlich vor unſeren geiſtigen Augen auf und wir waren nach der rührenden Klage der Frau Jenſen darauf gefaßt, einer

Ugolinoszene in einigermaßen gemilderter Darstellung anzuwohnen. Nun vernimm, lieber Leser, wie das Jensen'sche Ehepaar zusammen mit seinen unvermuthet ins Haus geschneiten Gästen den auf diesen Abend entfallenden Theil des chronischen Verhungerns, zu welchem nach guter alter Ueberlieferung ein deutscher Schriftsteller verpflichtet ist, bewerkstelligt hat. Der Familientisch trug die Last folgender Gerichte: westfälischer Schinken, kaltes Roastbeef, Hummern mit Mayonnaise, Sprotten, Anchovis, gesottene Eier, geräucherte und frische Häringe, Mettwurst, Butter und Käse, dreierlei Salate, Kompot, dazu altes Porterbier, Bordeaux, süßer Marsala und Thee. Nachdem wir an diesem „ärmlichen, ganz und gar improvisirten, blos aus kalter Küche bestehenden Abendbrot" bis gegen elf Uhr geschmaust und dabei in fröhlichem Gespräche ferner lieber Menschen und Länder gedacht hatten, begleiteten uns der freundliche Wirth und seine Hausehre durch die stillen, dunklen Straßen von Kiel, deren holpriges Pflaster der reichlich genossene Marsala weder glatter noch gängiger gemacht hatte, zum Hafen und aufs Schiff, das uns kurz darauf nach Dänemark führen sollte. Die lieben, gastlichen Menschen gingen auch nicht eher, als bis sie uns die bequemsten Betten in der Kabine gesichert hatten und der wiederholte Pfiff der Dampfmaschine sie dringend mahnte, den Ausdruck ihrer Abschiedsempfindungen in einen einzigen, herzlichen Händedruck zusammenzufassen. Einen Moment darauf war der Landungssteg zurückgezogen und während das Jensen'sche Paar ins Dunkel der Straßen tauchte, die vom „Wall" ins Innere der Stadt führen, dampfte das Schiff die Kieler Föhrde hinab.

Das Postschiff, das den Verkehr zwischen Kiel und Korsör vermittelt, ist eins der bequemsten Passagierboote, die ich je gesehen habe und weiß Gott, ich bin seither in ihrer vielen geschaukelt worden. Wir befanden uns denn auch trotz schweren Kopfes und überfüllten Magens auf dem genügend breiten, reichlich mit Bettzeug versehenen, blühend reinlichen Lager ausnehmend behaglich, wozu freilich der Umstand wesentlich beitrug, daß die See diese Nacht just so glatt war wie ein Spiegel. Das war meine allererste Seereise und ich harrte mit einiger Neugierde ihrer Schrecken, auf die man uns vorbereitet hatte. Es ging mir beinahe wie dem Jungen im Märchen, der das Gruseln erlernen wollte: ich wünschte die Bekanntschaft der Seekrankheit zu machen. Eine Meerfahrt ohne diese pathologische Folge war in meinen Augen etwas unechtes und unvollständiges. Ich hatte meine Fahrkarte bezahlt und damit ein Recht auf Seekrankheit erworben, warum wollte sie sich nicht einstellen? Schon war das Schiff in offener See, ein leises Wiegen und Schwanken ließ sich verspüren, die Schraube arbeitete mit regelmäßigem, einförmigem Gepolter und jede ihrer Umdrehungen schütterte durch das Schiff und rieselte durch meine Nerven; die Planken der Wände knirschten und knarrten in unfehlbarer, monotoner Kadenz, mein Geruchssinn konstatirte ein fremdartiges Gemisch von Salzwasser-, Theer- und brenzelndem Kohlenduft, das Alles mußte nach verbürgten Beobachtungen jene ebenso geheimnißvolle als heftige Umwälzung im innern Menschen hervorbringen, welche die Wissenschaft noch nicht befriedigend erklärt hat und in meiner Phantasie sah ich bereits aus einer Ecke der Kabine die Gestalt der Seekrankheit mit verzerrtem,

[redacted]

ſaftig und grün wie in Europa nur noch in England, das Vieh, das zahlreich hinter Hecken weidet, blank und glänzend, jedes der Gehöfte, die in raſcher Folge auftauchen und verſchwinden, eine kleine Herrenburg, mit ſtolzem Giebel am Wohnhauſe, weitem Hofe und ausgedehnten Stallungen und Wirthſchaftsgebäuden. Die Häufigkeit dieſer einzeln ſtehenden Bauernhöfe und die verhältnißmäßige Seltenheit und Kleinheit der Ortſchaften iſt ein charakteriſtiſcher Zug der däniſchen Landſchaft. Es iſt eine uralte Volkseigenthümlichkeit des Germanen, daß er nicht gerne das Land allzudicht beſiedelt. Er hat den Nachbar nicht gerne allzunahe. Er liebt es nicht, wenn ihm der Fremde allzubequem über den Zaun und ins Fenſter gucken kann. Inmitten ſeines Eigenthums, vollbewußt ſeiner Freiheit wie ſeines Beſitzrechts, hauſt er gern als ein kleiner König und den loſen Gauverband erachtet er für genügend, um ihn an die Stammesgenoſſen zu knüpfen. Darin unterſcheidet ſich der Germane ſcharf vom Slaven und Romanen, die es beide im Gegentheil lieben, ſich recht dicht an einander zu drängen und nie ſo zufrieden ſind, als wenn ſie den warmen Odem des Nachbars im Nacken und ſeinen Ellenbogen in der Seite fühlen. Dieſer kräftig ausgeprägte Individualismus des Germanen nun, der einen ſo tiefen völkerpſychologiſchen Gegenſatz zum romaniſchen Collectivismus bildet, iſt bei keinem germaniſchen Stamme auch heute noch ſo lebendig wie beim Dänen.

Ein prächtiges Stück von einem Menſchen, ein ſolcher däniſcher Bauer! Wolhabender als der Bauernſtand irgend eines andern europäiſchen Landes, trägt er ſeinen Reichthum unbedenklich zur Schau und ſucht ihn weder hinter Aechzen

und Krächzen über schlechte Zeiten zu verbergen, noch sich ihn durch Knickerei und Pfennigdrückerei zu verkümmern, was Beides in andern Ländern Ueberlebsel einer Zeit ist, wo der rechtlose, geschundene Bauer seinen blutigen Groschen vor der Habgier und Gewaltthätigkeit seiner adeligen Herren hüten mußte. Er vergräbt sein Geld auch nicht in Strümpfen und Töpfen, sondern weiß es in vernünftiger Anlage zu verzinsen. Er wohnt in schönen, luftigen, trefflich eingerichteten Häusern, kleidet sich stattlich, nährt sich reichlich und hat nur den einen Fehler, geistige Getränke zu sehr zu lieben. Er ist gebildet, kauft mehr Bücher als ein deutscher Baron und liest Zeitungen und zwar nicht blos elende Wochenblättchen, sondern große, täglich erscheinende, verhältnißmäßig theure politische Journale, was die im Verhältniß zur Größe des Landes und zur Zahl seiner Einwohner erstaunlich bedeutende Verbreitung der dänischen Presse erklärt. Er beschäftigt sich viel mit den öffentlichen Angelegenheiten und bewirbt sich häufig um ein Volksvertretermandat, das er in zahlreichen Fällen erhält und dann trotz manchem Advokaten und städtischen Schönredner erfüllt. Sein Auftreten ist ein freies und selbstbewußtes. Bei ihm würde man vergebens die verschlagene, erheuchelte Demüthigkeit, das unzugängliche Mißtrauen, die Scheu und Gedrücktheit suchen, die anderwärts den Bauer im Verkehr mit dem Städter charakterisiren. Stolz erhobenen Hauptes tritt er in den Wartesaal der Bahnstation, ins Wirthshaus, in die Kirche, wuchtig, breitspurig, mit strammem Knie geht er in den Straßen der Stadt umher, breit und gemächlich setzt er sich ins Bahncoupé, wo jede seiner Bewegungen das Geltendmachen eines erworbenen Rechts ver-

ſinnlicht; ohne Spur von Aengſtlichkeit, völlig unbefangen miſcht er ſich ins Geſpräch der Nachbarn, aufgeweckt geht er auf jedes kluge Wort, lachend auf jeden Scherz ein, jeder Rede ſetzt er die ſichere Gegenrede entgegen und daß ſein Widerpart im Geſpräch ein „Herr“ in ſtädtiſcher Kleidung ſei, macht auf ihn nicht den geringſten Eindruck. In all ſeinem Thun und Gehaben ſieht man ihm an, daß ſein Hals nie das ſchmähliche Joch der Leibeigenſchaft getragen hat. Der innerſte Kern jedes andern Volks, der Bauerncharakter, iſt durch jahrhundertelange Hörigkeit verdorben, vermorſcht, in ſeinem tiefſten Gefüge bis zur Unkenntlichkeit verändert worden; die ſkandinaviſche Geſchichte kennt aber eine ſolche volksverderbende Epoche nicht. In Dänemark — wie in Norwegen und Schweden — war der Bauer immer frei, und ſeine gerade Wirbelſäule hat es nie gelernt, ſich unterwürfig zu krümmen.

Was Wunder übrigens, daß der däniſche Bauer ſo viel Selbſtbewußtſein und Stolz hat? Iſt er ja der Nachkomme der kühnen Seekönige und wilden Jarls, der Sohn einer Race, welche ihrer Geſchichte nach als das Herrenvolk Europas, als die Ariſtokratie unter den Völkern angeſehen werden muß! Seine Vorfahren haben die Meere beherrſcht und die Nationen bezwungen; ſie haben Rußland und die Normandie, England und Sizilien erobert, Norwegen zur Staatsgemeinſchaft mit ihnen gezwungen, Schweden und Konſtantinopel zu eigen gehabt, Jeruſalem und Cypern unter ihr Schwert gebeugt; ſie haben den meiſten Völkern Europas die Ariſtokratie gegeben; daſſelbe Blut, das in den Adern des däniſchen Bauers fließt, rollt mehr oder minder vermiſcht auch in denen des

höchsten französischen Adels, der sizilianischen und süditalienischen Fürsten, der russischen „Kniäse“, die sich der Abstammung von Rurik rühmen, zahlreicher griechischer und armenischer Primaten und besonders der herrschenden Klasse Englands. Es gibt im ganzen Hochadel Europas keine Familie, die nicht mit Stolz einen normännischen Ahn unter ihren Vorfahren aufzählen würde und die nicht umgekehrt der dänische Bauer als Sippe begrüßen könnte. Von einem Zufall hat es abgehangen, ob dieser heute ein obskurer Pflüger oder ein illustrer Dynast ist; wenn sein entfernter Vorfahr sich entschlossen hatte, gleich seinen Brüdern und Vettern das schwarze Rabenschiff zu besteigen, statt daheim auf der Erbscholle zu bleiben, so würde der Nachkomme heute vielleicht auf einem Thron oder im Palast des Herzogs von Norfolk sitzen und nicht im Bauerngehöft auf Seeland!

Es ist hochinteressant, in der geistigen Physiognomie wie in der körperlichen Erscheinung der späten Enkel die Familienähnlichkeit mit den schrecklichen Ahnen zu suchen, deren Bardit und Schildergedrohne die Geschichte des frühen Mittelalters erfüllt. Diese Familienähnlichkeit besteht. Die Race ist noch heute eine große, starke, derbknochige; unter allen germanischen Stämmen ist sie die leichtblütigste und leidenschaftlichste, wie ihr denn nichts ferner ist als das Phlegma des Holländers oder die Gemessenheit des Briten; ihr Muth und ihre Tüchtigkeit haben unter der Einwirkung der Jahrhunderte nicht gelitten; die Dänen sind noch heute die unerschrockensten Seeleute und was sie für tapfere, zähe Soldaten sind, das haben die Düppeler Schanzen in unseren Tagen bewiesen. Ihre ursprüngliche Wildheit und Grausam-

keit hat sich allerdings unter dem Einfluß einer neuen Weltanschauung und einer jahrhundertelangen sänftigenden Kultur verloren, allein einer der wesentlichsten und hervorstechendsten Charakterzüge der alten Dänen findet sich mit erstaunlicher Ungeschwächtheit bei den modernen wieder und dieser Zug ist ihre tiefe, leidenschaftliche Religiosität.

Die Dänen waren die letzten Teutonen, die den uralten Glauben der Väter abschwuren; stolz nannten sie sich die Söhne Odins, als alle übrigen Stammesgenossen das Haupt schon längst unter die Taufe geneigt hatten; sie waren so leidenschaftliche Heiden, daß sie aus bloßem religiösem Fanatismus die Christen bekriegten, auch wenn sie nach Sprache und Abstammung ihre nächsten Angehörigen waren; das Band, das sie ursprünglich so dicht an Angelsachsen, Franken und Heruler geknüpft hatte, wurde mit dem Momente entzweigeschnitten, als diese den Dienst der germanischen Götter verließen und sie wollten von da ab nichts davon wissen, daß diese entarteten Stämme ihre alten Volkssippen seien; nie waren sie glücklicher, als wenn sie Christenpriester tödten, Kirchen entweihen und zerstören, den Christen „die Speermesse“ lesen konnten, wie sie es in grimmem Spotte nannten. Als sie aber nach harten Seelenkämpfen schließlich doch den Christenglauben annahmen, da wurden sie ebenso treue, unerschütterliche Diener des nazarenischen Gottes, wie sie es früher den Heidengöttern gewesen waren. Nirgends opferte man der Kirche mehr, war man für sein Seelenheil ängstlicher besorgt, entartete der Katholizismus weniger, fanden die Mönchsorden mit strengsten Satzungen leichteren Eingang und größere Verbreitung als in Dänemark. Und als Luther seine neue Lehre

predigte, fand sie außerhalb seines engsten Freundeskreises zuerst in den nordischen Ländern, namentlich in Dänemark, Verbreitung. Während die Romanen in religiösen Dingen zu äußerlich und formalistisch waren, als daß sie sich für diese oder jene Form der Glaubenslehre ereifern sollten und deshalb gegen die Reformation gleichgiltig blieben, war bei den Germanen, und besonders bei den nordischen Stämmen derselben, das religiöse Gefühl so lebendig und leidenschaftlich, daß sie die von Deutschland ausgegangene Läuterung des Glaubens mit stürmischem Eifer begrüßten und über Nacht die feurigsten und entschlossensten Bibelchristen wurden. Das hat sich bis zum heutigen Tage nicht geändert. Dänemark ist in unseren Tagen der wissenschaftlichen Aufklärung noch immer ein Hort des Glaubens; es herrscht da noch heute die starrste, protestantische Orthodoxie, die nur zu ehrlich und aufrichtig ist, um in das himmelnde Muckerthum der deutschen Orthodoxen auszuarten und vielleicht in keinem Lande Europas könnte heute eine kirchliche Bewegung die volksthümliche und politische Bedeutung erlangen, die etwa der Grundtvigianismus in Dänemark erlangt hat.

Das dänische Volk hat auf die Entwickelung der europäischen Kultur einen so großen Einfluß geübt, wie dies nur noch zwei anderen der Zahl nach so kleinen Völkern gegönnt war, nämlich den Griechen und den Juden. Den Griechen verdankt die europäische Menschheit ihre Kunst und ihre heutige Literatur und Philosophie; die Juden haben ihr das Christenthum gegeben, das [illegible] ein Hinderniß der freien Entwickelung des menschlichen Gedankens, bei seinem Entstehen einen großen sittlichen Fortschritt bedeutet. Die Dänen [illegible]

ſcherten, freilich ohne Bewußtſein und Abſicht, Europa die für die unteren Klaſſen kränkende Form der geſellſchaftlichen Ungleichheit, welche die ſoziale Frage noch heute vergiftet. Damit dieſer Ausſpruch weder unklar noch paradox ſcheine, will ich ihn erläutern. Die Ariſtokratie hat überall ihren Urſprung in Macht und Sieg und die Quelle der unfreien Arbeit war überall die Eroberung. Der antike Sklave war ein Kriegsgefangener und ebenſo waren es die Sklaven der teutoniſchen Stämme. Allein neben der unfreien gab es allenthalben auch freie Arbeit; die germaniſchen Volksſtämme, welche während der großen Wanderung in fremde Länder einfielen, thaten dies in großer Maſſe, in ihrer Nationalgeſammtheit und es war ihnen nicht ſo ſehr darum zu thun, die Völker, auf die ſie ſich warfen, zu unterjochen, als vielmehr ſie zu verdrängen, ſie aus ihren Sitzen zu verjagen und das Land an ſich zu reißen. In den eroberten Ländern blieben nur wenig Eingeborene, die Sieger bearbeiteten nach der Erwerbung des Landes ſelbſt ihren Antheil, ſie blieben Bauern, wie ſie es in der verlaſſenen Heimat geweſen waren, ohne darum aufzuhören Krieger und freie Männer zu ſein. Die Arbeit hatte alſo durchaus nichts Schimpfliches an ſich und war das Attribut auch der beſten und vornehmſten Männer des Stammes. Einen ganz andern Charakter hatten die Eroberungen der Dänen, ſowol in Frankreich als auch ſpäter in England und Süditalien. Ihre Abſicht ging nicht dahin, die beſiegten Völker zu verjagen oder auszurotten und ihre Länder an ſich zu reißen, um ſie ſelbſt zu bearbeiten, ſondern ſie wollten allenthalben die Beſiegten zu Sklaven, ſich zu

ihren Frohnherren machen; die Unterjochten mußten für sie arbeiten, sie selbst wollten nur über die unterthan gewordenen Pflüger des Bodens herrschen und sich das Instrument ihrer Herrschaft, ihre Kriegstüchtigkeit, durch stete Uebung wirksam erhalten. So wurden denn die Dänen und Normannen überall, wohin sie erobernd drangen, die Zwingherren der Länder, vornehmer Müßiggang wurde ihr einziger Beruf, das Nichtsthun, wenigstens so weit produktive Thätigkeit in Betracht kommt, war ihr Privilegium, der Lohn ihrer Tapferkeit, das Attribut dänischer Abstammung, die Arbeit im Gegentheil wurde die ausschließliche Pflicht der Besiegten, also der untergeordneten und verachteten Race und es verband sich nothwendig mit ihr der Begriff des Schimpflichen und Verächtlichen. Das Sprichwort hat gut versichern: „Arbeit ist keine Schande!“ Sie war das ganze Mittelalter hindurch in allen Ländern mit normännischer Aristokratie, also gerade in den für die Entwickelung der europäischen Kultur maßgebendsten Ländern eine Schande und in der Vorstellungswelt der europäischen Menschheit wirkt diese Anschauung noch heute unbewußt fort. Der Arbeiter ist nicht blos das ärmere, er ist auch das vom Vornehmen instinktiv verachtete Glied der Gesellschaft; der Aristokrat oder Geldprotz, der hochnasig auf den Bauer oder Holzspalter hinabsieht, weiß gewiß nicht, daß in ihm das Vorurtheil eines normännischen Eroberers nachwirkt, welcher im Arbeiter den schwächeren und feigeren Menschen sah, der ihm auf dem Schlachtfelde unterlegen war, und doch ist dies der Fall; und wenn in manchen Staaten die Regierungen das allgemeine Stimmrecht nicht einführen

wollen, so sieht der Kulturhistoriker, der auf die Ursprünge der politischen Ideen und Vorurtheile zurückgeht, hierin die letzte Erscheinungsform der normännisch-aristokratischen Auffassung von der Unwürdigkeit der Arbeit. Amerika, das diese Vorurtheile nicht kennt und wo Arbeit wirklich keine Schande ist, soweit sie von Weißen verrichtet wird, Amerika hat auch seine soziale Frage, aber sie ist dort eine reine Geldfrage, die Frage der Betheiligung der Arbeit am Kapitalsgewinne. In Europa aber ist die soziale Frage nicht blos eine Frage des Geldes, sondern auch eine solche der menschlichen Würde; der Proletarier kämpft nicht blos um Verbesserung seiner materiellen Lage, sondern auch um erhöhtes Ansehen in der Gesellschaft und größere Geltung im Gemeinwesen, mit einem Worte er kämpft, um die Vorurtheile zu zerstören, welche die normännischen Eroberungen in die europäische Zivilisation eingeführt haben.

Es ist eine eigenthümliche Ironie des Schicksals, daß Dänemark, welches, wie wir gesehen haben, die historische Ursache für die heutige verbitterte und vergiftete Form der sozialen Frage gegeben hat, die — als rein materielle Frage — allerdings im Laufe der menschlichen Gesellschaftsentwickelung von selbst hätte auftreten müssen, — daß Dänemark, sage ich, heute eine Brutstätte des Sozialismus ist und daß die soziale Bewegung außerhalb Deutschlands nirgends eine den Konservativen so drohend scheinende Ausbreitung gewonnen hat wie hier!

Ueberhaupt erkennt ein scharfes Auge, das geübt ist, die feinen und verborgenen Fäden zu sehen, welche die geschicht-

lichen Erscheinungen mit einander verknüpfen, einen geheimnißvollen Parallelismus in den Ereignissen und ein Sichwiderspiegeln des frühen Thuns eines Volks in seinen spätesten Geschicken, so daß man durch solche Betrachtung fast zum Glauben an das Walten eines Fatums in antikem Sinne bekehrt werden könnte. Ist es nicht eigenthümlich und beinahe unheimlich, daß das dänische Volk das einzige in Europa ist, das in unserem Jahrhundert das Schicksal alter Wikinger erleiden mußte und sich bei zwei Gelegenheiten weder der Wolthat der christlichen Weltordnung noch des Waltens der modernen Satzungen des Völkerrechts zu erfreuen hatte? Polen wurde doch unter Wahrung der modernen diplomatischen Formen seiner Selbstständigkeit beraubt, allein der zweimalige Ueberfall Dänemarks durch die Engländer, 1801 und 1807, geschah ausschließlich nach heidnischem Räuberrechte des Stärkeren und auch die Annexion der reindänischen Bezirke Nordschleswigs durch Preußen war eher die That eines mittelalterlichen Seekönigs als die eines neuzeitlichen Staatswesens. Habe ich angesichts dieser Serie unerhörter Vergewaltigungen, die Dänemark nur erleiden mußte, weil es zu schwach war, um seinem guten Rechte Anerkennung zu erzwingen, nicht Grund zu sagen, daß es die Schicksale eines alten Wikings erfahren habe? So, wie zu unserer Zeit gegen Dänemark verfahren wurde, handelte ein dänischer Pirat des neunten Jahrhunderts, wenn er siegte und so wurde er behandelt, wenn er unterlag. Das ist das Schicksal eines Ragnar Lodbrog in der Hand seines siegreichen Feindes Aella, das ist das Schicksal der Feinde Ragnars, wenn er der Sieger ist. Und es ist ein glücklicherweise einzig

daſtehender politiſcher Atavismus, daß im neunzehnten Jahrhunderte Dänemark von ziviliſirten Gegnern im Sinne der urdäniſchen Auffaſſung internationaler Beziehungen behandelt werden konnte. —

Außer Landſchaft und Leuten gibt es zwiſchen Korſör und Kopenhagen noch eine beſondere Sehenswürdigkeit und das iſt die Stadt Roeskilde mit ihrem uralten Dom, der die Gräber ſämmtlicher däniſchen Könige ſeit der Mitte das zehnten Jahrhunderts enthält. Schauer der Ehrfurcht rieſelten mir den Rücken hinab, als ich durch die unterirdiſchen Gruftgewölbe und durch die Kapellen wandelte, in welchen Sarg an Sarg die Leichen von vierzig Königen ruhen, die durch neunhundert Jahre in ununterbrochener Reihe das Szepter über Dänemark geſchwungen. Es iſt eine großartige, ſhakeſpeareſche Viſion, dieſe endloſe, ſchattenhafte Reihe von Königen, die auf der einen Seite ins Dunkel der mythiſchen Zeiten, auf der andern in den hellſten Sonnenſchein von geſtern hineinreichen. Welche ſtolze, unvergleichliche Geſchichte, die des däniſchen Staates! Aelter als irgend ein Staat in Europa, weiß er nichts von fremden Eroberern und feindlichen Invaſionen. An ſeinen Säumen wüthete oft der Kampf, in ſein Herz iſt nie ein Sieger gedrungen; kein Römer hat je ſeinen Fuß auf die däniſchen Inſeln geſetzt, nicht Cäſar noch Karl der Große noch Napoleon ſie je botmäßig gemacht. Hier hat es keine Coloniſationen und keinen Nationalitätenhader gegeben. So weit die Geſchichte zurückreicht, ſind hier immer Dänen und blos Dänen unter ihren eigenen Herrſchern geſeſſen und wenn die Kjökkenmöddinger von anderen Urbevölkerungen in verſchollenen vorhiſtoriſchen Epochen erzählen, ſo iſt die Er-

[redacted]

Kopenhagen.

Unter allen Städten des Nordens ist Kopenhagen wol diejenige, die am wenigsten einen nordischen Charakter hat. In großen und kleinen Zügen erinnert hier Alles an südliches Leben: der Lärm in den menschenwimmelnden Straßen der alten Stadttheile, die Lebhaftigkeit der Einwohner in Gespräch und Bewegung, das Geschrei und Gewühl auf den Fisch- und Gemüsemärkten und sogar der in sonderbarer Häufigkeit selbst die vornehmsten Straßen verunzierende Unflath, welcher auf Lebensgewohnheiten der niedern Klassen schließen läßt, wie sie sich so unsauber und cynisch nur noch bei der Bevölkerung von Marseille und Neapel wiederfinden. Wie oft, wenn ich Abends im eleganten Café Porta an einem Fenster saß und auf den „Kongens Nytorv", den Mittelpunkt der Stadt und ihres Getriebes hinaussah, glaubte ich mich im Wiener Café Daum

und den Platz vor mir den „Graben"! Daſſelbe läſſige Hinwegweilen der Zeit, daſſelbe müßige Schwelgen in unnützer, mannigfaltiger Zeitungslektüre, welches den Wiener charakteriſirt, iſt bei den Kopenhagener Cafébeſuchern zu beobachten und die Menſchenmenge, den Platz ausmündenden Straßen ununte t viele Typen, die dem Kenner der Kai au vertraut ſind. Die Täuſchung, die i hervorgebracht wird, iſt eine ſo vollſtänd erſtaunt iſt, um ſich die Töne einer fren nehmen, und beinahe an eine abſichtliche !

Es iſt überha ger Eindruck, wenn wir zum erſtenmale Menſchen, die ganz ſo ausſehen, ganz ſo gekleidet ſind, ganz ſo thun und ſich gehaben wie diejenigen, die wir im Vaterlande von Kindesbeinen an um uns geſehen haben, eine fremde Sprache ſprechen hören und uns überzeugen, daß ſie unſere Sprache nicht verſtehen! Jeder Reiſende muß einmal dieſen Eindruck empfunden haben. In Ländern, wo die Menſchen eine andere Hautfarbe oder eine andere Tracht haben, erhält man ihn nicht, denn man findet es begreiflich, daß Leute, die anders ausſehen als wir, auch eine andere Sprache ſprechen. Aber wo die äußere Erſcheinung der Menſchen in nichts von der unſerer gewohnten Umgebung ſich unterſcheidet, da muß man ſich anfangs fortwährend zurufen: „Sei doch nicht albern! Du biſt ja in der Fremde!" um die drollige, aber durchaus natürliche Vorſtellung loszuwerden, daß alle die Leute, die uns ſo lebhaft an Vetter Hinz und an Gevatter Kunz erinnern, blos aus Affektation oder um uns anrennen zu laſſen mit dem Ausdruck des

Nichtverstehens den Kopf schütteln, wenn wir sie in unserer eigenen Sprache anreden. —

Das Straßenbild Kopenhagens ist reich an Abwechselung und überraschenden Punkten. Hier die krummen, engen Gassen des alten Stadttheils um den „Gamle Torv“ und „Ny Torv“ mit ihren hohen verwitterten Giebelhäusern, dort die breiten, geraden, stillen Straßen des vornehmen Viertels um Amalienborg mit ihren palastähnlichen Façaden, ihren ehernen Denkmälern und schönen Baumanlagen; hier breite Bassins mit hunderten Fahrzeugen aller Form, dort ein Gewirr geschlängelter Kanäle, von alterthümlichen Brücken überspannt, von lautlos und langsam dahinziehenden schwerfälligen Flachbooten durchfurcht; neben dem bunten, vielgiebeligen, mit aufgesetzten Pyramidchen und Obeliskchen überladenen Börsenbau die vornehme, etwas pedantische Front des Christiansborg-Schlosses; neben schönen Renaissancekirchen und reichen Palastbauten mitten im aristokratischesten Quartier, zwischen der Norges- und Store Kongensgade, ein weitläufiger, von Unkraut und Gestrüpp überwucherter Platz mit einer riesigen marmornen Ruine, welche an die zerstörten Tempel und Basiliken Roms erinnert; mächtige Quais, von welchen man den Ausblick aufs unendliche Meer hat, das hier mit Inselchen besät ist und aus dessen Spiegel da und dort trotzige Bastionen und Wälle wie fabelhafte Meerungeheuer hervortauchen; hohe, bizarre Thürme, wie der der Erlöserkirche, um den sich außen eine offene Wendeltreppe vom Fuße bis zur Spitze windet, auf welcher die hinaufsteigenden Menschen von unten gesehen wie kleine schwarze Insekten erscheinen, die gemächlich an einer alten Steinwand emporkriechen; Reste

mittelalterlicher Bauwerke wie der „runde Thurm“, der sich gleich einer feudalen Zwingburg mitten zwischen den friedlichen Bürgerhäusern des „Landemaerket“ erhebt; große und schöne Theater, die in einer Weise prosperiren, wie nur noch die Pariser Bühnen; es fehlt an Nichts, was die Wanderung durch eine Stadt interessant und den Aufenthalt in ihr angenehm machen kann!

In Kopenhagen kann man oft unmittelbar nacheinander die schönsten Hervorbringungen menschlicher Kultur und die wildesten, ursprünglichsten Naturschauspiele genießen. Es war an einem Tage meines Aufenthalts in der dänischen Hauptstadt, daß ich den Vormittag im Thorwaldsen-Museum verbrachte, wo mir die Stunden in der Betrachtung der herrlichen Schöpfungen dieses nachgeborenen Sohnes der größten griechischen Meister wie Minuten im Traume dahinflogen, während ich Nachmittags von einem der Quais, der „langen Linie“ aus, des Anblicks eines fürchterlichen Seesturms mit einem veritabeln Schiffbruch theilhaftig wurde. Kann man sich einen größeren, raffinirteren, gewaltthätigeren Gegensatz denken? Scheint diese Folge von einander schroff widerstrebenden Eindrücken nicht direkt für die Nerven eines bis zur Empfindungslosigkeit blasirten, nach neuen und unerhörten Aufregungen sich sehnenden Genußmenschen kombinirt? Was würde ein abgestumpfter, von den Delirien des Arena-Blutrausches bis auf den Tod erschöpfter römischer Cäsar in seiner Langweile und seinem blöden Lebensekel darum gegeben haben, wenn er von der Betrachtung seiner Schätze und Kunstwerke ohne Uebergang, ohne Mühe zum Anschauen des zerstörenden Wüthens der entfesselten Elemente hätte gelangen können!

Es war ein echtes, grauſiges Imperatorenvergnügen: wir ſtanden auf dem ſichern Lande, vom Sturm und Regen kaum beläſtigt; zu unſeren Füßen donnerte die Brandung, deren Giſcht wüthend bis zu uns emporgeiferte; die See ging in haushohen Wogen, die einander überſchlugen und verſchlangen, und zwiſchen ihnen kämpfte eine ziemlich große Brigg einen entſetzlichen, bangen Todeskampf; ihr von der Küſte aus Hilfe zu bringen war nicht möglich und ſo vollzog ſich denn das Schickſal an ihr; Sturzſeen zerbrachen ihr Steuer und führten einen Maſt nach dem andern über Bord, vollſtändig wehrlos gemacht gegen den Zorn des Sturms und der See, wurde ſie dann wie ein von den letzten Zuckungen des fliehenden Lebens durchkrampfter Ertrinkender ans Land geſchleudert, wo ſie in Stücke ging; von ihrer Bemannung gingen bei dieſer Gelegenheit einige zu Grunde, andere konnten gerettet werden. Und dieſes Schauſpiel, das ſich gleichſam mitten in einer großen, volkreichen Stadt zutrug, ſah ich wie von einem Circusſitze aus mitten in einer fürchterlich aufgeregten Menſchenmenge mit an, während auf meiner Seele noch der Abglanz der leuchtenden, ſüdlichen Sonne lag, von welcher das Thorwaldſen-Muſeum durchſtrahlt und durchwärmt iſt!

Dieſes Muſeum halte ich nicht blos für eine der ſchönſten Kunſtſammlungen Europas, umſo ſchöner, als ſie einheitlich iſt und uns — wie das Wiertz-Muſeum in Brüſſel — eine einzige harmoniſche, geniale Individualität vor Augen führt, — ich halte es auch für ein großartiges Denkmal, das die däniſche Nation ſich ſelbſt geſetzt hat. Das Thorwaldſen-Muſeum iſt eine tröſtliche Leugnung des Wortes, daß Niemand Prophet ſei im eigenen Vaterlande; die Fresken an

der Außenseite des pompejanischen Baues, welche die Ehren verewigen, mit denen Thorwaldsen bei seiner Ankunft in Kopenhagen 1838 von seinen begeisterten und bewundernden Mitbürgern empfangen wurde, bleiben ein gemaltes Lobgedicht auf die Dänen, die ihren großen Landsmann so anzuerkennen und zu würdigen gewußt haben. Und daß es sich dabei nicht blos um eitle Aeußerlichkeit gehandelt hat, sondern um wirkliches Erfassen der Größe und Bedeutung des nordischen Praxiteles, das beweist seine tiefe Einwirkung auf die dänische Nationalkultur, die noch heute den Stempel des Thorwaldsen'schen Genies an sich trägt. Die Entwickelung des Kunstgeschmacks in der Masse der Kopenhagener Bevölkerung beginnt mit der Aufstellung der Werke Thorwaldsens in der dortigen Hauptstadt: alle Kunstkräfte und Kunstindustrien der Dänen haben sich an Thorwaldsen inspiriert: in Holzschnitzereien und Lederprägung, in geschliffenem Glas und Mosaik, in Terracotta und Edelmetall, in Cameen und auf gemeinen Stempelsiegeln finden wir die Gestalten Thorwaldsens oder doch Reminiscenzen an dieselben wiederholt und die Häufigkeit und Mannigfaltigkeit der Reproduktionen dieser Werke macht aus dem Kopenhagen, ja aus ganz Dänemark ein einziges ungeheures Thorwaldsen-Museum. Und das ist ja die eigentliche, die wunderbarste Aufgabe von Meisterwerken der bildenden Kunst: sie sollen nicht in den Museen eingekerkert bleiben, sondern in die nationale Kultur eindringen und sich dort wie ein in die Erde gesenktes Weizenkorn zu hundert Halmen entwickeln. So lebendig und fruchtbar wie Thorwaldsen hat in diesem Jahrhundert kein Künstler auf den Geschmack und die Kultur seiner Nation gewirkt. Er hat an

ihr eine Prometheusthat vollbracht, indem er in ihre nordische Dämmerung eine an der Sonne der Antike entzündete Schönheitsleuchte trug.

Der allenthalben sichtbare gute Geschmack, der Sinn für künstlerische Formung selbst der gewöhnlichen Industrieerzeugnisse ist nicht der am wenigsten bemerkenswerthe südliche Charakterzug der Kopenhagener. Durchaus südlich ist auch ihre Vorliebe für öffentliche Vergnügungsorte, deren eine ganze Menge nebeneinander an der schönen, von einer Pferdebahn befahrenen Straße liegen, die von der Stadt nach dem Frederiksberggarten führt. Sie haben — charakteristisch genug — fast ausnahmslos Namen, die an den Süden erinnern, wie „Tivoli", „Olymp", „Figaro", „Colosseum", „Odeon" ꝛc. und ahmen in ihrer Einrichtung mit Glück die Cafés chantants der Pariser Champs Elysées nach. Und wie die Kopenhagener sich gern an Gesang und Tanz erfreuen, so lieben sie auch das Theater trotz einem Wiener oder Pariser. Ich habe schon oben gesagt, daß alle Theater hier außerordentlich prosperiren; daß ein Theaterdirektor — wie das anderwärts so häufig geschieht — zu Grunde gegangen wäre, ist seit Menschendenken nicht vorgekommen. Das königliche Theater ebenso wie die Privatschauspielhäuser sind allabendlich überfüllt und ein leeres Haus soll in Kopenhagen zu den größten Seltenheiten gehören.

Die erste Vorstellung, der ich in einem Kopenhagener Theater anwohnte, war die des „Postillon von Lonjumeau" im königlichen Theater. Das Publikum war im Gegensatz zu der in Deutschland und Oesterreich herrschenden Nachlässigkeit in Soiréetoilette, Herren in Frack und weißer Kravatte,

Damen in decolletirten Kleidern. In der Hofloge, die ſich weder durch ein Wappen noch durch eine Krone, ſondern blos durch eine beſcheidene rothe Draperie vor den übrigen Logen auszeichnete, befand ſich die ganze königliche Familie: der König und die Königin, der Kronprinz und ſeine Gattin und zwei Töchter des Königspaares, von denen die eine ſeither den Herzog von Cumberland geheiratet hat. Die Einfachheit, welche die ganze Familie zur Schau trug, war geradezu überraſchend. Der König und der Kronprinz waren in ſchlichtem, ſchwarzem Salonkleide, ohne das geringſte Abzeichen höherer Stellung, die Damen trugen Roben in beſcheidenen Farben und mit geringem Aufputz, als Schmuck höchſtens ein Medaillon am Halſe oder eine edelſteinbeſetzte Broche am Kleide — und Alle ſahen ſie ſo ungezwungen und kleinbürgerlich aus, daß man ſie eher für eine wolhabende Rentnerfamilie als für Bewohner eines ſtolzen Königspalaſtes hätte halten mögen.

Den Dänen gefällt dieſes ſchlichte, treuherzige Weſen ihres Königspaars außerordentlich und ſie hängen an demſelben mit einer Sympathie, wie vielleicht kein anderes gleich hochgebildetes und aufgeklärtes Volk Europas ſie für ſeine Dynaſtie empfindet. Und doch iſt es dem König Chriſtian IX. weiß Gott nicht leicht geworden, das Herz ſeines Volkes zu erobern. Als er nach dem Tode Friedrichs VII. den Thron beſtieg, war er durchaus unpopulär: ſein Vorgänger war als guter Patriot, als ehrlicher Verfaſſungsfreund und als luſtiger Kumpan perſönlich beliebt geweſen, allein ſeine etwas wilde und ungezügelte Lebensweiſe hatte die Krone ſelbſt bedeutend kompromittirt. Das Anſehen des Königthums war im Sinken

und was den neuen König selbst betraf, so kannte ihn das Volk nicht und hielt ihn für einen Deutschen, das ärgste was ihm zu jener Zeit in seinem Lande widerfahren konnte. Allein schon nach ganz kurzer Zeit trat in der Stimmung des Volkes ein tiefer Wechsel ein. Der König zeigte sich bei jeder Gelegenheit als ein bis zur Skrupulosität korrekter konstitutioneller Herrscher, er legte großes Interesse für die heimische Kunst und Literatur an den Tag, behandelte nationale Größen wie Andersen und Holst mit eine Pietät, welche das Volksgemüth packte und führte ein so musterhaftes, glückliches, patriarchalisches Familienleben, daß besonders der weibliche Theil der Nation alsbald für ihn schwärmte und heute kein Däne ihn anders nennt als den „ersten Familienvater des Landes."

Unsere Zeit kennt zahlreiche Fürsten, die, auf den Stufen eines Thrones geboren, heute in der Fremde als Prätendenten oder „verflossene" Majestäten ein verbittertes, obskures Dasein führen. Christian IX. ist das einzige Beispiel eines Herrschers, der als kleiner, verhältnißmäßig armer Prinz bis zum Jahre 1852 ohne jede Aussicht auf eine Krone aufwuchs, um sich im reifen Mannesalter durch eine Reihe von Zufällen, die unmöglich voraus geahnt werden konnten, plötzlich auf einem der ältesten und stolzesten Throne Europas zu finden. Heute ist er in Folge seiner Familienverbindungen einer der persönlich einflußreichsten Monarchen des Welttheils: sein zweiter Sohn ist König von Griechenland, eine seiner Töchter wird eines Tages Kaiserin von Rußland, die andere Königin von England sein und er hat die stolze Genugthuung, die künftigen Beherrscher der größten Weltreiche als Enkel auf

ſeinen Knien wiegen und herzen zu können. Dieſer jähe und faſt opernhaft glänzende Wechſel ſeiner Geſchicke hat ihn jedoch weder hochmüthig noch unzugänglich gemacht, er iſt als König derſelbe geblieben, der er als kleiner Prinz war und das ſpricht jedenfalls für ſeltene Eigenſchaften des Charakters und Geiſtes. Die Dänen ſind aber auch voll Anerkennung für dieſe Eigenſchaften und man muß nur den fröhlichen Eifer ſehen, mit welchem ſie den Hut zum Gruße lüften, wenn ihnen das Insgewehrtreten der in einen krebsrothen Mantel gehüllten bärenmützigen Schildwache vor dem Thore des Königsſchloſſes das Herannahen eines Mitglieds der Königsfamilie anzeigt oder wenn ſie auf der Straße einer jener Hofequipagen begegnen, deren Kutſcher mit ihren Zwölfkragen-Mänteln auf den Fremden einen ſo wunderlich altfränkiſchen Eindruck machen . . .

Eine Stunde bei Anderſen.

Ich hatte noch einmal den hochpoetiſchen „Improviſator“ und das rührend-beſcheidene „Märchen meines Lebens“ durchgeblättert, noch einmal den Duft des „Weihnachtsbaums“ eingeſogen und die Standhaftigkeit des „Zinnſoldaten“ bewundert und das Bild des liebenswürdigen und gemüthvollen Dichters ſtand nun wieder in voller Farbenfriſche vor meiner Seele. Gewiß, ich bereitete mich förmlich vor für den Beſuch bei Anderſen; ich wollte nicht zu ihm kommen wie die gewöhnlichen Störer, die ihn zu den Merkwürdigkeiten Kopenhagens zählten und zu ihm mit derſelben profanen Neugierde wanderten wie etwa ins Muſeum nordiſcher Alterthümer oder in die Frauenkirche; deshalb ſtimmte ich mich zuvor empfänglicher für die feine Harmonie ſeines Weſens.

Es war an einem Frühlingsabende, wenige Monate vor

ſeinem Tode, als ich und mein Reiſekamerad die beſcheidene Wohnung Anderſens betraten. Zwei wenig geräumige Zimmer waren vollkommen ausreichend für die geringen Bedürfniſſe des Mannes, der Könige zu ſeinen Freunden zählte und deſſen Name in Paläſten wie in Bauernhütten mit Verehrung genannt wurde.

Wer Anderſen's Autobiographie geleſen hat, weiß, daß er unverheiratet war. Er wohnte jedoch bei einer noch jugendlichen Dame von gewinnendem Ausſehen, ſeiner Freundin und Pflegerin, und ſie war es, die uns die Thür öffnete und uns mit großer Freundlichkeit empfing. Als wir ihr indeß den Zweck unſeres Kommens erklärten, flog ein Schatten über ihr Geſicht.

„Sie wiſſen, daß er krank iſt und daß ihm Ruhe dringend noth thut!“

„Allerdings, aber man hat uns geſagt, daß er ſich ſeit einigen Tagen beſſer befindet und namentlich in den Abendſtunden ziemlich frei von Beſchwerden iſt.“

„Das iſt freilich wahr, aber wenn er Beſuch hat, ſo ſpricht er zu viel und das regt ihn ſo auf, daß er ſich gleich wieder ſchlechter fühlt.“

Wir beruhigten die Beſorgte mit der Verſicherung, daß wir keinesfalls lange bleiben würden und nun erſt konnte ſie ſich, wiewol auch jetzt noch mit einigem Zögern, dazu entſchließen, uns bei Anderſen anzumelden. Während ſie im benachbarten Zimmer war und unſere Karten und Empfehlungsbriefe abgab, fanden wir einige Momente Zeit, uns in der Stube umzuſehen. Es war ein höchſt einfach, aber behaglich

eingerichteter Raum. In den Fenſtern blühten Blumen, auf Tiſchen und Schränken ſtanden und lagen eine Menge Kleinigkeiten, die nur Geſchenke von Freunden und Verehrern ſein konnten: Stickereien, Zeichnungen, Blumenſträuße, Schreibzeuge aus Edelmetall oder von kunſtvoller Arbeit und ähnliche Dinge. Sie rührten theils vom Oſterfeſte her, das kurz vorher begangen worden war, theils von des Dichters Geburtstage, der ungefähr in dieſelbe Zeit wie jenes fiel. Zwei große, mit ſgraffitoähnlichen Zeichnungen von bemerkenswerther Feinheit geſchmückte Oſtereier fielen mir beſonders auf. Sie trugen eine einfache aber vielſagende Inſchrift: „Vom König“ hieß es auf dem einen, „Von der Königin“ auf dem andern. Alles verrieth, daß wir uns im Zimmer eines Mannes befanden, der von Vielen geliebt wurde und die ihm gezollte Liebe zu würdigen wußte. Die geringſte Gabe war mit derſelben dankbaren Aufmerkſamkeit behandelt wie die werthvollſte und den Ehrenplatz auf dem Tiſche nahm neben den Oſtereiern des Königspaars nicht etwa ein ebenfalls vorhandenes maſſives Schreibzeug aus getriebenem Silber, ſondern der welke Veilchenſtrauß ein, den ein neunjähriges Mädchen aus einem Dorfe bei Helſingör „dem lieben Freunde Anderſen zum Danke für ſeine ſchönen Geſchichten, die ſie ſo gerne lieſt,“ als Geburtstagsangebinde geſchickt hatte.

Wir hatten nicht Zeit, noch länger indiscret zu ſein, denn die Thüre des Nebenzimmers öffnete ſich und gleichzeitig mit ſeiner Pflegerin erſchien Anderſen ſelbſt, uns mit größter Herzlichkeit willkommen heißend. Auf ſeine Einladung folgten wir ihm ins andere Gemach, das ihm, wie es ſchien, zugleich als Arbeits- und Schlafzimmer diente; denn vorn am Fenſter

ſtanden Schreibtiſch und Bücherſchrank, im Hintergrunde aber, von einer ſpaniſchen Wand halb maskirt, das einſame Bett des Junggeſellen.

Anderſen war eine hohe, hagere Geſtalt von dem derben Knochenbau, der den Inſeldänen charakteriſirt. Sein bartloſes Geſicht, damals ſchon bleich und leidend, drückte außerordentlich viel Sanftmuth und Freundlichkeit aus; eine energiſch modellirte, ſtark hervortretende Naſe und eine breite, hohe Stirne wurden durch eine Mund- und Kinnpartie von ſeltener Weichheit gleichſam dementirt. Das Merkwürdigſte an dieſem Kopfe waren aber jedenfalls die Augen: wahre Kindesaugen in einem Greiſenangeſichte, blaßblaue Augen voll Treuherzigkeit, Entgegenkommen und Offenheit; daß ſie nun etwas matt blickten, änderte nichts an ihrem Ausdrucke; ich glaube man hat in dieſe Augen nicht ſchauen können, ohne dem Manne, der einen ſo hinterhaltslos und liebevoll anblickte, gleich vom ganzen Herzen gut zu ſein.

Er ſprach mit ſchwacher, gebrochener Stimme, öfter nach Athem ringend; allein wenn wir, um ihn zu ſchonen, gehen wollten, bat er uns doch immer wieder lebhaft, nur noch ein wenig zu bleiben. Was mir ſofort beſonders auffiel, war, daß er nicht vollkommen geläufig deutſch ſprach. Man hörte ihm einen ſehr ſtarken däniſchen Accent an und außerdem bereitete ihm die Anwendung des Geſchlechtsartikels Schwierigkeit. In mir hatte ſich, ich weiß nicht wie, die Vorſtellung feſtgeſetzt, daß Anderſen gleich Oehlenſchläger, Jens Baggeſen und andern däniſchen Dichtern ſeine Werke ſelbſt ins Deutſche überſetzt oder vielleicht gar urſprünglich deutſch verfaßt habe und es war mir eine Ueberraſchung, nun aus ſeinem Munde

ausdrücklich zu vernehmen, daß er nie eine deutſche Zeile für den Druck geſchrieben habe.

In den erſten Minuten bewegte ſich das Geſpräch um den Mann, von dem ich einen Empfehlungsbrief gebracht hatte; es war dies Berthold Auerbach, den Anderſen mit Stolz und Liebe ſeinen „theuern Freund“ nannte. Ich freute mich erzählen zu können, daß er ſich ſehr wol befinde und mit einem eben damals erſchienenen Werke ſeinem Lorbeerkranze ein neues Blatt angefügt habe, und Anderſen freute ſich innig mit mir, ſo viel Gutes von ihm zu hören. Wir kamen dann auf ſein eigenes körperliches Befinden zu ſprechen und er klagte, daß er ſchon ſeit achtzehn Monaten ſchwer leidend ſei. „O, aber im Innern,“ fügte er hinzu, „fühle ich mich ganz geſund und jugendfriſch. Wenn ich nur erſt wieder ein wenig zu Kräften gelange, will ich wieder arbeiten. Ich will das Märchen meines Lebens, welches mit meiner Ankunft in Kopenhagen ſchließt, bis zur neueſten Zeit weitererzählen. Aber glauben Sie nicht, daß ich es thue, um die Welt wieder auf mich aufmerkſam zu machen, (— hundert Dinge um uns bewieſen, wie wenig er von den Menſchen vergeſſen war! —) aber ich habe vielen Menſchen für das Gute und Liebe, das ſie mir erwieſen, zu danken und es drängt mich dieſe Gefühle auszuſprechen.“

Die Converſation kam nun auf meinen Geburtsort Peſt, wo Anderſen einige Tage verbracht hatte, und bei dieſer Gelegenheit fiel ihm ein, daß er mich um eine Freundlichkeit zu bitten habe. Ich horchte mit Spannung.

„Vor einiger Zeit hat mir Jemand aus Peſt eine ungariſche Ueberſetzung meiner Märchen geſandt; blos das Buch,

ſchön eingebunden, und nichts dazu. Ich möchte dem Einſender gern danken, aber ich weiß ſeinen Namen nicht. Könnten Sie vielleicht dem freundlichen Unbekannten in einer Zeitung Ihrer Heimat meinen Dank ausſprechen, der ſo an die rechte Adreſſe gelangen möchte?"

Ich verſprach dies gerne und habe ſeitdem meine Zuſage eingelöſt.

„Das Buch hat mir viel Freude gemacht," fuhr er fort, „und dieſe Freude iſt ohnehin das einzige, was ich von den Ueberſetzungen meiner Werke habe." Er mochte ohne Zweifel bemerkt haben, daß ich ihn ſtaunend und fragend anſah, denn er ſetzte eifrig hinzu: „Jawol, das einzige. Nehmen Sie das buchſtäblich. Blos die Originalausgaben meiner Bücher haben mir etwas gebracht: das geringe Vermögen, das ich beſitze, verdanke ich ausſchließlich meiner armen, kleinen däniſchen Nation. Die fremden Verleger haben mich gelobt und überſetzen und drucken laſſen (— und ſich an Ihnen bereichert — fügte ich hinzu) — ſie haben meine Bücher ſchöner ausgeſtattet als die däniſchen Verleger, aber mir hat keiner von ihnen auch nur den — Anerkennungspfennig gereicht." Er hatte nach dem letztern Ausdrucke gerungen und war ſichtlich froh, einen ſo charakteriſtiſchen gefunden zu haben. „Man nennt die Amerikaner gewöhnlich habſüchtig, eigennützig und was weiß ich noch alles; und doch habe ich das einzige Honorar, das mir je aus der Fremde zukam, von einem amerikaniſchen Verleger bekommen. Ich habe den Mann nie geſehen noch gekannt und er ſchickte mir vor Kurzem aus freien Stücken achthundert däniſche Reichsthaler."

Armer Anderſen! Warum haſt Du nicht lange genug gelebt, um Deine trüben Erfahrungen in den Dienſt der „Association littéraire internationale“ zu ſtellen, die ſich ſeither gegründet hat, um dem literariſchen Eigenthumsrechte auch im Auslande Anerkennung zu verſchaffen und Fälle wie den Deinigen, wo ein Dichter die Verleger aller Nationen bereichert und ſelbſt auf den kärglichen Gnadenſold ſeines kleinen Vaterlandes angewieſen bleibt, unmöglich zu machen!

Anderſen fragte weiter, welchen Eindruck Kopenhagen auf uns gemacht habe, und ſprach mit der größten Begeiſterung von der Schönheit dieſer Stadt, die ihm zur zweiten Vaterſtadt geworden war. Plötzlich unterbrach er ſich ſelbſt mit der Frage: „Haben Sie ſchon die Geſchichte von dem jungen Deutſchen gehört, der hier vorgeſtern ertrunken iſt? Nicht? Da muß ich ſie Ihnen erzählen, ſie iſt zu merkwürdig“.

„Er hieß Richard Günther und war Ingenieur. Im letzten Kriege hat er gegen Frankreich mitgefochten und ſich auf dem Schlachtfelde das Eiſerne Kreuz und den Offiziersrang geholt. Aber auch eine Wunde, die ihm den rechten Arm für immer lähmte. Vor einigen Tagen benutzte er eine kurze Zeit der Freiheit, die ihm ſeine Berufsgeſchäfte ließen, um einen Ausflug nach Kopenhagen zu machen. Er ſtellte ſich ein genaues Programm für ſeinen Aufenthalt in unſerer Stadt feſt und ſchrieb ſich auf einem Zettel alle Sehenswürdigkeiten in der Reihenfolge auf, in der er ſie zu beſichtigen gedachte. An der letzten Stelle ſtand die „lange Linie“ (der Quai, von dem ſchon im vorigen Kapitel die Rede war.) Und vorgeſtern ging er gegen Abend auf der Langen Linie ſpazieren, nachdem er, wie es ſcheint, alle

übrigen Punkte ſeines Programms erledigt hatte. Da fiel vor ſeinen Augen ein ſchöner, blonder Knabe, der am Ufer im Sande geſpielt hatte, ins Waſſer und ſank gleich unter. Aus einer nahen Bude ſtürzte unter Jammergeſchrei und Händeringen ein junges Weib herbei, die Mutter des verunglückten Kindes. Günther hatte gar nicht ſo lange gewartet, ſondern war augenblicklich dem ſchönen Jungen nachgeſprungen, im ſchweren Ueberrock wie er war, und mit ſeinem gelähmten Arm. Nach wiederholtem Tauchen gelang es ihm, den ohnmächtigen Knaben zu faſſen und blos mit den Beinen rudernd nach dem Ufer zu bringen. Faſt war das Land erreicht, da wurde ihm auch der eine geſunde Arm vom Krampf erfaßt, er ließ das Kind los und verſank wie Blei in den Wellen. Von den mittlerweile herbeigekommenen Leuten wurde der Knabe mit leichter Mühe noch lebend aus dem Waſſer gezogen, er ſelbſt nur als Leiche.

„Und heute war ſein Begräbniß. Tauſende folgten dem Sarge, Dänen und Deutſche ohne Unterſchied, allen Haders vergeſſend und durch den Opfertod des Jünglings verſöhnt. Auf dem Kirchhofe ſangen ihm Landsleute ein trauriges Abſchiedslied. Ein deutſcher Paſtor ſprach ſchlichte, ergreifende Worte und ein däniſcher pries in der fremden Zunge, mehr ſchluchzend als ſprechend, ſeine edle That. Der Sarg ſollte in die Gruft niedergelaſſen werden, da trat der erſte Adjutant des Königs aus dem Trauergefolge hervor und legte die Medaille für Verdienſt auf den Deckel des Sarges. Der König, ſagte er dabei, will auf dieſe Weiſe das Andenken des edlen, todesmuthigen Mannes ehren. Da lag nun neben dem deutſchen Eiſernen Kreuze die däniſche

Medaille, beide mit unerſchrockenem Herzen erworben, das eine mit Blut, die andere mit dem Leben erkauft. Tauſend Augen waren thränennaß, die Sonne ſchien, auf den knospenden Bäumen zwitſcherten die Vögel und in dem anbrechenden Frühling, der ihn nicht mehr erfreuen ſollte, wurde der junge Richard Günther in die Erde geſenkt."

Während der letzten Worte war Anderſen ans Fenſter getreten, ſeine Stimme hatte gezittert und ſein umflorter Blick wie verloren in das Gewühl des Hafens hinuntergeſtarrt. Er ſchwieg nun und es trat im Zimmer eine Stille ein, die ich nicht um eine Welt unterbrechen mochte. Mir wars, als wäre ich um ſechszehn Jahre jünger geweſen und hätte eben eine jener ſchönen Geſchichten gehört, in denen Engel die Guten beſchützen und der Tod ins Himmelreich führt und jedes Ungemach zuletzt ſich in Freude verwandelt. In Anderſens Munde war die einfache Begebenheit zu einem lieblichen, traurigen Märchen geworden und ich wartete noch immer auf eine Fortſetzung der Erzählung, wie ſich dann der Sarg geöffnet habe und der gute Menſch hervorgetreten ſei, um die Weinenden zu tröſten und dann ſelig fortzuleben bis ans Ende der Tage . . .

Aber es kam keine Fortſetzung. Günther war todt und begraben und Anderſen konnte noch immer kein Wort finden zur Fortſetzung der Rede. Er war zu tief ergriffen. Wir fühlten, daß wir nicht länger bleiben ſollten, und gingen, trotzdem uns der kranke Dichter noch zurückhalten wollte. Im Vorzimmer ſtand die freundliche Pflegerin und öffnete uns die Thüre. In dem Blicke, mit dem ſie uns anſah, lag ein ſtiller Vorwurf. Wir waren lange geblieben, faſt eine

volle Stunde, und ſie war um die Folgen beſorgt, welche die außergewöhnliche Anſtrengung für den Leidenden haben konnte.

Sei ruhig, gute Seele, ein warmer Regen hat noch nie den zarteſten Blumen und eine edle, wehmüthige Erregung noch nie einem Dichter geſchadet! Wir erkundigten uns tags darauf nach dem Befinden Anderſens und erfuhren, daß es gut ſei. Monatelang hielt die Beſſerung an, allein dann wurde es wieder ſchlimmer und im nächſten Jahre kam uns die Zeitung vom Tode des edlen Dichters, eines der tiefſten und anmuthigſten, die das Jahrhundert hervorgebracht hat.

Der Deutſchenhaß und ſeine Gründe.

Der Tod Günthers ſchien einen Moment lang die Bedeutung eines großen politiſchen Ereigniſſes gewinnen zu wollen. In Kopenhagen und Berlin ſchrieben Blätter darüber Leitartikel, in welchen der unglückliche Jüngling als eine Art Curtius hingeſtellt wurde, deſſen Opfertod den Abgrund ſchließen werde, der zwiſchen Dänemark und Deutſchland gähnt. Deutſche und däniſche Sanguiniker ſahen bereits eine neue Aera der Bruderliebe zwiſchen den beiden verfeindeten Nationen anbrechen und erwarteten jeden Tag in den Zeitungen eine Depeſche zu leſen, daß die deutſche Reichsregierung der däniſchen die Rückabtretung der däniſchen Bezirke Nordſchleswigs angeboten und ein großmüthiges „soyons amis, Cinna!“ hinzugefügt habe. Aber ach! es kam nichts dergleichen. Nordſchleswig blieb deutſch, die vom Tode Günthers angeregten ſentimentalen Vibrationen der

Gemüther kamen allmälig wieder zur Ruhe und wenige Wochen ſpäter hatte der Deutſchenhaß in Kopenhagen den alten Hochſtand erreicht.

Ich kann mir kein ſchmerzlicheres Schauſpiel im europäiſchen Völkerleben denken als dieſe feindſelige Entfremdung zwiſchen zwei Nationen, die Jahrhunderte hindurch in den innigſten Kulturbeziehungen zu einander geſtanden hatten. Die frühen Fehden zwiſchen den heidniſchen Dänen und den ihnen benachbarten chriſtlichen Germanenſtämmen, die räuberiſchen Einfälle der erſteren in deutſches Gebiet und die blutige Heimzahlung des Kaiſers Otto waren längſt vergeſſen: Dänen und Deutſche fühlten ſich als Stammverwandte, die volksthümlichen Urerinnerungen und Sagen waren ihnen gemeinſam und die Sprachverſchiedenheit bildete beinahe keine Schranke mehr zwiſchen ihnen. Denn die Kenntniß der deutſchen Sprache war in Dänemark nicht blos unter den Gebildeten, ſondern ſogar bis tief in die untern Schichten des Volks hinab allgemein verbreitet. Das ging ſo weit, daß die deutſche Sprache zum Theil ſogar amtlich in Anwendung ſtand, wie denn gewiſſe Kopenhagener Gilden — ſo die Zimmermanns- und Schreinerzunft — bis in die Dreißigerjahre dieſes Jahrhunderts ihre Frei- und Meiſterbriefe deutſch ausſtellten. Einige der Beſten der Nation bedienten ſich in ihrer literariſchen Thätigkeit wie in ihrer Korreſpondenz mit Vorliebe der deutſchen Sprache und der deutſche Parnaß zählt einige däniſche Bewohner — wie Adam Oehlenſchläger und Jens Baggeſen — die gar nicht als Fremde oder Ehrengäſte, ſondern als Inſaſſen kraft natürlichen und gemeinen Bürgerrechts betrachtet werden. Deutſche Literatur und deutſche Schriftſteller fanden

in Dänemark Aufmunterung und Unterstützung zu einer Zeit, wo ihr eigenes Vaterland sie vernachlässigte, wenn nicht verachtete, und es bleibt eine kuriose Thatsache, deren sich Deutschland schämen und auf die Dänemark stolz sein mag, daß Klopstock, der Herold der neueren klassischen Epoche deutscher Literatur, Zeit seines Lebens Pensionär des dänischen Königs war.

Und heute! Die zahllosen Fäden, die zwischen Deutschland und Dänemark hinüber und herüber gingen, sind durchgeschnitten, den alten literarischen Zusammenhang zwischen den beiden Völkern sucht man in Dänemark bis auf die Erinnerung zu zerstören, ein moderner dänischer Schriftsteller, der es wagen würde, ein deutsches Buch zu schreiben, würde vaterlandslos und landesflüchtig werden müssen und die unwillige Ablehnung alles Deutschen geht so weit, daß zahlreiche Kopenhagener dem Fremden gegenüber ihre Kenntniß der deutschen Sprache verleugnen.

Diese Erscheinung, so betrübend sie ist, hat allerdings nichts überraschendes oder unerklärliches. Man mag über die Schuld, die Dänemark in Schleswig-Holstein aufgehäuft hat, denken wie man will, sicher ist, daß ihm Deutschland ein ungroßmüthiger Feind und Besieger war. Große Nationen, welche von übermüthigen kleinen Nachbarn gereizt werden, mögen manchmal in die unter allen Umständen beschämende und unangenehme Lage kommen, ihren starken Arm strafend gegen den kecken Beleidiger erheben zu müssen, allein im Momente, wo der Streich wuchtig gefallen ist, haben sie die Pflicht, sich zu erinnern, daß sie Riesen und die Feinde Zwerge seien. Die gerechte Abwehr, wenn sie bei den unbetheiligten

Zuſchauern nicht Abſcheu erregen ſoll, darf nicht zu weit gehen, in keinem Falle bis zur rückſichtsloſen Ausnutzung des leicht errungenen Sieges und bis zur Vernichtung des unebenbürtigen Gegners. Es gibt keinen widerwärtigeren Anblick als den eines Starken, der über einen Schwachen herfällt, ihn nach grotesk ungleichmäßigem Ringen niederſchlägt und dann noch den auf dem Boden liegenden mißhandelt. Daß Deutſchland nach ſeinem Siege über Dänemark dieſem nicht blos die deutſchen Provinzen abnahm, ſondern ſelbſt däniſche Stücke aus dem lebendigen, ohnmächtig zuckenden Leibe ſchnitt, war ein ſchwerer politiſcher Fehler. Die Wunde im Leibe Dänemarks iſt noch nicht geheilt und ſie heilt um ſo ſchwerer, als ſie von vornherein vergiftet war. Man hat ſich in Deutſchland nicht damit begnügt, Dänemark zu beſiegen, man hat es auch verhöhnt und beſchimpft. Konnte doch ein Rückert — in einem Momente der Verirrung und des patriotiſchen Taumels will ich zur Ehre des Dichters annehmen — in einem Gedichte („Der Tod hat eine Roſe, — Nicht eine dornenloſe, — Gepflanzt auf ein Geſicht, — Ein feindlich königliches“ u. ſ. w.) den jähen Tod Friedrichs VII. bejubeln und den unfaßbar würdeloſen, feigen Wunſch ausdrücken, daß der Tod auch noch unter den übrigen Feinden Deutſchlands aufräumen und aus Geſichtsroſen „der Freiheit (!!) einen Kranz flechten“ möge! Dieſes ebenſo abjekte als widerwärtig geſchmackloſe Gedicht, welches eine Schmach für die deutſche Literatur iſt, figurirt leider in allen Ausgaben der Werke Rückerts und iſt den Dänen ſehr wol bekannt. So oft die Fackel ihres Zornes im Erlöſchen iſt, entzünden ſie ſie an dieſen Verſen zu neuer Glut.

Ich wiederhole es: der Deutschenhaß der Dänen, so beklagenswerth er ist, muß selbst vom deutschen Standpunkte aus begreiflich und natürlich gefunden werden. Allein diesem Deutschenhaß begegnen wir nicht blos bei den Dänen. Alle germanischen Völker theilen ihn, diejenigen zuerst, denen Deutschland nie etwas zu Leide gethan hat. Der Schwede steht dem Deutschen kühl, wenn nicht feindlich gegenüber; der Holländer haßt ihn, wie man in Deutschland nie den Franzosen gehaßt hat: der Engländer affektirt, ihn zu verachten; der Nordamerikaner verabscheut ihn vom Herzensgrunde. Woher diese weitverbreitete Feindseligkeit gerade bei den Stammesgenossen? Denn die Spanier, soweit sie nicht indifferent sind, haben für Deutschland eher Sympathien und die Italiener machen, seit das Joch Oesterreichs sie nicht mehr drückt, aus ihrer Neigung für deutsche Kultur, deutsches Schriftthum und deutsches Wesen kein Geheimniß. Von den Holländern könnte man allenfalls sagen, ihr Deutschenhaß entspringe der Furcht, eines Tages vom mächtigen Nachbar mit Haut und Haaren verspeist zu werden, obwol der Haß schon zu einer Zeit bestand, wo das arme Deutschland noch viel zu kümmerlich und elend lebte, als daß es sich zum Gedanken hätte versteigen können, seine Nachbarn zu bedrohen. Bei den Engländern und Amerikanern hat man den Deutschenhaß als Neid über die deutschen Erfolge zu erklären gesucht. Allein bei den Schweden trifft keine dieser Erklärungen zu; sie haben Deutschland weder eine Mißhandlung nachzutragen wie die Dänen, noch von demselben etwas für ihre Selbstständigkeit und nationale Existenz zu befürchten wie die Holländer, noch es um seine Macht und Größe zu beneiden wie die rivalisirenden

Angelſachſen und dennoch treffen ſie ſich mit all dieſen germaniſchen Volksſtämmen in einem gemeinſamen Gefühle der Feindſeligkeit gegen Deutſchland!

Die Politik hat eben mit dieſem Haſſe nichts zu ſchaffen. Man muß ſehr kurzſichtig ſein, um ſich mit dem landläufigen Grunde zu begnügen, der gewöhnlich angegeben wird, um die Feindſeligkeit der germaniſchen Völker gegen Deutſchland zu erklären. Wer genauer zuſieht und ſchärfer beobachtet, erkennt alsbald, daß dieſes Gefühl weit tiefere Urſachen hat. Vor Allem iſt es ja kein einſeitiges, es wird redlich vergolten; und dann beſchränkt es ſich nicht auf Deutſchland, ſondern hat auch für die germaniſchen Stämme untereinander Geltung. Der Engländer mag den Holländer nicht leiden, dem Dänen iſt der Engländer unſympathiſch, der Schwede verabſcheut herzlich den Norweger, der doch mit ihm in einem, wenn auch loſen politiſchen Verbande lebt, und ſeien wir nur aufrichtig: haben wir denn etwa im Allgemeinen eine beſondere Neigung für den individuellen Engländer? Politiſche Ereigniſſe mögen dieſe Gefühle der Abneigung in der letzten Zeit gerade gegen Deutſchland zugeſpitzt haben, allein im Weſen handelt es ſich hier um eine von den Zeitereigniſſen unabhängige inſtinktive Gleichgiltigkeit, ja Abneigung aller Germanenſtämme gegen alle Germanenſtämme. Und neben dieſem weitverbreiteten Gefühle läuft das einer herzlichen Zuneigung zu den Romanen und beſonders zu deren Vormacht, den Franzoſen her. Der Engländer hat trotz ſeiner Selbſtüberhebung, trotzdem er ſich für die ſchönſte Blüthe der Menſchheit und jeden andern Landsmann für ein tief unter ihm ſtehendes, bemitleidenswerthes Weſen hält, für den Franzoſen

eine geheime Vorliebe, die er offen einzugeſtehen zu ſtolz iſt, die aber in tauſend Formen zu Tage tritt: in ſeiner Nachäffung franzöſiſcher Moden, Sitten und geſellſchaftlicher Gewohnheiten, in ſeiner Beachtung franzöſiſcher Kunſt und Literatur, in ſeiner Freude am franzöſiſchen Theater, in ſeinem Zorn über franzöſiſche Niederlagen und in ſeiner naiven Bewunderung für Paris und Alles was aus Paris kommt. Der Schwede, der Däne, der Holländer ſchwärmt geradezu für den Franzoſen und verirrt ſich in ſeiner bedingungsloſen Gallomanie oft genug ins Gebiet des Lächerlichen und der Deutſche ſelbſt, er mag es bekennen oder nicht, hat im geheimſten Winkel ſeines Herzens eine Schwäche für den „Erbfeind", die kein Krieg und keine Invaſion zu beſeitigen vermochte.

Die Politik hat die Völker oft genug mit dieſen ihren primitiven Gefühlen in Konflikt gebracht, aber die letzteren erwieſen ſich doch immer ſtärker und lebenszäher als die momentanen politiſchen Conſtellationen. Holland und Spanien hatten anfangs dieſes Jahrhunderts dieſelben Schickſale: Beide wurden von den Franzoſen erobert, Beiden wurde ein Bonaparte als König aufgezwungen, Beiden ſchließlich ihre nationale Selbſtſtändigkeit und ihre nationale Dynaſtie wiedergegeben. Allein während der gemeine Spanier noch heute den Franzoſen haßt und ihm den Schimpfnamen „Franchuto!" nachruft, der Gebildete aber nur aus politiſchen Partei- und Vernunftgründen mit ihm als mit dem Vertreter des Liberalismus und Republikanismus ſympathiſirt, war in Holland einen Tag nach dem Abzug des letzten Franzoſen aus dem Haag bei Volk und Gebildeten jeder Groll vergeſſen und die Gallomanie ſo ſtark wie je vor der Invaſion. Im letzten Kriege gegen

Napoleon I. fochten Deutsche, Engländer, Holländer und Schweden Seite an Seite in demselben Heerlager; allein die Alliirten hatten für einander keine Sympathie, während sie im Gegentheil den Feind, den sie auf dem Schlachtfelde ehrlich bekämpften, im innersten Herzen liebten und bewunderten, freilich mit Ausnahme der Deutschen, die unter der Franzosenherrschaft zu sehr gelitten hatten, um dem Unterdrücker nicht noch ein wenig zu grollen.

Nein, es hat mit der Politik nichts zu thun, wenn die Germanen einander scheel ansehen, dagegen mit den Romanen liebäugeln. Es handelt sich hier um einen ursprünglichen, tiefen, instinktiven Gefühlszug, der in den intimsten Grundeigenschaften der beiden Hauptracen der zivilisirten Menschheit seine Erklärung findet. Die Naturen der Germanen und Romanen sind gegensätzlich und erst wenn sie einander in friedlicher Vereinigung ergänzen, geben sie einen voll harmonischen Kulturmenschen. In der Völkerfamilie stellen die Romanen das weibliche, die Germanen das männliche Element dar. Weiblich ist an dem Romanen die Raschheit, aber auch die Flüchtigkeit seiner Auffassung; seine nervöse Eindrucksfähigkeit, das Wechselnde und Sprunghafte seiner Launen, seine Leidenschaftlichkeit in Liebe und Haß: weiblich ist die Anmuth und Geschmeidigkeit seiner Lebensformen, das Einschmeichelnde seines Umganges, seine Freude am heitern, geselligen, zwecklosen Geplauder, mit einem Worte seine Conversationskunst, deren alleiniger und unbestrittener Meister er ist; weiblich ist sein Geschmack an den kleinen, äußerlichen Schönheiten der Dinge, die ihn antreibt, das Hübsche und Malerische in Kleidung und Hausrat, in Bauten und Garten-

anlagen zu ſuchen. Der Germane dagegen iſt männlich in ſeiner Starrheit und Schwerfälligkeit, in ſeiner größeren geiſtigen und phyſiſchen Langſamkeit, in ſeiner tiefern Erfaſſung des Lebens, in ſeinem regen Pflichtbewußtſein, in der ſchweren Wandelbarkeit ſeiner Gefühle und Ueberzeugungen, in ſeinem geringeren Sinn für äußere Zierlichkeit, in der Schroffheit ſeiner Umgangsformen und in ſeiner wenig entwickelten Vorliebe für harmloſes Geplauder, für abſichtsloſes Spiel mit wolgefügten, anmuthig klingenden Worten. Der Germane erfaßt es nicht, daß man ſprechen könne um des Sprechens willen: wenn er den Mund aufthut, ſo geſchieht es, um Satzſchriften vorzutragen, um zu argumentiren, um zu überzeugen, um geiſtige oder materielle Intereſſen zu vertheidigen, um Auskunft zu verlangen oder Beſcheid zu geben; er ſpricht zu einem Zwecke und in einer Abſicht und weicht nicht von ſeinem Gegenſtande, ehe er ihn im Sinne ſeines Vorſatzes erſchöpft hat: kann er aber weder erzählen, noch lehren, noch ſich erkundigen, noch für irgend etwas plaidiren, ſo ſchweigt er und hört bedächtig Andern zu. Der Romane dagegen ſpricht, um ſeine Stimme und den Wolklang ſeiner Sprache zu vernehmen, um ſeine Individualität ſelbſtgefällig zu bethätigen, um einen rein ſinnlichen Eindruck im eigenen und fremden Ohr hervorzubringen; ſeine Converſation iſt Selbſtzweck, ſie iſt wie eine Seifenblaſe ſchöne, ſchillernde Form oder Scheinform ohne jeglichen Inhalt, ſie erfreut die Sinne ohne den Geiſt zu nähren und ohne eine Spur zurückzulaſſen. Um Stunden und Tage lieblich hinwegzutändeln, dazu taugt unübertrefflich die romaniſche Converſation; um tiefen Gedanken und mächtigen Gefühlen wuchtigen Ausdruck zu geben,

dazu ist die heiligernste, tiefinnerliche germanische Rede unvergleichlich geeignet. Daran liegt es, daß die Germanen die Dichtungsform nicht oder nur höchst unvollkommen haben, die auf der Conversation beruht, nämlich das Lustspiel, während die Romanen vergebens eine Tragödie zu schaffen suchen und es nicht über die eitle äußerliche Deklamation eines Corneille, über den mystischen Schwulst eines Calderon, über die geistreiche Großsprecherei eines Victor Hugo bringen. Es gibt kein einziges germanisches Lustspiel, das zugleich wahr, natürlich und poetisch ist; Shakespeare selbst hat, wo er Komödien dichtete, nur Märchen hervorgebracht, die in einer höhern Welt spielen und von andern als den möglichen Voraussetzungen des heutigen Erdenlebens ausgehen; und die Dichter, die nicht Märchen gedichtet haben, sind gar auf die brutale Farce mit Backpfeifen und Rippenstößen gerathen. Dagegen sind Hamlet und Faust, das verlorene Paradies und die Kritik der reinen Vernunft in germanischen Idiomen geschrieben und in diesen Werken haben wir die — bisher — vollkommensten Aeußerungen des germanischen Geistes zu suchen, wie die vollkommensten Erscheinungsformen des romanischen Geistes bisher die vergleichsweise doch an der Oberfläche haftende Zeitsatire des Cervantes, das hauptsächlich durch Diktion und historische Beziehungen wirkende große Gedicht Dantes, das mit Gedanken wenig beschwerte, nur durch Handlung und Phantasie glänzende Abenteuerepos Arioſts, die herrlichen Komödien Molières, die heidnisch-anthropomorphische „Legende der Jahrhunderte“ Victor Hugos, die positive, mit Händen zu greifende, keinerlei geistige Vertiefung erfordernde Philosophie Auguste Comtes sind.

Aus dem weiblichen Charakter der Romanen, aus dem männlichen der Germanen geht ihre urverſchiedene Weltanſchauung hervor. Der Germane iſt Peſſimiſt, transzendental und Idealiſt. Er faßt das Leben als ein Inſtrument der Pflichterfüllung auf; an einer Erſcheinung feſſelt ihn zunächſt die Erforſchung ihrer Urſache, die Ergrübelung ihrer Wirkung; er lebt deshalb mehr in Vergangenheit und Zukunft als in der Gegenwart; in ſeiner ſteten Sehnſucht nach dem Erfaſſen der letzten Urſache gelangt er zuletzt zur formell befriedigenden Annahme eines übernatürlichen Prinzips; die Welt der Wirklichkeiten iſt ihm eine ſpaniſche Wand, hinter die er immer den Kopf ſtecken möchte, um nach dem verborgen dahinterſtehenden „Warum?“ und „Wozu?“ auszugucken; ſelbſt in ſeine menſchlichſten Regungen, wie in die Liebe, mengt er myſtiſche Elemente und er getraut ſich nicht einmal ſich den ehrlichſten Genüſſen hinzugeben, ohne ihnen einen transzendentalen Vorwand gleich einer ſtattlichen Verkleidung umzuhängen, wie er denn nur trinkt, um „den Bund befreundeter Seelen zu ſchlingen“ und ein Weib nur umarmt, um ſein „Ich in ſelbſtlos ewiger Treue in einem andern Ich geheimnißvoll aufgehen zu laſſen.“

Der Romane iſt von Alledem das Widerſpiel. Er iſt poſitiv, materialiſtiſch, ein Optimiſt. Ihm iſt die Erde kein Jammerthal, ſondern ein Feſtſaal; der Inhalt des Lebens nicht Pflichterfüllung, ſondern eine möglichſt große Summe individuellen Glücks; er ſucht zunächſt ſinnliches Behagen und kümmert ſich nicht oft um das, was außer dem Bereich ſeiner Sinne liegt. Die Jagd nach dem „Ding an ſich“ gewährt ihm nicht Anregung noch Genuß, er läßt ſichs an dem

Phänomen genug sein. Die Gegenwart hat ihn voll und ganz, Vergangenheit und Zukunft sind ihm Schatten, die nur selten über seinen Geist hinziehen. Er handelt nach Impulsen, nicht nach Erwägungen. Sichvertiefen in die Ursachen der Dinge ist nicht seine Sache; die sichtbare und greifbare Oberfläche derselben genügt, um ihn zu impressioniren und seine Phantasie zu beschäftigen.

So kömmt es, daß der Germane in der Religion entweder ein tiefsinniger Gläubiger oder ein aufgeregter, selbstquälerischer Szeptiker ist; daß er als Heide fanatisch und als Katholik der persönliche Lehnsmann Christi und seiner Heiligen war; daß er, unbefriedigt von dem verflachten und äußerlich gewordenen Katholizismus, die Kirche reformirte und ihr einen transzendentaleren Inhalt gab; daß er, wie David Fr. Strauß, selbst als Ungläubiger noch nach einer „neuen Kirche" sucht, die den übersinnlichen Drang seines Geistes befriedigen soll; während der Romane als Gläubiger sich darauf beschränkt, die Praktiken der Religion gedankenlos zu üben, und als Ungläubiger ein selbstzufriedener, unbekümmerter Materialist ist; im Heidenthum wie im Katholizismus nichts Anderes suchte als äußern Pomp, Sinnesbefriedigung und poetische, die Phantasie anregende Legenden und die von den Germanen ausgehende Reformation wunderlich, abgeschmackt, unnöthig und unverständlich fand. Sein Transzendentalismus macht den Germanen hingebend und selbstentäußernd, sein Positivismus den Romanen egoistisch; sein unruhiges Erwägen aller Folgen macht den Germanen in der Politik zu einem Konservativen, zu einem Feinde der Revolution, sein momentanen Impulsen voll zugängliches, um Vergangen-

heit und Zukunft unbekümmertes Weſen den Romanen zu einem Liberalen, ja Radikalen und Revolutionär. In der Kunſt ſieht der Germane nur die allegoriſche Form eines transzendentalen Inhalts und darum iſt ſeine Malerei Symbolik und ſeine Bildhauerei kaum nennenswerth; während der Romane in ihr nichts als ſie ſelbſt ſieht, ſie als Selbſtzweck behandelt, von ihr nichts als faßbare, ſichtbare ſinnliche Schönheit fordert und darum die berückenden Farbenwunder Raphaels, Tizians, Murillos, die Zauberformen Michel Angelos und Canovas hervorbringt. Eine Ausnahme von dieſer allgemeinen Regel bildet nur Thorwaldſen, der in der von aller Symbolik entfernten ſinnlichen Wahrheit und Menſchlichkeit ſeiner Schöpfungen, in ſeiner Freude an der Wiedergabe der natürlichen Schönheit ohne jeden überſinnlichen Hintergedanken ein wahrer Romane iſt.

Was iſt es, was dieſe Urverſchiedenheit der Romanen und Germanen von Anfang her verurſacht hat? Iſt es die größere Knochen-, die mächtigere Muskelentwickelung, die den Germanen derber, ſchwerfälliger, langſamer, und umgekehrt die größere Feinheit und Zierlichkeit der Körperformen, die den Romanen nervöſer, beweglicher, eleganter macht? Stammt der Hang zum Myſtiſchen und Transzendentalen und der Peſſimismus beim Germanen daher, daß er immer, ſeit er ins früheſte Dämmerlicht der Sage und Geſchichte getreten iſt, unter rauheren Himmelsſtrichen gewohnt hat, wo die Natur weder ſchön, noch mild, noch wirthlich war, und verdankt der Romane ſeine Lebensfreudigkeit, ſeinen Optimismus, ſeine Sinnlichkeit dem ſteten Aufenthalte in geſegneten Ländern, wo die Natur nur Genüſſe und Freuden bietet

und ihre Pracht ſowie die Intenſität der äußern Sinneseindrücke das, was im Menſchen denkt und fühlt, von innerlicher Vertiefung ſtetig ablenkt, — oder haben umgekehrt die Germanen von Vornherein den rauhen Norden, die Romanen den heitern Süden gewählt, weil dies zu ihren innerſten Neigungen und Anlagen ſtimmte? Das ſind entſcheidende Fragen, auf die aber die Anthropologie noch keine Antwort hat.

Thatſache iſt es indeß, daß die Germanen in der Weltgeſchichte ſtets die Rolle ſpielten, die ihnen ihrem Charakter nach zukömmt: die des Mannes: ſie waren die Eroberer, die Herren; die Romanen aber waren auch ganz und voll in ihrer Rolle des Weibes, als ſie ſich erobern ließen, um dann den Gebieter mit ihrer ſubtileren Kunſt und ihrer intenſiveren Anmuth erſt recht zu beherrſchen. Wo der Germane im Romanenlande als Eroberer erſchien, da verwandelte er ſich alsbald, beſiegt von der gefälligen Weiblichkeit der Unterworfenen, in einen — Pantoffelhelden. Die Franken in Gallien, die Weſtgothen in Spanien, die Longobarden in Italien, die Normannen in Frankreich gaben mit erſtaunlicher Bereitwilligkeit ihre Stammesart und Sprache auf und wurden vollſtändig romaniſirt, wie es im Kleinen in jeder Ehe zwiſchen Angehörigen verſchiedener Nationalitäten auch heute zu beobachten iſt, daß der Gatte ſich vom Weibe entnationaliſiren läßt.

Wenn der Germane gegen den Germanen gleichgültig iſt, für den Romanen aber eine unerklärliche, inſtinctive Sympathie empfindet, ſo iſt das eine Analogie zur Indifferenz des Mannes für den Mann und zu ſeinem Hange nach dem Weibe. Aus ſeinem melancholiſchen Peſſimismus heraus blickt er in den fröhlichen Optimismus des Romanen

hinüber, wie der betrübte Lazarus von ſeiner finſtern Ecke aus in den hellerleuchteten, roſendurchdufteten, von Muſik und Geſang erfüllten Feſtſaal blickt, wo der Reiche unbekümmert um die Todesſtunde und Abrahams Schoß ſchmauſt und ſich ergötzt. Die geſchmeidigeren, glänzenderen, einſchmeichelnderen und gefälligeren Lebensformen, der leichtere, ſtets bereite Witz des Romanen muthen den Germanen zugleich fremd und wünſchenswerth an und deſſen offene, geſunde Sinnlichkeit erregen ſein geheimes, mit einem Element von Lüſternheit verſetztes Wolgefallen. Er vergleicht die dürftige Strenge ſeiner eigenen Weltanſchauung mit der Heiterkeit und dem Leichtſinn der romaniſchen und er kann nicht umhin, dieſe, wenn nicht würdiger, ſo doch ſchöner zu finden. So erkläre ich mir das Gemüthsverhältniß der Germanen zu einander und zu den Romanen und ich halte es für eine arge Oberflächlichkeit, ſich über dieſe völkerpſychologiſche Erſcheinung mit dem bequemen Schlagworte hinwegzuhelfen: „Allgemeiner Deutſchenhaß aus Neid und Furcht.“ Von dieſem Geſichtspunkte aus betrachte ich auch die Germanophobie und Gallomanie der Dänen und übrigen Skandinaven und ſo betrachtet, haben dieſe Gefühle nichts, was einen Deutſchen zu Zorn oder Bitterkeit ſtimmen könnte.

Die Skandinaviſche Union.

Die tiefen Demüthigungen, die Dänemark nach ſeinem letzten Kriege erlitt, erzeugten im Lande eine Gedrücktheit und Verbitterung, ein verzweifeltes Gefühl der Ohnmacht und Hilfloſigkeit, daß die beſten Männer des Landes troſtlos die Hände rangen und an der Zukunft ihrer Nation zu verzweifeln begannen. Aus dieſer Stimmung ging mit Naturnothwendigkeit das Verlangen hervor, ſich an ein größeres, verwandtes Gemeinweſen zu ſchließen, um vereint mit den Stammesgenoſſen eine ſtattlichere Figur in der Welt machen und den Widerſachern ein drohenderes Geſicht zeigen zu können. So lebte die alte Idee der ſkandinaviſchen Union wieder auf und bildete ſich zu einer ſtarken Strömung in Politik, Kultur und Literatur heraus.

Die ſkandinaviſche Union iſt kein Hirngeſpinnſt und darf nicht als der Traum einiger Schwärmer betrachtet werden.

Sie ſtützt ſich auf ſehr reale Vorausſetzungen. Vor Allem knüpft ſie an eine geſchichtliche Thatſache an, die dunkel noch in der Erinnerung aller nordiſchen Völker lebt, an die Kalmar'ſche Union vom Jahre 1397. Freilich hatte das großartige Werk der genialen Königin Margarethe ſchon bei ſeinem Entſtehen alle Keime des Todes in ſich; man verſäumte es damals, die praktiſchen Details der Union feſtzuſtellen, mit dem Ehrgeiz und den kleinen Eiferſüchteleien der Großen zu rechnen und die tiefe Unwiſſenheit ſowie den beſchränkten Geſichtskreis der Volksmaſſen ſelbſt in Betracht zu ziehen, die noch im primitivſten Individualismus befangen waren und ſich erſt ſpäter zum höhern Geſichtspunkte einer Vaterlandsidee emporſchwingen ſollten; allein der Grundgedanke jenes mittelalterlichen Vertrags war ein geſunder und lebensfähiger und es iſt hocherſtaunlich, daß eine prophetiſche Frauennatur in einer Zeit des ausſchließlich dynaſtiſchen Staatsrechts, ein halbes Jahrtauſend vor der förmlichen Einführung der Nationalitätenidee in die Politik, dieſe Schöpfung einer ſo viel ſpätern Epoche vorahnend zum Angelpunkte eines Staatsvertrags machen konnte!

Aber außer ihrer hiſtoriſchen hat die Idee der ſkandinaviſchen Union auch eine volle ethnographiſche Berechtigung. In allen nordiſchen Ländern ſpricht man die Dialekte einer und derſelben Sprache, Dialekte, die ſich nur im Drucke verſchieden anſehen, weil ſie mit abweichender Orthographie geſchrieben werden, die einander aber ſo nahe ſtehen, daß jeder nur einigermaßen gebildete Däne ohne alles Vorſtudium jeden Schweden verſtehen, jedes ſchwediſche Buch leſe
umgekehrt. Die Sprache eines dalekarl-

eines jütiſchen Bauers (und ich habe abſichtlich die weiteſt auseinanderliegenden nordiſchen Dialekte gewählt) nicht um ein Haar mehr verſchieden als die eines dithmarſiſchen von der eines ſteyriſchen, und doch bedienen ſich Dithmarſche und Steyrer für alle höheren Zwecke ohne Schwierigkeit derſelben hochdeutſchen Sprache! Die däniſche und die ſchwediſche Schriftſprache ſind zwei, in Folge ihrer literariſchen Verwendung entwickeltere und durchgebildetere Dialekte der nordiſchen Sprache, neben welcher aber noch zahlreiche, ganz ſo berechtigte und einer ſelbſtſtändigen Entwickelung fähige Mundarten in vollſter Kraft und Lebendigkeit beſtehen; in Dänemark unterſcheidet man ihrer drei, die von einander beſonders ſtark abweichen und beſonders deutlich ausgeprägt ſind, nämlich die jütiſche, ſeeländiſche und ſchoniſche; in Schweden gibt es gleichfalls drei oder vier, von denen einzelne, wie eben die ſchon erwähnte dalekarliſche Mundart, von den Schweden ſelbſt weniger gut verſtanden werden als etwa Schriftdäniſch, und daſſelbe gilt von Norwegen. Der norwegiſche Volksdialekt iſt von der norwegiſchen Schriftſprache, welche eben das Däniſche iſt, weit verſchiedener als Däniſch von Schwediſch und doch macht es keinem Norweger Schwierigkeiten, däniſch zu ſchreiben und zu leſen, unbeſchadet ſeiner familiären Mundart, deren er ſich im Alltagsleben bedient. Einzelne norwegiſche Dichter haben im letzten Jahrzehent begonnen, das Däniſche zu verſchmähen und ihren heimiſchen Dialekt zur literariſchen Landesſprache zu erheben, und da zeigt es ſich denn, daß man im ſkandinaviſchen Norden mit ebenſo geringer Mühe von einem Tag auf den andern ein Dutzend neuer Schriftſprachen ſchaffen könnte, die Alle genau ſo viel Be-

rechtigung und Lebensfähigkeit hätten als Dänisch und Schwedisch, wie man von einem Tag auf den andern das Geistesleben aller drei nordischen Nationen in den Rahmen einer einzigen Schriftsprache zusammenfassen könnte.

Aber welche soll diese Schriftsprache sein? Hier beginnen die praktischen Schwierigkeiten. Die Schweden wollen, daß ihre Sprache von Dänen und Norwegern einfach als Literatursprache angenommen werde. Das Verlangen ist ein natürliches. Die schwedische Literatur ist die reichste und entwickelteste des Nordens; sie enthält nicht blos großartige Dichtungen, sondern auch historische, philosophische und naturwissenschaftliche Werke, welchen das dänische Schriftthum nichts Aehnliches an die Seite stellen kann. Dazu kömmt, daß Schwedisch die Bildungssprache von 4,300,000 Individuen, Dänisch die von nur 3,500,000 ist, so daß also auch die arithmetischen Gründe für die Annahme des Schwedischen sprechen. Außerdem ist es, mindestens beim heutigen Stand der Dinge, sicher, daß Schweden für die skandinavische Union nicht das geringste Opfer bringen würde. In Schweden begeistert man sich allgemein für die Unionsidee weit weniger als in Dänemark und das ist natürlich. Schweden hat seit seinen letzten russischen Kriegen keinerlei nationale Demüthigungen und Kümmernisse erlitten, es fühlt sich sicher, von natürlichen Grenzen wolgeschützt, es hat nichts zu wünschen, keine Unbill zu rächen, keinen Feind zu fürchten und spürt nicht das praktische Bedürfniß des engern Zusammenschlusses mit den Stammverwandten und des Erwerbs unbedingt zuverlässiger Bundesgenossen. Die rein ideale Seite der Nationalgemeinsch[illegible]ssippen aber vermag die Schweden

nicht genügend zu erwärmen, um ſie zu einem ſo großen und ſchweren Opfer, wie es das Aufgeben der eigenen Schriftſprache wäre, zu beſtimmen.

Andererſeits iſt es freilich auch verſtändlich, daß die Dänen ſich nicht ohne Weiters dazu herbeilaſſen, mit ihrer literariſchen Vergangenheit zu brechen und eine Sprache zum niedern Rang eines bloßen Volksdialekts hinabſinken zu laſſen, welche durch einen Holberg, Oehlenſchläger, Anderſen, Winter, Holſt u. ſ. w. gefürſtet worden iſt. Und doch wäre es für die Dänen von großem moraliſchem Vortheil, in der Frage der Schriftſprache nachzugeben. Sie ſind die ſchwächern, ſie müſſen ſich fügen. Schon haben ſie ſich in der Münzeinigungsfrage den Schweden unterordnet, indem ſie deren Geldſyſtem mit Aufopferung des eigenen adoptirt haben, und ſie werden in der Frage der Literaturſprache früher oder ſpäter ſich ebenfalls zur ſchwediſchen Auffaſſung bekehren.

Das iſt fatal und unvermeidlich. Das Jahrhundert iſt den kleinen Nationen feindlich. Im Zeitalter des Grundſatzes: „Macht geht vor Recht," iſt es ein Verbrechen ſchwach zu ſein. Und nicht nur die Politik, auch die Kultur fordert von einer Nation, die ihren Platz in der Welt behaupten will, eine gewiſſe Wucht und Maſſe.

Die Weltgeſchichte iſt nichts Anderes als die Geſchichte des Zuſammentretens kleiner verwandter Stämme zu großen nationalen und ſtaatlichen Einheiten. Unſere Generation hat die Einigung Deutſchlands und Italiens geſehen; praktiſche Politiker auf der Pyrenäenhalbinſel ſprechen von einer iberiſchen, Träumer ſogar von einer lateiniſchen Union, welche alle romaniſchen Völker umfaſſen ſoll, und der Panſlavismus iſt

ein großer Gedanke, der zahlloſe Herzen höher ſchlagen macht. Die Zukunft wird in Europa nur drei große, ſich nahverwandt, ſich Eins fühlende Stämme ſehen: den ſlaviſchen, den germaniſchen, den romaniſchen; die kleineren Völker ſind beſtimmt, als ethniſche Individualitäten, als Kulturelemente, zu verſchwinden. Das Zuſammenfließen von Sprachen, die nur kleine Verbreitungsbezirke haben, in ſolche, die einen großen Kreis umfaſſen, iſt eine elementare und unabwendbare Erſcheinung. Vergebens verſucht es gerade in unſern Tagen da und dort eine Minderheit, die ſich ſchmelzen und ſchwinden fühlt, ſich gegen das kulturgeſchichtliche Geſetz der Spracheinigung aufzulehnen. In der Provence arbeiten die „Felibres“ an einer Wiederbelebung der provençaliſchen Sprache und Literatur; in Norddeutſchland hat ſich im Schatten Fritz Reuters und Klaus Groths eine ganze, täglich zahlreicher werdende Gruppe von Dichtern und Schriftſtellern zuſammengefunden, welche ſich bewußt und abſichtlich bemüht, eine eigene, ſelbſtſtändige plattdeutſche Literatur zu ſchaffen; in Katalonien pflegt man die Lokalmundart, bringt in derſelben Gedichte und Dramen hervor, veröffentlicht in ihr Zeitungen und Jahrbücher, ja in den jüngſten Monaten hat ein aus Barcelona nach Madrid berufener Profeſſor den kühnen Verſuch gemacht, ſeinem Katalaniſch im Herzen Caſtiliens ſelbſt als Vortragsſprache die Gleichberechtigung mit dem Caſtiliſchen zu erkämpfen. Damit gehen ähnliche Beſtrebungen von Nationalitäten Hand in Hand, welche außerhalb der großen europäiſchen Sprachverbände ſtehen. Unſere Zeit hat das Aufblühen einer finniſchen Literatur beobachtet, in England agitirt man mächtig für die Pflege der wäliſchen (gaeliſchen) Sprache, welcher eigene Uni-

versitäten in Wales, eigene Lehrstühle an den englischen Universitäten errichtet werden sollen, in welcher neuestens zahlreiche Bücher und eine Zeitschrift erscheinen und unzählige Gedichte geschrieben werden, die sich alljährlich auf dem demonstrativen Nationalfeste der Gaelen, dem „Eisteddfodd" zu Llandudno, um Preise bewerben, — und selbst in den Thälern und auf den Abhängen der Pyrenäen regt sich neuestens geheimnißvoll und unruhig etwas, als ob sogar das alterthümliche, verschollene Baskische plötzlich auf seine alten Tage den Ehrgeiz empfände, sich auch in literarischer Toilette neben den andern, vornehmeren Sprachen sehen zu lassen.

Aber das sind Bewegungen, die der Tag bringt und die mit dem Tage verschwinden werden. Wo nicht große politische Ereignisse störend in das Walten des Gesetzes eingegriffen haben, da sind die verwandten Dialekte eines Sprachstammes verödet und zu einer linguistischen Einheit zusammengeschwunden. In ganz Frankreich herrscht die Sprache der Isle de France, in welcher das Picardische, Poitevin, Angevin, Guien und die zahlreichen provençalischen Dialekte, die Alle einst hochausgebildet waren, untergegangen sind; in Deutschland das Meißen'sche, welches das Niederdeutsche, Schwäbische, Fränkische, Bairische, Allemannische u. s. w. unterdrückt; ein niederdeutscher Dialekt, das Holländische, konnte durch politische Gründe zu einer großen Selbstständigkeit gelangen, aber früher oder später, vielleicht in Jahrzehenten, vielleicht in Jahrhunderten, wird es wieder im gemeinsamen Hochdeutsch aufgehen, aus dem sich, trotz Obwaltens ähnlicher politischer Verhältnisse, das Schweizerdeutsch merkwürdigerweise nie zu literarischer

Selbſtſtändigkeit erhoben hat; in Spanien iſt das Caſtiliſche ſouverän, nachdem es das Catalaniſche, Galiziſche, Murcianiſche, Valencianiſche, Andaluſiſche u. ſ. w. verſchlungen hat, ein Schickſal, vor dem ſich bisher nur ein galiziſcher Dialekt, das Portugieſiſche, bewahren konnte, weil dieſer Dialekt eben vom Panzer ſtaatlicher Selbſtſtändigkeit geſchützt war; in Italien und in Rußland ſind Dutzende von Lokaldialekten unterdrückt, die in nichts hinter dem herrſchenden Toscaniſchen und Moskowitiſchen zurückſtehen und ſich ſofort zu ſelbſtſtändigen Sprachen und zu einer Gefahr für die Nationaleinheit entwickeln würden, wenn ſie zum vornehmeren Gebrauch in Schule, Kirche, Verwaltung, Rechtspflege und Literatur zugelaſſen wären. Das iſt der Gang der europäiſchen Kulturgeſchichte und dieſen Gang werden die heutigen ſeparatiſtiſchen Beſtrebungen kleiner Nationalitäten und Volkszweige nicht aufhalten.

Je entwickelter die Ziviliſation wird, je allſeitiger Künſte, Gewerbe, Wiſſenſchaften gepflegt werden, um ſo lebhafter wird ſich allgemein das Bedürfniß geltend machen, die Kulturarbeit aller Völker allen Völkern zugänglich zu machen. Das kann aber nur geſchehen, indem man die Sprachhinderniſſe, welche die einzelnen Nationen trennen, nach Möglichkeit beſeitigt. Im Mittelalter empfanden nur die hervorragendſten Geiſter aller Nationen das Bedürfniß, ihren Bildungspfennig zu gemeinſamem Kapitale zuſammenzuſteuern, und ſie klammerten ſich an die von der römiſchen Ziviliſation überkommene Weltſprache: ans Lateiniſche. Heute beſchränkt ſich dieſes Bedürfniß nicht auf die Elite der Völker, es ſteigt in tiefe und weite Kreiſe hinab, der Kaufmann, der Induſtrielle, der ge-

wöhnliche Vergnügungsreisende und Unterhaltungsleser empfindet es fast so lebhaft wie der Gelehrte und der Politiker und mit einer todten Sprache ist dem lebendigen, in immer neuen Formen sprießenden Gedankeninhalt der heutigen Kultur nicht gedient. Daher ein immer allgemeiner werdender Polyglottismus auch der Halbgebildeten und das Bestreben der Bürger kleiner Nationen, sich die Sprache eines großen Kulturvolkes als Schriftsprache anzueignen. Viele Walachen, aber selbst Spanier, Portugiesen, Südamerikaner und Italiener schreiben neben ihrer Muttersprache französisch, Holländer und Norweger schreiben deutsch, was zahlreiche Dänen nur wegen einer augenblicklich herrschenden politischen Stimmung nicht thun, und schwedische Gelehrte publiziren ihre Hauptarbeiten deutsch oder englisch. Das sind Anfänge, die sich entwickeln werden. Der Kulturhistoriker kann, ohne eine lächerliche Prophetenpose anzunehmen, mit Zuversicht voraussagen, daß viele Sprachen, die heute eine reiche Literatur haben, in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Lokaldialekten herabgesunken sein und ihren Platz in der Literatur der nächstverwandten oder örtlich nächsten großen Kultursprache überlassen haben werden. Wie das Einmünden eines großen Stroms das Wasser eines Sees eine Strecke weit in seiner Farbe ändert, so erhält eine große Kultursprache ein eigenartiges Sonderkolorit durch jede Sprache und jeden Dialekt, den sie in sich aufgenommen hat und die Literaturen von Volkszweigen, die aus eigenen Mundarten zu gemeinsamer Schriftsprache hinübergelangt sind, zeigen dem feinfühligen Sinn Eigenarten und Unterschiede, die zu beobachten eben so reizvoll ist, wie es das musikalische Ohr erfreut, dasselbe Tonstück in ver-

schiedener Tonart und auf verschiedenen Instrumenten zu hören. Die Sprache wird reicher, mannigfaltiger, ausdrucksvoller, wenn in ihren Grundton die Sonderstimmen aufgenommener Sprachen und Mundarten harmonisch hineinklingen, und die Ausdrucksmittel des menschlichen Gedankens werden durch die Verminderung der literarisch gepflegten Sprachen nicht mitvermindert, sondern im Gegentheile vermehrt, weil sich eben den nach Form suchenden Gedanken in der aus den Elementen zahlreicher Dialekte aufgebauten höhern Sprache ein weit reicheres, weit mannigfaltigeres Material an Worten, Bildern und Wendungen darbietet als in der das Gedankenleben einer beschränkteren Anzahl Individuen widerspiegelnden Sprache.

Das Aufgeben der lokalisirten und die Annahme der nächstverwandten weiterverbreiteten Sprache für Literatur- und Kulturzwecke durch ein kleines, gebildetes Volk ist also nur eine Frage der Zeit und der fortschreitenden Zivilisation. Darum glaube ich, daß auch die Dänen sich früher oder später doch zur schwedischen Schriftsprache bekehren werden, wenn sie eben nicht in der deutschen untergehen wollen, und damit wird der wichtigste und schwerste Theil der skandinavischen Union verwirklicht sein.

Denn ich fasse die skandinavische Union unter den heutigen Verhältnissen als eine rein kulturelle, rein literarisch-linguistische Frage auf. Ich kann mir den Zusammenschluß der nordischen Reiche auf dem Gebiete des Schriftthums, nicht auf dem der Politik denken. Das politische Selbstständigkeitsgefühl ist in allen drei Ländern zu kräftig entwickelt, als daß eines derselben daran denken würde, seine staatliche Unabhängigkeit aufzugeben. Außerdem sind die Dynastien, die

gegenwärtig die ſkandinaviſchen Länder beherrſchen, im Herzen ihrer Völker zu feſt gewurzelt, als daß dieſe in ihrem Drange nach Einigung über ſie hinweggehen würden. Die Popularität der Dynaſtien iſt alſo das Haupthinderniß praktiſcher Verwirklichung der Aſpirationen nach der ſkandinaviſchen Union. Umgekehrt aber iſt dieſe Lieblingsidee der beſten Männer des Nordens ein Damoklesſchwert über dem Haupte der nordiſchen Könige und es iſt ſicher, daß der erſte däniſche oder ſchwediſche König, der ſich durch ſchwere Fehler wider die Conſtitution und den Volkswillen um die populären Sympathien brächte, die dringendſte Gefahr lieſe, der dann mächtig emporlodernden Idee der ſkandinaviſchen Union geopfert zu werden.

Durch Göta- und Svealand.

Nach einer kurzen, angenehmen Fahrt durch den Sund, auf der ich ſchon wieder vergebens „das Gruſeln erlernen wollte“ und in meinem verhängnißvollen Irrthum, daß die Seekrankheit gegen mich nicht aufkommen könne, trügeriſch beſtärkt wurde, kamen wir, mein Reiſekamerad und ich, an einem ſchönen, hellen Frühlingsmorgen in Malmö an, wo wir den Eiſenbahnzug beſtiegen, der uns nach Stockholm bringen ſollte.

Mein Freund hatte an dieſem Morgen einen akuten Anfall von Sparſamkeit, den er jedoch hinter gleißneriſchen Vorwänden zu maskiren ſuchte. Er zeigte mir die Coupés erſter und zweiter Klaſſe, die allerdings verzweifelt ſchlecht beſetzt waren, und ſtellte mir vor, daß ein Reiſender, der in Kulturgeſchichte macht, das größte Intereſſe daran habe, mit recht vielen Landesbewohnern in Berührung zu kommen, ihre

Sitten aus der Nähe zu beobachten, mit ihnen zu sprechen ꝛc. Dazu aber biete ein wolgefülltes Coupé der dritten Klasse weit bessere Gelegenheit als ein leeres der höhern Wagenklasse und darum sollten wir, natürlich blos zur Förderung unserer Studien und Beobachtungen, diesmal in der dritten Klasse fahren. Nun war zwar das Argument mit dem Sprechen eine arge Aufschneiderei, denn mein Freund war im Schwedischen nicht übers Zählen hinausgekommen und auch an meiner schwedischen Konversation würde damals ein Eingeborener nur einen äußerst geringen Genuß gehabt haben, allein ich that, als wäre ich überzeugt und wir saßen eine Minute später in einem vollgepferchten Coupé dritter Klasse Seite an Seite mit acht schwedischen Reisenden, die größtentheils Bauern, zum geringeren Theil Handwerker und Arbeiter waren.

Anfangs hatten wir an unseren Mitreisenden unsere helle Freude. Die Bauern waren auch hier wie in Dänemark schöne, großgewachsene, kräftige Leute, die den Nacken gerade und den Kopf hoch trugen und mit stolzen, freien Blicken in die Welt hinaussahen. Sie waren allerdings schlechter und unsauberer gekleidet, als man es in Dänemark sieht, und machten auch nicht entfernt den Eindruck der Wolhabenheit, den wir bei den seeländischen Bonden empfangen hatten; allein in ihrer Freude an eifrigem politischem Gespräch glichen sie ihren Stammesgenossen jenseits des Sundes. Wir hörten ihnen gerne zu und es war uns eine angenehme Uebung, das zu errathen, was wir von ihrer Rede nicht verstanden. Allein schon nach wenigen Stationen wich das anfängliche Behagen einem entgegengesetzten Gefühle. Die

Beine entlang ließ sich alsbald ein verdächtiges Kriebeln und Jucken verspüren, welches uns im Zusammenhange mit dem gewissenhaften Kratzen, das ein großer Theil der Mitreisenden fortwährend vollführte, die beängstigende Vermuthung nahelegte, daß wir am Beginn einer formidabeln Invasion von Flöhen ständen. Außerdem entwickelten unsere Nachbarn eine Reihe sehr bedenklicher Gewohnheiten. Fünf von ihnen pafften und schmauchten aus hölzernen Pfeifen einen Tabak, der aus den getheerten Hanffäden zerzupfter Schiffstaue angefertigt sein mochte, und die übrigen drei kauten stattliche Priemchen, welche ihnen bald die eine bald die andere Wange hervorbauchten. Alle zusammen aber expektorirten sich mit großer Häufigkeit, wobei die anspruchsloseren sich damit begnügten, es schlicht vor sich hin zu thun, während die jüngeren und eitlern durch die Gewandtheit, mit der sie ein oft kleines Ziel trafen, um das Wolgefallen der Zuschauer buhlten. In Folge dieser Kunstübungen begann der hölzerne Fußboden sehr rasch das Ansehen einer Kaulquappenpfütze anzunehmen und da wir leider mit vielem Handgepäck gesegnet waren, welches, weil wir die schmalen Netze bereits vollbelegt vorgefunden hatten, zum Theil auf den Dielen unter den Bänken hatte untergebracht werden müssen, so sahen wir mit Schrecken den Augenblick voraus, wo unsere Kofferchen und Schachteln in einer stets wachsenden Schlammschichte rettungslos untergegangen sein würden. Auch die Luft im Coupé wurde sehr rasch unathembar, weil die biedern Schweden große Angst vor Erkältung an den Tag legten und sich mit höflicher Entschiedenheit dem Oeffnen der Fenster widersetzten.

Als die Dinge bereits ein durchaus unleidliches Ansehen

gewonnen hatten, begnügte ich mich damit, meinen ſparſamen Freund mit bitterer Schadenfreude zu betrachten. Er war in dieſem Augenblicke eine ergötzliche Studie. Bleich und leidend lehnte er ſich gegen die Wand und ſchnappte mit halbgeöffnetem Munde nach Luft, raffte ſich jedoch ſofort zu einem unſicheren Lächeln auf, wenn er ſich von mir beobachtet ſah. Von Zeit zu Zeit ließ er ſachte ein Schiebfenſter hinab in der Hoffnung, daß das Manöver von den Inſaſſen des Coupés in ihrem Geſprächseifer nicht bemerkt werden würde: allein kaum drang der erſte Stoß der kühlen, würzigen Außenluft herein, als ſich auch ſchon ein halb Dutzend Hände beeilten, die Oeffnung hermetiſch zu verſtopfen, wobei die Luftfeinde auch noch höchſt liebenswürdig lächelten und meinem armen Freunde freundlich zunickten! Ihm gegenüber ſaß ein junger, ſtämmiger Bauer, der ſich durch eine beſondere Geſchicklichkeit im Zielſpeien hervorthat. Mein Freund verfolgte mit ſichtbarer Aufregung das ſchelmiſche Spiel ſeines Gegenübers, das anfangs ſein flüſſiges Geſchoß bald zwiſchen, bald vor die Füße meines Reiſekameraden ſandte und dieſen durch den ſteten Wechſel des Ziels in ängſtlicher Spannung erhielt. Nach einiger Zeit ſchien der Virtuoſe ſich jedoch für einen einzigen Punkt entſchieden zu haben, den er nunmehr regelmäßig und kunſtgerecht bombardirte. Das neue Ziel war unſichtbar, mußte jedoch unter der Bank irgendwo zwiſchen den Beinen meines Freundes liegen. Dieſer hatte eine Weile unruhig den Wechſel des Angriffsobjekts beobachtet, bis ihm plötzlich eine fürchterliche Ahnung durch den Kopf fuhr. Wie von einer Tarantel geſtochen ſprang er auf und blickte unter die Bank — richtig, es war wie er gefürchtet hatte: das blanke Meſſingſchildchen

am Schlosse des Handkoffers meines Freundes hatte dem schalkhaften Schweden alle die Zeit her als Ziel gedient!

Diese Entdeckung verwandelte meinen sonst so gutmüthigen und liebenswürdigen Freund in eine Hyäne. „Sie Schwein!“ schnaubte er den Verbrecher an, der glücklicherweise für die deutsche Verbalinjurie kein Verständniß zeigte und den zornigen Mann nur erstaunt ansah, mir aber rief er zähneknirschend zu: „Bei der nächsten Halteſtelle steigen wir in die zweite Klasse über“.

Das war mir ganz recht, denn ich hatte zu dem Experimente von Anfang kein Vertrauen gehabt und es zuletzt im Coupé unleidlich gefunden. Ich stieg also schon in der nächsten Station aus, um die finanziellen Vorbedingungen unserer Uebersiedelung an der Billetenkasse zu erfüllen. Der Aufenthalt sollte in dieser Station nach dem Fahrplan fünf Minuten betragen. Ich verlor gut die Hälfte dieser Zeit mit dem Suchen nach dem Billetenschalter, an den man erst nach dem Durchschreiten etlicher Wartesäle und Korridore gelangte. Hier trug ich dem Beamten in fliegender Hast und aufgeregt mein Begehren vor. Der Mann, offenbar ein zur Beschaulichkeit geneigter Charakter, hörte mich gelassen an, ließ sich meine Fahrkarten zeigen, betrachtete sie mit Interesse, frug mich nach meiner Nationalität und begann dann, immer mit größter Ruhe, eine umfängliche Literatur über den ihm sichtlich sehr verwickelt scheinenden Fall zu Rathe zu ziehen. Er schlug große und kleine Register auf, las mit Vertiefung in verschiedenen Büchern, fuhr mit dem Finger über die Zahlenkolonnen von Tabellen und machte sich mit Bleistift ab und zu Notizen. Mir brannte der Boden unter den Füßen, um-

somehr als ich von draußen her ein bedenkliches Pfeifen und Läuten und Rufen hörte, und ich schrie den gewissenhaften Beamten an, er möge doch um Gotteswillen seine eingehenden Studien ein andermal vornehmen, da mir sonst der Zug vor der Nase weggehen werde; allein der Mann erwiderte mit mildem Lächeln: „Haben Sie keine Angst, guter Herr, der Zug kann nicht abgehen, so lange ich hier bin". So viel Zuversicht und Ruhe gab auch mir das Vertrauen wieder und ich konnte mit geringerer Nervosität zusehen, wie der gründliche Forscher neue Bücher zu Rathe zog, komplizirte Berechnungen auf dem vor ihm liegenden Papier anstellte, in minutenlanges Sinnen verfiel und mir endlich mit Sammlung eine Ziffer nannte, von deren Richtigkeit er sich erst noch durch zweimaliges Nachrechnen und durch Anstellung von allerlei Proben überzeugte. Ich bezahlte und hielt nun doch einige Eile für angezeigt, weshalb ich in raschem Laufe auf den Perron hinausstürmte.

Hier bot sich mir ein unerwartetes Schauspiel. Vor unserem Coupé stand mein Freund und umklammerte mit beiden Händen den Arm des Schaffners, um ihn zu verhindern, seine Blechtrompete an die Lippen zu führen und das Zeichen zur Abfahrt zu geben. Umsonst zappelte der Schaffner, um sich von den Händen des Verzweifelten zu befreien, dieser hielt ihn wie ein eiserner Schraubstock und redete auf ihn los in einer unerhörten Sprache, die er sich in seiner Todesangst erfunden hatte. Es war eine Art Deutsch, welches sich durch unverständliche Aussprache und Verschlucken der Wortenden bemühte, eine gewisse Aehnlichkeit mit Dänisch zu erlangen, um auf diesem wunderlichen Umwege dem Schwe-

diſchen näher zu kommen. Der Gedanke war ſinnreich, aber der Schaffner verſtand dennoch kein Wort von dem Kauderwälſch und beſtand darauf, das Zeichen zur Abfahrt zu geben. Sämmtliche Paſſagiere des Zuges ſtreckten die Köpfe zu den Waggonfenſtern heraus und beobachteten mit großer Heiterkeit die drollige Szene, nur unſere eigenen Coupégenoſſen, die wir ſo ſchnöde verlaſſen wollten, unterſtützten mit ihrer verſtändlicheren und darum wirkſameren Ueberredung das immer ausſichtsloſere Bemühen meines armen Freundes, den pflichteifrigen Schaffner zu längerem Warten zu beſtimmen.

So ſtanden die Dinge, als ich wie eine Bombe aus der Thüre des Warteſaals hervorgeſchoſſen kam. Kaum erblickte mich mein Reiſekamerad, als er den Schaffner losließ und mit purpurrothem Geſichte auf mich zufuhr: „Wo ſtecken Sie? Was treiben Sie? Wiſſen Sie, daß der Zug um Ihrethalben eine Verſpätung von zehn Minuten hat?“ Zu Erklärungen war keine Zeit und ich antwortete nur: „Steigen wir vor Allem über, alles Andere wird ſich finden“. Mein Freund, noch immer aufs Höchſte erregt, ſprang mit einem Satze ins Coupé und während die übrigen Inſaſſen, die ſein Beginnen unbegreiflich fanden, ihn ſtaunend fragten, was er treibe, erraffte er mit einer Behendigkeit und Kraft, welche die Todesangſt ins Wunderbare ſteigerte, zwei Kofferchen, einen Mantelſack, zwei Hutſchachteln, einen zuſammengerollten Plaid, zwei Regenſchirme, einen Reiſepelz, einen Ueberrock, etliche Bücher und Zeitungen, ſchwang ſich mit dieſer Laſt, die ihn unter ſich faſt begrub, aus dem Coupé, fuhr unter dem ſchallenden Gelächter der Zuſchauer mit der Jähigkeit eines Irrwiſches den Zug entlang und zwängte ſich im Nu

durch die Thür eines Coupés zweiter Klaſſe, wo er keuchend auf den Sitz ſank und die Siebenſachen kraftlos aus den Händen, von den Schultern, von unter den Armen und zwiſchen den Zähnen auf den Boden fallen ließ. Ich fand nur noch einen einzigen Ueberrock vor, den er mir übrig gelaſſen hatte: den nahm ich denn auf den Arm und folgte meinem Freunde in das neue Coupé, das eine Sekunde ſpäter dröhnend geſchloſſen wurde, worauf der Zug ſich endlich in Bewegung ſetzte.

Wir waren ſchon eine gute Strecke im freien Felde, als Freund F. endlich ſeine ruhige Beſinnung wiederfand und daran ging, das Gepäck zu revidiren und ordentlich wegzuſtauen. Bei dieſer Gelegenheit konſtatirte er nun, daß er unter ſämmtliches Gepäck und ich blos meinen Ueberrock getragen hatte und dieſe Entdeckung brachte ihn aufs neu höchlich auf. Vergebens machte ich geltend, er habe in ſeinem Eifer Alles an ſich geriſſen und mir nichts zu thun übrig gelaſſen, er beſtand darauf, in meinem Vorgehen einen Beweis des ſchwärzeſten, ruchloſeſten Egoismus zu erblicken, und noch heute, nach fünf Jahren, pflegt er mir mit Bitterkeit vorzuhalten, wie ich damals im ſchwediſchen Bahnhof gemächlich meinen Ueberrock trug, während er unter der Laſt unſeres dutzendfältigen Gepäcks athemlos daherkeuchte.

Die Behaglichkeit, deren wir uns im neuen Coupé zu erfreuen hatten, machte uns alsbald das Ungemach des geſchilderten Intermezzo vergeſſen. Wir konnten uns nunmehr der Betrachtung des Landes, durch das wir dahinfuhren, mit Genuß hingeben. Große Abwechſelung bot die Gegend nicht: es war meiſt flaches oder ſanft gewelltes Land, ab

und zu durch einen kleinen Fluß oder einen hübschen, inselreichen, schilfbewachsenen See unterbrochen. Selten kamen wir durch einen dunkeln Föhrenwald, noch seltener durch steiniges, unfruchtbares Gefild, wo der granitene Urfelsen durch die dünne Schichte urbaren Landes an zahlreichen Stellen hervorbrach und nackt zu Tage lag. Meist war das Land im Gegentheil gut bebaut, die kleinen Dörfer und Städte folgten einander in nicht allzulangen Abständen und sehr häufig tauchten einzelstehende Bauernhäuser auf, fast durchgehends Holzbauten mit hellrothen Ziegeldächern, die einen sehr freundlichen Eindruck machen. Bemerkenswerth ist die Aehnlichkeit und Stylverwandtschaft zwischen diesen schwedischen und den russischen Blockhäusern, eine Aehnlichkeit, die durch das gleiche Baumaterial allein nicht erklärt ist. Ich denke eher an eine ferne Nachwirkung jener Beziehungen, welche die nordischen Waräger vom neunten Jahrhundert ab zu Byzanz und Rußland hatten und welche ganz gut eine Adoption der Bauformen dieser Länder durch die in ihre Heimat zurückgekehrten Krieger zur Folge haben konnten.

In der Station Moheda bekam die Besatzung unsers Coupés Zuwachs in Gestalt zweier bemerkenswerth hübschen jungen Damen, die nach Jönköping zu ihren dort als höhere Beamte lebenden Gatten fuhren. Die eine sprach vortrefflich, die andere hinreichend deutsch, so daß sich alsbald eine lebhafte Konversation zwischen uns entwickeln konnte. So erfuhren wir, daß die Damen aus Wärend waren, welches eine Art schwedisches Weinsberg ist. Die Wärenderinen haben einmal ihr Land mit großem Muth und Tapferkeit von einem Feindeseinfall gerettet. Schweden war wieder einmal

in einem seiner häufigen Kriege mit Dänemark und alle waffenfähigen Männer der südlichen Distrikte hatten sich um den König geschaart, der sie gegen die Hauptmacht des Feindes führte. Das Land lag nun offen und schutzlos da, blos der Hut der zurückgebliebenen Frauen, Greise und Kinder anvertraut. Das erfuhr eine starke Abtheilung der Dänen, welche sich beeilten, hinter dem Rücken der schwedischen Hauptarmee ins Innere des Landes zu dringen. So kamen sie nach Wärend, wo die Weiber sie mit gleißnerischer Freundlichkeit empfingen, ihnen ein reichliches Gelage bereiteten und sie dann, als sie von Speisen und Getränken und ausgetauschten Liebesblicken völlig betäubt waren, in der Nacht bis auf den letzten Mann niedermachten. Wie man sieht, ist die Großthat der Wärenderinen keine passive und weiblich-liebevolle wie die der Weinsbergerinen, sondern eine sehr aktive, ein Bravourstück à la Judith, jedoch ohne vorhergehende Liebesnacht. Nach Beendigung des Krieges ertheilte der König den Frauen von Wärend zum Lohn für ihre Tapferkeit das Privilegium, mit dem Rechte auf einen vollen Sohnesantheil zu erben, während die übrigen schwedischen Frauen von jeder Erbfolge nach wie vor ausgeschlossen blieben. Außerdem erhielten sie das Vorrecht, bei ihrer Trauung in Wehr und Waffen vor den Altar zu treten und sich von kriegerischer Musik mit Zinken, Hörnern und Pauken zur Kirche geleiten zu lassen, ein Vorrecht, dessen sich noch unsere liebenswürdigen Reisegefährtinen bei ihrer Verheiratung bedient hatten, wie sie sich mit großer Genugthuung rühmten.

Gegen Mittag gelangten wir in eine Station, die sich eines Buffets rühmte. Die Bahnverwaltung läßt den Reisenden

hier mit anerkennenswerther Großmuth eine halbe Stunde zu ihrer Verfügung und wir benutzten diese Zeit, um zum erstenmale mit der schwedischen Küche eingehende Bekanntschaft zu machen. Wir empfingen von ihr einen sehr guten Eindruck. Sie steht ungefähr zwischen der englischen und französischen Küche. Sie ist beinahe so schlicht und primitiv, jedoch nicht ganz so ungeschlacht-brutal wie die erstere und hat von der letzteren bereits die Anfänge der wissenschaftlichen Zusammenstellung eines Diners erlernt, ohne sich ihre Raffinements angeeignet zu haben. Freilich sind ihr auch noch einige Eigenthümlichkeiten geblieben, welche ihr ein nationales Gepräge geben. Indessen thäte die schwedische Küche sehr wol daran, diese Eigenthümlichkeiten aufzugeben, da dieselben barbarisch sind. Welcher gebildete Gaumen wird sich nicht angesichts einer Suppe entsetzen, die aus Milch, Bisquit und Fruchtsäften zusammengebraut ist, und welcher ästhetische und logische Esser nicht verblüfft sein, wenn er sieht, daß man Beefsteaks und Hauptsalat dick mit gestoßenem Zucker bestreut! Das schwedische Weißbrod ist trocken und lehmig, das Schwarzbrod sieht aus und schmeckt, als wäre es aus Kohlenstaub geknetet, dagegen gibt es eine originelle Brodsorte, das „Knäkkebröd", welche nicht zu verachten ist, vorausgesetzt, daß man einen Magen hat, der zur Noth auch einige Kieselsteinchen und Schuhnägel verdauen könnte, ohne sich über die ihm zugemuthete außergewöhnliche Arbeit zu beklagen. „Knäkkebröd" hat die Form von tellergroßen, runden, flachen, etwa kleinfingerdicken Scheiben und wird aus Roggenmehl gebacken. Es ist sehr hart, derb in seinem Gefüge und gleicht in Ansehen und Geschmack einigermaßen dem ungesäuerten Brod

der Juden. In Kriegszeiten könnte man es als Schild verwenden, denn ich glaube, daß es gegen Hieb und Stich und selbst gegen eine matte Kugel hinreichenden Schutz gewähren würde. Da es sich aber recht knusperig ißt, so hat es für gesunde und unerschrockene Zähne eine gewisse Verlockung, daran zu knabbern.

In dem Stationsbuffet, wo wir diese kulinarischen Beobachtungen anstellten, herrschten auch ganz eigenthümliche Sitten und Gepflogenheiten, wie man sie nirgends in Europa wiederfindet. Wir traten in eine reinliche Stube, in welcher wir einige blankgescheuerte Holztische bemerkten. Auf dem einen standen Stöße von Tellern, Gläser, Flaschen und Pyramiden von Eßbestecken; die andern waren mit Schüsseln beladen, von welchen uns allerlei appetitliche Speisen entgegendufteten; hier winkte eine braungebratene, trefflich aussehende Gans, dort rauchten Suppenschüsseln und riesige Roastbeefs, dazwischen lockten große Lachse, Forellen, Wildenten, Kalbsbrüste und Würstchen und auch an Kartoffeln, Kompot, Käse und Butter fehlte es nicht. Ein dienstbarer Geist war nirgends zu sehen. Man trat ein und bediente sich selbst nach Belieben. Während ich mich an ein Glas Bier und ein schlichtes, aber ausgiebiges Stück Roastbeef mit Kartoffeln hielt, bemerkte ich, wie mein Freund einen raschen Blick der Orientirung um sich warf und dann zuerst einen königlich aussehenden Lachs anschnitt, hierauf herzhaft auf eine Gans einhieb, dann an einer Wildente naschte, nebenbei ein Würstchen versuchte und zuletzt mit einem Stückchen Käse schloß, nicht ohne das Ganze mit generösen Portionen von allerlei Schnäpsen und Bier befeuchtet zu haben. Ich war

ganz ſtarr vor Erſtaunen. Was war aus den Prinzipien der Sparſamkeit geworden, zu deren beredtem Anwalt er ſich heute Morgens aufgeworfen hatte? Was ſollte dieſe leichtfertige Verſchwendung bedeuten? Erwuchs mir aus ſeinem maßloſen Thun nicht die Pflicht, ihm Vorſtellungen zu machen und ihn freundſchaftlich, aber eindringlich vor den böſen Folgen ſeines lockern Gehabens zu warnen? Allein ehe ich noch über all dieſe Fragen ſchlüſſig werden konnte, ertönte das erſte Glockenzeichen zur Abfahrt. In demſelben Augenblicke öffnete ſich ein Schiebfenſter an der Wand und hinter demſelben wurde der freundliche Blondkopf einer jungen Dame ſichtbar, die lächelnd in den gefüllten Speiſeſaal herein ſah. Die Reiſenden drängten ſich an das Schiebfenſter und ich erkannte, daß hier die Zeche bezahlt wurde. Als die Reihe an mir war, begann ich methodiſch aufzuzählen, daß ich ein Glas Bier, ein Roaſtbeef, Kartoffeln u. ſ. w. gehabt habe. Allein die junge Dame unterbrach meine Bekenntniſſe mit der kurzen Auskunft: „Das macht 1 Krone 25 Oere“. Lächelnd hatte Freund F. hinter mir ſtehend die kleine Szene mitangeſehen, lächelnd trat nun er an den Schalter und überreichte der Dame ohne ein Wort zu ſagen 1 Krone 25 Oere, die ſie mit freundlichem Danke entgegennahm, während er mir einen triumphirenden Blick zuwarf. Es ſtellte ſich alſo heraus, daß hier ein beſtimmter Preis von 1 Krone 25 Oere beſtand, um den man nach Belieben zulangen konnte und der für den ſchwachen wie für den ſtarker Eſſer, für den unbedenklichen Schlucker wie für das wähleriſche Leckermaul galt. „Wie in aller Welt haben Sie das nur wiſſen können?“ fragte ich erſtaunt meinen Freund, der mir nun folgende

wirklich tiefsinnige Auskunft gab: „Als ich in den Speisesaal trat, beobachtete ich einen alten, sehr dürftig aussehenden Bauer, der von Schüssel zu Schüssel ging, überall kostete und sich schließlich blos an die besten und köstlichsten Speisen hielt, während er die gemeineren völlig verschmähte. Da wurde es mir augenblicklich klar, daß die Menge und Feinheit der Speisen hier keinen Preisunterschied machen könne, weil der Bauer sonst gewiß mit den billigsten vorlieb genommen hätte, und ich schwankte trotz der Sparsamkeit, zu der ich mich bekenne, nicht einen Augenblick, dem Beispiel des Bauers zu folgen". Von diesem Momente an hatte ich für den Scharfsinn meines Freundes die größte Hochachtung und ich weissagte ihm sofort glänzende Geschicke.

Es spricht für die große Ehrlichkeit der Schweden, daß sich hier ein solches System auf die Dauer erhalten kann. Ich weiß zahlreiche Länder, wo dasselbe nicht eine Stunde lang bestehen würde, ohne zu den ärgsten Mißbräuchen zu führen. Unskrupulöse Reisende würden ganze Schinken und Käselaibe, Gänse und Schnapspullen als Mundvorrath mitnehmen, wenn sie nicht etwa Teller und Eßzeug ebenfalls einstecken würden, und der Wirth wäre entweder gezwungen, eine strenge Saalpolizei einzuführen und seinen Gästen scharf auf die Finger zu sehen oder er müßte in drei Tagen ruinirt sein. Dasselbe Vertrauen zur allgemeinen Redlichkeit und Diskretion, welches wir hier im Stationsbuffet bemerkten, gibt sich auch in Stockholm und Gothenburg in allen Restaurants kund. Es herrscht nämlich in diesen ganz allgemein eine Einrichtung, welche nicht verfehlt den Fremden sehr zu erstaunen. Im Speisesaal stehen auf einem großen Tische

zahlreiche kalte und warme Speisen und Getränke aller Art, zu welchen die Gäste frei zulangen. Man findet da englisches, bairisches und einheimisches Bier, Kornbranntwein, Cognac, Kümmel, französische Liköre, geräucherten und gesottenen Lachs, Häringe, Anchovis, Schinken, allerlei Wurst-, Fleisch- und Käsesorten, Eierspeise, die durch ein Weingeistflämmchen warm gehalten wird, und Ragoutschüsseln in Kohlenbecken. Der Eintretende begibt sich zuerst an diesen Tisch, trinkt ein Gläschen Wein oder Schnaps, nascht eine Kleinigkeit aus einer oder der andern Schüssel und bestellt dann sein ordentliches Mittagsmahl. Für die Vorspeisen wird nichts bezahlt, sie gelten als bloße Appetiterreger und ein Schwede kann sich gar nicht eine Mahlzeit denken, der nicht ein solches „Kosten" vorausgegangen wäre. Es kömmt nie vor, daß ein Eingeborener mit dieser liberalen Einrichtung Mißbrauch treiben würde. Dagegen beobachtete ich selbst später in Stockholm, wie in meinen Restaurant regelmäßig ein Amerikaner kam, sich an den Kosttisch stellte und hier eine halbe Stunde lang gleich einem Währwolf aß und trank, worauf er ein Glas Bier und eine Suppe bestellte, etwa 25 Oere bezahlte und fürbaß ging. Der Amerikaner glaubte sich wol etwas Großes, daß er es verstand, um so geringes Geld so reichlich und trefflich zu speisen, Wirth und Kellner aber, die sein gemeines Treiben geradeso bemerkten wie ich, begnügten sich damit, den indiskreten Gast mitleidig und verächtlich zu belächeln, ohne seinem Thun mit einer Silbe zu wehren.

Das herrliche Abfütterungssystem, dessen Bekanntschaft wir im Bahnhofrestaurant gemacht, hatte meinen Freund das Ungemach des Morgens vergessen lassen und seine gute Laune

völlig wiederhergestellt. Wir waren denn auch in rosigster Stimmung, als wir in Stockholm eintrafen, und der Anblick der Stadt war ganz geeignet, diese treffliche Stimmung noch zu erhöhen.

In der That, es ist schwer möglich, sich ein entzückenderes Städtebild zu denken als das von Stockholm. Natur und Zivilisation haben sich hier vereinigt, um ein unübertreffliches Juwel von einer Stadt zu schaffen. Stockholm ist ein förmliches Ausstattungsstück mit den überraschendsten Verwandlungen. Hier befinden wir uns in einer schönen, breiten, geraden Straße, die gut gepflastert und zu beiden Seiten mit stattlichen Häusern eingefaßt ist, in welchen sich ein reiches Waarenlager neben dem andern öffnet, so daß man sich in einer eleganten Handelsstraße von Paris oder London glauben möchte; wir biegen um die Ecke und — erster Dekorationswechsel: vor uns öffnet sich ein weiter See, mit kleinen waldigen Inseln übersäet, von winzigen Dampfern und Schiffen mit schimmernden Segeln durchpflügt, auf dessen Spiegel Sonnenschein und Wolkenschatten wunderbare Licht- und Farbeneffekte hervorzaubern; wir bedürfen einiger Minuten, um uns angesichts dieser prächtigen Ueberraschung zu sammeln und besteigen dann einen der kleinen Dampfer, die den See befahren; nun folgt der zweite Dekorationswechsel oder vielmehr eine ganze Reihe zauberischer Wandelbilder: blicken wir rechts, so sehen wir nichts als die unermeßliche Wasserfläche, deren Horizont vor uns flieht und deren unsichtbarer Saum gleich der Begrenzungslinie eines Meeresgesichtskreises mit dem Himmel verschmilzt; blicken wir links, so fällt unser Auge auf einen stolzen Quai, wo mächtige Ozeanfahrer in

langer Zeile nebeneinander vertäut und verankert liegen und ein emsiges Gewimmel von Hafenarbeitern Waaren löscht und lädt; blicken wir nach der entgegengesetzten Seite, so haben wir einen in weichen Linien geschwungenen flachen, sandigen Strand vor uns, wo Fischer geruhig ihre Netze flicken und zum Trocknen ausbreiten, während andere lässig ihre Angel in die fischreiche Flut senken, eine ganz italienische, neapolitanische Erinnerungen heraufbeschwörende Ansicht; wenden wir uns nun um, so erhebt sich steil und trotzig eine starrende Felswand vor uns, an deren dunkelm Fuße die leise bewegte Welle sich mit einer Neigung zur Brandung silbern bricht. Ein blos halbstündiger Spaziergang führt hier der Reihe nach durch großstädtische, nach der Schnur gezogene Straßen, über Plätze, die mit ehernen Monumenten geschmückt sind, über imposante Brücken, welche ein Gewirr von Strömen, Seearmen und Kanälen überspannen, an Seen, deren blauer Spiegel so ruhig träumt, als läge er weltverloren in einem amerikanischen Urwald, über Inseln, die bald mit Häusern und alten Kirchen, bald mit den Resten tausendjähriger Forste besetzt sind, an Hafenlinien, die das Leben der Hamburger oder Londoner Docks erfüllt, und auf Felsenberge, wo der kahle Granit seine abenteuerlich wilden Formen gen Himmel reckt. Dieses innige Gemisch von See, Strom, Urwald, Felsenwildniß und Großstadt ist für Stockholm und in ganz Europa blos für Stockholm charakteristisch. Gott nahm eines Tages ein Stück des schottischen Seedistrikts, ein Stück des neapolitanischen Strandes, einige der hyerischen Inseln, etliche Bergknorren aus der Granitkette des Urals, ein Stück kanadischen Fichtenforstes und einige Stadtviertel von Paris,

rüttelte das Ganze in einem Gefäß tüchtig durcheinander und goß es ohne Ordnung an das Ufer eines Oſtſeemeerbuſens, wo es heute die Hauptſtadt des Königreichs Schweden bildet und Stockholm genannt wird.

So originell die Stadt ſelbſt iſt, ſo wenig originell iſt das Leben in ihr. Die Exiſtenz der Menſchen iſt nach der allgemeinen europäiſchen Kulturſchablone geformt. Man geht auf die Börſe, wo kontinentale Papiere gehandelt werden, ins Kaffeehaus, wo man die Zeitungen lieſt und Grog dazu trinkt, ins Theater, wo die neueſten Pariſer Stücke geſpielt werden, in die zahlloſen Cafés chantants des „Djurgården" (Thiergarten), wo Pariſer, Londoner und Berliner Chanſonettenſängerinen die jüngſten Gaſſenhauer aller Nationen populariſiren, man kleidet ſich nach der letzten Pariſer Mode und würden die Leute nicht ſchwediſch ſprechen, man könnte ſie ganz gut für die Bewohner einer andern beliebigen nord- oder mitteleuropäiſchen Großſtadt halten. Nur äußerſt ſelten verirrt ſich ein nationaler, individueller Zug in dieſe banale Phyſiognomie des Stockholmer Lebens: ſo ſieht man ab und zu, namentlich des Sonntags, Bauern und Bäuerinen in origineller, bunter Tracht gruppenweiſe zur Kirche und in den Djurgården ziehen; die Damen, die faſt ausnahmslos den Wuchs und Knochenbau eines Tambourmajors haben und blonde, blauäugige Schönheiten ſind, denen zur Vollkommenheit blos eine feinere Modellirung der Hände und Füße und eine generöſere Entwickelung der Büſte fehlt, tragen bei kaltem Wetter über ihrer in tadelloſeſtem Pariſer Schnitt und Aufputz prangenden Straßentoilette einen allerdings genügend eigenthümlichen, aber auch ſcheußlichen ſchweren Mantel aus rothbraunem Sammt, der gerade und einförmig vom

Halse bis zu den Füßen reicht und seiner Trägerin das Aussehen einer großen wandelnden Glocke verleiht; die Mägde verbringen den größten Theil ihrer Zeit damit, Hausflur, Treppen, Korridore und Küchen mit Malereien zu bedecken, wobei sie sich dicker Kalkmilch als Farbe bedienen; diese Dekorationen stellen Kreise, Vierecke, Sterne, Palmenzweige und schematische Blumen dar und erheben sich, je nach der Phantasie und zeichnerischen Begabung der betreffenden Magd, von der einfachsten geometrischen Figur bis zur komplizirtesten, blühendsten Arabeske. In manchen Fällen schwingt sich die handfeste Künstlerin sogar bis zur Polychromie auf und sucht ihrem vergänglichen Werke durch Verwendung von Röthel, Okergelb und Berliner Blau erhöhten Reiz zu geben. Der über diese sonderbaren Fresken rücksichtslos hinschreitende Fuß zerstört sie natürlich sehr bald, so daß sie zwei- bis dreimal in der Woche erneuert werden müssen. Das ist eine ebenso unnütze als zeitraubende Gepflogenheit, aber ich glaube, eine Stockholmer Hausfrau würde trotz ihrer tiefen Frömmigkeit eher auf ihrer Seelen Seligkeit als darauf verzichten, daß alle Treppen- und Flursteine ihres Hauses mit Kalkmalereien geziert seien.

Da ich schon die eigenartigen Züge des Stockholmer Lebens mühsam zusammensuche, so darf ich auch die Art, wie hier gegessen wird, nicht mit Stillschweigen übergehen. Von den originellen Seiten der schwedischen Küche und von der Sitte des „Vorkostens", die in allen Privathäusern wie in den Restaurants besteht, habe ich schon weiter oben gesprochen. Nun sei noch konstatirt, daß man sich wol nirgends in der Welt so reichlich nährt wie hier. Man frühstückt wie ein

Engländer, speist zu Mittag wie ein Deutscher, nimmt Vor- und Nachmittags einen Zwischenimbiß, eine „Jause," wie ein Oesterreicher und nachtmahlt wie ein Franzose; Dank diesem weisen Eklektizismus gelangt man dazu, täglich fünf Hauptmahlzeiten zu haben und jedesmal so viel zu essen und zu trinken, daß ein Spanier oder Italiener an einer einzigen solchen Mahlzeit acht Tage genug hätte. Wenn der Sinn für die Großthaten Pantagruels in der ganzen übrigen Welt verloren gegangen ist, wird man sie hier noch mit Rührung und Verständniß lesen. Ich weiß nicht, ob ich das von allen Schweden sagen darf, aber die Stockholmer sind gewiß die direkten Nachkommen der verdauungstüchtigen Heroen des Rabelais.

An den gewöhnlichen, in Baedekers Bereich fallenden Sehenswürdigkeiten hat Stockholm nicht mehr und nicht weniger als jede andere königliche Residenzstadt, die sich respektirt. Zahlreiche Königs- und Heldenstandbilder, untermischt mit einigen wenigen Büsten und Statuen von Gelehrten und Dichtern, schmücken die öffentlichen Plätze; das königliche Schloß ahmt, da seine Façaden aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammen, pflichtschuldigst den Styl französischer Rococopaläste nach; die Bildergalerie des Nationalmuseums enthält die übliche Anzahl theils mittelmäßiger, theils fraglicher italienischer Meister, dagegen allerdings viele gute Werke aus der flämischen und niederländischen Schule und eine sehr vollständige Vertretung der einheimischen Kunst, die, jung und wenig selbstständig, Dank ihrem verständigen Eklektizismus und dem Eifer, mit dem sie bei fremden Schulen (besonders der Pariser und Münchener) in die Lehre geht, doch schon

sehr bedeutend ist und eine große künftige Entwickelung verspricht.

Ungleich interessanter als die ebensogut in allen übrigen europäischen Großstädten zu findenden Kunstgalerien sind die historischen Sammlungen. Die Kollektion nordischer Alterthümer, von der Stein- bis zur Eisenzeit, ist die großartigste Europas und die Waffensammlung erhält durch die Reliquien der großen Könige Gustav II. Adolf und Karl XII. Werth und Bedeutung. Hier sind die Uniformen der Truppen, die im dreißigjährigen Kriege ganz Deutschland nach allen Richtungen als Sieger und Herren durchstreift haben, hier die glorreichen blau-gelben Fahnen, die ebendamals den Schweden in hundert Schlachten vorangeflogen sind und oft genug die schwarzgelben Banner der Kaiserlichen vor sich hergejagt haben. Eine Vitrine enthält die Kleider, die Gustav Adolf bei Lützen getragen hat; man sieht das Loch, das die mörderische Kugel ins Hemd gerissen hat, und das Blut des Helden dunkelt noch an dem weißen Linnen in melancholischen, vielsagenden Flecken. Welch eine wunderbare Gestalt dieser Kriegerkönig war und welche großen Geschicke sein Volk während seiner Regierung erlebte! Ein Stern zwölfter Größe, der dem freien Auge unsichtbar am Himmel dunkelt und dessen obskure Existenz nur das Fernrohr mühsam zu entdecken vermag, flammt eines Nachts urplötzlich in hellem Lichte auf und strahlt den halb mit Grauen, halb mit Staunen erfüllten Astronomen mit dem siegreichen, stolzen Glanze eines Gestirns erster Größe an; die Gelehrten brechen sich den Kopf, um den Grund dieser geheimnißvollen und wunderbaren Lichtzunahme zu entdecken, da verschwindet der Glanz eines Nachts

wieder so jäh und unerklärlich wie er gekommen war und der neue Sirius sinkt wieder zum namenlosen teleskopischen Sternchen hinab. Diese wiederholt beobachtete astronomische Erscheinung ist ein Bild der Geschichte Schwedens. Von einem kleinen, in sich uneinigen, vor dem dänischen, polnischen, russischen Nachbar den Nacken beugenden Königreiche, das auf den Gang der europäischen Angelegenheiten nicht mehr Einfluß hat als heute Portugal, wird Schweden mit dem Regierungsantritt des großen Sohnes Karls IX. eine Großmacht ersten Ranges, die durch vierzig Jahre die Geschicke der Welt in ihrer Hand hält, Dänemark niederwirft, Polen und Rußland ihre Bedingungen diktirt, die katholischen Fürsten Deutschlands vernichtet, welcher England huldigt, um deren Gunst Frankreich buhlt und die aus einem kulturmörderischen, allenthalben das Chaos hinter sich zurücklassenden Kriege reicher, gebildeter, glücklicher, ungeheuer vergrößert hervorgeht, jedoch nur, um nach dem Tode des Helden und seiner Marschälle in die alte Dunkelheit und Bedeutungslosigkeit zurückzusinken. Während dieser kurzen Glanzzeit, wo Schweden ein politisches Meteor war, tauchten um den großen König zahlreiche geniale Gestalten auf, Helden und Staatsmänner wie Horn, Banér, Torstenson, Oxenstierna, ganz so wie Frankreich zur Zeit seiner ersten Empire-Glorie eine verblüffende Anzahl gewaltiger Krieger, Verwalter und Gesetzgeber hervorbrachte. Diese Erscheinung, die sich immer und überall wiederholt, wo große Ereignisse gleich Tiefpflügen über eine Nation hinweggehen und das Volksthum mächtig umwühlen, trägt eine tiefe Lehre in sich. Sie beweist, daß überall eine große Menge von Genie in den Völkern latent ist, das nicht zur Entwickelung

gelangen kann, weil es von einer dicken, wuchtigen Decke hergebrachten Schlendrians, pedantischer Ordnung und erbgesessenen Nepotismus erstickt wird, das aber sofort mit ungestümgewaltigem Wachsthum emporschießt, sowie es durch Umwälzungen an Licht und Luft gebracht wird.

Eine Erscheinung wie das jähe Emporkommen Schwedens unter Gustav Adolf und sein rasches Sinken nach des Königs Tode kann sich heute nicht mehr wiederholen. Sie war nur zu einer Zeit möglich, wo die Masse der Völker wehrlos war und Kriege mit Berufsarmeen geführt wurden. Ein genialer Organisator und Heerführer, auch wenn er einem kleinen Staate angehörte, konnte da leicht aus dem eigenen Volke und aus fremden Miethlingen ein ebenso zahlreiches Heer zusammenbringen wie der Herrscher über das größte Land und das zahlreichste Volk und dadurch den Sieg und seinem Lande eine erste Machtstellung erringen. Heute, in der Zeit der allgemeinen Wehrpflicht, spielt die Wucht und das Momentum der Gesammtnation die größte Rolle und ein kleines Volk wie das schwedische kann keinen Augenblick lang gegen ein großes wie das russische, deutsche oder französische aufkommen. Daß eine wenig zahlreiche Nation durch die bloße Vervollkommnung ihrer Heeresverfassung und den Besitz großer Feldherren dazu gelangen konnte, die Rolle einer Großmacht zu spielen, war nur auf einer bestimmten Entwickelungsstufe des Völkerlebens möglich, die heute längst und für immer überwunden ist. Die Geschichte war damals aristokratisch, sie ist heute demokratisch; damals wurde gewogen, heute wird gezählt; damals war die Aera der Individualitäten, heute ist es die der Massen; damals gehörte

die Weltgeſchichte allen Nationen in gleichem Maße, heute iſt ſie die ausſchließliche Domäne der großen Völker.

Die Schweden ſind auf ihre glänzendſte Geſchichtsepoche ſehr ſtolz; ſie vervielfältigen die Statuen ihres Heldenkönigs und widmen ſe[illegible] Kultus, den man chauviniſtiſch nenne[illegible] nicht mit einem großen Behagen am [illegible]n und der Ueberzeugung verbunden wär[illegible] ſeinem hiſtoriſchen Kriegsruhm gerade g[illegible] Vermehrung der ererbten Lorbern durch[illegible]

Ein Zug, [illegible] mit den Kopenhagenern gemein haben, iſt ihre große Vorliebe fürs Theater. Die Oper und die Schauſpielhäuſer, deren es zur Zeit meines Aufenthalts in Stockholm drei große gab, ſind allabendlich ausverkauft. Allerdings iſt aber der Theatergenuß auch nirgends ſo billig wie hier. In der großen Oper koſtet der vornehmſte Logenſitz 5 Mark 60 Pf., der geringſte Platz aber, der noch numerirt und bequem iſt und eine vollkommene Ausſicht auf die Bühne gewährt, koſtet 25 Oere, etwa 30 Pfennig, ein Preis, um den man ſonſt nirgends in der Welt eine vortreffliche Opernvorſtellung anſehen kann. Die Stockholmer ſcheinen im Theater keine Freunde gewaltſamer Emotionen zu ſein. Wenigſtens gibt man ſelbſt den grauſamſten Stücken einen gelinden, allſeitig befriedigenden Ausgang und ſorgt dafür, daß im letzten Akt die Liebenden einander bekommen, die Böſen beſchämt und die Tugendhaften trefflich belobt werden. So ſah ich hier einmal eine Aufführung des „Don Juan“, die aufs Ueberraſchendſte von allen andern abwich, welchen ich bis dahin angewohnt hatte. Beim

tollen Gastmahl im letzten Akte, wo sonst der steinerne Gast zu erscheinen pflegt, tritt die gute Elvira nochmals auf und redet dem überraschten Don Juan eindringlich ins Gewissen; der ruchlose Mann sieht auch alsbald ein, daß er sein Lebelang wie ein Lumpaci gehandelt habe, und bereut seinen anstößigen Wandel zur Stelle. Er begibt sich, ehe seine gute Regung verraucht ist, auf den Friedhof, legt sich am Fuße der Statue des von ihm getödteten Gouverneurs hin und stirbt nach einigen zerknirschten Trillern im Stande der Gnade. Das ist ein viel erbaulicherer Schluß als die gewöhnlichen Teufeleien und flammenden Höllenschlünde, in die der Sünder köpflings geschleudert wird, und er erinnert mich lebhaft an eine ähnlich für zarte Gemüther eingerichtete Bearbeitung des „Hamlet", die ich einmal in Neapel aufführen gesehen. Der Prinz entdeckt da, daß der König ihn vergiften wolle, und hält ihm in überzeugender Rede seine Unanständigkeit vor. Der König geht in sich, nimmt den Pilgerstab und wallfahrtet nach Rom, um sich Verzeihung für seine Missethaten zu erflehen, die Königin geht in ein Kloster, Hamlet besteigt den Thron, ordnet die Errichtung eines Erzdenkmals und einer Kirche für seinen Vater an und heiratet Ophelia, die von ihrer bedenklichen Melancholie völlig geheilt ist.

Auf dem Gustav-Adolfs-Platze, wo das große Theater steht, herrscht nach den Vorstellungen noch ein sehr reges Nachtleben, das man in der nordischen Stadt gar nicht suchen würde. Angesichts der ohne Begleiter lustwandelnden Schönheiten würde man sich in Regentstreet oder auf den Boulevard des Italiens versetzt glauben und ihre Zahl ist so bedeutend,

die Weltgeſchichte allen Nationen in gleichem Maße, heute iſt ſie die ausſchließliche Domäne der großen Völker.

Die Schweden ſind auf ihre glänzendſte Geſchichtsepoche ſehr ſtolz; ſie vervielfältigen die Statuen ihres Heldenkönigs und widmen ſeinem Andenken einen Kultus, den man chauviniſtiſch nennen könnte, wenn er nicht mit einem großen Behagen am gegenwärtigen Frieden und der Ueberzeugung verbunden wäre, daß das Land an ſeinem hiſtoriſchen Kriegsruhm gerade genug habe und einer Vermehrung der ererbten Lorbern durchaus nicht bedürfe. —

Ein Zug, den die Stockholmer mit den Kopenhagenern gemein haben, iſt ihre große Vorliebe fürs Theater. Die Oper und die Schauſpielhäuſer, deren es zur Zeit meines Aufenthalts in Stockholm drei große gab, ſind allabendlich ausverkauft. Allerdings iſt aber der Theatergenuß auch nirgends ſo billig wie hier. In der großen Oper koſtet der vornehmſte Logenſitz 5 Mark 60 Pf., der geringſte Platz aber, der noch numerirt und bequem iſt und eine vollkommene Ausſicht auf die Bühne gewährt, koſtet 25 Oere, etwa 30 Pfennig, ein Preis, um den man ſonſt nirgends in der Welt eine vortreffliche Opernvorſtellung anſehen kann. Die Stockholmer ſcheinen im Theater keine Freunde gewaltſamer Emotionen zu ſein. Wenigſtens gibt man ſelbſt den grauſamſten Stücken einen gelinden, allſeitig befriedigenden Ausgang und ſorgt dafür, daß im letzten Akt die Liebenden einander bekommen, die Böſen beſchämt und die Tugendhaften trefflich belobt werden. So ſah ich hier einmal eine Aufführung des „Don Juan", die aufs Ueberraſchendſte von allen andern abwich, welchen ich bis dahin angewohnt hatte. Beim

tollen Gastmahl im letzten Akte, wo sonst der steinerne Gast zu erscheinen pflegt, tritt die gute Elvira nochmals auf und redet dem überraschten Don Juan eindringlich ins Gewissen; der ruchlose Mann sieht auch alsbald ein, daß er sein Lebelang wie ein Lumpaci gehandelt habe, und bereut seinen anstößigen Wandel zur Stelle. Er begibt sich, ehe seine gute Regung verraucht ist, auf den Friedhof, legt sich am Fuße der Statue des von ihm getödteten Gouverneurs hin und stirbt nach einigen zerknirschten Trillern im Stande der Gnade. Das ist ein viel erbaulicherer Schluß als die gewöhnlichen Teufeleien und flammenden Höllenschlünde, in die der Sünder köpflings geschleudert wird, und er erinnert mich lebhaft an eine ähnlich für zarte Gemüther eingerichtete Bearbeitung des „Hamlet", die ich einmal in Neapel aufführen gesehen. Der Prinz entdeckt da, daß der König ihn vergiften wolle, und hält ihm in überzeugender Rede seine Unanständigkeit vor. Der König geht in sich, nimmt den Pilgerstab und wallfahrtet nach Rom, um sich Verzeihung für seine Missethaten zu erflehen, die Königin geht in ein Kloster, Hamlet besteigt den Thron, ordnet die Errichtung eines Erzdenkmals und einer Kirche für seinen Vater an und heiratet Ophelia, die von ihrer bedenklichen Melancholie völlig geheilt ist.

Auf dem Gustav-Adolfs-Platze, wo das große Theater steht, herrscht nach den Vorstellungen noch ein sehr reges Nachtleben, das man in der nordischen Stadt gar nicht suchen würde. Angesichts der ohne Begleiter lustwandelnden Schönheiten würde man sich in Regentstreet oder auf den Boulevard des Italiens versetzt glauben und ihre Zahl ist so bedeutend,

daß ich Stockholm gegen die von verſchiedenen oberflächlichen Beobachtern ausgeſprengte Verleumdung in Schutz nehmen muß, als könnte es an kühler Ehrbarkeit und langweiligem Puritanismus mit dem übrigen Schweden wetteifern. Stockholm ſcheint im Gegentheil weder ehrbarer noch puritaniſcher als irgend eine andere europäiſche Großſtadt und wer galante Abenteuer in populärer Ausgabe ſucht, wird ſie hier zu ſeines Herzens Genüge mit derſelben Leichtigkeit finden wie im geſchmähten Paris und verrufenen London.

Der Götakanal und Trollhättan.

Es war an einem schönen, lauen Frühlingsabende, als ich von meinem bisherigen Reisekameraden, der nach Berlin zurückkehrte, Abschied nahm und mich auf dem Dampfer „Motala Ström" einschiffte, um auf dem Götakanal quer durch das ganze südschwedische Land nach der zweitgrößten Stadt des Königreichs, nach Gothenburg zu reisen. Das Schiff lag am „Ridareholmen", der „Ritterinsel", deren gothische Kirche ihren hohen, schlanken Dachreiter in den wolkenlosen Himmel tauchte und mit der schönen Fensterrose ihrer duftigen Façade wie mit einem freundlichen Auge herübergrüßte. Die Sonne ging eben unter, als das Fahrzeug sich in Bewegung setzte. Umflossen von dunkeln kaum bewegten Wässern, angestrahlt von der Abendröthe, welche die metallbedeckten Thürme zu lodernden Flammen entfachte und den rothen Dächern einen hellen, rosigen Widerschein verlieh,

lag Stockholm wie ein Traumgesicht vor uns und der bezauberte Blick klammerte sich an das wunderschöne Bild, bis seine unbestimmt verdämmernden Umrisse und seine märchenhaft rosige Farbe im tiefer werdenden Dunkel der Nacht und in der wachsenden Entfernung allmälig verschwammen.

Auf dem „Motala Ström" fand ich noch bequemere Einrichtungen als auf dem Postdampfer, der zwischen Kiel und Korsör verkehrt. Die Reisenden werden hier nicht mit einem einfachen „berth" abgefertigt und selbviert in einer engen gemeinsamen Kajüte zwei Reihen hoch übereinander geschichtet, vielmehr erhält jeder eine geräumige, luftige Kabine, in welcher ein geradezu überraschender Möbelüberfluß herrscht. Außer einem breitem Schlafdivan, auf dem Abends gebettet wird, steht da noch ein Sopha, ein Stuhl und ein Tisch mit aufzuklappender Platte, der als Nachtkästchen und Waschstand dient, und an der Wand sind ein Spiegel und ein Bücherbrett nebst einigen Kleiderhaken befestigt. Es wohnt sich hier so behaglich wie nur in irgend einem Hotelzimmer auf dem Lande und ich kann mir überhaupt eine angenehmere Reisegelegenheit als die Götakanaldampfer nicht denken.

Der Götakanal, der Schweden der Breite nach durchschneidet und die Ost- mit der Nordsee verbindet, ist eine der größten Merkwürdigkeiten Europas. In steter Folge zieht sich eine ganze Reihe größerer und kleinerer Seen quer durch das Land, das davon wie mit glitzernden Edelsteinen bestreut aussieht: allein diese Wasserflächen waren ursprünglich ohne Verbindung mit einander: man stellte nun von 1810 bis 1832 den Kanal her und sämmtliche Seen Südschwedens sind seither an dieser herrlichen Wasserstraße aufgereiht wie

Perlen an einem Faden, der sie zu einem Geschmeide vereinigt. Es galt auf der ganzen Strecke zwischen der Ost- und Nordsee eine Steigung von 308 Fuß zu überwinden; von Söderköping bis Motala auf-, von da bis Gothenburg absteigend, klimmt der Kanal auf Schleußenstufen seine Bahn entlang und es ist ein erstaunlicher Anblick, an manchen Stellen dieser eigenthümlichen Wasserstraße die Schiffe gleich rüstigen Bergsteigern langsam an steilen Abhängen förmlich hinauf- und herabklettern zu sehen.

Der „Motala Ström" fuhr, nachdem er Stockholm verlassen hatte, zuerst eine gute Strecke in den malerischen Mälarsee hinaus, um dann an verschiedenen Inseln und Uferorten vorüber in den „Södertelgekanal" einzubiegen, der eine der Verbindungen dieses Binnenwassers mit der Ostsee bildet. Mittlerweile war es völlig Nacht geworden und nach einem Vesperbrod, dessen Opulenz und Vortrefflichkeit uns die freudige Erkenntniß beibrachte, daß wir hinsichtlich der leiblichen Pflege auf unserem Dampfer aufs Beste aufgehoben waren, gingen wir zu Bette. Es war schon ziemlich spät am Tage, als mich ein eigenthümliches Gefühl von Unbehagen weckte. In den Schläfen hämmerte es ein wenig, in der Magengegend war auch nicht Alles in der Ordnung, vor den Augen begann es bedenklich zu flimmern und zu kreisen — was hatte das Alles zu bedeuten? Ich sah mich erstaunt in der Kajüte um — das an einem Wandhaken hängende Handtuch pendelte so kräftig hin und her wie die Serviette in der Hand eines eifrigen Kellners, meine Schuhe, die ich Abends vors Bett gestellt hatte, lagen in einer Ecke unordentlich zu Hauf, ein Stiefelknecht schickte sich vor meinen Augen zu einem

Ausflug durch das Gemach an, dazu knirſchten und ächzten alle Planken und Dielen und ich ſelbſt wurde von einer unſichtbaren Gewalt aufs Unangenehmſte gleich einem Wickelkinde gewiegt und von einer Seite auf die andere gerollt. Ich ſprang raſch auf die Füße und ſchaute zur runden Fenſterluke hinaus: vom Lande war keine Spur zu erblicken, wir befanden uns auf hoher See und ein ſteifer Wind wühlte den Meeresſpiegel zu klafterhohen Wellen auf, die bei jedem Anrollen das nicht ſehr große Schiff auf die Seite legten. Es hatte kaum einer Minute bedurft, um dieſe Beobachtungen zu machen, allein dieſe kurze Zeit war hinreichend geweſen, um mein allgemeines Uebelbefinden weſentlich zu ſteigern. Ich kroch alſo raſch wieder unter die Decke, nicht ohne mir kleinmüthig und mit einer gewiſſen Betretenheit zu ſagen, daß nun vielleicht doch mein Stündlein geſchlagen haben dürfte und ich ſchließlich das Gruſeln erlernen ſollte. Während ich mich hierüber beſchämt und gekränkt einer Reihe ſchmerzlicher Gedanken hingab, ſchlief ich aufs Neue ein und erwachte erſt wieder, als der Stewart die Thüre öffnete und mit einem Tone, in dem meine Empfindlichkeit eine gewiſſe Ironie zu ſpüren glaubte, die Frage an mich richtete, ob ich vielleicht unwol ſei, da ich ſo ſpät noch nicht zum Frühſtück komme?

Ich unwol? Welche beleidigende Zumuthung! Im Augenblicke war ich aus dem Bette und in den Kleidern: vom früheren Unbehagen keine Spur: ein Wähnwolfshunger war an die Stelle der Bedenklichkeit in der Magengegend getreten und mit ſtolzem Lächeln ſagte ich dem dienſtbaren Geiſte, daß ich ihm beim Frühſtückstiſche gleich beweiſen werde, wie wenig ich unwol ſei. Was hatte dieſen plötzlichen Szenen-

wechsel verursacht? Das Schiff stand ganz einfach in schönster Unbeweglichkeit still und von Rollen oder Stampfen war nicht mehr zu bemerken als etwa in einem steinernen Dome. Nun war es freilich leicht, den wettersesten Seewolf zu spielen, und meine Ueberzeugung, daß ich gegen die Seekrankheit gefeit sei, wuchs zu einem gelinden Fanatismus an.

Der Dampfer hatte, während ich mein Morgenschläfchen gethan, eine kurze Strecke in der offenen Ostsee zurückgelegt und war vor Söderköping angelangt, wo der Götakanal beginnt. Wir lagen vor der ersten Schleuße und warteten, bis dieselbe in Arbeitsordnung war. Noch umspülte grünliches Meerwasser ringsum das Schiff und hinter uns breitete sich das weite Meer aus; vor uns aber zog sich ein Streifen milchigen Wassers bis zum Schleußenthor, Süßwasser aus den Landseen, das eine Strecke weit unvermischt durch die Salzflut hinfließt, und eine gemach abfallende, niedere Küste breitete sich rechts und links aus.

Ich will mich bei den Details der Reise nicht aufhalten, die durch keinerlei Abenteuer, keinerlei außergewöhnliches Vorkommniß belebt wurde. Bald klommen wir langsam hohe Schleußentreppen von acht oder zehn Stufen hinan, die uns auf einmal um fünfzig bis sechzig Fuß hoben, bald fuhren wir auf ebener Wasserbahn dahin. Kurze Strecken des ausgezeichnet erhaltenen Kanals wechselten mit größeren und kleineren Seen, deren Ufer theils in melancholischer Einsamkeit brüteten, theils mit freundlichen Dörfchen und Städtchen besetzt waren, welche der Dampfer anlief, um Post und Waaren auszutauschen. So durchmaßen wir den Asplången- Roxen- und Borensee und gelangten schließlich nach Motala am Eingange des

Wetternsees. Während das Schiff eine Reihe von kurz aufeinander folgenden Schleußen emporstieg, ehe es in den gegen 300 Fuß über der Ostsee gelegenen Wetternsee einfahren konnte, hatten wir Zeit, die kleine, junge, aber in fröhlicher Entwickelung begriffene Stadt und „Motala-Werkstad", das großartige Eisenwerk zu besuchen, welchem der Ort seine ganze Prosperität zu verdanken hat. In diesem Etablissement werden Panzerplatten, Schienen, Lokomotiven und andere Maschinen in großer Vollkommenheit erzeugt und es ist mit Recht der Stolz Schwedens, das trotz seiner dünnen Bevölkerung eine hochentwickelte Industrie besitzt und auf einigen Gebieten — wie auf dem der Eisen- und Stahl-, der Porzellan- und Holzwaaren-Fabrikation — mit den ersten Industrievölkern der Welt erfolgreich konkurrirt.

Die Fahrt durch den Wetternsee war nicht lang, aber eindrucksvoll. Der weite Spiegel lag unbewegt da; an den Ufern traten finstere Wälder bis an den Rand des Wassers heran und tauchten ihren Fuß in die blaue Flut, über welche sie ihre dunkeln Schatten warfen. Da und dort flog kreischend eine weiße Möve über den See hin und verschwand im dicken Röhricht der kleinen Inseln, die in weiten Abständen über den Wasserspiegel emportauchten. Die Ufer wie die Inseln sind menschenleer. Kaum daß man das Dach einer einzigen Holzhütte am Horizont entdeckt. Dafür wird aber die Gegend von der Volksphantasie mit Geistern bevölkert. Die Inseln enthalten zahlreiche Hünengräber, über welchen Abends und Morgens geheimnißvolle Nebel weben, und auf dem See entstehen urplötzlich und ohne Vorboten fürchterliche Wirbelstürme, die manchmal nur einige Minuten, manchmal

eine Viertelstunde dauern, um dann ebenso jäh der früheren Windstille zu weichen. In diesen Wetterlaunen sehen die Umwohner Zornesausbrüche der Geister, welche in dieser Gegend walten. Die heidnischen Riesen verlassen dann ihre uralten Gräber und jagen mit den entthronten Göttern des Nordens, mit Asen und Walkyren, über den See und durch die unheimlichen Forste in toller Windsbraut dahin, bis sie sich ausgetobt haben und wieder in ihre Todesruhe zurückkehren.

Auf den Wetternsee folgten wieder kurze Kanalstrecken und die kleinen „Botten"- und „Wiken"-Seen, worauf wir nach starkem Abstieg durch eine Reihe von Schleußen in den Wenernsee einfuhren, den größten See Schwedens und einen der größten Europas. Das Schiff verbrachte fast einen ganzen Tag damit, die verschiedenen Uferstädte anzulaufen und ans andere Ende der 95 Quadratmeilen großen Wasserfläche zu gelangen, deren meerähnliche Ausdehnung nur von wenigen bewaldeten und unbewohnten Inseln unterbrochen wird. Nun waren wir im Göta-Elf (Götafluß) und gelangten nach kurzer Fahrt zwischen den waldigen und hügeligen Ufern dieses reißenden Stromes an den Trollhättakanal, wo das Schiff durch sechzehn der Reihe nach zu passirende Schleußen um 120 Fuß tiefer gebracht wird und nahezu das Niveau der Nordsee erreicht. Am Eingang des Kanals liegt ein kleines Städtchen, bei dem wir ausstiegen, um zu Fuße den naheliegenden Wasserfall zu besuchen, während der Dampfer langsam durch den Kanal geschleußt wurde, dessen Ende er nach zwei Stunden erreichte.

Ein Fußpfad führte vom steinernen Quai des Kanals an den Fluß, dessen Ufer von Föhrenwäldern bedeckt sind;

noch ehe wir ihn erreicht hatten, hörten wir schon den Donner eines tosenden Wasserfalls, unter dessen Gewalt wir bald den Boden zu unseren Füßen erzittern fühlten. Nach wenigen Minuten wurden wir seiner ansichtig — er stürzte sich aus einer Höhe von etwa dreißig Fuß über zerrissenes, ausgezacktes Granitgeklüft mit solcher Wucht in die Tiefe, daß die tobenden Wassermassen vom Widerprall fast so hoch wieder empor geschleudert wurden als sie hinabgetaumelt waren. Wenige hundert Schritte weiter abwärts ist der zweite, ungleich großartigere Wassersturz, der gegen 45 Fuß hohe „Toppösfallet". Die Szenerie ist eine unheimliche und wilde. Hohe, dichtbewaldete Berge ragen zu allen Seiten empor; der Strom schießt in einem schluchtartigen Bette zwischen nahe aneinandertretenden zerrissenen Felsenwänden heran und stürzt sich zwischen Klippen und Riffen, die schwarz aus dem weißen Gischt hervorstarren, brüllend in die Tiefe, welche von einem kochenden und schäumenden Chaos erfüllt ist und über welcher ewiges Dunkel lagert, aus dem der Donner der rasenden Wassermassen noch grausiger heraufstönt. Die Waldes- und Bergesschatten, in welche die Gegend selbst unter der Mittagssonne gehüllt ist, das fortwährende Beben des Bodens, der stoßweise erzittert, so wie das Wasser Guß auf Guß in die Tiefe fährt, der ununterbrochene, stets in gleicher Stärke dröhnende Donner, den der Widerhall der Felsenwinkel und Bergwände verworren wiederholt und verstärkt, wirken mächtig auf die Sinne ein, die in eine Art Betäubung geschreckt werden. Neben dem Falle befindet sich eine verlassene Sägemühle, welche an der Flußseite mit einem hölzernen Balkon gerade über den Fall hinausragt, so daß man hier stehend den

donnererfüllten Abgrund zu seinen Füßen hat. Es macht einen dämonischen Eindruck, die Fluten zu verfolgen, wie sie pfeilgeschwind heranjagen, dann mit fürchterlicher Schnelligkeit hinabfahren, um in Schaum aufgelöst unten dem Blick zu verschwinden und erst eine Strecke weiter abwärts wieder gesammelt, aber noch wild erregt und in hohen Wellen gehend zum Vorschein zu kommen. Man hat die Empfindung, als würde man durch die tolle Hast der sich köpflings hinabstürzenden Fluten selbst mitgezogen und müßte im nächsten Momente mit ihnen blitzschnell über den Felsenkamm in die schauerliche Tiefe hinabgleiten.

Lang hatten wir leider nicht Zeit, das erhabene Schauspiel dieses Wasserfalls zu genießen, da es stark zu dunkeln begann und wir noch ein gutes Stück Wegs durch den Wald zurückzulegen hatten, um wieder unseren Dampfer anzutreffen. Ehe wir aber den Trollhätta verließen, fuhr hinter einer Felsenecke hervor ein bis dahin vor unseren Blicken verborgen gewesener Mann auf uns los und — bot uns Photographien des Falls und der Sägemühle zum Kaufe an! O schnöde Prosa des industriösen Jahrhunderts! Hatte nicht der hauptsächliche Zauber der eben durchlebten Viertelstunde für uns darin bestanden, daß wir uns in einer nordischen Urwildniß, fern von den Menschen und ihrer langweiligen Kultur zu befinden geglaubt hatten? Aber ach, die leidige Zivilisation sandte uns höhnisch auch in diese Wüstenei ihren Lohndiener und ihre Photographien nach und mit einem bittern Seufzer sagten wir uns, daß wir, um völlig weltverlorene Einöden zu finden, nun schon nach dem Nordpol ziehen müssen, aber

[redacted]

hielten. Ich ſelbſt verbrachte den letzten Abend in Gothenburg auf einem Balle im prächtigen Börſengebäude, auf dem auch der König erſchien. Bis um Mitternacht zechte ich bei ſchwediſchem Punſch und franzöſiſchem Champagner mit den Freunden, dann brachten ſie mich in Frack und weißer Kravate, wie ich war, vom Feſte weg direkt an Bord des Dampfers, auf den ſchon vor Abend mein Gepäck geſchafft worden war, und geleiteten mich bis zur Kajüte, wo wir erſt warmen Abſchied von einander nahmen.

Ich hatte kaum noch genug Bewußtſein, um mich auszukleiden und mein Lager aufzuſuchen, und ſchlief einige Minuten ſpäter wie erſchoſſen. Während der Nacht verließ der Dampfer Gothenburg, um nach London zu ſegeln, und er war ſchon viele Meilen von der Küſte in der ſtürmiſchen Nordſee, als ich früh Morgens erwachte.

Welch ein Erwachen war das! Es ſteht noch in grauenvoller Erinnerung vor meiner Seele. Verlange nicht, gütiger Leſer, daß ich dir eingehend ſchildere, was ich an jenem Schreckensmorgen erfuhr und litt; es genüge dir, wenn ich dir ſage, daß ich endlich „das Gruſeln erlernte“, und zwar bis zur unübertrefflichen Meiſterſchaft, und für ewige Zeiten vom Wahne geheilt war, gegen die Seekrankheit gefeit zu ſein ...

[redacted]

III.

Belgiſche Streifzüge.

[redacted]

Das Wiertz-Museum.

Im äußersten Norden Brüssels, wenige hundert Schritte von der Luxembourg-Station, erhebt sich mitten in einem schönen, etwas verwilderten, kleinen Park ein weißer Bau, zu dessen säulengetragenem Portal man auf einer breiten Freitreppe hinansteigt. Man durchschreitet einen kurzen Korridor, gibt bei einer freundlichen Pförtnerin Stock oder Regenschirm ab, tritt unbehelligt und ohne im Geringsten gemautet zu haben durch eine unscheinbare Pforte und — steht plötzlich und unvorbereitet mitten in einer Versammlung von Göttern, zu deren erhabenen Lichtgestalten und übermenschlichem Walten man beklommen und überwältigt emporschaut.

Das Wiertz-Museum — denn in diesem befinden wir uns — ist von allen Bildergalerien so himmelweit verschieden wie Wiertz von allen Malern, die vor und neben ihm geschaffen haben. Was wir an den Wänden des einzigen,

weitläufigen, mit Oberlicht erhellten Saales sehen, das sind keine Gemälde, sondern erdrückend großartige Dichtungen, die mit einer geradezu beängstigenden Gewalt auf das Auge, die Phantasie, das Gefühl, den Verstand einstürmen und aus welchen der Beschauer, dessen Sinne durch so viel ungeahnte Herrlichkeit bis zur Weltunbewußtheit aufgeregt sind, sogar die übernatürlichen Klangfluten hervorbrausen zu hören glaubt, von welchen die tiefsinnigen Griechen die unfaßbar schöne, stolze Bewegung der himmlischen Gestirne begleitet dachten. Mit dem kurzen Schritte, der uns über die Schwelle dieses Zaubersaals gehoben hat, sind wir plötzlich in eine ungeheure, ideale Höhe emporgerafft worden, von der wir die Erde mit all ihrer Qual und Noth tief unter uns liegen sehen, während Morgenroth uns umflammt und emporrollende Wolkenvorhänge uns prophetische Ausblicke auf eine tröstliche, geheimnißvolle Weltzukunft öffnen. Das orientalische Märchen erzählt, im Himmel gebe es irgendwo ein Fenster, von wo Gott die ganze Erde mit Allem, was sich auf ihr regt, übersieht: da steht Gott täglich eine Stunde und wenn ihm von all dem Jammer, den er da unten erblickt, das Herz schwer geworden ist, so wendet er das Haupt um und findet seine göttliche Freudigkeit wieder im Anblick des Paradieses, das ihn umgibt. Im Wiertz-Museum nun öffnet uns ein unendlich genialer Künstler ebenfalls ein solches Fenster auf alle Schmerzen und alles Elend der Erde und wenn uns von diesem grausamen Schauspiel die Brust zusammengepreßt wird und das Auge übergeht, so schließt er das tragische Fenster und richtet uns durch den Anblick einer schönern und bessern idealen Welt wieder zum Frohmuth auf.

Wiertz, dessen Werke in diesem Museum vereinigt sind, war ohne Frage der größte Maler unseres Jahrhunderts und einer der allergrößten Meister, die überhaupt je über die Erde gegangen sind. Das ist eine Wahrheit, die von den künftigen Generationen freudig anerkannt werden wird, wenn sie auch heute noch wenig verbreitet ist. Wäre dieser erstaunliche Mann nach Verdienst gewürdigt, so sähen wir sein ehernes Standbild auf allen Marktplätzen der belgischen Städte ragen, wir läsen seinen Namen auf dem Titelblatt von hundert Werken in allen Sprachen, es gäbe Wiertz-Lehrstühle an allen Kunstschulen und die gebildete Menschheit wallfahrtete zu seinem Museum so wie zu den Stanzen Raphaels und mehr als zum jüngsten Gericht Michel Angelos, zur milesischen Venus und zu den Parthenonskulpturen des Phidias. Es ist aber natürlich, daß seine Größe noch nicht entfernt die richtige Anerkennung gefunden hat. Wiertz ist eine Erscheinung aus einer andern Zeit. Er ist ein Nachgeborener des großen sechzehnten Jahrhunderts, jenes fabelhaften Cinquecento, dessen unerschöpfliche Lebensfülle und Zeugungskraft noch heute alle Kunst und Wissenschaft befruchtet, und unserer kleinen Zeit ist das Maß für den Riesenwuchs seiner geistigen Individualität verloren gegangen. Wiertz ist aus jenem Titanengeschlechte, aus welchem Michel Angelo hervorgegangen ist. Gleich diesem beherrscht er mit universaler Gewalt alle Künste. Er ist Maler, Bildhauer, Schriftsteller, Musiker, er macht Alles was er will und macht Alles vollkommen. Und ebenfalls gleich den größten Meistern der Hochrenaissance hat er ganz und gar, mit eifersüchtig aszetischer Ausschließlichkeit der Kunst gelebt, welcher er einen

heiligen, tiefernsten, fast fanatischen Kultus gewidmet hat. Er opferte ihr die Welt und sein Leben und forderte von ihr nichts als die idealen Freuden der Selbstbefriedigung. In einer Zeit des Materialismus verschmähte er Glanz, Macht und Genuß; in einer Zeit, die blos der engsten Gegenwart lebt, schuf er nur im Hinblick auf die Zukunft, die ihm, er fühlte es zuversichtlich, ganz und voll gehörte; in einer Zeit der billigen, aber ephemeren, durch Zeitungsreklame leicht produzirten Notorietät, die man gern mit echtem Ruhme verwechselt, verachtete er die landläufige öffentliche Meinung, den Geschmack der Menge und das Gewühl des Marktes, hüllte sich freiwillig in eine stolze Obskurität wie ein antiker Gott in eine Wolke und bewahrte sich angesichts nergelnder Tadler und unverhältnißmäßig geringer äußerer Erfolge jenen robusten Glauben an die Ewigkeit seiner Werke, welcher das Vorrecht des sich seiner übermenschlichen Kraft und Dauer vollbewußten Genius ist.

Aber in der Art, wie die Heroen der Renaissance den Kultus der Kunst trieben und wie es Wiertz that, ist doch ein wesentlicher Unterschied. Jene Meister waren heidnische Priester und ihr Tempeldienst war ein heiterer. Rosenbekränzt nahten sie dem schongeschmückten Altar ihrer Göttin, wo ein üppiger Opferschmaus ihrer harrte, während Saitenspiel und Flötenschall festlich um sie tönte. Wiertz dagegen war ein christlicher Mönch, der seinem Gotte das Gelübde der Armuth, des Gehorsams und der Keuschheit gethan und der weltentsagend, schwermüthig und entbehrend in seiner Kirche lebte, wo er seine strenge und freudlose Andacht in mitternächtigen Vigilien verrichtete. Unbildlich zu sprechen: den

Meistern der Renaissance war es leicht, ausschließlich der Kunst und ihren Idealen zu leben; reiche Mäzenaten hielten ihnen sorgsam die Prosa des Daseins fern und machten ihre Existenz zu einem einzigen fröhlichen Sonntage. Sie hatten Ehren und Zechinen die Fülle; sie malten und meißelten in Sammtwämmsern und mit goldenen Brustketten angethan und erholten sich nach der Arbeit in den Lilienarmen schöner Frauen. Wiertz aber hatte nie einen reichen Gönner und gefiel sich Zeit seines Lebens in der freiwilligen, evangelischen Armuth der Apostel. Er konnte Hunderttausende verdienen, aber er verschmähte es, seinen geweihten Pinsel zum Handwerkszeug, zum Instrument des Erwerbs herabzuwürdigen. 1806 zu Dinant als der Sohn eines einfachen Gendarmen und ehemaligen Soldaten der großen Republik geboren, erregte er durch sein zeichnerisches, bildhauerisches und musikalisches Talent, das sich von selbst und mit elementarer Gewalt offenbarte, wie eine Quelle von selbst aus dem Felsen bricht, so früh die Aufmerksamkeit von Kennern, daß er zu fünfzehn Jahren von seinem damaligen Landesherrn, dem Könige von Holland, ein Stipendium von 140 holländischen Gulden erhielt, das später auf 200 fl. erhöht wurde und welches er bis zu seinem 22. Jahre behielt. Diesem spärlichen Gnadenpfennig hatte er seine früheste Ausbildung zu verdanken. Nachdem er sich 1828 vergebens um den römischen Preis der Brüsseler Kunstakademie beworben hatte (auch Victor Hugo mußte fünfmal an der Pforte der französischen Akademie klopfen, ehe ihm aufgethan ward!) erhielt er denselben 1832 und damit die Möglichkeit, einige Jahre in Italien zu leben. In die Heimat zurückgekehrt, begann er

jenes Dasein der Armuth und Entbehrung zu führen, das er bis an sein allzufrühes Ende (er starb 1865 im Alter von 59 Jahren) nicht aufgab. Er malte, so oft er dringend etwas Geld brauchte, hastig und schleuderisch Porträts, die er mit seinem Namen zu zeichnen verschmähte und die ihm lange Zeit mit 3—400, erst sehr spät mit 1000 Fr. bezahlt wurden. Davon fristete er sein bedürfnißloses Leben, während er seine ungeheuern Schöpfungen nur für sich und die Nachwelt hervorbrachte und nie ein einziges seiner grandiosen Gemälde verkaufen wollte. Sein Vaterland that das Eine, Geringe für ihn, daß es ihm ein Atelier baute, groß genug für seine gigantischen Entwürfe. Er zahlte königlich für dieses kleine Darlehen, indem er seine sämmtlichen Werke dem Vaterlande vermachte, das dieses Vermächtniß schon heute hoch achtet, es aber eines Tages als seinen größten Schatz betrachten wird. Wie mit der materiellen Unterstützung, so geizte Belgien auch mit seinen Ehren gegen seinen größten Sohn. Wol erhielt er zweimal große Preise für seine literarischen Arbeiten über Rubens und die flämische Malerschule, allein diese Preise waren in anonymem Wettstreit glänzend erobert. Die einzige Auszeichnung, die ihm der Staat freiwillig gewährte, die er dem letztern nicht in offenem, ehrlichem Kampfe abtrotzen mußte, war das Offizierskreuz des Leopoldsordens, eine armselige Dekoration, die in einem Glasschrank zur Schau ausgelegt ist und geradezu den Eindruck einer absichtlichen Satire macht, wenn man sie betrachtet, nachdem man im Saale die Schöpfungen des Genius bewundert hat, dessen einziger Lohn im Leben dieses Kreuzlein und Bändchen sein sollte.

Arm und entsagend verbrachte der große Mann sein Leben, das nur zwei große Gefühle erfüllten: die abgöttische Liebe für seine Mutter und nach ihrem Tode, der 1847 erfolgte, die vollkommene Hingabe an seine Kunst.

Eine solche Hingabe wird immer belohnt, sie wurde es auch bei Wiertz. Er beherrscht die Technik seiner Kunst vollkommener als irgend ein Maler, der seit den großen Meistern der Renaissance gelebt hat. Betrachten wir diese Bilder, die hier an den Wänden umherhängen, ganz absehend von ihrem Inhalt, von dem was sie darstellen, blos von dem verwerflichen, jämmerlich engherzigen und kleinlichen Gesichtspunkte, den ich den Ateliergesichtspunkt nennen möchte und von dem allein ausübende Künstler leider ein Bild zu betrachten und zu beurtheilen pflegen, betrachten wir diese Bilder blos auf ihre malerische Erscheinung, Komposition, Zeichnung und Farbenwirkung hin und wir werden überwältigt von der Großartigkeit des Könnens, das sich in diesen Werken urgewaltig offenbart. Das ist nicht die Malweise eines Epigonen! So konnten nur die großen Maler schaffen. Hat Wiertz den Wunderpinsel eines Michel Angelo und Tintoretto, welchen diese übermenschlichen Maler in ihr Grab mitgenommen, durch Zaubermittel und Teufelsbeschwörung in seine Gewalt bekommen? Hat ihm der gebannte Geist Rubens' beim Malen die Hand geführt und der aus seiner Todesruhe herbeigeheischte Tizian aus Sonnenschein und Mitternachtsdunkel diese unerhörten Farben gemischt? Man möchte es schaudernd glauben, wenn man vor diesen Bildern steht. Welche unfaßbare Kraft und Wahrheit in allen Zeichnungen! Wie auf diesen Riesenleinwanden Alles lebt und zuckt! Wie

sich die überlebensgroßen Leiber in den kühnsten Stellungen winden und krampfen und von ihrer leidenschaftlichen Aktion mit unwiderstehlicher Wucht fortgerissen förmlich aus dem Bilde herausfahren! Wie das Fleisch leuchtet und der Leichnam sich todeskalt und grabesfeucht ansieht! Wie die Landschaft glänzt und blüht und die Wolke mit wahrem Gewitter und Regen schwanger geht! Und diese Bewegung, die mit sich reißend und förmlich toll wirbelnd durch die Bilder zieht! Das ist die „Furia", welche die großen Meister des Cinquecento beseelte, nein, von welcher sie unheimlich besessen waren. Das ist die Furia, unter deren berauschender Wirkung sie die ungeheuern, die haushohen Leinwanden mit ihren Myriaden von nackten Leibern bevölkerten, deren jeder doch wahr und lebenswarm ist, die Furia, welche die zahmen, mühselig bastelnden und nestelnden, kühl gelehrten, sorgsam wägenden, messenden und studirenden Maler unserer Zeit nicht mehr begreifen können und an jenen großen Vorgängern am meisten bewundern. In dieser pythischen Aufregung entstanden mit Zauberschnelle die Riesenbilder eines Paolo Veronese und Tintoretto, die Hochzeit von Cana und das Paradies im Dogenpalast zu Venedig; so wurde das jüngste Gericht von Michel Angelo geschaffen, so wurden die Tausende und Abertausende von Bildern einzelner Meister gemalt, deren fabelhafte Fruchtbarkeit wir nicht fassen können; so die schwierigsten Probleme der Perspektive gelöst, vor welchen die heutigen gelehrten Akademiker kopfschüttelnd und bänglich verlegen blinzelnd und augenreibend stehn. Und diese antike Furia kochte in den Adern Wiertz' und in diesem pythischen Taumel hat er die ungeheuren Bilder gemalt, in deren jedem mehr technisches

Vermögen, mehr Farbenkunst, mehr Kompositionsgewalt, mehr zeichnerische und perspektivische Gelehrsamkeit steckt als in allen Museen moderner Maler zusammengenommen, den Pariser Luxembourg nicht abgerechnet. Man bewundert so unmäßig die kühne Schwebehaltung des Jehovah auf Tizians „Himmelfahrt Mariä." Was ist aber dieser eine fliegende Herrgott gegen die hundert Verkürzungs-, Flug- und Fallwunder auf jedem der großen Bilder im Wiertz-Museum? Die Größe der „Kreuzigung" und „Grablegung" von Rubens in der Kathedrale von Antwerpen besteht in dem großartigen Zug, der durch die beiden Bilder geht und den Blick am untern Ende der Komposition in Haft nimmt, um ihn durch die scheinbar wirr in einander geworfenen Gruppen unaufhaltsam und geradeswegs hinzuführen zum Mittelpunkte des Bildes, wo die großen biblischen Handlungen vor sich gehen. Diese Bewegung, welche alle Theile einer Komposition zu einem idealen Zug ordnet und zusammenknüpft, die alle Dinge und Menschen eines Gemäldes gleich einem rasenden Sturm erfaßt und, alle Hindernisse toll niederwerfend, nach dem Mittelpunkte der Handlung hinwirbelt, die auch den Beschauer, sowie er sich dem Bilde nähert, augenblicklich mit Riesengewalt packt und mit sich reißt, ohne ihm Athem und Zeit zu lassen, bei den abseits am Wege liegenden Nebenfiguren und Accessorien zu verweilen, diese Bewegung finden wir auf jedem Bilde Wiertz' und auf zweien von ihnen, „der Leichnam des Patroklus" und „der Triumph Christi", großartiger als auf irgend einem überhaupt existirenden Gemälde, selbst die Antwerpener Meisterwerke des Rubens nicht ausgenommen. Wiertz, ich wiederhole es nun, beherrschte alle Ausdrucksmittel seiner Kunst so vollkommen

wie irgend ein Maler, den die Kunstgeschichte nennt, und vollkommener als alle, die in diesem Jahrhundert gelebt haben. Und doch genügten ihm diese Mittel nicht, die doch einem Raphael und Murillo genügt haben, und er suchte nach neuen, kräftigeren, wirkungsvolleren! Bedarf es noch eines urkundlicheren, beweismächtigeren Zeugnisses für die Leidenschaftlichkeit, mit der er nach der Verwirklichung seiner Ideale rang? Er fand, daß der störende Glanz, der an der gefirnißten Oberfläche eines Oelgemäldes unvermeidlich ist, die richtige Betrachtung seiner großen Bilder hinderte und ihren Gesammteindruck stark beeinträchtigte. Er erfand also ein neues Verfahren und malte statt mit Oel- mit Terpentinfarben und nicht auf glatter Leinwand, sondern auf rauhem Tuche, wodurch er seinen Bildern die monumentale Wirkung von Fresken gab, ohne darum auf Farbenpracht zu verzichten, die auf großen Wandmalereien sonst dem Styl geopfert werden muß.

Dieser Meister nun, der über den wimmelnden Nachwuchs dreier Jahrhunderte hinweg Michel Angelo, Tizian und Rubens die Hand reichen und ihnen stolz zurufen kann: „Ich bin der Eurigen Einer", unterscheidet sich doch von diesen seinen großen Ruhmesgenossen in dem überaus wesentlichen Punkte, daß ihm die Malerei nicht Selbstzweck war wie ihnen. Ein Bild sollte nach seiner Auffassung nicht blos ein die Sinne und die Phantasie angenehm erregendes optisches Phänomen, ein schönes Farbenwunder, sondern auch ein tiefsinniges Philosophem sein. Er malte nicht wie die alten Meister, um schöne Gestalten zu umreißen, zu gruppiren und farbig zu beleben, sondern um poetische Ideen auszudrücken. Er war eigentlich eine Dichterseele, die aber in den Leib und

die Nerven eines Malers gefahren ist und für ihre rein poetischen und philosophischen Konzeptionen nicht das normale Ausdrucksmittel, die Sprache, sondern nur das ungehörige, jedoch durch die Organisation des Künstlers allein dargebotene, die Malerei, zu ihrer Verfügung fand.

„Gedankenmalerei also!" jubelt der Troß der Pedanten höhnend und schadenfroh auf und glaubt mit diesem einen Worte den Riesen Wiertz gekeult. Allerdings, Gedankenmalerei, ihr weisen Herren. Aber darum doch unvergleichlich erhaben und großartig. Es ist ganz schön, ein Gerüst von feinsinnigen ästhetischen Erwägungen aufzubauen und die Gebiete der Kunst mit Lineal und Winkelmaß schulfuchsig genau und sorgsam in zierlich regelmäßige Schachfelder einzutheilen, jedes Feld mit Buchstaben und Zahlen ämtlich zu bezeichnen und dann peremptorisch auszusprechen: „Feld 1 gehört der Malerei, Feld 2 der Skulptur, Feld 3 der Dichtkunst, Feld 4 der Musik und Niemand soll sich unterwinden, das eine Feld mit dem Saatgut zu bebauen, welches wir für das andere bestimmt haben, und das soll Gesetz sein für ewige Zeiten und wer es verletzt, der sei hiemit in Acht und Aberacht verdonnert." Da kommt mit einemmale ein Genius herbei, der haucht nur ein wenig und das stattlich dastehende ästhetische Gerüst geht schmählich und lautlos ein wie ein armseliges Kartenhäuschen und dann beginnt er unbekümmert um die säuberlich gezogenen Schachbrettlinien seinen Pflug über die ganze weite Au der Kunst nach seinem eigenen Witz zu führen und siehe da, während die kritischen Gesetzgeber die Hände zusammenschlagen und ein jämmerliches Gekreisch anheben, geht ihm die Saat zu einer üppigen und stolzen Ernte auf.

Dem Genie gegenüber gibt es keine äſthetiſche Regel. Man hat gut beweiſen, daß die Aufgabe der Malerei nicht die iſt, abſtrakten Gedanken Form zu geben, für Tendenzen zu ſtreiten, für Theorien zu argumentiren, daß ſie dieſe Aufgabe ausſchließlich der müſſe, daß ſie kläglich aufs Haupt geſchl mit der letzteren einen Wettſtreit wagt, B ch Poeſie und Philoſophie und das hindert hetiſch unzuläſſigen, von allen kritiſchen Bel hteten und für vogelfrei erklärten „Gedank Bilder, wirkliche Bilder, noch dazu Bilder von überwältigender Großartigkeit zu ſein.

Die Schöpfungen, **die das Wiertz-Muſeum bevölkern,** dürfen nicht geſondert, für ſich und in willkürlicher Reihenfolge, ſie müſſen vielmehr als ein Ganzes und in ihrem organiſchen Zuſammenhange betrachtet werden, dann erſt geht uns ihre Größe und ihre volle Bedeutung auf. Das Reſultat der ganzen Lebensthätigkeit unſeres Meiſters iſt ein einziges, einheitliches Werk, von dem die einzelnen Bilder nur die unſelbſtſtändigen Kapitel ſind, und dieſes Werk iſt ein gemaltes Drama, dem ich den Titel geben möchte: „Die Tragödie der Menſchheit.“ Das Lebenswerk Wiertz' hat die Tragik des individuellen und des Gattungslebens der Menſchen zum Inhalt und ſtellt ſich nach der Erhabenheit der Konzeption, nach der Größe des Stoffes, nach der Macht der Behandlung der göttlichen Komödie, dem verlorenen Paradies und dem Fauſt an die Seite.

Wiertz iſt ein tiefſinniger Philoſoph und zwar, wie von Plato bis Schopenhauer, von Aeſchylus bis Goethe jeder höhere Geiſt, ein peſſimiſtiſcher. Das individuelle Leben iſt

ihm ein fortgesetztes Leiden von der Geburt bis zum Tode, das Gattungsdasein der Menschheit eine stete Folge von Verbrechen und Widersinnigkeiten seit ihrem ersten Auftreten auf der Erdoberfläche. Das Bewußtsein des Menschen, dieser höchste Triumph des Waltens der Weltgesetze, ist zugleich sein größtes Unglück, denn es dient nur dazu, ihm die Millionen kleiner und großer Qualen des Lebens zur klaren Empfindung und Erkenntniß zu bringen. Wiertz steht auf dem Standpunkte der altiranischen Weltanschauung. Er glaubt an ein gutes und an ein böses Prinzip in der Welt und macht das letztere für alle Leiden der Menschheit verantwortlich. Das gute Prinzip ist das positive, das schaffende, das böse ist das negative, das zerstörende. Das gute Prinzip hat aus dem Chaos ein organisches Weltall geschaffen, das böse sucht Welt und Menschen wieder ins ursprüngliche Nichts zurückzuschleudern und alles Leben und Bewußtsein auszulöschen. Es sind die aufbauenden und demolirenden Naturkräfte, deren stetes kämpfendes Aufeinanderwirken die Erscheinungen des Lebens hervorbringt. Mit der Sprache der Bibel nennt Wiertz das schaffende Princip Gott, das zerstörende Teufel.

Den ersten Kampf zwischen den beiden Prinzipien stellt das ungeheure Bild „Die Empörung der Hölle gegen den Himmel" dar. Die Hölle, das heißt die der Materie innewohnende zentrifugale Kraft, ist gegen den Himmel, das heißt gegen das organische Bestehen des Universums und gegen die harmonische Weltordnung, mit brüllender Wuth angestürmt. Allein das Weltall soll noch nicht zu Grunde gehen, das Chaos noch nicht das Leben überwältigen. Die empörte

Hölle wird besiegt. In der Höhe triumphiren die Heerschaaren des Himmels, die lichten Engel mit den Flammenschwertern; die Angreifer werden mit fürchterlicher Wucht hinabgeschleudert in die finstern Abgründe der chaotischen Tiefe. Da rollen sie hinab in schwindeligem Sturze, durcheinandergeballte, noch immer wüthend ringende Riesenleiber mit den Spuren des Kampfes an den göttlich unzerstörbaren Gliedern. Aus der schwarzen Tiefe ragen wilde, verbrannte, schauerlich zerrissene Klippen bis an die Himmelspforten hinauf; an ihre zackigen Zinken klammern sich die stürzenden Geister mit ohnmächtiger Faust und suchen für die ins Leere hinauszuckende Sohle einen neuen Halt: allein ihnen nach sausen die Blitze des Himmels, die von den Klippen mächtige Felsen abreißen, welche in ihrem donnernden Fall ganze Gruppen der Besiegten unaufhaltsam mit sich raffen. Durch das Kampfgewühl ringelt sich in tollen, spasmodischen Windungen die Höllenschlange, deren Haupt in verzweifelter Wuth gegen die Himmelsmächte Feuer schnaubt, während der Schwanz in die Nacht der Hölle hinabtaucht. Getöse, Gebrüll, rollender Donner, Blitzstrahle, krachende Felsen, aus den Abgründen hervorbrechende Flammen, fliegende Geschosse, wüthende Arme, Köpfe, Brüste erfüllen noch das Bild, allein der Kampf, das lehrt der erste Blick, ist dennoch entschieden und die Posaunen des Triumphs schallen durch alle Himmel.

Der große Hauptsturm ist abgeschlagen, der Weltuntergang verhütet. Allein das Böse gibt das Spiel darum noch nicht verloren. Ist es ihm nicht gelungen, in einer einzigen Katastrophe alles Bestehende und Gedeihende in seine formlosen, leblosen, todeskalten Urelemente aufzulösen, so ver-

sucht es nun, den Lebewesen einzeln beizukommen und sie aus dem Lichte in die alte Nacht zu rauben. Nach der offenen Feldschlacht der tückische Buschkrieg. Das böse Prinzip nimmt die Form der fleischlichen Verführung an. Das Fleisch, die Sinnlichkeit, das ist der Teufel im Menschen. Wiertz ist Dualist und folglich Spiritualist; er glaubt an ein Ewiges und an ein Vergängliches im Menschen. Seiner Weltanschauung entspricht es also, die unsterbliche Seele zum Träger des guten Prinzips, der Lebens- und Dauerkräfte zu machen, wogegen das hinfällige Fleisch, das schließlich immer von den ewig anstürmenden Kräften der Vernichtung besiegt wird, zum Träger des bösen Prinzips, der Zerstörungs- und Todesmächte gemacht wird. Das Menschenleben ist ein fortwährender Kampf zwischen Gott und dem Teufel, der Seele und dem Körper, dem Willen und dem Fleische. So lange der Mensch kein Beispiel dafür hat, daß die Seele den Körper und der Wille das Fleisch unterjochen kann, gibt er sich ganz dem Leibe hin und unbewußt der in ihm ruhenden geistigen Kräfte, die noch nie vor ihm erprobt worden sind, versucht er es gar nicht gegen das Fleisch anzukämpfen. So verfällt er der Erbsünde und bleibt ihr unterjocht, bis der Menschensohn geboren wird und im freiwilligen Opfertode auf dem Kreuze den sublimsten Sieg des Willens über das Fleisch davonträgt und den Menschen zeigt, wie sich die Seele von den Banden des Körpers befreien und auf welchem Wege sie der höllischen Vernichtung entrinnen und zur ewigen Daseinsharmonie des Himmels gelangen könne.

Diese mystisch-theologischen Ideen drückt Wiertz in drei Bildern aus, an deren Großartigkeit kein schilderndes Wort,

und wäre es das eines Milton oder Dante, hinanreichen kann. Das erste ist ein Triptychon. Die beiden Seitentafeln stellen den Verführer und Eva mit dem Apfel dar. Der Böse hat die Gestalt eines wunderschönen Jünglings, dessen Züge aber in ihrer süßen, verführerischen Lieblichkeit doch auch etwas geheimnißvoll Finsteres, feindselig Herrisches haben. Besonders die Augen des Bösen sind ein Wunder: mandelförmig geschnittene, schmal und lang geschlitzte, übernatürlich glänzende weiße Augäpfel mit nächtigschwarzer kleiner Pupille, über welchen sich die feine glänzendschwarze Braue mit der Wellenschwingung eines geöffneten Adlerflügels wölbt: aus diesen schmalen Augen, von welchen man zuerst nur das opalesziренde Weiße sieht, strahlt ein tiefes, düsteres Feuer, dessen Glut sich unwiderstehlich ins Herz einbrennt. Es ist in diesen Augen etwas von der Schlange und etwas von Leda, während der Schwan sie liebkost, und etwas von Nero, der traumverloren in die Flammen des brennenden Roms starrt. Es sind Fenster, aus welchen die schwarze, unergründliche Hölle hervorschaut. In diesen Augen schwimmt die verzehrende Begehrlichkeit der wüthendsten Wollust, lauert eine unversöhnlich feindselige Tücke, flammt ein tragisch ohnmächtiger vulkanischer Zorn. Es sind Augen, von denen man immer träumt, wenn man sie einmal gesehen hat, und die man eine Sekunde lang haarsträubend und blutерstarrend auf sich geheftet sieht, wenn man Nachts plötzlich aus unruhigem Schlafe auffährt und in der finstern Stube die Augen öffnet. So stellt sich Wiertz den Bösen vor; nicht abschreckend und grotesk, wie ihn die Volksphantasie malt, nicht als lächerliches Ungethüm mit Hörnern, Ziegenbart, Bockbein und Schwanz,

ſondern übermenſchlich ſchön, unwiderſtehlich verführeriſch, blühend in herrlicher, ewiger Jugend und nur durch den Blick, den er von ſeiner Genoſſin der Höllenſchlange hat, ſeinen Urſprung verrathend und vor ſeiner zauberſüßen Verlockung warnend. Wenn Wiertz nichts gemalt hätte als die finſtere Schönheit dieſes Jünglings und dieſe böſen, magiſchen Augen, ſo wäre er damit allein einer der größten Maler aller Zeiten.

Da ſteht alſo auf unſerem Triptychon der Böſe und blickt triumphirend mit ſeinen Jettatore-Augen auf die arme, ſchöne, ſchwache Eva, die unwiſſend und noch unſchuldig, aber in ihrer innerſten Seele aufgewühlt von lüſterner Begehrlichkeit, unter dem Banne dieſes Blickes zittert und den verhängnißvollen Apfel in der zuckenden Hand hält, dem ſich die üppige Lippe bereits wollüſtig entgegenwölbt. Noch einen Augenblick und ſie wird in die Frucht gebiſſen haben, das Fleiſch wird der Verführung erlegen ſein. Denn dieſes ſchöne, nervöſe, beſchränkte Weib mit dem heißen Blute und dem ſchwellenden Fleiſche, mit dem lodernden, kaum einzudämmenden Verlangen und der großen ſündhaften Neugierde, iſt kein Gegner für einen Feind, der in ſolcher Verkörperung wie dieſer hölliſch-göttliche Jüngling auftritt. Die Sinne ſiegen alſo, die Seele unterliegt, der Sündenfall geſchieht. Allein auch die Erlöſung folgt und beendet den erſten Cyklus des ewigen Krieges: das Mittelbild des Triptychons ſtellt die Grablegung Chriſti dar; der Heiland liegt auf einem Steine, Joſeph hebt ihn mühſam auf, die ſchmerzenreiche Mutter neigt ſich ſchluchzend zum göttlichen Haupte nieder, das im Tode

erblaßt ist, zwei heilige Frauen stehen abseits und blicken händeringend auf die Szene voll Jammer und Noth.

Die beiden andern Gemälde schildern spezieller die unermeßliche mystische Bedeutung des Opfertodes Christi. Das eine stellt die „Kreuzerhöhung" dar. Ein Haufe nackter Sklaven, die ein römischer Hauptmann hoch zu Rosse mit grausam geschwungener Geißel zur Arbeit antreibt, stemmt sich mit mächtig arbeitenden Muskeln an das Marterholz, das den todten Heiland trägt. Die Hölle sträubt sich mit ohnmächtiger Wuth gegen die Aufrichtung des Kreuzes. Die Schlange des Abgrunds beißt giftig in die Kreuzesspitze, der Engel des Bösen, derselbe schöne, jugendliche Verführer, der eben noch so leicht über Eva triumphirt hat, flieht mit rückwärts gewandtem Gesicht, aus dem die Zauberaugen schmerzlich hervorleuchten, in seine Tiefe zurück, eine schwarze Wolke legt sich vor das Kreuz und sucht die Welt seines Anblicks zu berauben. Aber das Kreuz, dessen Rückseite uns zugewendet ist, steigt langsam und sicher immer höher, richtet sich immer gerader und vom Heiland, dessen Oberkörper uns von der Höllenwolke verhüllt ist, strömt ein sanftes, weißes, ruhiges Licht aus, welches in alle Höhen und Tiefen dringt, den Bösen verscheucht, die Schlange vertreibt, die Wolke zerstreut und bald die ganze Welt erfüllen wird. Von diesem Lichte soll es auch im Dasein der armen Sklaven tagen, deren nackter Rücken heute noch unter dem Hieb des römischen Vogtes blutrünstig wird, die aber morgen das Christenthum befreien soll!

Noch grandioser ist dieselbe Idee in dem nächsten Bilde verkörpert, welches „der Triumph Christi" heißt. Die Mitte

der immenſen Leinwand nimmt das aufgehöhte Kreuz mit dem Erlöſer ein, deſſen unendlich mildes, ſchönes, im Tode auf die Bruſt geſunkenes Haupt eine leuchtende Glorie verklärt. Um ihn flammen die Lichtſtröme, die ſich aus der geöffneten Pforte des Himmels ergießen, ihm zur Linken blicken holde, ruhige Engel mit weiblichen Köpfen zu ihm voll liebender Innigkeit empor und verkünden Poſaunenbläſer mit ſchmetternden Jubelfanfaren den Sieg des Himmels, während rechts von ihm und zu ſeinen Füßen ſtreitende Engels-Heerſchaaren mit flammenden Schwertern und ungeheuern Lanzen die Mächte des Böſen in die Hölle zurückmetzeln. Lucifer ſelbſt, den wir an ſeiner Schönheit und ſeinen Augen erkennen, wehrt im fliehenden Dahinſchweben die auf ihn niederrieſelnden himmliſchen Lichtſtrahlen mit erhobenen Händen von ſeinem wunderbaren Antlitz ab, auf dem die troſtloſen Schatten der Hölle ruhen, und er fährt ſammt ſeinen geſchlagenen Anhängern in den Abgrund hinab. Auf ihn beſonders, auf den Fürſten der Höllenſchaaren, ſtürmt der Erzengel Gabriel mit gezücktem Flammenſchwerte ein. Sein linker Arm iſt mit ungeheurer Energie ſtraff ausgeſtreckt und weiſt dem Böſen unwiderſtehlich gebieteriſch den Weg in die Tiefe, während die ſchwertbewaffnete Rechte zu einem zerſchmetternd wuchtigen Schlage ausholt und damit gleichſam die in der Geberde der Linken ausgedrückte Drohung bewahrheitet. Aber Lucifer hat für den Erzengel gar keinen Blick. Nicht ſein Schwert und nicht ſeine Drohung fürchtet er, denn er iſt von derſelben Ewigkeit wie dieſer; aber das Licht, das vom Kreuze ausſtrahlt, erfüllt ihn mit tiefer Angſt und namenloſem Grauen; während er in bebender Flucht

dahinfährt, ist sein Blick wie festgebannt an das Kreuz und er kann das rückwärtsgewandte Antlitz vom todten Heiland, seinem Besieger, nicht abziehen. Der Triumph des Himmels ist vollkommen. Die Welt ist vom Bösen befreit; die alte Schlange fällt in die Hölle zurück und mit ihr der Apfel, das Symbol der Sünde, der fleischlichen Verführung . . .

Dieses Bild ist das herrlichste, das Wiertz gemalt hat. Die Energie der Bewegung des Erzengels Gabriel, das Fliegen und Schweben der Engel, das Fallen der Höllenschaaren, der blitzschnell hinsausende Flug Lucifers und des ihn verfolgenden Engels, die Lichteffekte, die dem Himmel und dem Kreuze entströmen, die göttlich-erhabene Todesruhe Christi, der diesen Tumult und Triumph überragt, sind von einer geradezu übermenschlichen Schönheit. Der Mythus des Opfertodes Christi hat noch nie eine so tiefe Auffassung, einen so leidenschaftlichen Glauben und eine so überwältigende, fast hätte ich gesagt überzeugende Darstellung gefunden wie hier.

Das Vorspiel der großen Tragödie der Menschheit, die Wiertz gemalt hat, ist nun vorüber: durch die Schöpfung des lebenden Alls, durch den sublimen Opfertod des Heilands ist das Prinzip der Verneinung in seiner Form als Chaos und als Fleischlichkeit zweimal besiegt: aber vernichtet ist es nicht, vernichtet kann es nicht werden, weil es so ewig ist wie das positive Prinzip und weil es so lange leben muß wie die vergänglichen Verbindungen der Materie selbst, an die es geknüpft ist und die es stets zu lösen trachtet. Nun beginnt die Tragödie selbst. Szene auf Szene geht an uns vorüber und in jeder tritt das Böse auf und stiftet sein Unheil. Im Einzelleben erscheint es immer wieder als sinnliche Verführung.

Da ist die „Romanleserin“. Ein wunderschönes, üppig entwickeltes junges Weib liegt nackt auf seinem weichen Bette und liest einen Roman. Es muß ein aufregendes und leidenschaftliches Buch sein, denn die schöne Leserin ist ganz aufgelöst und selbstvergessen in ihrer Lektüre, ihr geöffnetes Haar fließt verworren über das zerknüllte Kissen, das Blut hämmert in ihren Schläfen und eine brennende hysterische Thräne hat sich ihr unbewußt ihrem in unreinem Feuer lodernden Auge entrungen und rollt langsam über die volle Wange hinab. Neben ihr auf dem Lager ist noch ein ganzer Stoß weiterer Bände aufgehäuft und ein böser Geist legt hämisch grinsend und triumphirend unbemerkt ein neues Buch aufs Bett, ein Buch, auf dessen Titelblatt wir lesen können: „Antonine von Alexander Dumas fils“. Mit einem künstlerischen Raffinement ohne Gleichen hat Wiertz neben das Lager einen Spiegel gestellt, der uns etwas blasser und etwas verschwommener jene Partien des üppigen Leibes der berückenden Leserin zeigt, welche wir nicht direkt sehen können. Im Arrangement der Figur, im Ausdruck des Kopfes erinnert das Bild einigermaßen an die Io von Correggio im Wiener Belvedere, doch ist Wiertz zu originell, als daß die Reminiszenz aufdringlich werden könnte. Jedenfalls ist das Gemälde eine vollendete, mit heiligem Unwillen gemalte Darstellung der Lüsternheit und eine unwiderstehlich argumentirende Verkörperung des Gedankens, daß der moderne Roman der Dumas'schen Schule ein Werkzeug teuflischer Verführung sei.

Die rein körperliche Eitelkeit des Weibes ist eine andere Waffe, mit welcher der Teufel kämpft. Das lehrt Wiertz auf zwei einander ergänzenden Bildern, die er „Der Spiegel des

Teufels“ betitelt. Auf dem ersten sehen wir ein schönes Mädchen mit etwas freiem und lüsternem Gesichte, reich gekleidet und mit Blumen und Edelsteinen geschmückt, vor einem Spiegel stehen und ihre Rückansicht mit umgewandtem Haupte beäugeln, während sie sich mit der Hand zierlich und nervös die Falten zurechtstreicht und das Perlenhalsband ordnet. Was das oberflächliche Geschöpf auf seinen Flitter stolz ist! Was es sich seiner Bänder und Edelsteine freut! Unglückliches Mädchen! Willst du wissen, wem du mit deiner thörichten Flipprigkeit dienst? Hier sieh dich auf dem zweiten Bilde! In frecher Nacktheit stehst du plötzlich da und so wie der strafende Maler dich hingestellt hat, so sieht dich durch deinen Schmuck und deine Kleider das cynische Auge des Lüstlings, dem zu gefallen du dich so sorgfältig und herausfordernd aufgeputzt hast, und hinter deinem Toilettespiegel lauert dir unsichtbar der Teufel, der seine Schlangenaugen zufrieden und schadenfroh auf dich heftet!

Ueber die unglücklichen Thoren, die im Stolze des Fleisches dahinleben! Die ganze Hinfälligkeit der Jugend und der Schönheit und des Erdendaseins lehrt der Künstler mit scharfer Grausamkeit in dem unendlich melancholischen Bilde „Die schöne Rosine“. Ein junges, liebreizendes Mädchen, wol ein Künstlermodell, steht zur Pose entkleidet vor einem an der Wand aufgerichteten Skelett, an dessen grinsendem Schädel ein Zettel mit der Inschrift: „Die schöne Rosine“ hängt. Betrachte nur, schönes, holdes Geschöpf, das du in der Frühlingspracht deiner achtzehn Jahre gleich einer Rosenknospe blühst, betrachte nur dieses schauerliche Gebein und diesen entfleischten Todtenkopf! Das war einmal die schöne

Rosine, ein Modell wie du, von den Künstlern bewundert und angebetet wie du, auf hundert Bildern, in Marmor und Erz als Schönheitsgöttin abgeschildert wie du, jung, lebensfroh, stolz auf den göttlichen Leib wie du und nun hängt sie da als ein scheußliches Gerippe und schreckt dich mit ihrem klappernden Gebein. Um den Gegensatz noch schneidender, die Moral dieser trostlosen Szene noch eindringlicher zu machen, stehen neben dem Skelette zwei Gypsabgüsse, einer der eines herrlichen Mädchenkopfes, der andere der eines süßen, zierlichen, elfenhaften Füßchens. Das war ihr Kopf, das war ihr Fuß und dieses Skelett ist nun sie selbst, die schöne Rosine. Das junge Mädchen hat die Moral der Szene begriffen, denn sie blickt sinnend und mit einem betrübten Ernst, der uns auf einem so rührend jungen Gesichte herzbeklemmend berührt, auf das Gerippe hin. Auf diesem Bilde erscheint die unheimlich schöne Fratze des Teufels nicht.

Und diese zwei jungen Mädchen, die an einem offenen Fenster stehen und mit einander flüstern, das eine blond, zart, still, sittig, das andere schwarz, üppiger, geschmückter, wissender — was bedeutet das schwere goldene Armband, das die Schwarze in der Hand halb verbirgt? Was bedeutet der viciöse Blick, mit dem sie träumend ins Weite hinausschaut? Sind diese Augen nicht Verwandte der wolbekannten, unheimlichen Augen, die uns schon auf so vielen Bildern angestarrt haben? Auch hier die Sinnlichkeit! Auch hier das Teufelswerk! Der Künstler kann nicht oft genug auf den ihn unleidlich beherrschenden Gedanken zurückkommen, er kann seine trübe, lebensfeindliche Vorstellung nicht oft genug in neue, immer verschiedene Formen kleiden.

Allein schließlich reißt er sich doch los aus seiner puritanischen Kümmerniß über die Herrschaft des sündhaften Fleisches in der Welt und von diesen anachoretischen Betrachtungen, wahren Visionen des vom Teufel versuchten heiligen Antonius von Padua, wendet er seinen gramvollen und weicher werdenden Blick dem greifbareren und minder theologischen Elende der Welt zu.

Auf Erden herrscht im Großen und Kleinen, im Leben der Völker und der Individuen, nichts als Noth und Jammer. Das Böse erhebt wieder frech sein Haupt und hat sich in die Kirche selbst eingedrängt, die doch vorgibt, der Wolthat des Opfertodes Christi jeden einzelnen Menschen theilhaftig zu machen. „Die Parteien von Christus verurtheilt" zeigen uns alle Gewalten des Staates in einem wüthenden Bruderkampf begriffen: das Volk in Gestalt eines derben Arbeiters mit entblößtem muskulösem Oberleibe hat der Dynastie, einem wilden, geharnischten Krieger, die Krone vom Haupte gerissen, während der Krieger sein Schwert zu tödtlichem Schlage schwingt und die Kirche, verkörpert in einem alten Priester mit der Tiara auf dem Haupte, das Sinnbild der Erlösung, das Kruzifix, mit brutaler Faust aufhebt, um dem Volke damit den Schädel einzuschlagen. So sind Volk, Dynastie und Kirche zu einem unholden Knäuel zusammengeballt, in dem man nichts unterscheidet als verzerrte Gesichter, greulich fluchende Münder, ein mordlustig gezücktes Schwert, ein zum Schläger entweihtes Kreuz und Arbeiterfäuste, die nach einer Krone und nach den Augen des Priesters fahren, und um die Gruppe lodern fröhlich aufzüngelnd die Flammen der Hölle. Christus aber steht groß und göttlich bei Seite und

während er mit der einen Hand das trostlose Schauspiel von sich abzuwehren scheint, bedeckt er mit der andern das weinende Antlitz . . .

Wie im Staate Aufruhr und grimmige Zwietracht, so herrscht in den Beziehungen der Völker zu einander der teuflische, mörderische Krieg, diese grausigste Ausgeburt der Hölle. Mit rührenden und pathetischen Ausdrucksmitteln sucht uns Wiertz zu seinem eigenen Abscheu und Entsetzen vor den Greueln des Krieges zu bekehren. Da ist das Bild „Kanonenfutter." Auf einem Festungswalle liegt, augenblicklich müßig, eine Kanone. Um das schlafende Ungethüm aus Erz spielen liebliche, rosige, nackte Kinder. Ihr Spiel ist ein unbewußt vorahnendes: sie spielen Soldaten. Der eine Knirps hat einen Papierschako mit einer Feder auf dem Goldköpfchen, der andere ein hölzernes Schwert an der Seite. Einer von ihnen ist gefangen worden und wird unter Geschrei und Gelächter gebunden. Auf der Kanone sitzen zwei kleine Mädchen, die an dem wilden Knabenspiel nicht theilnehmen, und das eine hält die Kampfszene für Ernst, denn es verzieht sein schönes, pausbäckiges Gesichtchen zu einem aufrichtigen Geheul. Ach ihr holden kleinen Engel! Euer heutiges Spiel wird eines Tages Ernst werden und der schweigsame Unhold, den ihr jetzt nicht beachtet, die Kanone, wird euch fressen und euer blühendes rosiges Fleisch ist bestimmt, dem Würger als Futter zu dienen.

Von seiner grausigsten Seite zeigt uns den Krieg ein anderes Bild, das der Künstler mit überströmender Bitterkeit „Zivilisation des neunzehnten Jahrhunderts" nennt. Eine Stadt ist erobert, die Häuser brennen, die Flammen

schlagen durchs Fenster ins Zimmer herein, eine Mutter, die im Nachtgewande vom Lager gescheucht worden ist, sucht sich und ihr Kind und ein kleines Schatzkästchen zu retten, aber die sieg- und blutberauschten Soldaten sind schon ins Gemach gedrungen und knallen hohnlachend die Fliehende an ihrer eigenen Schwelle nieder.

„Eine Szene in der Hölle" ist der großartigste Ausbruch des heiligen Zornes unseres Künstlers über den Krieg und seine Schrecken. Die größte Gestalt dieses Jahrhunderts, Napoleon, hat endlich den richtigen Platz und den gebührenden Lohn gefunden — wir sehen den Kaiser in seinem grauen Rock und mit dem historischen Hute auf dem Kopfe in der Hölle, um ihn wabern die Flammen, die ihn wie in einen Purpurmantel hüllen, und ringsum, so weit wir sehen können, dringt eine zahllose Menge von Müttern und Schwestern und Frauen und Bräuten, von unmündigen Kindern und greisen Vätern auf ihn ein, die er Alle mit seinem unersättlichen Ehrgeize elend gemacht hat. Kopf an Kopf und Schulter an Schulter pressen sie sich heran und winden sich in allen Erscheinungsarten des Jammers und der Trostlosigkeit. Die einen weinen nur still vor sich hin, die andern deuten schluchzend mit ausgestrecktem Finger nach ihm, andere schütteln die geballten Fäuste, eine Braut, die noch den Myrthenkranz auf dem Kopfe trägt, preßt die beiden Hände in unsäglichem Leid gegen die Schläfen, wie um zu verhindern, daß der in ihrem Hirn rasende Schmerz ihr nicht den Schädel zersprenge, und die dem Kaiser am nächsten sind, reichen ihm in wüthender Verzweiflung verstümmelte Leichentheile hin, der einen abgehackten Arm, der eine blutige

Hand, der einen gräßlichen Kopf, der einen noch zuckenden Rumpf, in dem ein Schwert bis an den Korb steckt, ein anderer ein ganzes Bündel Gliedmaßen und noch ein anderer eine Schale voll dampfenden Blutes und Alle scheinen zu schreien: „Da friß, Tiger, stille Deinen Blutdurst, Ungeheuer, schwelge in Menschenfleisch, berausche Dich in Menschenblut, Du gräßlicher Vampyr.“ So tobt der rächende Lärm um ihn, er aber steht unbeweglich da, die Arme über der Brust gekreuzt, das Imperatorenantlitz ehern, düster und von unergründlichen Schatten bedeckt, und nur sein Auge blickt starr und böse auf alle die Myriaden, die er unglücklich gemacht hat. Ah, dieses Auge! Das ist das Gespenster-Auge Satans, das uns so wolbekannt ist — ich verstehe, was der Künstler sagen will! Der Krieg ist das Werk Satans, Napoleon eine Inkarnation Lucifers. Der große Kaiser hat gethan was seines Amtes war: eine Verkörperung der Zerstörungsmächte, hat er zerstört, gemordet, vernichtet; seine Herrschaft war die Herrschaft des bösen Prinzips; allein die Menschen, für die Christus vergebens gestorben ist, trifft schwere Schuld, denn sie haben den Teufel zwanzig Jahre lang wüthen lassen und haben keinen Finger gerührt, um ihn in die Hölle hinabzusenden, die seine Heimat ist.

Eine Seite unserer herrlichen Zivilisation ist der Krieg; eine andere das individuelle Elend. Wer vermöchte das Bild „die Waisen“ anzusehen, ohne zu Thränen gerührt zu werden? Der Vater, der Ernährer ist gestorben und die brutalen Todtengräber mit ihren verthierten Gesichtern tragen den ärmlichen Sarg fort. Aber da ist eine Witwe, da sind kleine, unmündige Waisen, die sich an den Sarg anklammern,

die ſich vor den Trägern auf die Kniee werfen, die ſie ihrem unzurechnungsfähigen Schmerze ſchluchzend und häni ringend beſchwören, ihnen den Vater, den Gatten noch laſſen — umſonſt! Die ſtumpfen Arbeiter thun gleichgil ihre Pflicht und die Verlaſſenen werden nun gleich allein ſe in ihrer dürftigen Stube und allein in ihrer Armuth und No Was wird aus den armen Kindern werden? Wird die ſchwa Mutter Kraft genug haben, ſie vor den rauhen Stürm des Lebens zu ſchützen oder werden ſie hinabgeſchleud werden in die ſchauerlichen ſozialen Tiefen, in welche u das nächſte Bild einen Einblick gewährt?

Dieſes Bild betitelt ſich „Hunger, Wahnſinn, Ve brechen.“ Die ganze geſellſchaftliche Hölle, in ein einzig Menſchenleben zuſammengedrängt: die Tragödie des Pro tarierdaſeins mit ihrer fatalen Logik, mit der eiſern kon quenten Expoſition, Peripetie und Kataſtrophe. Ein elend Dachkämmerchen öffnet ſich vor unſeren entſetzten Blicke die Wände ſind nackt, der Fußboden iſt bar und ſteiner ein widerlicher Haufen Lumpen, mehr dem Lager der wild Thiere des Waldes ähnlich als der Ruheſtätte eines Menſche weſens, bildet mit einem wackeligen Tiſche die einzige Ei richtung dieſer Höhle. Auf der Erde hockt ein junges todte blaſſes Weib, die blauen Lippen zu einem hölliſchen Gelächt geöffnet, die eingeſunkenen Augen in den Flammen des Wah witzes brennend, und in ihrer Hand hält ſie ein blutbefleckt großes Meſſer und in ihrem Schoße — gräßlich! — lie der verſtümmelte Leichnam ihres kleinen Kindes. Wie d Alles gekommen iſt? O, ganz einfach. Sie iſt allein g ſtanden, ſie war eine arme Arbeiterin, ein Herrchen hat ſi

den Spaß gemacht sie zu verführen und hat sie dann natürlich im Elende allein gelassen. Bisher eine alltägliche Geschichte, nicht wahr? Das bejammernswerthe Geschöpf hat gekämpft, so lange es gegangen ist, aber schließlich ist es nicht mehr gegangen, die Menschen waren zu schlecht gegen sie. Ihre entzündeten Augen, ihre hohlen Wangen sprechen von nächtelanger Arbeit und was hat sie damit errungen? Hier liegt der Korb umgestürzt auf dem Boden, er enthält ihre Lebensmittel für den Tag — eine welke Rübe und aufgelesene Kohlblätter, die ein Reicherer in die Gosse geworfen. Aber der Staat, die Gemeinde, haben sie denn nichts für die Unglückliche gethan? O ja, sie haben ihr eine — Steuermahnung geschickt, die hier neben dem Korbe auf der Erde liegt! Eine Steuermahnung erinnert sie daran, daß sie nicht eine arme Bestie des wilden Waldes ist, sondern ein Menschenkind, das in der Zivilisation steht und einem gesitteten, christlichen Gemeinwesen angehört. Da ist es ihr zu viel geworden, aus dem leeren Magen, den der Hunger zusammenzieht, aus dem Gehirn, das Jammer und Schlaflosigkeit zerrütten, hat sich der Basilisk des Wahnsinns erbrütet und sie hat das Würmlein geschlachtet, das nach Brod und Wärme schrie . . .

Die eherne Faust des Künstlers läßt uns noch immer nicht los, wir haben das Maß der Schrecken noch nicht erfüllt. Armuth ist nicht die einzige Noth des Menschen, neben Hunger und Frost gibt es noch andere Schmerzen. Grausamer als ein leerer Magen ist ein leeres Dasein und schauerlicher als die Kälte des Winters ist die Kälte eines Herzens, das an nichts mehr glaubt. „Der Selbstmörder" erzählt

uns diese erschütternde Geschichte. Er war ein reicher junger Mann, schön, kräftig, gesund: er hat den Becher der Freuden in vollen Zügen geleert, er hat ohne Sorge und Pflicht und Verantwortlichkeit toll in den Tag hinein gelebt, bis er eines Morgens plötzlich erwacht ist und die Langeweile ihn angestarrt hat wie ein Gespenst. Da hat er gefunden, daß das Leben eine öde, schwarze Wüste, die Genüsse ein Ekel, die Menschen Koth, Liebe und Freundschaft eine Verhöhnung sind, und er hat sich die eiskalte Frage vorgelegt: „Wozu dann leben?" In dem Buche, das auf seinem Tische liegt und das die Aufschrift trägt: „Der Materialismus", hat er auf diese Frage keine Antwort gefunden. Er hat also die Quintessenz seiner Ueberzeugungen, das Resultat seines Lebens in den Satz: „Es gibt keine Seele, es gibt keinen Gott" zusammengefaßt und als sein Testament auf ein offenes Blatt geschrieben und dann hat er sich mit einem Pistolenschusse das Haupt zerschmettert, während sein guter Engel ihm zur Linken das Haupt in die betend gefalteten Hände verbarg und der böse Engel mit den glühenden Höllenaugen ihm zur Rechten lauerte und eine zweite Pistole schußbereit in der Hand hielt für den Fall, daß die erste versagen sollte. Der Anblick des vom Pulverdampfe verhüllten zerschmetterten Schädels, dessen Bruchstücke nach allen Richtungen fliegen, ist gräßlich, aber Wiertz scheut auch vor dem Gräßlichen nicht zurück, wenn es dazu dient, seine Gedanken kräftiger auszudrücken.

Der Künstler hat uns nun durch alle Höllen geschleift und mit allen Leiden der Menschheit gefoltert; sollen wir unter diesem Eindruck des Jammers und der Trostlosigkeit

bleiben? Nein. Er richtet uns wieder auf und führt uns wie Dante aus dem schauerlichen Abgrund ans Licht zurück. Er ist ein Pessimist, aber sein Pessimismus ist nicht der von Schopenhauer. Er glaubt und im tiefen, innigen Glauben findet er das große Heilmittel für alle Schmerzen. Wo der Philosoph dem Verzweifelten blos das schwarze Nichts, die nächtige Nirvana als einzigen Trost vorhalten kann, da deutet der Künstler triumphirend auf die leuchtende Erscheinung Gottes. Trage das Elend der Welt! „Eine Sekunde nach dem Tode" bist du erlöst und gehst zur Freude ein. Das so betitelte Bild gibt dieses Heilversprechen in wunderschöner Form. Ein Mann ist eben gestorben und schwingt sich, eingehüllt in sein Leichentuch, grandiosen Fluges gen Himmel. Seine Hand hat verächtlich das Buch ins Leere hinabfallen lassen, das den Titel trägt: „Buch der menschlichen Würden", einen letzten Blick wirft er noch auf die Erde, die schon tief, tief unter ihm zu fast unsichtbarer Kleinheit zusammengeschrumpft ist, und seine Seele erhebt sich siegreich aus dem Kleinen und Endlichen zur Ewigkeit und Unendlichkeit, während er zwischen kreisenden Gestirnen dahinfliegt und rings um ihn verklärte Seelen anderen zu ihnen emporschwebenden Verstorbenen mit offenen Armen entgegeneilen.

Die Ewigkeit! Die Unsterblichkeit! Das Hinübermünden ins Weltdasein! Das ist die große Verheißung, mit der der Künstler den Leidenden aufrichtet. Auch euch, ihr armen Waisen, die ihr die Leiche des Vaters zurückhalten möchtet, auch euch winkt ein freudiges Wiedersehen. „Man findet sich im Himmel wieder" betitelt sich ein Bild, das, obwol Grau in Grau gemalt, nicht minder prächtig ist als die übrigen,

die in Farbenbuntheit glänzen. Das Paradies ist vor uns geöffnet; in seinen leuchtenden Tiefen sehen wir die Orgel, deren Töne den Sphärengang und die Weltharmonie regeln; Engel schweben in weicher Bewegung auf und ab; hier findet eine Mutter ihr kleines Kind wieder; es schmiegt sich in ihre geöffneten Arme, sie betrachtet es mit unendlich liebevollen Augen, welche die strömenden Freudenthränen verdunkeln, und ihre entzückte Hand fährt streichelnd über die Flügelchen hin, die das Kind schon gleich den übrigen Engelchen hat, wie um sich zu vergewissern, daß es nun wirklich ein Engel geworden ist und ihr ewig, ewig bleiben soll. Daneben kommt ein junges Mädchen von der Erdenfahrt an; Vater und Mutter kommen ihr lächelnd und selig entgegen, halbverborgen, als spielten sie Versteckens und warteten, daß die Tochter sie suche und finde. In einer dritten Gruppe begrüßt ein greises Paar frohlockend den stattlichen Sohn, der in der Blüthe des Lebens ihnen nachgekommen ist. Es herrscht in diesem erstaunlichen Bild eine Tiefe und Zartheit der Empfindung, daß sich die über dasselbe ausgegossene innige Rührung selbst dem kältesten Herzen mittheilen muß.

Das Heilmittel der individuellen Leiden ist also der Glaube. Das Heilmittel der Schmerzen des ganzen Menschengeschlechts aber ist die fortschreitende Zivilisation. Die Menschheit verweist Wiertz nicht auf das „unentdeckte Land, von dessen Grenzen kein Wandrer wiederkehrt", vielmehr verspricht er ihr mit der wachsenden Bildung, mit dem Triumphe der Wissenschaft, mit der Ausbreitung und Vertiefung der menschlichen Erkenntniß schon hienieden ein herrliches, leidloses, gottähnliches Dasein. Haben wir eben noch die „von Christus

verurtheilten Parteien" gesehen, so zeigt uns der Künstler nun „die Parteien im Sinne Christi". Der wüste Kampf ist vorüber und vergessen, die wüthenden Streiter sind versöhnt. Beiseite liegen Krone und Schwert und Tiara, der Arbeiter hat seine Ketten gesprengt und jauchzt in übermenschlicher, fast unfaßbarer Freude, von der sein Antlitz wie das eines Trunkenen verzückt ist, und alle drei, der König, der Priester und der Arbeiter, umfangen einander in einer einzigen, innigen, unlösbaren Bruderumarmung, während sanftes Himmelslicht wie Morgenröthe um sie strahlt und uns sagt, daß der Heiland, obwol uns unsichtbar, mit ihnen ist.

Hat uns das „Kanonenfutter" mit tiefschmerzlichen Betrachtungen erfüllt, so richtet uns das Bild „die letzte Kanone" wieder auf. Noch ist es da auf der Erde Nacht; noch wüthet der Massenmord des Krieges; die Flammen einer brennenden Stadt erhellen unheimlich das Blachfeld, das mit Haufen von Leichen und Sterbenden überstreut ist, während Horden blutdürstiger Barbaren im Hintergrund noch fortfahren, einander zu würgen; aber schon zeigt uns der Seher eine herrliche Zukunft — der Genius der Zivilisation, ein schönes, stolzes Weib mit einem leuchtenden Stern über der Stirn, hat in heiligem Zorn die letzte Kanone ergriffen und mit ihren götterstarken Händen in einer titanisch kräftig wiedergegebenen Bewegung dieses Instrument der Vernichtung gleich einem Strohhälmchen verdreht und zerbrochen; der Friede streckt seinen Arm gegen die Kämpfenden aus und hält ihnen den Oelzweig hin; ein seliger Reigen von lorberbekränzten Dichtern, Denkern, Erfindern schwingt triumphirend zerrissene Ketten, geknickte Fahnen und Waffen, die Werkzeuge

der friedlichen Arbeit, das Schwert, das in eine Sichel umgeschmiedet ist, das Buch, das die Welt erlöst, im blauen Aether fliegen beschwingte Dampfer, die Luftschiffe der Zukunft, und unübersehbare Schaaren fröhlicher, lächelnder, begeisterter, einander einig umschlingender Menschen erheben sich von der dunkeln, noch blutbefleckten Erde in die lichte Höhe.

Wie klein, wie unbegreiflich werden unsere Barbareien, unsere Parteistreitigkeiten, unsere Kriege, all unsere egoistischen und finstern Bestrebungen den Menschen der Zukunft scheinen! Wir sehen hier „die Dinge der Gegenwart vor den Menschen der Zukunft". Ein ungeheurer Riese, von dem die große Leinwand nichts als den schönen, milden Kopf und die mächtigen Hände faßt, hat auf seiner Handfläche ein fremdes, unverständliches Spielzeug: Kanonen, Waffen, Fahnen, eine Guillotine, all die kläglichen Symbole unserer heutigen Zivilisation, ausgebreitet und blickt diese kleinen Sächelchen mit lächelndem Staunen an. Da finden wir die Gloire, um die sich Völker morden, in Gestalt von Triumphbogen und Ehrenkreuzen, da die Abzeichen der Parteien, das weiße Lilienbanner des despotischen Gottesgnadenthums, die phrygische Mütze der liberalen Republik, das rothe Blutbanner des Sozialismus, der Mensch der Zukunft, der sich nicht vorstellen kann, daß man einander einst um solchen nichtigen Krams willen auf Erden zerhackte und schlachtete, zeigt seiner Frau, seinem Kinde diesen erbärmlichen Trödel und sie blicken denselben ebenso ungläubig heiter an wie der Vater selbst. Es ist eine edle und tiefsinnige Variirung des Märchens von den Riesen auf Riedeck, die sich einen Bauer mit Pflug und Gespann als Spielzeug in der hohlen Hand aus dem Thale heraufholen.

Noch einmal, noch erhabener spricht er diesen Gedanken aus. „Die Macht des Menschen hat keine Grenzen" nennt er das Seitenstück und die Ergänzung der beiden vorhergehenden Bilder und diesmal genügt ihm die Linie und die Farbe nicht, um der Ueberfülle seines Busens Ausdruck zu geben, und wie Beethoven in der neunten Symphonie, so greift auch er schließlich zum Wort. Er schreibt unter das Bild folgende begeisterte Zeilen: „Wenn der Mensch, voll Glaubens an seine hohe Bestimmung, die kleinen Dinge vergessen haben wird, die ihn heute beschäftigen; wenn durch seine tiefen Studien, seine zahlreichen Entdeckungen die Natur seiner Stimme gehorsam geworden sein wird, dann wird sein Genie sich der Himmelsweiten bemächtigen, er wird sich in diesen festsetzen, wird die Sterne mit Fingern berühren, und immer nach Macht und Größe begierig, wird er schließlich so weit kommen, daß er diese Tausende von Welten, die in der Unendlichkeit der Himmel kreisen, nach seinem Gutdünken wird zerstören können." Das Bild, das über diesen Zeilen sichtbar ist, entspricht dem Schwung der Legende. Eine Gruppe stolzer, großer, seliger Menschen: starke Männer, schöne Weiber, blühende, spielende Kinder, schweben im Aether und strecken herrisch die Hände nach den Gestirnen aus, die rings um sie kreisen: ein kleines Kind in einer wunderbaren Verkürzung, wie selbst Correggio sie nicht oft erreicht hat, ist sogar mit einem Sterne spielend eingeschlummert und hält ihn im Schlafe gleich einem Spielzeug an die Brust gedrückt. Eine andere Gruppe aber, die noch auf Erden zurückgeblieben ist, weist froherstaunt auf die Mächtigen, denen sie es bald nachthun wird.

Das ist die Zukunft, wie sie sich der Künstler mit prophetischem Geiste ausmalt und wie er sie uns tröstlich und erhaben nach den Bitternissen der Gegenwart zeigt. Seine Zuversicht ist stolz und tief, aber dennoch hat ihn manchmal Zweifel beschlichen und Zagen erfaßt. Wie, wenn die Menschheit doch nicht vorwärtsschreiten, wie wenn die Zivilisation unfruchtbar bleiben sollte? Dann gibt es für die Menschheit auch nur dieselbe Rettung wie für das Einzelwesen und das ist der Glaube. Wiertz ist durch den Tod daran verhindert worden, diese Idee voll auszuführen: allein er hat zwei große Skizzen zu einem entsprechenden Gemälde hinterlassen, welches er „das Weltende" betitelte und das ein ungeheures, verzweifeltes Menschengewimmel darstellen sollte, welches sich in Todesangst um das Symbol des Glaubens, das Kruzifix, drängt, das allein aufrecht steht, während ringsum in gräßlichem Kataklysma alles Bestehende in den Untergang taumelt.

Die großartige „Tragödie der Menschheit", von der ich im Eingange gesprochen, ist nun an unserem Auge vorübergegangen. Wir haben das Prinzip des Bösen im Kampfe mit dem Weltorganismus und den einzelnen Menschen gesehen, die es als Sinnlichkeit, als Fleischeslust, als Materialismus und Atheismus verfolgt: wir haben gesehen, wie die Großthat Christi, der Triumph des Geistes über die Materie, die Erbsünde sühnt, die Menschheit erhebt, das Böse entwaffnet, wenn auch nicht vernichtet. Wir haben das soziale und politische Elend, Hunger, Noth, Verführung, Ausschweifung, Krieg in ihren schrecklichsten Formen beobachtet und sind nach diesen tiefergreifenden Peripetien des Dramas schließlich zur schönen und tröstlichen Lösung gelangt, welche

darin besteht, daß der Glaube alle Schmerzen des Individuums und die höhere Zivilisation alle Leiden des Menschengeschlechts heilt. Wir sind gerührt und erschüttert, erhoben und gebessert, das Kunstwerk hat seine volle ästhetische Wirkung auf uns geübt — allein nun bemerken wir mit Verwunderung, daß der Künstler selbst von seiner Schöpfung nicht befriedigt ist. Dieser Bilderzyklus, dem die ganze Kunstgeschichte nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen hat, scheint ihm noch eine zu matte, zu ausdruckslose Form für die in ihm wühlenden und ringenden Gedanken und er nimmt den ganzen gigantischen Stoff aufs Neue vor, um ihn mit Hilfe einer andern Kunst in noch großartigerer, noch überwältigenderer Gestaltung vorzutragen. Wir sehen drei Marmorgruppen, in der Höhe zwischen 55 und 70 Centimeter variirend, welche Wiertz „Geschichte der Menschheit in vier Epochen" genannt hat. Es ist, wenn man will, ein Auszug aus der weitläufigeren Farbendichtung, die wir eben bewundert haben. Die erste Gruppe stellt „die Geburt der Leidenschaften" dar. Adam und Eva stehen beisammen, schön, üppig, in sinnlicher Verzückung, und die Schlange mit menschlichem Kopfe blickt triumphirend auf sie nieder. Immer wieder derselbe Spiritualismus, der bis zur anachoretischen Verdammung aller irdischen Freuden gesteigert ist und im Fleisch die Verkörperung aller Verführung und Sünde sieht. Die zweite Epoche ist die „der Kämpfe". Zwei Athleten ringen mit einander im wüthenden Kampfe um die Herrschaft der Welt. Wer diese herkulischen Kämpfer sind? Die neben ihnen liegenden Attribute, eine Kaiserkrone und eine phrygische Mütze, sagen es uns. Sie sind die Verkörperungen der Freiheit und

[redacted]

auch äußerst sorgfältig gearbeiteten Reduktion in Viertel-Lebensgröße ist freilich kein sicherer Schluß auf dasselbe Kunstwerk in Kolossalproportionen zu ziehen, dennoch aber glaube ich nicht, daß dieses Urtheil angesichts der Herrlichkeit der vorhandenen Marmorgruppen gewagt oder vorschnell sei.

Bei einem so weit und kosmopolitisch angelegten Geiste wie Wiertz es war ist es einigermaßen widerspruchsvoll und befremdend, einem etwas engen Patriotismus zu begegnen. Und dennoch bewahrte er neben seiner Bruderliebe für die ganze Menschheit seinem kleinen Vaterlande Belgien einen Schatz ausschließlicher, leidenschaftlicher Anhänglichkeit, die so weit geht, daß sie, zum Zwecke der Landesvertheidigung, selbst den Krieg rechtfertigt, den der Künstler eben noch mit dem Aufgebote der ganzen Macht seines Pinsels und Meißels verdammt hat. „Der Backenstreich einer belgischen Dame" ist die drohende Glorifikation des Mordes, wenn er zum Schutze des häuslichen Herdes begangen wird. Ein holländischer Offizier hat sich wol Freiheiten gegen eine Belgierin herausgenommen, denn diese applizirt ihm eine Maulschelle in Gestalt eines Pistolenschusses, der ihm den Kopf zerschmettert. Das ist eine allegorische Darstellung des belgischen Unabhängigkeitskrieges gegen Holland. Ein anderes Bild ist eine wilde Drohung an die Adresse Frankreichs und wurde zu einer Zeit gemalt, als viel von den annexionistischen Absichten Napoleons III. gegen das kleine Nachbarland die Rede war. Es trägt den Titel „der Löwe von Waterloo". Das eherne Ungeheuer ist mit einem mächtigen Satze von seinem Erdhügel gesprungen und zerfleischt mit seiner Pranke den kaiserlichen Adler, der sich blutig und verstümmelt unter den scharfen

Fängen windet, während seine ausgerissenen Federn in der Luft umherwirbeln. Hinter dem Hügel geht die Sonne glorreich auf und ihre Strahlen verscheuchen ein unheimliches Gewölk von Aasgeiern, Raben und ähnlichem unholdem Raubzeug, das angstvoll der sich zurückziehenden Nacht folgt.

Das ist eine sehr chauvinistische Schilderei für den Maler der „Dinge der Gegenwart vor den Menschen der Zukunft". Sollen denn nicht verschiedenfarbige Grenzpfähle ebenfalls zu dem jämmerlichen Krimskrams gehören, den eine höhere Zivilisation in den Kehrichtwinkel werfen wird wie Triumphbögen, Waffen und Parteiabzeichen? Wiertz scheint den Widerspruch zu fühlen, in den er mit sich selbst geräth, und den Vorwurf zu scheuen, den ihm derjenige machen könnte, den er mit seinem andern Bilde von den Irrthümern der Gegenwart zur Erleuchtung der Zukunft bekehrt hat, und er sucht die Standpunkte der beiden Gemälde durch eine blos als Skizze vorhandene Komposition zu versöhnen, die er „Wettlauf der Nationen zum Lichte" betitelt. Die Völker sollen ihre Individualität wahren, aber nicht um als Feinde, sondern um als friedliche Rivalen nebeneinander zu bestehen; sie sollen einander nicht in Schlachten, sondern in Kultur und Zivilisation besiegen, so daß die Niederlage selbst zum Segen für die Menschheit wird, weil die Besiegten zu neuer und höherer Anstrengung in Bildung und Aufklärung angestachelt werden. Das ist ein Patriotismus, der uns jedenfalls sympathischer ist, als der mit der Pistole in der Hand oder mit der zermalmenden Löwenpranke!

Neben dem großen Gemäldezyklus, dessen innere Einheit ich darzulegen bemüht war, hat Wiertz eine Reihe episodischer

Bilder geschaffen, in welchen dieselbe Gedankenwelt lebt und derselbe mächtige Odem zu spüren ist wie in den zusammenhängenden Kompositionen. Sie haben ebenfalls soziale Mißstände und Gebrechen unserer Zivilisation zum Gegenstande und sind verwandte Anklänge an den Stoff der „Tragödie der Menschheit", ohne sich direkt und organisch in denselben einzufügen. „Das verbrannte Kind" ist eine erschütternde Argumentation zu Gunsten der Kleinkinderbewahranstalten. Eine arme Arbeiterin hat einen Augenblick ihre Dachwohnung verlassen müssen, um Lebensmittel für den Tag einzukaufen; sie kommt zurück und findet, daß in der Stube Feuer ausgebrochen ist; ihre erste Bewegung ist, mit der Kraft einer Tigerin auf die Wiege hinzuspringen, in der sie das Kind schlafend zurückgelassen hat — zu spät! Die Flamme hat das Bettchen ergriffen, die Mutter hält nur einen entsetzlich verbrannten Leichnam in den Armen! Das Gesicht der Mutter drückt einen Grad der Verzweiflung aus, den mitanzusehen dem Beschauer wehthut. Und doch ist dieses Antlitz nicht häßlich verzerrt und polemisirt siegreich gegen die Theorien, die Lessing im „Laokoon" aufgestellt hat. Er lobt den Timanthes überschwenglich, weil er in seinem Gemälde von der Opferung der Iphigenia das Gesicht des Vaters verhüllte. „Er wußte, daß sich der Jammer, welcher dem Agamemnon als Vater zukam, durch Verzerrungen äußert, die allezeit häßlich sind. So weit sich Schönheit und Würde mit dem Ausdruck verbinden ließ, so weit trieb er ihn. Das Häßliche wäre er gern übergangen, hätte er gern gelindert, aber da ihm seine Composition Beides nicht erlaubte, was blieb ihm anders übrig als zu verhüllen? . . . . Diese

Verhüllung ist ein Opfer, das der Künstler der Schönheit brachte.“ Nun denn, der Schmerz der Mutter ist größer als der Agamemnons, denn er wird durch sein plötzliches Entstehen, durch Schreck und Ueberraschung gesteigert; dazu kommt, daß die Empfindungen des Weibes stärker, wenn auch kürzer dauernd sind als die des Mannes und daß es eine beweglichere, den Seelenzustand heftiger und energischer wiedergebende Physiognomie hat als er; und dennoch hat Wiertz das Antlitz dieses Weibes nicht verhüllt und es ist ihm gelungen, die höchste Energie des Ausdrucks zu erreichen und zugleich die Schönheit zu wahren.

Mit den einfachsten Mitteln erreicht er die gräßlichste Wirkung in einem zweiten Bilde, das er „zu früh begraben!“ nennt. Ein Gruftgewölbe, darin ein Sarg, dessen Deckel von innen losgesprengt wurde, eine zusammengekrampfte Hand, die im Deckelspalt zum Vorschein kommt, und in der Finsterniß des Sarges, mehr geahnt als sichtbar, ein schattenhaftes, todtenbleiches, im fürchterlichsten Entsetzen verzerrtes Gesicht, das ist Alles. Aber man kann die Schrecken des Lebendigbegrabenwerdens nicht schauerlicher darstellen und man kann sich für die Leichenverbrennung kein stärkeres Agitationsmittel denken als dieses Bild, das der Künstler mit anerkennenswerthem Geschmack hinter einer spanischen Wand verborgen hat, so daß man es nur durch ein in dieser ausgeschnittenes Guckloch sehen kann.

Dagegen ist der Künstler an einer andern Aufgabe, die er sich in seiner auch das Unmöglichste für möglich haltenden Kühnheit gestellt hat, gescheitert. Er wollte das Unsichtbare, das Unfaßbare, das Abstrakteste und Transzendentalste malen

und die Kunst, die sich geduldig seinen tyrannischesten und anscheinend unausführbarsten Forderungen fügte, mußte ihm angesichts dieser extremsten Zumuthung den Dienst versagen und ihm kategorisch zurufen: „Bis hieher und nicht weiter!"

Das Bild, von dem ich spreche, heißt „Gedanken und Visionen eines abgeschnittenen Kopfes" und besteht aus drei Abtheilungen, in welchen der Künstler sich bemüht, die Empfindungen eines Guillotinirten in den ersten drei Minuten nach der Hinrichtung (so lange, nimmt der Künstler an, dauert noch das Bewußtsein im abgetrennten Haupte!) darzustellen. Die Titel der drei Tafeln sind: „Auf dem Schaffott", „Unter dem Schaffott", „In der Ewigkeit". Ich versuche es gar nicht zu schildern, wie der Hingerichtete auf dem ersten Bilde die Vision des Henkers, der scheußlichen Guillotine und der gleichgiltigen Menge, die seinen Tod ohne Mitleid mitansieht, in der Seele bewahrt; wie er in der zweiten Minute durch einen blutigen Nebel in tollen, tanzenden, verschwimmenden Umrissen die Aerzte sieht, die seinen Leichnam zerstücken, die Richter, die ohne Emotion die Nachricht von der Vollstreckung ihres Urtheils entgegennehmen, sein armes Weib, das ihn nicht hat überleben wollen, die armen Kinder, die sich weinend auf die todte Mutter werfen, und wie endlich in der dritten Minute das schwarze, geballte Chaos heraufzieht und allmälig sein verdämmerndes Bewußtsein auslöscht. Das ist nicht zu beschreiben wie es nicht zu malen ist und ich kann diese drei Bilder nur für eine beklagenswerthe Verirrung eines großen Geistes ansehen. Aber an den Rahmen derselben hat Wiertz eine Legende geschrieben, die allein genügen würde, um ihm den Rang eines großen Schriftstellers

zu ſichern. Ich bedaure, daß ich das ganze Stück, welches zu viel Raum einnehmen würde, nicht hieher ſetzen kann. Doch laſſe ich es mir nicht nehmen, mindeſtens einen Theil der Inſchrift des dritten Bildes ins Deutſche zu übertragen.

Der Hingerichtete leidet entſetzliche Schmerzen, die der Künſtler ſchildert. Dieſer fährt dann fort:

„Wann werden dieſe fürchterlichen Qualen enden? Ein gräßlicher Zweifel füllt hier den Hingerichteten mit eiſigem Entſetzen: ſollte er vielleicht todt ſein und wäre dieſer Zuſtand des Leidens derjenige, den er immer, durch die ganze Ewigkeit erdulden muß? Schrecklicher Gedanke!

„Die neue Phaſe, in welche er nun tritt, hat für den Lebenden keinen Sinn mehr. Alles kündigt nun die Gegenwart einer unbekannten Welt an. Dieſe Wolken im Raume, dieſe unheimlichen, ſchwanken und flüchtigen Lichter, dieſes ganze Chaos, wo unaufhörlich die Elemente des Lebens und des Todes miteinander ringen, wo in einer ewigen Wirbelbewegung ſo viel entſetzliche Geſichte auf und niederſteigen, wäre dies Alles der künftige Aufenthaltsort, wo unſere Seele nach dem Tode ohne Ende umherirren ſoll? . . . . .

„In dieſem Augenblicke iſt der Elende, da er leidet, noch mit den irdiſchen Dingen beſchäftigt.

„Er ſieht in einer dunkeln Ecke ſeinen Leichnam verweſen und ausdorren: und, was wahrzunehmen nur den Geiſtern einer andern Welt gegeben iſt, er ſieht, wie die Geheimniſſe der Stoffwandelung vor ſich gehen. Alle Gaſe, die ſeinen Leib gebildet, die ſchwefeligen, erdigen und ammoniakaliſchen Beſtandtheile, ſieht er ſich loslöſen von ſeinem faulenden Fleiſche und zum Aufbau anderer Lebeweſen dienen.

Weiter in der Ferne sieht der, den die Hacke getödtet hat, die infame Guillotine zusammen mit den Henkern in einen Abgrund von Feuer sinken.

„Wäre dieses letzte Gesicht eine der Wirkungen des Vorauswissens, das dem Sterbenden eigen ist? Wenn das scheußliche Werkzeug Guillotin's wirklich eines Tages vernichtet werden soll, so sei Gott dafür gelobt!

„Nun aber verschwinden die menschlichen Dinge; sie scheinen sich allmälig in den Finsternissen einer tiefen Nacht aufzulösen; nur ein leichtes Dampfwölkchen ist noch sichtbar, allein siehe — es entfernt sich, es wird schwächer, es verschwindet . . . Alles ist schwarz . . . Der Guillotinirte ist todt . . .

„In diesen letzten Erscheinungen sehen die Einen die ewige Strafe, die der Schuldige verdient; Andere, die menschlicher sind, glauben in der mittlern Wolke die Seele des Hingerichteten zu sehen, der von einem Engel den Friedenskuß empfängt."

Habe ich nicht Recht gehabt zu sagen, daß derjenige, der diese mächtigen Zeilen schreiben konnte, ein großer Schriftsteller ist? Die Legende der als Bild verfehlten Schöpfung ist das Buch Beccarias, kondensirt und in die leidenschaftliche Sprache des Gefühls übersetzt. Sie verdient als erschütternder Protest gegen die Todesstrafe den „letzten Tagen eines zum Tode Verurtheilten" von Victor Hugo an die Seite gestellt zu werden.

Und noch immer haben wir die Herrlichkeiten des Wiertzmuseums nicht erschöpft, noch immer hat unser Loth nicht den Grund dieses tiefen Genius erreicht! Neben den

[redacted]

Zähnen, einen zweiten erfaßt seine Hand, um ihm dasselbe Schicksal zu bereiten, einem dritten zerquetscht der übermüthig achtlos hintretende Fuß den Schädel. Aber schon glüht in der Hand des Ulysses der Brand, der ihm das unheimlich funkelnde Auge ausbrennen wird, und wir sehen mit sittlicher Genugthuung, daß das Schicksal dem Ungeheuer seine Strafe bereitet. Durch diesen kleinen Zug erhält das Bild sogar einen allegorischen Anstrich, der es über die Bedeutung einer einfachen Homer-Illustration erhebt. Ein Fehler des Bildes ist die Größe des Riesen. Wir denken mit Schrecken daran, daß es ihm einfallen könnte, sich aus seiner überaus unbequemen, zusammengeklappten Stellung geradezurecken, denn dann würde er nicht nur im Bilde, sondern selbst im Saale keinen Platz haben und müßte sich den Kopf an der Decke zerschlagen. Eine andere Schrulle des Künstlers ist es, daß er einen der Griechen in seiner Todesangst mit der Hand aus dem Bilde herausfahren und sich an dem — gemalten — Rahmen festklammern läßt. Als ob der Rahmen ebenfalls in der Höhle des Polyphem und den Griechen zur Hand gewesen wäre! Dagegen sind auch hier einzelne Partien, so der Kopf des Riesen und sein Widder mit den rothglänzenden Augen, mit unübertrefflicher Meisterschaft gemalt.

Zwischen diesen großen Schöpfungen hat Wiertz zahlreiche kleinere und harmlosere Bilder gemalt, die uns beweisen, daß er in jedem Genre das höchste Ziel erreichen konnte. Da sind zwei runde Bilder mit Engelsköpfchen, die Greuze nicht desavouiren würde; das Porträt seiner Mutter, aus der Palette Van Dyck's gemalt; Nymphen, badende Mädchen, ein Amor unter Rosen mit dem entzückendsten, diaphansten

[redacted]

male in deutſchen Verſen beſungen worden iſt, führe ich es hier an. Es lautet:

Wiertz.

Das tiefſte Mitleid im Gewand des Zornes,
Der Welt Verächter, ihres Leides voll,
Ein ganzer Menſch, ein Künſtler jeder Zoll,
Und fruchtbar, wie die ew'ge Kraft des Kornes,

Gießt er die Farbenpracht des Wunderhornes
Aus vor der Mitwelt, die ihn krönen ſoll!
Doch voller Unvernunft nennt ſie ihn toll,
Hemmt ſelbſt die Flut des neuen Zauberbornes!

Still, unter Thränen ſchwingt er ſeine Geißel,
Voll Milde lächelnd, führt er ſeinen Meißel,
Gibt ſeiner Kunſt der Zukunft neue Richtung.

Wie Kirch' und Staat ſich, Mann und Weib entzweien,
Er malt's, im Aether über den Parteien,
Den Fuß bei uns — das Haupt im Reich der Dichtung!

Der Löwe von Waterloo.

Es war am 64. Jahrestage der großen Schlacht, als wir unſer drei die Walſtatt von Waterloo beſuchten, jenes tragiſche Stück Erde, über welches das antike Fatum verkörpert und ſichtbar hingewandelt iſt und das durch die Berührung ſeiner ehernen Sohle eine unheimliche Weihe erhalten hat. Wir fuhren auf der Eiſenbahn von Brüſſel bis nach Braine-l'Alleud, wo ein bequemer offener Stellwagen der Ausflügler harrt und ſie um ein Geringes bis zum „Hôtel du Musée", wenige Schritte vom Löwen führt. Der Weg dahin geht durch blühende Wieſen, reiche Aecker und etliche Flecken waldigen Landes. Die Gegend iſt ſanft gewellt. Bald hebt ſich die Straße einen gelinde anſteigenden Hügelhang hinan, bald ſenkt ſie ſich in eine ſchwach eingedrückte Thalmulde, an deren tiefſter Stelle die zuſammenfließenden Regenwäſſer eine kleine Entenpfütze gebildet haben.

Abwechselnd erweitert und verengt sich so der Gesichtskreis, der den ganzen Weg entlang einen üppigen, fruchtbaren Gau umfaßt.

Nach etwa einstündiger Fahrt waren wir vor der Thüre des Hôtels angelangt, das von der authentischen Tochter eines authentischen Wachtmeisters der englischen Kavalerie, der an der Schlacht von Waterloo theilgenommen hat, gehalten wird. Diese doppelte Authentizität, welche durch genealogische Notizen und Auszüge aus Kirchenbüchern in häufig wiederholten riesengroßen Wandinschriften dokumentarisch nachgewiesen wird, hat in den Augen der englischen Besucher des Schlachtfeldes offenbar eine sehr große Bedeutung. Muthmaßlich erwarten dieselben, daß die Tochter eines Sergenten, der selbst in der Schlacht mitgefochten hat, über diese die ungeahntesten, geheimsten und überraschendsten Aufklärungen zu geben im Stande sei.

Wir erfrischten uns hier mit einem Glase des säuerlichen „Faro", dieses Lieblingsbieres der Belgier, und gingen dann die wenigen hundert Schritte zum Hügel hinüber, dessen Plattform den bronzenen Riesenlöwen von Waterloo trägt. Der Weg dahin führt durch einen Bauernhof, an dessen Thor ein alter Mann in einer phantastischen Tracht von einigermaßen militärischem Zuschnitte auf einem alten durchlöcherten Strohsessel saß und in der warmen Sonne behaglich schlummerte, ebenso wie die feiste Katze, die er auf seinem Schoße hatte, und wie der alte Hofhund, der zusammengeringelt neben ihm auf dem Boden lag. Der Schritt der Besucher des Schlachtfeldes weckte ihn und seine beiden thierischen Freunde, die Katze öffnete blinzelnd die Augen und skizzirte mit dem Maule

ein tonloſes Miau, der Hund wedelte ein wenig, aber ganz ſchwach, wie im Traume, und der Alte lüftete mit zittriger Hand die martialiſche Militärmütze, in die wir einige Kupfermünzen fallen ließen, worauf das Trio aufs neue in ſeinen Schlummer zurü

Wir waren reien Felde und ſtanden alsbald vor der n Erdpyramide, die den Platz bezeichnet, n Oranien am 18. Juni 1815 verwundet Böſchungen des Hügels ſind mit Raſen b Stelle führt eine gerade, ſehr ſchmale ſtei n oberſtes Drittel durch Geländer geſchützt iſt, bis zum Gipfel empor. Wie wir im Gänſemarſch hinanſtiegen, zählten wir halb unwillkürlich die unbequem hohen Granitſtufen. Es waren ihrer 225. Jede Stufe bewahrt das Andenken von dreihundert Männern, die der Tod in der Blüthe ihrer Jahre und in der Vollkraft ihres Leibes weggerafft hat, auf jeder Stufe ſtehen, eine grauſige, unſichtbare Wache, die Geiſter von dreihundert Gefallenen, deren Staub mit der Erde vermiſcht iſt, aus welcher der Hügel errichtet wurde.

Als wir auf der Plattform angelangt waren, öffnete ſich uns eine entzückende Fernſicht. Meilenweit dehnte ſich das Land um uns aus, eine geſegnete, durch keinen Berg unterbrochene Ebene, die mit Gehöften, freundlichen Dörfern, rothen Kirchthürmen und ſtattlichen Schlöſſern dicht beſtreut iſt. Zu unſerer Rechten hatten wir das Schloß von Hougoumont, wo ſich der König von Weſtfalen hartnäckig und erfolglos mit den Engländern herumſchlug, nicht ohne fünftauſend Leichen auf dem Flecke zurückzulaſſen; zur Linken den

Pachthof von Haie-Sainte, wo der Marschall Ney, der Tapfere der Tapferen, seinem Beinamen Ehre machend, gleich bei Beginn der Schlacht die Engländer überrannte und in Napoleon den Glauben erweckte, daß der Sieg nun schon für ihn entschieden sei; die Rechnung, die das Schicksal für dieses schöne und glorreiche, aber folgenlose Vorspiel überreichte, war eine lächerlich geringfügige; blos dreitausend Todte und etwa dreimal so viel Verstümmelte; ganz weit in der Ferne aber, zur äußersten Linken erblickte man das Dorf Plancenoit mit seinem spitzen Kirchthurm, wo das preußische Siegesmonument steht. Diese Stelle des Horizontes war der Wetterwinkel des Schlachtfeldes; hier erhob sich das anfangs kleine und unbeachtete schwarze Wölkchen, das alsbald den ganzen Gesichtskreis überziehen und aus dem das fürchterliche Verhängniß hervorbrechen sollte, welches Napoleon und seine Armee wegraffte; von hier kamen nämlich die Vorhutspitzen der preußischen Armee hervor, deren dunkle ferne Linien Napoleon anfänglich für die Kolonnen Grouchys hielt, bis ihn der Kanonendonner von dieser Seite eines Bessern belehrte. Gerade vor uns endlich wurde die Farm „La Belle Alliance" sichtbar, wo Blücher und Wellington am Abend nach der Schlacht sich trafen und umarmten, während meilenweit in der Runde vierzigtausend Verwundete zwischen ebensovielen Todten auf der blutgetränkten Erde stöhnten.

Welch eine Stätte! Welch ein Horizont! Der Blick verdüstert sich, indem er auf diese tragische Gegend starrt. Unheimliche, verworrene Bilder steigen vor ihm auf; der feine Nebel, der sich am fernen Horizonte aus der feuchten, duftenden Ackerscholle erhebt und leise wallend niedrig über

dem Boden webt, nimmt verſchwimmende Formen an, in deren wechſelnden Umriſſen das Auge allerlei Unholdes und Grauenhaftes zu errathen glaubt. Wogen dort nicht geiſterhafte Fußvolklinien bald vorbrechend, bald zurückgedrängt in ſtummem Kampfe hin und her? Fegt dort nicht ein Reiterangriff, von einer emporwirbelnden Staubwolke verhüllt, vernichtend über Carrés hin? Ziehen dort nicht Geſchütze heran, deren Metall in der Sonne glänzt? Und dieſe weißen Wölkchen am blauen Himmel, ſind ſie nicht die Dampfringeln, welche die platzende Granate in der Luft hinterläßt? Die zahlloſen rothen Flecken, die aus dem Grün der Ebene hervorleuchten, ſind ſie nicht die blutigen Spuren, welche der Kampf zurückgelaſſen hat? Horch — hören wir nicht dumpfe Schläge zu unſern Füßen und geht nicht ein leiſes Zittern durch den Hügel, auf dem wir ſtehen? Und was bedeutet dieſer bizarre Schatten, der, die Form eines Ungeheuers annehmend, langſam den Abhang des Hügels hinabkriecht und alsbald die Ebene erreicht haben wird? Sieh da — ein rieſiges Haupt mit blutdürſtig aufgeriſſenem weitem Rachen, eine mächtige, gewaltig ausſchreitende Pranke, ein koloſſaler Leib — iſt das Traum? iſt es Wirklichkeit?

Wir blicken auf — da ſteht über uns auf ſeinem hohen granitenen Sockel der eherne Rieſenlöwe mit ſeinem aufgeriſſenen Rachen, mit ſeiner gewaltig ausſchreitenden Pranke, mit dem koloſſalen Leib und dem ausgeſtreckten Schwanze und blickt mit den ehernen weitgeöffneten Augen hinaus ins Weite als ſuchte er den Fleck, auf den er in ſauſendem Sprunge niederfahren ſoll, und ſein von der tiefſtehenden Sonne ins Ungeheuerliche vergrößerter Schatten, den wir

auf dem Hügelhange gesehen hatten, steigt wirklich hinab in die Ebene, um sich, ein Phantom unter Phantomen, zwischen die Schatten zu mischen, die da unten vor unseren Augen die Peripetien des Kampfes geisterhaft wiederholen . . .

Aus unserem düsteren Traumgesicht weckt uns plötzlich ein Bauer, der hinter dem Monumente hervor auf uns zukommt und uns photographische Ansichten, Albums, Beschreibungen und ähnliches Zeug zum Kaufe anbietet. Die Wirklichkeit siegt über die Phantasie; die Visionen, welche die Gegend eben noch bevölkert haben, fliehen verscheucht von dannen und alle Dinge gewinnen ihr natürliches Ansehen wieder. Keine Spur von Kampf und Zerstörung! In wunderbarem Frieden liegt die Welt zu unsern Füßen; der Himmel ist von herrlichem, tiefem Blau, auf dem nur da und dort ein durchsichtiges weißes Wölkchen wie ein silberner Anflug schimmert; die Sonne, die sich gen Abend neigt, badet die Ebene in einem wonnesam warmen Lichte und verleiht allen Dingen einen goldigen Schmelz, allen Umrissen eine Weichheit, die das Auge zauberhaft berühren. Auf der fernen Straße, die sich wie ein irisirendes, mattglänzendes Seidenband am Saume des entzückenden Bildes hinzieht, steigt wol eine geballte Staubwolke auf, aber ihr Kern ist kein Kavallerieregiment, sondern der Wagen eines Bauers, der in munterem Trabe vom Felde heimfährt; wol glühen zahlreiche rothe Flecken all über der Ebene, aber es sind nicht Blutspuren, sondern purpurne Klatschrosen, die zwischen blonden Aehren hervorgucken. Blaue Cichorien- und Kornblumen, rosenfarbene wilde Malven, bläuliche Salbeiquasten, weiße, goldgesprenkelte Schafgarbe und rauchartig durchsichtiger Löwenzahn

blühen in üppiger Buntheit zwiſchen den Saaten und auf dem Rain der Felder und ihre lächelnden, fröhlichen Köpfchen verkünden tauſendſtimmig das Myſterium von der ewigen Fruchtbarkeit und Zeugungskraft der lebenden Natur, obwol ihre feinen Würzelchen hinabreichen zum weißen Gebein der Todten, deren verweſende Leiber all dieſes überwuchernde Wachsthum ſeit ſechzig Jahren nähren, und obwol ſie mit hundert Faſern die ſchwermüthige Thatſache des Todes und der Zerſtörung betaſten. Ab und zu blitzt aus dem Getreide eine Lerche auf, glänzt einen Augenblick als ein helles Pünktchen im Aether und ſinkt wieder zurück zwiſchen die hohen Aehren, unter denen ſie ihr Neſt hat; ab und zu löſen ſich einige gelbe und blaue Falter aus den Gebüſchen der blühenden Hage los und gaukeln ſpielend umher, bis ſie ſich zwiſchen Blumen niederlaſſen, in deren Buntheit ihre farbige Erſcheinung dann untergeht. Und an dieſer Stelle, an einem warmen, ſeligen Sommertage wie dieſer, war es, wo die Hunderttauſende einander würgten, unter einem lächelnden blauen Himmel, den ihr Pulverqualm freventlich ſchwärzte, zwiſchen reifen Aehren und blühenden Blumen, die ihr Fuß roh zerſtampfte, zur Zeit der Nachtigallen und Lerchen und Schmetterlinge, die das Getöſe der Schlacht weitweg verſcheuchte von der Stätte des Jammers!

Das Ungethüm über uns, das in ſeiner ſtarren Wildheit auf die ſchöne Welt niederdrohte, während dieſe ſo fröhlich, ſo glücklich zu ihm emporlächelte und ihm ihre Blumendüfte und Falter und Goldkäferchen als verſöhnende Geſchenke und Friedensangebinde hinaufſandte, ſchien uns ein Sinnbild der Menſchen, die der überall und allezeit zum Leben, zur

Liebe, zum Genuß einladenden Natur ihren unerbittlich ehernen Sinn und ihre bestialische Todesdrohung entgegensetzen. Die wunderschönen Verse von Victor Hugo kamen uns in den Sinn, die vom Löwen von Waterloo sprechen und in dessen aufgerissenem Rachen eine Lerche nisten lassen, so daß aus demselben statt des rauhen Gebrülls, dessen man sich von ihm versehen würde, das freudige, friedliche Geschmetter des Vogels hervortönt. Der Dichter hat einen schönen, menschenfreundlichen Traum geträumt. Kein Singvogel nistet friedlich im Rachen des Unthiers und wandelt dessen grause Stimme in rührendes Gezwitscher. Der Rachen ist schwarz und leer und aus seiner Tiefe scheint eine Schaar von Basilisken hervorstürzen zu wollen. Ach, die Lerche wird wol noch lange nicht im Rachen des Löwen ihr Nestchen bauen und ihre Kleinen erziehen und der Friede noch lange nicht seine Wohnung zwischen den Zähnen des Krieges aufschlagen. Aber zuletzt wird und muß es doch geschehen, trotz all dem blutigen Wahnwitz, den gewisse moderne Philosophen und Staatsweise über die Nothwendigkeit des Krieges und seine ewige Dauer zusammenfaseln, und das Gedicht Victor Hugo's ist gewiß wahrer und prophetischer als das delirirende Rabengekrächze der kriegerischen Philosophen. Wir hatten eine Flasche Wein mitgebracht, die wurde nun entkorkt und „Auf den ewigen Frieden! Auf die Verbrüderung der Menschen!" tranken wir jauchzend, daß es weit hinaustönte in die stille, sommerliche Welt, und als die Flasche geleert war, schleuderten wir sie der ehernen Bestie in den aufgesperrten Rachen, daß das Glas klirrend in tausend Scherben zurückfiel, als wäre

es vom Löwen mit einem wüthenden Biſſe ſo zermalmt wor-den. „Sagt, daß dieſe Glasſplitter von einer Flaſche ſind, aus der auf das Ende des Krieges und der Völkerfeindſchaft getrunken wurde; ſo werdet ihr den Fremden einmal authen-tiſche Reliquien von Waterloo gezeigt haben!“ riefen wir dem noch immer um uns kreiſenden Albumkrämer zu, der uns jetzt allerlei Uniformknöpfe, Bayonnette und ſonſtiges Eiſen- und Meſſingwerk als echte Reliquien vom Schlachtfelde auf-mutzen wollte, und ſtiegen fröhlicher als wir gekommen waren die 225 Stufen wieder hinab.

Unten bemerkten wir nun, daß das dumpfe Getöſe und die Erſchütterungen, die wir auf der Plattform wahrgenommen hatten, wirkliche Empfindungen und nicht Halluzinationen ge-weſen ſeien. An einer Seite der Erdpyramide hatte vor Kurzem eine ſehr ſtarke und bedenkliche Rutſchung ſtattge-funden und es hatte geſchienen, als ſollte der ganze Hügel mitſammt dem Granitſockel und Bronzelöwen auseinander-fallen. Es war als wollte die Natur, die auf dieſer ganzen Ebene alle Spuren der Verwüſtung ſchon längſt beſeitigt hat, auch dieſe letzte Erinnerung an den blutigen Tag, das letzte Denkmal der Völkerfeindſchaft hinwegtilgen, damit die Sieger nicht mehr an ihren barbariſchen Kriegsruhm gemahnt, die Beſiegten nicht mehr zu Rache und Vergeltung geſtachelt werden. Allein die Menſchen widerſetzten ſich dieſer frommen Abſicht der Natur. Eine Schaar Arbeiter wurde heraus-geſandt, die den morſchen Theil des Hügels methodiſch ab-grub, ihn mit Balken und Gerüſten vor weiteren Erd-rutſchungen ſchützte und eben damit beſchäftigt war, ihn

beſſer und feſter wieder aufzuſchütten. Ihre Aexte, Spaten und Schaufeln waren es, die wir oben gehört und gefühlt hatten.

Als wir in unſerem Omnibus nach Braine-l'Alleud zurückfuhren, ſahen wir unterwegs ein Bauernfuhrwerk querfeldein rollen, auf dem ein vierſchrötiger Landmann kutſchirend ſaß, während hinter ihm den ganzen Wagen eine fröhliche Schaar blonder, blühender Kinder in allen Größen bis zum reizenden halberwachſenen Mädchen von vierzehn oder fünfzehn Jahren ſo knapp füllte, daß nicht ein Apfel zwiſchen ihnen hätte zu Boden fallen können. Es waren gewiß neun oder zehn Kinder, die der Bauer ſo zu Felde fuhr. Wir blickten überraſcht auf das rollende Neſt mit ſeiner reichen, lieblichen Brut und frugen den Bauer von Weitem mit Geberden, ob das Alles ſein ſei. „Alles mein!“ winkte der Vater mit ſtolzem, frohem Lachen zurück und wir brachten ihm ein donnerndes Hoch aus, auf das ein helles „Vive!“ von zehn jubelnden Kinderſtimmen antwortete, während der Alte ganz ſelig lächelnd den Hut ſchwang und dann, kräftiger auf den Gaul einhauend, ein luſtiges Lied anhob, in das alle die Jungen klingend mit einſtimmten.

Weiterhin ſahen wir jenſeits einer lebendigen Hecke eine dralle Bauerndirne, die mit einer Sichel Heu machte. Einer von uns Dreien, ein loſer Schalk von einem Dichter, warf ihr, wie ſie in der Arbeit innehielt und neugierig nach uns lugte, Kußhändchen zu. Das hübſche Mädchen aber warf die Lippe zu einem allerliebſten verächtlichen Maulchen auf und machte mit der Sichel eine Bewegung, welche die

Drohung des Halsabſchneidens darſtellte. Bange machen gilt nicht, du friſche, küßliche Maid, und keinen von uns hätte deine Sichel geſchreckt, wäre er mit dir zur Dämmerſtunde auf der duftenden Wieſe hinter der ſchirmenden Hecke allein geweſen . . .

IV.

Zwei Monate auf Island.

An Bord der „Diana“:

Das Jahr 872 iſt ein hochwichtiges Datum in der nordiſchen Geſchichte. Damals beſiegte König Haraldr Haarfagr (Schönhaar) in der entſcheidenden Schlacht von Hafursfjord die Koalition der zahlreichen Jarls, welche Norwegen als unabhängige kleine Stammesfürſten beherrſchten, und riß die Alleinherrſchaft über das ganze Land an ſich. Die Häuptlinge wollten ſich dem Sieger nicht beugen und den Verluſt ihrer Selbſtſtändigkeit nicht dulden und verließen lieber das Vaterland, um ſich in der Fremde eine neue Heimat zu ſuchen, wo ihnen, wie es in der alten Saga heißt, „weder Könige noch Miſſethäter drohen würden.“

Das Land aber, wo ſie ihr neues Heim aufſchlugen, war Island. Weshalb gerade dieſe unwirthliche, im fernen Nordmeer liegende unbekannte Inſel? Um auf dieſe Frage zu antworten, muß ich ein wenig ausholen.

Island, ein verhältnißmäßig junges geologiſches Gebilde, das in der ſpäten Tertiärzeit durch vulkaniſche Aktion über das Meer emporgehoben wurde, war bis zum neunten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung völlig unbewohnt und unentdeckt. Wenn man dem iriſchen Mönche Dicuil, der um das Jahr 825 ein Buch „De mensura orbis terrarum“ ſchrieb, glauben darf, ſo waren Iren die erſten Entdecker der Inſel. Es hätten um 795 Landsleute des gelehrten Mönchs „eine Inſel im fernen Norden beſucht, wo zur Zeit der Sommerwende die Sonne die ganze Nacht geſchienen habe; eine Tagereiſe nördlich von der Inſel ſei die See zugefroren geweſen.“ Dieſe allgemeine Schilderung entſpricht dem Charakter Islands und da auch die Saga zu erzählen weiß, daß die erſten norwegiſchen Anſiedler in Island „baekor Irskar“ (iriſche Bücher), auch Kreuze und Glocken, obwol keine Menſchen, vorgefunden haben, ſo dürfte die Mittheilung Dicuil's wol auf Wahrheit beruhen. Doch haben die iriſchen Entdecker keine dauernde Niederlaſſung auf der Inſel gegründet und die Kunde ihrer Entdeckung iſt nicht nach dem germaniſchen Norden gedrungen.

Hier erfuhr man von der Exiſtenz eines großen Eilands in der nördlichen See erſt, als der norwegiſche Seekönig Naddod oder Naddoc durch einen dreitägigen Sturm dahin verſchlagen wurde und in der Nähe des heutigen Reidarfjord anlegte. Das neue Land ſchien ihm wüſt und unwirthlich und er nannte es „Snoeland“ (Schneeland). Drei Jahre ſpäter entdeckte der ſchwediſche Vikingr Gardar die Inſel aufs Neue und ſelbſtſtändig. Er landete an der Oſtſeite, ſegelte ſpäter die Inſel entlang bis zum Skialfjord, baute hier (864)

ein Haus und nannte das Land, nicht wissend, daß es bereits einen Namen habe, nach sich selbst „Gardarsholm“ (Gardarsinsel). Doch dachte auch Gardar nicht daran, die Insel zu besiedeln, vielmehr verließ er sie nach einem Aufenthalte von wenigen Wochen. Der letzte und endgiltige Entdecker war Floki, den die Saga den „großen Seekönig“ (Wikingr Mikil) nennt. Dieser norwegische Held segelte in seinem schwarzen Schiffe auf Abenteuer aus und folgte drei Raben, die dem Fahrzeuge als Führer voranflogen. Davon hat er den Beinamen Hrafna-Floki, der Raben-Floki, erhalten. Die führten ihn nun nach Island und zwar an den Vatnsfjord, wo er Hütten baute und mit seinen Abenteuergenossen überwinterte. Unbekannt mit den Bedingungen des Lebens auf Island, traf er für die rauhe Jahreszeit keine genügende Vorsorge und so verhungerte ihm all sein Vieh. Das machte auf Floki keinen besonders guten Eindruck und er nannte das traurige Land „Island“ (Eisland). Allein als er mit den Gefährten im nächsten Frühling nach Norwegen zurückkehrte, erzählte einer der letztern, Thorolfr, Wunder von der Ueppigkeit der Weide im neuen Lande. „Das Gras träufelt Butter,“ drückte er sich in seiner überschwänglichen Bilderſprache aus.

Davon hörten zwei Jünglinge, die gerade auf der Suche nach einer neuen Heimat waren, und sie beschlossen sofort, nach der fernen triftenreichen Insel zu segeln. Diese beiden Jünglinge, Ingolfr und Leifr, zwei Vettern, sind wunderbare Typen des wilden nordischen Lebens im neunten Jahrhunderte. Vornehmen Familien entsprungen, wurden sie zusammen von Verwandten erzogen, weil ihre Väter beide wegen schwerer Blutthat landesflüchtig waren. Früh verliebte sich Leifr in

ſeine Baſe, Ingolfrs Schweſter Helga, und Ingolfr ſagte ſie dem Schwurbruder und Schwertgenoſſen gerne zu. Allein bei einem Feſtmahle ſahen eines Tages die drei Brüder Háſteinn, Herſteinn und Holmſteinn, Söhne des mächtigen Jarls Atli, eines nahen Verwandten des Königs Haraldr, die ſchöne Maid und der zweite von ihnen, Herſteinn, entbrannte ſofort in Liebe zu ihr. Als das Methhorn kreiſte, ſprach er, ſcheinbar ſcherzhaft, er wolle entweder Helga freien oder ein Junggeſelle bleiben ſein Lebelang. Leifrs Antlitz erglühte in jähem Zorn und Ingolfr fuhr auf: „Ich werde mein Erbe mit Niemandem theilen als mit Leifr." Da erkannten die Söhne Atlis, wie die Dinge ſtänden, und entfernten ſich ſchweigend aus der Halle. Allein wenige Wochen darauf überfielen Herſteinn und Holmſteinn Leifr, um ihn zu tödten. Der Held wehrte ſich aber trefflich, erſchlug Herſteinn und trieb deſſen Bruder in die Flucht. Nach dieſem Abenteuer zog er in einem Rabenſchiffe zu Raub und Kampf aus und kam erſt nach einem halben Jahre wieder heim. Mittlerweile hatte ſich Holmſteinn zu einem neuen Angriff gerüſtet, der auch erfolgte, kaum daß der Seekönig ſeine Hochburg betrat. Es erging Holmſteinn, wie es ſeinem Bruder Herſteinn ergangen war: er wurde von Leifr mit Hilfe Ingolfrs getödtet. Die Fehde wurde nun vor die Verſammlung der Freien gebracht und dieſe verurtheilte den doppelten Mörder zur Landesverweiſung. Nun ſegelte Ingolfr nach der neuen Inſel, von der Floki und ſeine Begleiter erzählten, nahm das Land in Augenſchein und Beſitz, weihte es den Göttern und kehrte dann nach Norwegen heim, um Leifr zu holen, der mittlerweile Helga geheiratet hatte. Die beiden Häuptlinge verließen

mit all ihrer Sippe, ihrem Gefolge, aller Habe an Vieh und Gütern die alte Heimat und nahmen auch die den Göttern geweihten Pfosten mit, auf denen der Hochsitz in der Festhalle der hölzernen Väterburg ruhte. Diese Pfosten waren den alten Nordländern die Verkörperung des Heimbegriffs. Wollten sie eine neue Wohnstätte gründen, so warfen sie angesichts des Landes, das sie aufnehmen sollte, die heiligen Pfosten in die See und wo diese ans Ufer trieben, da schlugen sie — unter dem Schutze der heimischen Götter, dachten sie — das neue Haus auf. So thaten es auch Ingolfr und Leifr, als sie an die isländische Küste gelangten. Die Pfosten wurden ins Meer geworfen, allein eine Strömung erfaßte sie und führte sie rasch weg, so daß die auf den Schiffen sie alsbald aus den Augen verloren. Unter solchen Umständen landeten die Männer, wo sie eben waren: Leifr in einer Bucht, die nach ihm Thorleifs Hofde (von einem prächtigen Schwerte, das er besaß, trug Leifr den Beinamen „Thorleifr“, „Schwertleifr“) benannt wurde, Ingolfr in einem benachbarten Fjord, Ingolfshofde benannt. Das geschah im Jahre 874 und von diesem Jahre datirt die eigentliche dauernde Besiedelung Islands.

Man merkte übrigens bald, daß die Wahl der Heimstätte Ingolfrs und Leifrs ohne die Mithilfe der Götter erfolgt war. Der letztere wurde von irischen Sklaven getödtet, die er aus ihrer Heimat weggeschleppt hatte, damit sie in Island den Boden für ihn urbar machen, und die er so hart behandelte, daß sie es nicht länger ertragen konnten. Ingolfr rächte die Ermordung seines Schwurbruders und Schwagers, indem er sämmtliche meuterische Sklaven über die Klinge springen ließ, doch fand er in dieser Rache keinen vollen

Troſt, glaubte vielmehr den Zorn der Götter gegen ſich erregt zu haben. Erſt als drei Jahre ſpäter Boten herbeieilten und ihm die Freudenkunde brachten, die Pfoſten ſeines Hochſitzes ſeien (beim heutigen Reykjavik) ans Land getrieben und von ihnen gefunden worden, kehrte ihm die alte Freudigkeit wieder und er ſiedelte voll Zuverſicht auf die Fundſtätte über, die ihm die Götter ſo klar und deutlich als Wohnort angewieſen hatten.

In Norwegen aber ahmten viele der Jarls, die unwillig waren das Joch Haraldrs zu tragen, das Beiſpiel Ingolfrs nach und ſechzig Jahre lang hörte der Strom der norwegiſchen Auswanderung nicht auf, nach Island zu fließen, wo die kühnen, an ihrer Freiheit fanatiſch hängenden Männer Alles fanden, was ſie wünſchen konnten: unbeſetztes Land, von dem ſie, ohne eines Herrn Gnade anzuflehen oder einen Schwertſtreich zu thun, Beſitz ergreifen konnten, die weite See ringsum, für ihre Rabenſchiffe ſchützende, tiefeingeſchnittene Fjorde, welche an die der Heimat erinnerten, grüne Triften, fiſchreiche Flüſſe, Sippen als Nachbarn und volle Freiheit und Unabhängigkeit. So wurde Island raſch beſiedelt und erlangte in der Mitte des zehnten Jahrhunderts eine Blüthe, einen Reichthum und eine Kultur, die ſeitdem dort nie wieder auch nur annähernd erreicht wurden.

Wie die Isländer zu einer Art republikaniſchen Verbandes zuſammentraten, ohne darum ihre Fehden und Rachezüge gegen einander aufzugeben, wie ſie im Jahre 1000 das Chriſtenthum annahmen, wie ſie in Folge innerer Zwiſtigkeiten, durch den Ehrgeiz und die Habgier einiger mächtigen Häuptlinge die Selbſtſtändigkeit verloren und — 1261 —

an den König Hakon von Norwegen fielen, bei welch letzterem Lande und dessen Rechtsnachfolger Dänemark sie seither immer geblieben sind, das hier ausführlich zu erzählen kann nicht meine Aufgabe sein. Ich wollte nur in Kurzem daran erinnern, daß die Insel 874 zuerst kolonisirt wurde und daß im Jahre 1874 das erste Jahrtausend ihrer Besiedelung vollendet war, aus welchem Anlaß die Isländer eine Reihe von Festen begingen und die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt sich der Insel einen Moment lang wieder lebhafter zuwandte, als es seit Jahrhunderten geschehen war. Dieser Anlaß war es auch, der mich bestimmte, die ferne Insel zu besuchen.

Es war am 11. Juli 1874 gegen Mittag, als das dänische Postschiff „Diana“, an allen Raaen seine rothe Flagge mit dem weißen Kreuze fliegen lassend, Granton, einen der beiden Häfen von Edinburg, verließ und den Firth of Forth hinunter der Nordsee zudampfte. Diese „Diana“ ist mehr als ein Schiff, sie ist eine politische Institution. Sie ist ein Regierungsmittel — eines der sehr wenigen — welches die Isländer die Annehmlichkeit empfinden läßt, einem Kontinentalstaate anzugehören. Siebenmal im Jahre legt sie, Granton, Thorshavn und Berufjord (in Island) anlaufend, den einförmigen Weg von Kopenhagen nach Reykjavik zurück und bildet so die einzige zuverlässige Brücke, die das ferne Eiland mit der zivilisirten Welt verbindet. Ich bin von der sittlichen Bedeutung dieses Berufes tief durchdrungen und will mich bemühen, der „Diana“ so viel Gutes als möglich nachzusagen, aber weiß Gott, es wird nicht viel dabei herauskommen. Schön kann man sie zunächst nicht nennen, wenn man vor der Wahrheit auch nur die geringste Achtung

hat. Ihrem Bau nach zu urtheilen, ſcheint ſie einmal ein Kriegsſchiff von der guten alten Schule geweſen zu ſein und davon iſt ihr der Vortheil geblieben, daß ſie keinerlei Veranſtaltung beſitzt, die dem Reiſenden auch nur die nothdürftigſte Bequemlichkeit gewährt. Sie iſt kurz, ungeſchlacht, plump und namentlich viel zu dick für die jungfräuliche Jagdgöttin, deren guten Ruf ſelbſt die Läſterzunge Ovid ungehudelt läßt. Dagegen hat ſie ſich ihre von ſämmtlichen alten Dichtern bezeugte Vorliebe für den Tanz ungeſchmälert bewahrt und wenn die See auch ſo ruhig wie der Schlaf des Gerechten und ſo glatt wie eine belgiſche Spiegelſcheibe war, die „Diana" ſchlenkerte und ſtampfte und rollte dennoch, daß eine jegliche Theerjacke ihre helle Freude daran haben konnte, während in uns übrigen Sterblichen, die wir nicht von Seemannsflüchen, Meerwaſſer und Schiffszwieback leben, dieſe liebenswürdige Eigenthümlichkeit der „Diana" allerdings ganz andere Empfindungen wachrief. Wenn ich noch hinzufüge, daß der Kapitän des Schiffes wol der ungeſchliffenſte Offizier war, der je unter einer königlichen Flagge die See befahren hatte und, ſeine maritimen Kenntniſſe noch ſo gering angeſchlagen, von der Schifffahrt jedenfalls weit mehr verſtand als von der gewöhnlichſten Lebensart, ferner daß die Koſt an Bord uns in paſſendſter Weiſe auf das isländiſche Leben voll Entbehrungen und Entſagung vorbereitete, ſo habe ich wol genug Angaben zuſammengetragen, um klarzumachen, daß keiner der Reiſenden die Fahrt auf der „Diana" als eine Luſtfahrt empfand.

Wir waren unſer Neun, die in Granton an Bord gingen, und auf dem Schiffe ſelbſt fanden wir ſchon zwölf oder vier-

zehn Passagiere vor, die die Fahrt von Kopenhagen aus angetreten hatten. Das ist nicht viel für ein hamburgisch-amerikanisches Packetboot, aber es ist gerade doppelt so viel, als die „Diana“ gewöhnlich befördert und anständigerweise vertragen kann. Mit Ausnahme von vier Isländern und zwei Faaröern, die aus Kopenhagen in ihre Heimath zurückkehrten, waren alle übrigen Reisenden Fremde, die gleich mir der Millenniumsfeier auf Island anwohnen wollten.

Es war eine merkwürdige Gesellschaft, die von der „Diana“ mit mäßiger Geschwindigkeit dem nördlichen Polarkreise zugeführt wurde; sie bestand nämlich ziemlich ausschließlich aus Schriftstellern und Journalisten, die alle mit der finstern Absicht nach dem Norden segelten, die ungeduldig wartende Welt mit möglichst ausführlichen Schilderungen ihrer Reiseabenteuer zu beglücken. Es war höchst ergötzlich, diese ambulante Schriftstellerkolonie unterwegs zu beobachten; fortwährend waren Bleistifte und Notizbücher in Bewegung; die wenigen verfügbaren Isländer, die wir an Bord hatten, wurden von sechzehn ungestümen Fragern wie von ebenso vielen geistigen Polypen förmlich ausgesogen; jedes Auge blickte mit überlegener Beobachtung, jedes Gehirn arbeitete an der Zurechtlegung von Bildern, jeder Mund strömte von Spruchweisheit über und der Verbrauch von Geist und Witz in den gewöhnlichsten Unterhaltungen war ein beängstigend großer.

Die Mehrheit der Reisenden bildeten Dänen und Norweger. Einer von ihnen, der liebenswürdige und treffliche Novellist und Dramatiker Richard Kaufmann (ein Band seiner Erzählungen ist 1875 bei Kühtmann in Bremen auch in

deutſcher Ueberſetzung erſchienen), ging im Auftrage und als Gaſt des Königs Chriſtian IX. nach Island, die übrigen begaben ſich als Vertreter von Univerſitäten, Akademien und literariſchen Körperſchaften dahin. Für die Norweger noch mehr als für jeden andern Germanen iſt Island das klaſſiſche Land, die Heimat der Edda, welche die urheiligen alten Stammeserinnerungen treu und unverfälſcht bewahrt, und meine Mitreiſenden trachteten ſich ſchon unterwegs in die richtige Stimmung für dieſe Pilgerfahrt hineinzuleben. Sie ſprachen beſtändig mit Begeiſterung von der großen heidniſchen Vorzeit. Sie improviſirten Stabreime, ſchworen bei Thors Hammer, beteten im Geheimen zu Odin, gingen mit der Edda ſchlafen und ſtanden mit der Heimskringla auf. Sie überraſchten den biedern Steward mit der Frage, ob er kein Methhorn habe, und bequemten ſich zum modernen Bierglaſe erſt, als er beſtimmt verſicherte, den verlangten Artikel nicht vorräthig zu haben. Ich habe ſie im Verdachte, daß ſie ihre unausgeſetzten Anmerkungen in Runen niederſchrieben. Jedenfalls nannten ſie in ihrer Konverſation konſequent das Schwert den „brennenden Stahl“, den Himmel „die Sonnenburg“, die Erde „Männerheim“ und ahmten überhaupt mit Vorliebe die unverſtandenſten Bilder und Wendungen der unverſtändlichſten Skalden nach. Auch ſonſt zeigten ſie zum Theil wahre Wikingr-Eigenſchaften. So fiel mir beiſpielsweiſe einer der nordiſchen Skalden durch ſeinen heroiſchen, wahrhaft berſerkerlichen Appetit auf: er ſchien übrigens ein ſehr bedeutender Dichter zu ſein, wenigſtens ſagte er es ſelbſt, und Thatſache iſt, daß er dem großen Skalden Sivard in dem einen Punkte glich, daß er in der gewöhnlichen Rede ſtammelte; freilich

behauptet ie Sage, daß Sivard dafür einen hinreißendend Redefluß entwickelte, wenn er poetisch improvisirte; allein ob auch diese Aehnlichkeit bei meinem Norweger zutraf, kann ich nicht sagen, weil er nie poetisch improvisirte.

Unter den in Granton eingestiegenen Reisenden befanden sich einige sehr interessante Persönlichkeiten. Da war Dr. L., ein bekannter Ethnograph und Entdeckungsreisender, der geradeswegs aus Indien kam; ferner Mr. David K., ein klassischer Vertreter jener neuen, wunderlichen Menschenrace, welche die modernste Zivilisation geschaffen hat: des englischen Spezialkorrespondenten. Dieser Mr. K. spricht alle Sprachen — freilich mit dem violentesten englischen Accent — und kennt alle Länder. Er hat mit sich zwölf Pfund Gepäck und ist dabei für eine Reise um die Welt gerüstet. Er besitzt einen unverwüstlichen Humor und eine unzerstörbare Gesundheit. Er versteht die Kunst, im Sattel zwischen zwei kämpfenden Armeen hochgefärbte Schlachtberichte zu schreiben und inmitten eines Schiffbruchs ein Original-Telegramm abzufassen. Sein Schulsack besteht blos aus einem unerschöpflichen Anekdotenschatze; sein hervorragendstes Talent ist die Fähigkeit, zu hungern, zu dürsten und Mühsal aller Art zu ertragen. Kurz ehe ich ihn kennen lernte, war Mr. K. für die Londoner „Daily News“ in Zentralasien gewesen. General Kauffmann hatte ihm den Zutritt zur russischen Armee nicht gestatten wollen, K. sich jedoch dennoch durchgeschlichen, war ergriffen und einige Monate lang in einem russischen Fort in der Kirgisensteppe gefangen gehalten worden. Island schien Mr. K. nun der richtige Ort, um sich von diesen zentralasiatischen Abenteuern und Strapazen ein wenig

zu erholen. Nebst andern schätzenswerthen Eigenschaften (er ahmte beispielsweise verschiedene Thierstimmen mit Gediegenheit nach und kopirte befriedigend das Näseln der Yankees) besaß Mr. K. auch die, ein flotter Improvisator zu sein. So dichtete er zur Melodie des bekannten „Marching throu' Georgia“, das im Unionskriege von den nordstaatlichen Truppen so viel gesungen wurde, eine drollige Hymne auf das isländische Jubiläum, dessen banalen, aber gewisse von uns Allen gehegte Befürchtungen zum Ausdruck bringenden Refrain ich zur Erbauung des Lesers hier mittheile:

„Hurrah, hurrah,
We sing the jubilee:
Hurrah, hurrah,
Despising bug and flea,
If we can only get a bit of sugar to our tea,
As we go marching through Iceland.“

Hurrah! Wir singen das Jubiläum — Hurrah! Wir achten weder der Wanzen noch der Flöhe. — Wenn wir nur ein Stückchen Zucker zu unserem Thee bekommen können — Auf unserer Wanderung durch Island!

Die dem Refrain vorangehende Strophe wurde immer improvisirt, wozu irgend eine momentane Erscheinung an Bord, eine Aeußerung aus dem Kreise der Umstehenden oder etwas Aehnliches den Anhaltspunkt bot. Die übrigen Engländer, liebenswürdige junge Leute voll übersprudelnder Lebenskraft und tollen Humors, überhaupt vom besten Wuchse, den die englische Race hervorzubringen vermag, hatten die lustige Melodie bald erlernt und sangen aus voller Lunge mit. Allabendlich versammelte sich auf dem Hinterdeck die englische Gruppe: den Mittelpunkt bildete Mr. K., rund um

ihn her lagerten sich die Uebrigen auf zusammengerollten Tauen, getheerten Segeln, Fässern und ähnlichen Dingen, Mr. K. dichtete eine Strophe nach der andern, der Chorus brüllte jubelnd und lachend den Refrain dazu; so scholl der heitere Lärm in die Nacht hinaus und mischte sich mit dem Brausen der See, deren Wogen grollend an die ächzenden Wände des unbeholfenen Schiffes schlugen. Diese Lustigkeit wirkte ansteckend und auch die anfangs ganz stillen Skandinavier begannen bald laut zu werden. Sie nahmen das Mitteldeck für sich in Anspruch und sangen halbe Nächte hindurch monotone, schwermüthige nordische Lieder, die immer mit einem eigenthümlich rasselnd hervorgestoßenen, zehn- oder zwölfmal wiederholten Hurrah endigten.

Zuerst bestanden die skandinavische und die englische Gruppe wie Oel und Wasser nebeneinander; es gab keine Berührung, keinen Verkehr, noch weniger eine Vermischung. Erst am vorletzten Abende der Seefahrt hatte Herr Kaufmann, der dänische Novellist, den liebenswürdigen Einfall, ein Art Verbrüderung zu veranstalten. Wir waren damals schon hoch im Norden, die Luft war winterlich kalt und nebeldick, ein feiner Regen rieselte mit melancholischer Einförmigkeit seit Stunden nieder, allein das hinderte Alles nicht die Ausführung der freundlichen Idee. Ueber das Mitteldeck wurde ein Segel gespannt, in mächtigem Humpen ein steifer Grog bereitet, die Gläser klirrten zum erstenmale aneinander und dann hielt Herr Kaufmann in französischer Sprache eine warme Rede, in der er schöne kosmopolitische Zukunftsgedanken begeistert aussprach.

Dr. L., der Indier, antwortete englisch, ich machte einen

lateiniſchen Speech, nach den Reden kamen Lieder, nach den Liedern Umarmungen, es wurde gezecht, geſungen, getoaſtet, Smollis getrunken bis in den hellen Morgen hinein und wir waren von da ab dicke Freunde bis zum Augenblicke, wo wir Abſchied von einander nahmen und Jeder in ſeine Heimat zurückkehrte.

Die Faaröer.

Die Küſte von Schottland war uns ſeit etwa 48 Stunden außer Sicht gekommen, als ſich vor uns die ſchwarzen Felſenmaſſen der Faaröer-Inſelgruppe erhoben. Ohne Vorland ſpringen ſie jäh und plötzlich aus dem Meere empor, manche bis zu einer Höhe von 1500 Fuß, und wie ein weißer Schleier um ein Negerantlitz, ſo weben und wallen fortwährend lichte Nebel um ihre dunklen Häupter. Wir fuhren ſtundenlang in den labyrinthiſch gewundenen Kanälen zwiſchen den Riffen und Wänden hin und konnten die Szene voll finſterer Großartigkeit ganz genießen. Wie eine ſenkrechte Mauer, wie ein von Rieſen errichtetes Bollwerk ſtellt ſich die eine Inſel vor uns hin, während die andere uns in Geſtalt einer niedrigen langgeſtreckten Klippe den Weg verlegt und eine dritte einen Thorbogen von ſchwindelerregender Ungeheuerlichkeit bildet, unter dem wir ſtaunend und zagend

hindurchfahren. Der Basalt, aus dem alle diese Inseln aufgebaut sind, nimmt die wunderlichsten und wechselndsten Formen an. Hier verleiht er einer Felswand das Aussehen einer aus regelmäßigen Quaderlagen aufgeführten zinnengekrönten Mauer, dort bildet er ein schauerliches Gewirr von umgestürzten und durcheinandergeschleuderten Säulen, daß die chaotische Stätte aussieht wie das Grab einer verwüsteten und halb in den Boden gesunkenen Stadt; wieder anderswo erscheint dieser geologische Proteus in Gestalt von bizarren Ungeheuern, die hinter Felsvorsprüngen und auf der Spitze von Klippen zu kauern scheinen und bei den mannigfachen Schlängelungen des Fahrwassers bald verschwinden, bald mit halbem Leibe, bald in ganzer Größe wieder auftauchen. Am Fuße dieser Felsen schäumt und braust auch bei ruhigster See eine ewige Brandung, welche die schwarzen Inselmassen wie eine breite silberne Fassung umsäumt: die Wände sind stellenweise grün angeflogen, so daß sie patinirter Bronze gleichen, und nur auf den Plateaus und sanften Abhängen im Innern der Inseln verdichtet sich der Anflug zu einem förmlichen Rasenteppich. In kurzen Abständen zeichnen sich auf die verbrannten Wände schneeweiße Zickzacklinien, die von der Spitze bis zum Fuße wie ein lichter Blitz durch dunkles Gewölk herunterlaufen. Es sind Wasseradern, die sich von der Höhe der Felsen in die See stürzen und die der jähe Fall in Schaum und Staub verwandelt: während die unansehnlicheren blos dünne Fäden bilden, stellen die größeren breite schimmernde Bänder dar, die sich durch Rasen und Basaltsäulen flechten und schlingen und über denen bei ruhiger Luft fortwährend eine durchsichtige, in den Regenbogenfarben

ſchillernde Dunſtwolke ſchwebt. Auch das Meer ſieht hier anders aus als anderswo. Die warmen dunkeln Wäſſer des Golfſtroms, deſſen Oberfläche immer an Oel erinnert, preſſen ſich zwiſchen den Felswänden der Faaröer hindurch und prallen, von den verſchiedenſten Felsvorſprüngen und Klippenbänken gebrochen und abgelenkt, in mannigfachen Strömungen und Gegenſtrömungen aneinander, Wirbel und Strudel aller Art bildend und die See in ſtetem unruhigem Wallen erhaltend.

Was wir in allen Reiſebeſchreibungen vom Reichthum des Thierlebens in den hohen Breiten geleſen hatten, das fanden wir ſchon hier verhältnißmäßig ſo ſüdlich in überraſchendſter Weiſe beſtätigt. Wohin das Auge blickte, begegnete es einem Gewimmel lebensfroher Exiſtenzen. Aus der See hoben fortwährend ganze Schaaren von Fiſchen ihre Köpfe, in einiger Entfernung vom Schiffe ließen Dutzende kleinerer Wale ihren Springbrunnen in die Luft ſteigen und in regelmäßigen Pauſen ihre dicken ſchwarzen Köpfe und die Ränder ihrer Finnen über der Meeresoberfläche ſichtbar werden. Dieſe Wale ſind hier ſo häufig, daß im Jahre 1864 auf einmal vierhundert von ihnen in die Bucht von Thorshavn getrieben und größtentheils auch erlegt wurden. Den Seeſpiegel furchten beſtändig rieſige Herden von Tauchern, die bald kopfüber ins Waſſer ſtießen, bald wieder mit einem erbeuteten Fiſch im Schnabel zum Vorſchein kamen. Ebenſo eifrig lagen Wolken von verſchiedenartigen Möven, Seefalken und anderen Waſſervögeln der ergiebigen Jagd ob. Wo die Inſeln ſich in ſanfterer Abdachung zum Meere niederſenkten, da lagerten unzählige Seehunde am Ufer und nur ihr ſtetes

Hin- und Herwimmeln machte ihre glatten Leiber auf dem dunklen Grunde wahrnehmbar. Wie die Robben die zugänglichen Landungsplätze, so wählen die Seevögel die steilsten Wände zu ihrem Aufenthaltsort. Aus der Ferne stellten sich unseren ungeübten Augen manche schroffe Klippen wie beschneit dar und wir konnten nur nicht begreifen, wie der Schnee auf den senkrechten Abstürzen haften könne. Als wir jedoch näher kamen, erkannten wir mit Hilfe unserer Gläser, daß der vermeintliche Schnee in Wirklichkeit eine wol nach Hunderttausenden von Individuen zählende Vogelmasse sei, die sich in alle Schründe und Rillen eingenistet, auf alle Zacken und Vorsprünge hingehäuft hatte. Flogen diese Völker auf, so schien es, als ob sich eine Wolke von der Felswand loslöste, ließen sie sich nieder, so war es, als ob dichter Schneefall den Berg einhüllte. Wie sich die Inselbewohner mit Lebensgefahr der Eier und Federn dieser Vögel bemächtigen, indem sie sich an langen Seilen die schwindeligen Klippen herablassen, ist häufig beschrieben worden.

Die Faaröer, bekanntlich eine dänische Besitzung, ernähren eine Bevölkerung von zehntausend Köpfen, von welchen 1200 auf die Hauptstadt Thorshavn kommen. Vom Ackerbau ist hier natürlich keine Spur, der unfruchtbare Boden bringt nichts hervor und der kurze Sommer läßt nichts zur Reife kommen. W. Preyer und Dr. Ferdinand Zirkel erzählen in ihrem Buche über Island, daß an manchen Stellen der Faaröer Gerste angebaut werde, die man jedoch halbreif abschneiden und auf Oefen künstlich reifen lassen müsse. Bliebe sie auf dem Halme, um so die volle Reife zu erreichen, so würde sie alljährlich ausnahmslos von den Frühfrösten zer-

ſtört werden. Den einzigen Reichthum der Bewohner dieſer entlegenen Inſeln bilden Schafe, die der Inſelgruppe auch den Namen gegeben haben. Denn Faaröer heißt nichts anderes als „Schafinſeln“. (Das däniſche Wort „Faar“ hat ſich noch im Deutſchen „Farren“ und „Ö“ in „Ei“-Land erhalten.) Schafzucht, Fiſcherei und Vogelfang, das ſind die Mittel, mit denen die Faaröerbevölkerung ihr elendes Daſein friſtet.

Es war etwa 5 Uhr Nachmittags, als wir Thorshavn gegenüber vor Anker gingen. Ein Fiſcherboot kam alsbald vom Strande herbei und brachte uns ans Land. Thorshavn iſt ein höchſt ärmlich und elend ausſehender Ort; ſelbſt das beſte Haus iſt nur eine Holzhütte und die ſchlechten ſind Erdlöcher und nichts weiter. Von einer beſtimmten Ordnung der Häuſer, die man etwa Straße oder Gaſſe nennen könnte, iſt keine Spur; Jeder hat ſeine Hütte dorthin gebaut, wo es ihm paſſend geſchienen hat, und die einzige Tendenz, die ſich dennoch im ganzen Plane der Stadt kundgibt, iſt etwa die, ſich möglichſt eng und dicht zuſammenzurücken. Da der Ort auf einen ziemlich ſteilen Abhang hingeklebt iſt, ſo ſteigen die Häuſer übereinander empor und der Rauch des tieferſtehenden Hauſes verdirbt dem über ihm erbauten die Luft. Die Pfade, die zwiſchen den Häuſern hinlaufen, ſind ſehr ſchmal und gehen treppenartig bergan; da ſie zugleich als Goſſen benutzt werden, ſo ſind ſie im höchſten Grade naß, ſchlüpfrig, mühſam zu erſteigen, voll übler Gerüche, überhaupt ſo widerwärtig, als man es ſich nur immer vorſtellen kann. Dieſelbe Unſauberkeit herrſcht auch im Innern der Häuſer und an den Kleidern und Geſichtern ihrer Bewohner. Da Schornſteine

hier unbekannt sind, so sind die Wohnräume immer vom Rauch des mehr glimmenden als brennenden schlechten Torfes, der das einzige Feuerungsmaterial der Inselbewohner bildet, zum Ersticken gefüllt und ich habe unter allen Thorshavnern, die mir zu Gesichte gekommen sind, keinen einzigen bemerkt, der nicht in Folge jenes Umstandes an einer mehr oder minder stark ausgebildeten Entzündung der Augen-Bindehaut gelitten hätte. Auch epidemische Krankheiten sind häufig und richten große Verwüstungen an. Wunder kann das nicht nehmen, da die Leute hier in vielen Dingen solche Gewohnheiten haben, wie sie bei dem unbekannten Volke, von welchem die Kjökkenmöddinger in Dänemark herrühren, und bei den Bewohnern der Pfahlbauten geherrscht haben. Die Speiseabfälle: Knochen, Fischgräten, Muschelschalen u. s. w. werden nämlich achtlos weggeworfen und dort faulen gelassen, wohin sie gerade gefallen sind, und neben jedem Hause findet sich ein großer Haufen solcher Küchenreste, unter welchen besonders die riesigen Rippen und Wirbeln von Walfischen auffallen. An der äußern Erscheinung der Häuser ist nichts merkwürdig als das Dach. Dasselbe besteht nämlich aus einer dicken Rasenschichte, die mit üppigem Graswuchs bedeckt ist. Die Einwohner können auf ihren Hausdächern zwei- oder dreimal jährlich Heu machen und manche bringen außerdem noch ihre Schafe hinauf, um sie auch an der Grasnarbe knabbern zu lassen.

Die Bevölkerung der Faaröer ist ein recht häßlicher Menschenschlag, was namentlich von ihrem weiblichen Theile gilt; unter den Männern findet man noch eher einen leidlichen Kopf und eine leidliche Gestalt. Ihre Tracht hat wenig

Eigenthümliches an ſich; die Männer tragen ein ſchafwollenes Wamms, eine kurze Kniehoſe, dicke Strümpfe und ſehr primitive Schuhe, die blos aus einem viereckigen Stücke Schafleder beſtehen, deſſen Ränder vorn und hinten mit einigen Stichen zuſammengenäht ſind, und das dann mit Schnüren an den Fuß gebunden wird. Die Kopfbedeckung, die beiden Geſchlechtern gemeinſam iſt, gleicht einigermaßen der neapolitaniſchen Mütze; es iſt ein langer, oben und unten gleich weiter Sack aus geſtreiftem Zeug, der halb über den Kopf gezogen wird, halb ſeitwärts oder vornüber fällt. Außerdem tragen die Männer an einem Stricke oder Lederriemen ein plumpes in einer hölzernen Scheide ſteckendes Meſſer, deſſen ſie ſich zum Eſſen und zu jeglicher Arbeit bedienen.

Auf einem Hügel neben Thorshavn und von dieſem blos durch ein ſchmales Thal getrennt befindet ſich eine Art Fort, deſſen Zweck und Bedeutung mir nicht ganz klar iſt. Dicht beraſte Erdwälle bilden ſeine Außenwerke und in ſeinem Innern erhebt ſich ein ſteinernes Gebäude, wahrſcheinlich das einzige der Inſelgruppe. Die Zitadelle iſt ſogar mit vier Kanonen armirt, die aber in einem beklagenswerthen Zuſtand, ohne Laffetten oder anderweitige Vorrichtung, auf der Erde liegen. Es ſind auch ſonſt recht unſchädliche, verroſtete Dinger und das jüngſte von den Rohren trägt das Gußdatum 1707. Die Beſatzung beſteht aus vollen zwei Mann, was aber vielleicht nur die Friedensſtärke iſt; einer von den Beiden iſt Unteroffizier und wie es ſcheint die Autorität des Platzes. Denn er war es, der uns anfänglich den Eintritt in die Zitadelle verweigerte und ihn uns endlich nach einigen Unterhandlungen geſtattete, ſei es, weil er die Ueberzeugung

gewann, daß wir keine Spione seien, die das Innere der ihm anvertrauten Veste in feindseliger Absicht auskundschaften wollen, sei es, weil er viel zu sehr an die Unüberwindlichkeit seiner Festung glaubte, als daß er fürchten sollte, daß Spione ihr gefährlich werden können.

In Thorshavn wohnt ein Gouverneur, den wir nicht zu Gesichte bekamen, und ein Amtmann (Sysselmann), den wir besuchten und der uns sehr freundlich aufnahm. Herr Müller — so hieß der Beamte — sprach trefflich deutsch und ziemlich geläufig englisch, bewohnte ein nach europäischer Art eingerichtetes hölzernes Haus und bringt den Winter regelmäßig in Kopenhagen zu, wo er die Faaröer im dänischen Oberhause vertritt. Seine Würde als Pair des Königreichs Dänemark hindert ihn jedoch nicht, in seinen zahlreichen Mußestunden photographische Ansichten seiner heimatlichen Inseln anzufertigen und sie den Fremden, die ab und zu Thorshavn besuchen, zu einem schandbar hohen Preise zu verkaufen. Thorshavn hat auch zwei Schulen, eine Volks- und eine Realschule. Die letztere hat zwei Klassen, eine kleine zoologische, botanische und mineralogische Sammlung, einige einfachere physikalische Apparate, einige Gypsornamente für den Zeichen- und Modellirunterricht und eine ziemlich vollständig eingerichtete Turnanstalt. Die Schüler erhalten Unterricht im Dänischen, Englischen, Rechnen, Singen, Schönschreiben, Zeichnen, in der Geschichte, Naturgeschichte, Geographie und Gymnastik und ich kann aus eigener Erfahrung bestätigen, daß mehrere Knaben, die ich englisch ansprach, mir geläufig in derselben Sprache zu antworten wußten. Wie man sieht, steht hier das Volksunterrichtswesen sehr hoch,

höher als in gewiſſen großen Staaten Weſteuropas, die ſich auf ihre Ziviliſation ſehr viel einbilden.

Die Kirche des Ortes iſt ein ziemlich ſtattliches Gebäude mit einem Thürmchen und zwei ſchlechten Bildern im Innern. Außerdem gibt es noch eine hübſche katholiſche Kapelle, die aber — ein für uns ſehr intereſſanter Zufall — gerade am Tage unſeres Beſuches in Thorshavn öffentlich verſteigert wurde. Ehedem hat es hier eine katholiſche Gemeinde gegeben, die ſich aber im Laufe der Jahre verringerte und zuletzt auf eine einzige Familie herabſchmolz. Als die Sachen ſo weit gediehen waren, verließ der Pfarrer die Inſel und nun wurde auch die letzte Familie proteſtantiſch. Dadurch wurde die katholiſche Kapelle entbehrlich und man beſchloß, ſie an den Meiſtbietenden hintanzugeben. Der Andrang zur Verſteigerung war kein ſehr großer; blos zwei däniſche Kaufleute boten und etwa ein Dutzend Inſulaner ſtand umher und gaffte; einer der beiden Bieter erſtand die Kirche nach kurzem Kampfe zu dem gewiß beſcheidenen Preiſe von 120 Rigsdaler däniſch. (1 Rigsdaler = 2 M. 25 Pf. Reichswährung; ſeither iſt in Dänemark eine neue Währung eingeführt worden und man rechnet nach Kronen zu 100 Oere.) Er wollte ſie zu einem Magazin für geſalzene Fiſche und ähnliche Koſtbarkeiten verwenden. Sic transit gloria mundi! Aber das war eigentlich vorauszuſehen. Der Katholizismus iſt keine Religion für den Faaröer. Die Litanei iſt zu lang und enthält zu viele Heiligennamen für Leute, die vom früheſten Morgen bis zum ſpäteſten Abend grauſam harte Arbeit verrichten müſſen, und die durch abſcheuliche Fiſchgerüche abgeſtumpften Naſen der Inſulaner verſtehen

den süßen berauschenden Duft des Weihrauchs nicht zu schätzen. Der Protestantismus ist eine billigere, einfachere und praktischere Religion und paßt darum viel besser für diese armen, einfältigen und nüchternen Leute als der vornehme und luxuriöse Katholizismus.

Außer zwei Läden, in denen alles Mögliche zu haben ist, gibt es in Thorshavn auch eine Buchhandlung. Der Buchhändler ist aber, wahrscheinlich weil der Verkauf der literarischen Schätze nicht lebhaft genug ist, um ihn nähren zu können, gleichzeitig Buchbinder, Schuhmacher und Schafzüchter. Während die einen aus unserer Gesellschaft die 100 oder 120 Bände, welche seinen ganzen Waarenvorrath bildeten, musterten, ließen sich andere von ihm faaröische Schuhe (das Paar zu 60 Pf.) à la minute machen und plauderte der Rest mit seiner hübschen Tochter, die etwas englisch verstand, während er selbst nur faaröisch (ein Dialekt des Isländischen) sprach. Unter den Büchern fanden wir blos Schulbücher, Bibeln und Psalter in faaröischer und dänischer Sprache und einige dänische Uebersetzungen deutscher und französischer Romane. Diese bildeten den Anknüpfungspunkt für die Unterhaltung mit dem recht netten Mädchen, das, wie wir alsbald erfuhren, seit einigen Monaten verlobt war und zum Herbste heiraten sollte. Der Verlobte präsentirte sich nach wenigen Minuten selbst in der Stube und blickte uns gleich beim Eintritt mit wahren Löwenblicken an. Er nahm es uns offenbar höchst übel, daß wir mit seiner Auserkorenen Dinge sprachen, die er nicht verstand, die aber dem Mädchen ganz gut zu gefallen schienen. Seine heftige Eifersucht, die sich in jeder seiner Mienen und Bewegungen deutlich aus-

drückte, amüſirte uns höchlich und veranlaßte uns, die Unterhaltung mit dem Mädchen noch lebhafter fortzuführen. Der faaröiſche Othello konnte das auf die Dauer nicht vertragen und ſtürzte nach wenigen Minuten wüthend aus der Stube, worauf auch wir uns ſehr heiter entfernten.

Hoffentlich ließ der liebenswürdige Bräutigam das arme Mädchen die kleine Koketterie nicht zu hart entgelten; ſoviel aber ſcheint mir ziemlich ſicher zu ſein, daß Othello II. ſehr erleichtert aufathmete, als er Tags darauf gegen 1 Uhr Mittags die „Diana“ den Hafen verlaſſen ſah.

Reykjavik.

Am ſechſten Tage der Seefahrt, gegen zwei Uhr Nachmittags, tauchte am fernen Horizont ein glänzender Punkt auf — es war das blinkende Haupt des Snöfjäll-Gletſchers, das Erſte, was wir von Island zu ſehen bekamen. Zwei Stunden ſpäter zeigte ſich auch die zerriſſene, ſchwarze Küſte der Inſel und wir dampften vierundzwanzig Stunden ihr entlang, bis wir am Abend des nächſten Tages in Reykjavik ankamen. Es war ein großartig ſchauerliches Bild, das ſich viele Stunden lang vor unſeren Blicken aufrollte. Steile, wild zerklüftete, verbrannte Felſen, an deren Fuß die See in ewiger Brandung ſchäumt; hohe Bergrücken, die ſich mit der Küſte gleichlaufend viele Meilen weit hinziehen und deren Grat ſich ſcharf und hart, wie mit einer ungeheuern Papierſcheere ausgeſchnitten, vom Horizonte abhebt, weil keinerlei Vegetation die Begrenzungs-

linie weicher macht und sanftere Farbenübergänge bildet; Wasserfälle, die sich schäumend über die Uferklippen ins Meer stürzen und deren ewigen Donner wir oft durch das Getöse der Brandung hören konnten; vorliegende Inselgruppen von abenteuerlichster, bizarrster Form, hoch und finster aus der See aufragend, ein Tummelplatz von Alken, Möven und Robben; tief eingeschnittene Fjorde, über denen schwere Dünste weben und Myriaden Seevögel fischend sich herumtummeln; ab und zu ein jäh herausspringendes Vorgebirge, eine weit in die See kriechende Landzunge, welche das Schiff zwingt, einen weiten Bogen zu beschreiben: das ist der Anblick, den Island auf der Süd- und Westseite bietet. Dabei herrscht auf See und Land absolute Oede. Kein Segel, kein Haus, keine Spur einer Ansiedelung. Blos einige Stunden vor Reykjavik zeigt sich Eirarbaki, ein „Kaufplatz", der aus einem Dutzend Häuser besteht und sich schon von Weitem durch eine hohe Flaggenstange bemerkbar macht, von welcher die dänische Fahne lustig weht, die todte Gegend aufs Wolthuendste belebend. An jede Bergzinke, an jede Insel, an jeden See-Einschnitt und jedes Riff, das in Sicht kommt, knüpft sich eine düstere Sage von Verbrechen und Untergang und unsere isländischen Mitreisenden wurden nicht müde, die Erinnerungen heraufzubeschwören, welche an all diesen unheimlichen Punkten haften.

Wir hatten an diesem letzten Tage der Reise ein überaus rührendes Beispiel der leidenschaftlichen Heimatsliebe, die den Isländer auszeichnet, vor Augen. Mit uns reiste auch ein blinder isländischer Bauer, der nach Kopenhagen gegangen war, um an seinen Augen eine Operation vornehmen zu

lassen, jedoch von den dortigen Aerzten den Bescheid erhalten hatte, daß sein Uebel unheilbar sei. Unbeholfen wie ein kleines Kind saß er immer in der Ecke der Kajüte und ließ sich vom Steward päppeln; Morgens wurde er aus seiner Schlafkoje heraufgeholt und Abends wieder hinuntergebracht, sonst kümmerte sich den lieben langen Tag keine Seele um ihn. Es war höchst kläglich anzusehen, wie der unglückliche alte Mann unbeweglich in seiner Sophaecke brütete und mit den erloschenen Augen vor sich hinstarrte. Seinen Landsleuten an Bord schien dieses Elend nicht sehr nahe zu gehen, denn es fiel ihnen während der langen Ueberfahrt kein einzigesmal ein, sich auf ein Viertelstündchen zu ihm zu setzen und seine trostlose Einsamkeit durch eine Unterhaltung zu unterbrechen. Allein so wie wir in die Nähe Islands kamen, fuhr ein eigenthümliches Leben in den Blinden. Er fragte immer und immer wieder, ob man schon den Snöfjäll sehe, und als ihm endlich der Bescheid ward, die eisgekrönte Spitze des Gletschers habe sich am Horizont erhoben, da verlangte er aufs Deck geführt und mit dem Antlitz nach der Küste gesetzt zu werden. Dort saß er mit Ausnahme der wenigen Nachtstunden ununterbrochen bis zur Ankunft in Reykjavik und wurde nicht müde, die Mannschaft zu fragen, was nun und was nun in Sicht sei: er kannte alle Punkte der Küste und sein Antlitz leuchtete immer höher bei jedem Namen, den man ihm nannte. Und als er hörte, daß wir an Eirarbaki, seinem Geburts und Wohnorte, vorüberkamen, da klatschte er die Hände zusammen und zwei große Thränen rollten ihm aus den leblosen Augen über die gefurchten Wangen hinab. Es ist eben — zum Glücke — jedes Land seinen Bewohnern

herrlich und unvergleichlich, wie jede Mutter ihrem Kinde schön, lieb und vollkommen ist.

Wir fuhren am 17. Juli Nachmittags in die Rhede von Reykjavik ein. Wir fanden da außer einigen kleineren Segelschiffen auch eine dänische und eine französische Fregatte, die „Fylla“ und den „Indre“, vor Anker, die uns mit aufgehißter Flagge grüßten. Auf dem Vorderdeck der „Fylla“ war außerdem die etwas schwächliche Musikkapelle des Schiffes aufgestellt, die den „Tappern Landsoldat“ spielte, als wir vorüberfuhren. Mannschaft und Passagiere der „Diana“ erwiderten die Artigkeit mit einem dreifachen herzhaften „Hurrah!“

Das französische Kriegsschiff hielt sich bereits seit zwei Monaten in den isländischen Gewässern auf und blieb bis Ende August da. Außerdem befand sich auch eine Korvette, der „Beaumanoir“, in der Nähe, die westlich von der Insel kreuzte und nur ab und zu auf einen Tag vor Reykjavik erschien. Island ist eine ständige französische Flottenstation. Zwei bis drei Kriegsschiffe liegen jeden Sommer hier, deren Aufgabe es ist, die riesige Flotte von französischen Briggs und Kutters zu beaufsichtigen und zu schützen, welche alljährlich nach den isländischen Gewässern kommen, um dem Fischfang obzuliegen. Diese Fahrzeuge, zwölf- bis fünfzehnhundert an der Zahl mit einer Bemannung von etwa 10—11,000 Personen, verlassen gegen Ende April die Häfen der Bretagne und Normandie und segeln, begleitet von einem kleinen Geschwader der Kriegsflotte, nach Island hinauf, wo sie gegen Mitte Mai ankommen und drei Monate lang Stockfische fangen, worauf sie Mitte August wieder heimkehren. Jedes

Schiff bringt durchschnittlich Fische im Werthe von 15, in besonders günstigen Jahren auch von 20.000 Francs heim und man schätzt den ganzen jährlichen Ertrag des französischen Stockfisch-Fanges in der isländischen See auf 20—25 Millionen Francs. Während der dreimonatlichen Fischereikampagne berühren die Schiffe kaum die Küste. Höchstens daß sie bei besonders heftigem Sturme schutzsuchend in den nächsten Fjord einlaufen. Schiffbrüche sind unter ihnen sehr häufig und wenn die rückkehrenden Fahrzeuge im September in ihren Heimatshäfen gezählt und gemustert werden, so fehlen gewöhnlich zehn oder fünfzehn von ihnen, die in vielen Fällen ganz spurlos verschwunden und wol auf hoher See unbemerkt von ihrem bösen Los ereilt worden sind. Brauchen die Schiffe etwas, so schicken sie ein Boot zum Kriegsschiffe, das ihnen alle acht bis zehn Tage in Sicht kommt, und erhalten es von da. Für Kranke, die nicht an Bord der natürlich einen Arzt mitführenden Fregatte untergebracht werden können, besteht eine Art Hospital in Reykjavik, ein großes, hölzernes Gebäude, das zugleich als Vorrathskammer dient und zu dem der erste Lieutenant des „Indre" den Schlüssel hat, und auf dem kleinen Friedhofe der Stadt gibt es eine ferne, verwilderte, nie von einem Freundesfuß betretene, nie von Freundeshänden geschmückte Ecke, wo einige Franzosen begraben liegen, über deren Gräbern hölzerne Kreuze verkünden, daß die Todten, die hier unter dem finstern Himmel Islands ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, Kinder des schönen Frankreichs sind.

Es ist charakteristisch für die wirthschaftliche und geistige Verkommenheit, für die Unbeholfenheit und Schlaffheit der

Isländer, daß ihnen dieſe franzöſiſche Fiſcherei an ihrer Küſte ein Dorn im Auge und eine Quelle heftigen Aergers iſt und daß es ihnen dennoch nie in den Sinn kommt, mit den Franzoſen zu konkurriren. Dieſe ſammeln in den isländiſchen Gewäſſern Millionen über Millionen und die Isländer bleiben bettelarm und ſtrecken nicht die Hand aus nach den unerſchöpflichen Reichthümern der See, die ihnen vor der Naſe liegen. Sie begnügen ſich damit, an der Küſte ein wenig die Angel ins Waſſer zu ſenken und ein paar Fiſche zu fangen; finden ſie aber hier keine — und das iſt häufig genug — ſo legen ſie die Hände in den Schoß und klagen oder ſchelten die böſen Franzoſen, die ihnen ihre Fiſche vor der Naſe wegfangen. Allein ein größeres Schiff auszurüſten, etliche Meilen vom Lande in die hohe See hinauszufahren und Tiefſeefiſcherei zu treiben, die hier immer ergiebig iſt, dazu fehlt es ihnen an Muth und an Unternehmungsluſt. Inſelbewohner und auf die See förmlich angewieſen, Nachkommen der kühnſten und ausdauerndſten Seefahrer aller Zeiten, der verwegenen Vikinge, ſind die Isländer merkwürdigerweiſe abſolut keine Seeleute. Sie können weder Boote bauen, noch rudern, noch ſegeln. Ihre Kähne — und andere Fahrzeuge haben ſie nicht — ſind flache, ungeſchickte Tröge, welche die erſte Sturzwelle unfehlbar umwirft, weshalb ſich die armſeligen isländiſchen Fiſcher bei nur einigermaßen bewegter See — und wann iſt ſie es hier nicht? — gar nicht aus dem Hauſe wagen. Zwingt ſie aber Noth und Hunger dennoch dazu, ſo büßen ſie ihr Wagniß nur zu häufig mit dem Leben. Die däniſche Regierung iſt für dieſen jammervollen Zuſtand nicht blind geblieben. Sie hat die Isländer veran-

lassen wollen, auf königlichen Schiffen zu dienen, hier die Seefahrt zu erlernen und dann in die Heimat zurückzukehren, um da eine gute und tüchtige Fischerflotte zu bilden, damit die Isländer nicht länger mitten in ihrem Ueberflusse elend verhungern müssen, allein dieses Volk wollte von einem so menschenfreundlichen Anerbieten nichts wissen, da es zu stolz ist, um sich einer militärischen Disziplin zu fügen, und lieber verhungert, als daß es auch nur kurze Zeit einem dänischen Offizier gehorsamen würde!

Doch kehren wir von dieser Abschweifung, zu der uns der Anblick der im Hafen von Reykjavik liegenden französischen Fregatte verleitet hat, wieder zur isländischen Hauptstadt zurück. Der Anblick, den Reykjavik von der Seeseite gewährt, ist kein sehr anmuthiger: der flache Strand ist mit schwarzem vulkanischem Sande und Lavablöcken bedeckt, drei niedrige hölzerne Landungsbrücken strecken sich weit in die See hinaus, an ihren Seiten liegen einige halbverfaulte Boote und Barken, die Häuser, die die Uferzeile bilden, sind klein, schmutzig und zerlumpt: allein das Bild verändert sich vollkommen, wenn man ins Innere der Stadt gelangt. Reykjavik ist eine jener wenigen Hafenstädte, die sich nicht die Küste entlang, sondern landeinwärts entwickelt haben. Die schönsten Straßen mit den stattlichsten Gebäuden sind der See abgekehrt und am Strande liegen nur die schmutzigsten und ärmlichsten Fischerhütten. Reykjavik muß sich in den letzten Jahren mächtig gehoben und viel verändert haben, denn das Bild, das es heute bietet, weicht sehr bedeutend von dem ab, das selbst neuere Reisende wie Kapitän Burton, Lord Dufferin, Pliny Miles, Pajkull, Preyer und Zirkel u. A.

von der Stadt entworfen haben. Die Stadt mag heute gegen 2000 Einwohner zählen, die meist in hölzernen, aber zum Theil recht stattlichen Gebäuden wohnen. Die nach isländischer Art aus Lavablöcken und Rasenstücken zusammengehäuften Häuser bilden heute nur mehr eine Minorität und sind aus den regelmäßigen, gut gehaltenen drei Hauptstraßen verdrängt. Die wolhabenderen Einwohner haben stockhohe Häuser und ein Gebäude, in welchem einer der vornehmsten hiesigen Kaufleute seine Magazine hat, rühmt sich sogar zweier Stockwerke. Aus Stein sind blos die Bibliothek, welche etwa 9000 Bände meist deutscher und dänischer Werke enthält, ferner die Kirche, das Priesterseminar und die Wohnung des Gouverneurs gebaut. Fast alle übrigen Häuser bestehen, wie gesagt, aus Pfosten und Latten, die außen mit einem dicken Theerüberzuge versehen sind, dessen Duft sich mit dem durchdringenden Geruche brenzelnden Torfrauchs und gesalzener Fische, welche in großen Massen am Strande zum Trocknen liegen, vermischt und der Atmosphäre den eigenthümlichen Charakter gibt, der Reykjavik vor allen mir bekannten Städten auszeichnet.

Der Charakter der Reykjaviker und der Isländer im Allgemeinen enthüllte sich gleich bei unserer Ankunft aufs Deutlichste. Kein Boot stieß vom Lande, um die Passagiere der „Diana" abzuholen. Wir mußten warten, bis die Kapitänsjolle unseres eigenen Schiffes ins Wasser gelassen war, die dann uns und unser Gepäck zugleich mit dem Postfelleisen und dem Kapitän, der sich dienstlich zum Gouverneur zu begeben hatte, ans Ufer brachte.

Gelandet waren wir nun allerdings glücklich, allein nun

ſtanden wir da, mitten in der lieben Gotteswelt, umgeben von unſeren Koffern und Kiſten, und wußten nicht was anzufangen. Unſere isländiſchen Mitreiſenden machten ſich, kaum daß ihre Sohle den Strand berührt hatte, mit größter Eile davon, ohne ſich um uns Fremde im Geringſten zu kümmern; eine Gruppe beſſer gekleideter Männer, die am Landungsplatze verſammelt geweſen war und die wir von Bord aus bemerkt hatten, war im Momente, wo die Jolle das Land berührte, auseinandergeſtoben und, wie wir ſpäter erfuhren, nach der Wohnung des Poſtmeiſters gelaufen, um dort drängend, ſtoßend und ſchreiend der Austheilung der Briefe und Zeitungen zu harren, die, wie ſchon früher erwähnt, blos ſiebenmal im Jahre nach Island kommen, und am Strande waren nur einige zerlumpte, rauchende und tabakkauende Inſulaner geblieben, die wol keine Botſchaft von der Poſt erwarteten und uns ohne ſonderliche Neugierde ſtumpf und blöde angafften. Nachdem wir eine Weile gewartet hatten, ob es nicht etwa einem dieſer Lümmel einfallen würde, uns ſeine Dienſte anzubieten, was aber nicht geſchah, winkten wir ſie endlich energiſch und ungeduldig heran. Sie kamen langſam und bequem herbeigeſchlendert und fragten mit einer Gemüthsruhe, die uns empörte, was wir von ihnen wollten? Daß ſie uns im Tragen des Gepäcks behilflich ſeien, erklärten wir ihnen. „Wohin ſoll das Gepäck geſchafft werden?“ Ja, wohin? Das wußten wir ſelbſt nicht. Man hatte uns in London die isländiſche Gaſtfreundſchaft gerühmt und verſichert, die beſten Familien Reykjaviks werden uns einander förmlich aus den Händen reißen, um uns bei ſich behalten zu können: jeder von uns hatte auch

Empfehlungsschreiben an hervorragende Isländer, ich an den Landshövding (Gouverneur), den Sysselmann (Amtmann) und den Chefarzt der Insel, und da es in der Stadt kein Hotel gibt, so beschlossen wir, zunächst unser Gepäck in der Obhut der Träger am Strande zu lassen und unsere Briefe abzugeben.

Das geschah denn auch sofort. Der Arzt, den wir zuerst aufsuchten, empfing uns freundlich, setzte uns auch ein Glas Grog und Madeirawein mit süßem Biscuit vor, allein von einer Einladung wollte sich nichts spüren lassen. Da fragten wir denn nach kurzem Gespräch, wo man als Fremder in Reykjavik Unterkunft finden könne? Der biedere Mann antwortete uns darauf, wenige hundert Schritte von seiner Wohnung stehe ein ziemlich großes, stockhohes hölzernes Haus, das sieben bis acht Zimmer enthalte; es sei wol das Landeshospital der Insel, allein da es einerseits nicht viel Kranke ohne Heim und Angehörige gebe und man sich andererseits anläßlich der Millenniumsfeier eines außerordentlichen Fremdenzuflusses versah, so habe man das Gebäude den Fremden zur Verfügung gestellt.

Wir hatten also doch Aussicht auf Obdach! Auf der Stelle begaben wir uns, geführt vom freundlichen Chefarzt, nach dem Hospital, das keinen einzigen Kranken beherbergte. Wir wurden von einer alten Frau empfangen, die hier mit ihrer einzigen hübschen Tochter hauste, und alsbald nach unseren Zimmern geführt. In jedem derselben stand ein eisernes Bett und ein Stuhl; auf der Erde fand sich ein Waschbecken, das man, wenn man es benutzen wollte, auf den Stuhl stellen konnte. Ich bekam — weshalb mir diese Auszeichnung wurde, weiß ich nicht — das größte Gelaß, mit zwei

Fenstern und einem runden, grünangestrichenen Tische; die Größe des Zimmers und sein Reichthum an Fenstern und Möbeln verschaffte ihm in der Folge die Ehre, der Sammelplatz unserer kleinen Gesellschaft zu werden, die ihn als Clubraum benutzte. Dieses Privilegium vertheuerte übrigens meine Rechnung nicht. Jeder von uns hatte, ohne Rücksicht auf die Größe seines Zimmers, eine Monatsmiethe von 20 Rigsdaler (45 Mark) zu bezahlen, ein Preis, um den man in jeder europäischen Großstadt ein vortrefflich eingerichtetes Monatszimmer bekömmt.

Da wir nun untergebracht waren, so ließen wir unser Gepäck herbeibringen und machten dabei die Bemerkung, daß die Schlingel, wenn sie auch unfreundlich und arbeitsscheu sind, sich doch aufs Rechnen ganz gut verstehen. Ueberhaupt wurde uns die Genugthung, für jede Leistung, die uns unwirsch und widerwillig geboten wurde, voll europäische Preise bezahlen zu dürfen, und die verschiedenen isländischen Rechnungen, die ich mir zum Andenken aufbewahre, werden mir stets als schlagende Beweise für die immensen Fortschritte dienen, welche Island diese letzten Jahre in der modernen Zivilisation gemacht hat.

Es war mittlerweile Abend geworden, wir trafen mit der alten Hüterin des Hospitals die Abmachung, daß sie uns verköstigen werde, und begaben uns gleich in ihre Wohnstube zur ersten Mahlzeit. Nichts verrieth uns in diesem Gemache, daß wir nicht in irgend einer dörflichen Stube Deutschlands waren; die Frau war eine wolhabende Wittwe und ihre Wohnung ganz komfortabel eingerichtet; es fehlte weder an hübschen Sitzgarnituren noch an Fußteppichen und Wand-

tapeten; auf dem Schranke ſtanden Porzellan- und Glasſachen, Gypsſtatuen und ſogar eine zinkene Pendule von Pariſer Mache. Nach dem Nachtmahle, das aus Lachs in dreierlei Zubereitung beſtand, kam die Tochter der Wirthin zu uns in die Stube und ſang uns nach kurzer Unterhaltung einige Lieder, die ſie ſelbſt auf der Guitarre begleitete. Es war eine ganz hübſche Szene. Hinter den ſorgſam verſchloſſenen Fenſterflügeln blühten in Töpfen Roſen, Reſeden und Nelken, deren Duft das freundliche Zimmer erfüllte; die Sonne ſchien leidlich hell herein und vergoldete das blonde Haar des Mädchens, das mit leiſer, ſummender Stimme Lieder von Schubert (in däniſcher Ueberſetzung) ſang, in welchen von Nachtigallen und rauſchenden Wäldern und Maienluſt die Rede war. Wir glaubten mitten auf dem Kontinente unter den gewohnten Lebensbedingungen zu ſein und dachten gar nicht daran, daß alle die lieben Blümchen am Fenſter ſterben würden, wenn man ſie eine einzige Nacht im Freien ließe, daß es draußen trotz des hellen Sonnenſcheins kaum mehr als zehn Grad Celſius hatte, daß das arme Kind ſeine ſchwache Bruſt und ſeine tonloſe, kränkliche Stimme den ewig langen Wintern ſeiner Inſelheimat dankt und daß rauſchende Wälder, Maienluſt und Nachtigallen ihm ſolche Worte ſind, wie uns Palmenhaine, Lotosblumen und Paradiesvögel: ſchöne, poetiſche Worte, welche eine unbeſtimmte Sehnſucht nach einer ſchönen, duftigen Ferne erwecken, deren Bedeutung man jedoch nicht aus Erfahrung kennt.

Spät am Abend, gegen zehn Uhr verließen wir das Speiſezimmer und zogen uns in unſere Schlafſtuben zurück. Aber hier ſollten wir eine unangenehme Entdeckung machen.

An den Fenstern waren keine Vorhänge angebracht und da wir in der Jahreszeit des langen Tages waren, so herrschte im Zimmer vollkommene Mittagshelle. Im Bette liegend und dem Fenster abgekehrt konnte ich ein Buch mit kleinstem Drucke so bequem wie am sonnigsten Tage lesen und wenn ich die Augen noch so krampfhaft schloß, wurde ich eine quälende, kräftige Lichtempfindung nicht los. Menschen, die gewohnt sind, nur in dunkeln Zimmern zu schlafen, können unter solchen Umständen absolut keinen Schlaf finden. Mr. K., mein Nachbar zur Rechten, verkürzte sich denn auch die schlaflosen Stunden damit, daß er ununterbrochen fluchte, mein Nachbar zur Linken rezitirte Swinburne'sche Verse und der arme Dr. L. wanderte wie ein Gespenst jammernd, fluchend und händeringend durch alle Zimmer auf und nieder, um nach Tüchern, Theerdecken, Plaids, Servietten und Hemden zu suchen, mit denen er, als er ihrer ungefähr eine Wagenladung voll zusammengebracht hatte, das Fenster seines Schlafzimmers zu verhängen, verstopfen und verrammeln begann. Das war wegen der Verschiedenartigkeit des dazu verwendeten Materials und des Mangels an Nägeln, Leinen und ähnlichen Vorrichtungen eine überaus komplizirte Arbeit und es dauerte reichlich bis Mitternacht, ehe er ein einigermaßen befriedigendes Resultat erzielte. Nun war aber das Fenster vermauert, im Zimmer dunkelte es ein wenig, der müde Mann legte sich mit einem Seufzer der Erleichterung auf sein Lager und wollte eben einschlummern, da hörte er plötzlich ein schwaches Platsch! und eine Flut von Licht strömte wieder siegreich ins Zimmer. Die ganze künstliche Konstruktion war zusammengefallen und lag kläglich auf dem

Boden; Dr. L. mußte sich wieder erheben und sein undankbares Werk von Neuem beginnen, aber wieder nur mit demselben negativen Erfolge. So verbrachte er fast die ganze Nacht mit seiner vollkommen aussichtslosen, wahrhaft sisyphischen Arbeit und gab sie erst gegen vier Uhr Morgens auf, als er sich nach zehn Mißerfolgen endlich das trostlose Geständniß machen mußte, daß er mit dem Unternehmen nicht zu Stande kommen könne. Allein um sechs Uhr war er schon auf der Straße, klopfte den Krämer aus seinem süßesten Morgenschlummer heraus, kaufte ihm ein Pfund großmächtiger Nägel und einen Hammer ab und kehrte damit grimmig lachend ins Spital zurück. Eine Minute darauf wurden wir durch ein Dröhnen und Poltern alarmirt, welches den ganzen Holzbau aufs Bedenklichste erschütterte. Wir stürzten in das Zimmer, aus dem der cyklopische Lärm drang, und fanden da Dr. L. im Begriffe, das Fenster seines Schlafgemachs mit einem Schaffell, einer Theerdecke und einem Stück Brett zu vernageln. Er ließ den Hammer auf die Nagelköpfe mit einer Wuth niedersausen, als schlüge er einem Todfeinde den Schädel ein, und rief dazwischen in wildem Triumphe: „Ich will nun doch sehen, ob ich mir in diesem elenden Lande keine dunkle Stube verschaffen kann!“

Das Gepolter brachte alsbald auch die alte Haushälterin herbei, die angesichts des Vandalismus, der an dem ihrer Obhut anvertrauten Bau verübt wurde, keifend und zeternd Protest erhob und, als Dr. L. auf ihr Geschrei nicht achtete, thatsächlich Miene machte, dem großen, starken Manne den Hammer gewaltsam zu entreißen. Das ließ sich nun

der lichtscheue Indier freilich nicht gefallen und er stellte die lärmende Alte sanft, aber entschieden vor die Thüre. Von da an entspann sich zwischen uns und der Alten ein Kriegsverhältniß, welches unter beiderseitiger ungeheurer Erbitterung fortdauerte, bis wir die Insel verließen. Sie gab uns gleich am zweiten Tage unseres Reykjaviker Aufenthaltes ein unbeschreiblich elendes Mittagsessen, dem trotz unserem sofortigen heftigen Proteste ein noch erbärmlicheres Abendbrot folgte. Am dritten Tage verließen wir denn sammt und sonders die alte Furie, um anderwärts unser Heil zu suchen und zu finden, und ihre Antwort auf diesen Akt der Nothwehr war, daß sie jede Dienstleistung an uns einstellte. Sie fegte nicht mehr die Stuben, machte nicht mehr die Betten, reinigte keine Kleider und Schuhe und brachte kein Waschwasser. Sie ließ zwei Monate lang unsere Betten unüberzogen und demolirte Dr. L.'s Fensterverschlag, so oft er aus Unvorsichtigkeit den Schlüssel in seiner Stubenthür stecken ließ. Wir führten eine Existenz wie die eines Römers, dem Wasser und Feuer versagt wurde, was aber die Obrigkeit nicht hinderte, uns jeden halben Monat mit rühmlichster Pünktlichkeit eine Rechnung über zehn Rigsdaler zu präsentiren. Alle unsere Klagen und Beschwerden halfen nichts. Sie entlockten dem Vorgesetzten der Haushälterin blos die tiefsinnige Bemerkung: „Ja, ja, vor dem Satan und einer bösen Alten soll uns der Herr bewahren." Wir mußten uns in die unerträgliche Lage fügen wie wir konnten und halfen uns über die schwere Zeit hinweg, indem wir einander in treuer Genossenschaft beistanden. Ueber die vielgerühmte Gastfreund-

ſchaft der Isländer aber waren wir nun völlig erbaut und ich rathe einem Jeden, der etwa nach Island reiſen will, ſich mit einem Zelte, Bettzeug und Mundvorrath zu verſehen, um ſich auf dieſe Weiſe von dem guten Willen der Reykjaviker möglichſt unabhängig zu ſtellen.

Isländiſches Leben.

Wer originell isländiſches Leben ſucht, der muß weiter ins Innere der Inſel dringen: in Reykjavik ſelbſt wird er es während der Sommermonate nicht oder nur ſpärlich finden. Hier iſt in der ſchönen Jahreszeit Alles von derſelben langweiligen Durchſchnittlichkeit, die uns in jedem kleinen Städtchen auf dem europäiſchen Kontinent angähnt. Die Leute tragen Handſchuhe und Zylinder, ſie kleiden ſich nach unſern Modejournalen, trinken dieſelben Weine und eſſen dieſelben Gerichte wie wir: auf den Toilettetiſchchen der Damen ſteht Eau de Cologne und Patſchuli, auf ihren Salontiſchen liegen Romane von Dumas und Paul de Kock und auf ihren Klavieren die neueſten und ſchlechteſten Walzer aus London, Kopenhagen und Berlin. Ja wohl, auf ihren Salontiſchen und Klavieren, denn es gibt dieſe Dinge hier, und zwar faſt in jedem Hauſe. Die achtzehn oder zwanzig Kopenhagener und

Drontheimer Kaufleute, die den Sommer hier verbringen, leben ganz nach heimischer Art und auch die zehn oder fünfzehn Fremden, meist Engländer, seltener Deutsche, die alljährlich Island zu besuchen pflegen, bringen einen europäischen Zug in die Physiognomie von Reykjavik. Bis zur Errichtung eines Casino, Klubs oder einer ähnlichen geselligen Veranstaltung hat man sich freilich noch nicht emporgeschwungen, aber es besteht eine „Isländische literarische Gesellschaft" zur Herausgabe alter und neuer Schriften in isländischer Sprache, welche regelmäßige Sitzungen hält und der der Fremde beitreten kann.

Auch an Zeitungen fehlt es in Reykjavik nicht. Es gibt deren sogar drei. Die älteste und bedeutendste ist der „Þjódolfr" (nach dem bekannten isländischen Skalden des Königs Haraldr Sigurdarson, der im 11. Jahrhundert lebte, benannt), dessen Herausgeber der ehemalige Pastor Mathias Jochumsson, Uebersetzer des „Macbeth" und anderer Shakespear'schen Stücke ist. Der Þjódolfr erscheint dreimal monatlich, jedesmal vier kleine Quartseiten stark, und stand zur Zeit meines Aufenthalts in Island in seinem 26. Jahrgange. Ein zweites Blatt ist der „Vikverji" (Stadtbewohner), der wöchentlich einmal erscheint, jedoch ein kleineres Format hat als sein älterer Rivale. Der Vikverji wurde 1873 gegründet und er trägt an der Stelle, wo die Redaktion genannt zu sein pflegt, folgenden Vermerk: „Herausgeber: Einige Männer in Reykjavik". Hinter dieser verschämten Angabe verbirgt sich die Thatsache, daß der Vikverji das Organ des Landshöfding ist, den die überaus zahme und evangelische Opposition des unabhängigen Þjódolfr so ärgerte, daß er nicht

ruhte, bis er Island mit der hochzivilisirten Institution eines offiziösen Blattes begabt hatte. Endlich gibt der Chefarzt der Insel Dr. Hjaltalin eine 16 Oktavseiten starke Monatsschrift „Saemundur Froði" (Saemundur der Weise, bekanntlich der Verfasser der ältern Edda) heraus, deren erste Nummer am 1. Januar 1874 erschien. Einige Jahre vorher, 1868, war in Reykjavik ein Wochenblatt „Baldur" begründet worden, das es aber blos zu einer zweijährigen Existenz brachte. Außer den drei Reykjaviker Blättern gibt es noch eine vierte Zeitung auf der Insel, den „Norðanfari" („Nordlandsreisender"), der in Akureyri, der nördlichsten Ansiedelung Islands, erscheint und wol überhaupt das nördlichste Blatt der Welt sein dürfte.

Der Inhalt all dieser Blätter ist ein wunderlicher. Er besteht aus endlosen Gedichten, in welchen irgend ein lokaler Todes- oder Geburtsfall, eine Vermälung oder Firmung besungen wird, aus Personalnachrichten und aus Mittheilungen über den Preis von Wolle, Salzfischen und sonstigen Waaren und Lebensmitteln. Nur der „Saemundur Froði" hat einen naturwissenschaftlichen Anstrich, insofern er primitive geologische, geographische und zoologische Mittheilungen bringt, und dafür steht er — trotz seiner Jugend — bei der sehr strenggläubigen Bevölkerung bereits im Geruche des Materialismus und Atheismus. Die Redaktion eines jeden isländischen Blattes besteht aus einer einzigen Person, die das Blatt nicht nur schreibt oder zusammenstellt, sondern auch korrigirt, administrirt und versendet, was übrigens nicht zu viel Mühe macht, da die Auflage des am stärksten verbreiteten Journals blos gegen 300 Exemplare beträgt.

Was man von der großen Bildung der Isländer schwatzt, ist eitel Gefasel. Wol kann jeder Isländer lesen und schreiben, aber darauf beschränkt sich auch seine ganze Wissenschaft. Er besitzt die Instrumente der Bildung, aber er benutzt sie nicht. Von Naturwissenschaften hat selbst der Beste unter ihnen durchaus mittelalterliche Vorstellungen und nur die besonders Belesenen bringen es zu einer gewissen Bewandertheit in Geographie und Geschichte. Dagegen ist es Thatsache, daß man in den Städten, besonders in Reykjavik, ziemlich polyglott ist. Die Geistlichen und Lehrer sprechen eine Art elenden Lateins, das an das Küchen- und Husarenlatein des vormärzlichen Ungarns erinnert, die Beamten und Kaufleute sind ausnahmslos des Dänischen kundig und in Reykjavik wird man keine Schwierigkeit finden, sich mit den meisten Bewohnern in einer beliebigen Weltsprache, Deutsch, Französisch oder Englisch, zu verständigen.

Ehrlichkeit kann man den Isländern mit gutem Gewissen nachrühmen. Diebstähle kommen nur äußerst selten, Mord und Todtschlag in Jahrzehnten nicht einmal vor. Es gibt auf der ganzen Insel blos einen Polizisten, der sich sechs Monate im Norden und ebensolange in Reykjavik aufhält, und ein einziges Gefängniß in der letztern Stadt, welches ein nach isländischen Begriffen prächtiger, weil steinerner Bau ist. Ich kann nicht verschweigen, daß derselbe unter den Bewohnern der Insel großes Aergerniß erregt. Sie sagen nämlich, das Gebäude sei viel zu groß und zu stattlich und es bilde eine direkte Anreizung zu Missethaten, weil der Gefangene da in einer guten Stube mit einem veritabeln Bette untergebracht werde und Brod zu essen bekomme, während der Isländer.

der kein Verbrechen begeht, ſolchen Luxus und ſolche Leckerbiſſen faſt nie genieße. Zur Zeit, als ich in Reykjavik war, ſtand das Gefängniß übrigens leer.

Wenn wir im Innern der Häuſer mit ihren hübſch eingerichteten Stuben, auf deren Tiſchen Bücher und Zeitungen liegen, und ihren Bewohnern, die in allen gebildeten Sprachen konverſiren, vergeſſen können, daß wir in Island ſeien, ſo wird uns dies ins Gedächtniß gerufen, wenn wir ab und zu die originellen Karawanen durch die Straßen von Reykjavik ziehen ſehen, welche die Landesprodukte aus dem Innern der Inſel in die Magazine der hieſigen Kaufleute bringen. Das einzige Verkehrsmittel Islands ſind die kleinen, aber ſtarken und ausdauernden isländiſchen Roſſe, wahre Ideale eines Arbeitspferdes. Dieſe armen Thiere kennen keinen Stall, keine Striegel, überhaupt nichts, was einer Pflege oder Aufmerkſamkeit gleicht. Tagsüber tragen ſie ſchwere Laſten oder ihren Reiter mit wunderbarer Sicherheit und Geduld über ſchauerliche Bergſtraßen und durch reißende Flüſſe und Abends werden ſie mit gefeſſelten Vorderfüßen freigelaſſen, damit ſie ſich etwas Gras ſuchen und am nächſten Morgen ihr beſchwerliches Werk neu beginnen können. Dabei iſt der Sommer ihre Freuden- und Glückszeit; ihre Noth beginnt im Spätherbſt. Wie ſo vieles Andere, ſo verſteht man in Island auch das Heumachen nicht. Man kennt blos die Weidewirthſchaft. Bedeckt Schnee die Triften, ſo haben die Hausthiere eben nichts zu freſſen. Wol gibt es hinter jedem Wohnhauſe einen kleinen eingezäunten Grasfleck, die „Tuna“, der abgemäht wird; allein die geringe Menge des ſo gewonnenen Heus genügt gerade nur, um eine Kuh und etliche im

Herbst geworfene Lämmer, die zu zart sind, um mit der Herde sich selbst überlassen im Freien zu überwintern, bis zum Frühjahr zu ernähren. Für die armen Pferde aber gibt es kein Futter und sie müssen selbst zusehen, wie sie sich durch den Winter bringen. Im Spätherbst, nachdem die ersten größeren Schneefälle eingetreten sind, jagt man sie aus der Umgebung der Gehöfte, der „Baer", weg und dann folgt für die bedauernswerthen Thiere eine Zeit bitterer Noth. Anfangs können sie noch unter dem weggescharrten Schnee Gras und Moos finden. Später, wenn der Schnee schon zu dick ist, um weggescharrt werden zu können, kehren sie zu den Gehöften zurück und fressen das Dach ab, das aus dickem Rasen besteht; allein die Leute treiben sie mit Stockschlägen weg, denn das Gras des Daches ist für die zartesten Lämmer bestimmt, und dann bleibt den Pferden nichts übrig als an die Küste zu rennen und den Seetang zu fressen, der von der Fluth an den Strand getrieben wird. Die meisten gehen zu Grunde, die stärksten und glücklichsten aber, die sich bis zum April durchfristen, finden dann in der neuen Vegetation eine so reiche Nahrung, daß sie Mitte Mai schon wieder fast zu fett geworden sind, um zur Arbeit benützt zu werden. Im Mai werden sie wieder eingefangen, um den Sommer über zur Arbeit angehalten zu werden. Ohne es zu wissen, bewirken die Isländer durch ihre grausame Behandlung der Pferde eine stete Verbesserung der Race. Es ist eine Zuchtwahl, wie sie so strenge und scharf fast nirgends wieder in der Welt vorkömmt. Der Kampf ums Dasein ist für die isländischen Pferde ein überaus harter. Welches von ihnen nur im Geringsten schwäch-

lich, krank oder sonst unvollkommen ist, erliegt gewiß dem Winter und die Individuen, die ihn überdauern, sind immer die stärksten und gesündesten. Die trefflichen Thiere sind denn auch sehr geschätzt und in den letzten Jahren hat man sie massenhaft und zu steigenden Preisen (man bezahlte 1874 100 Rigsdaler für eine Stute, 140—150 für einen Hengst im Innern des Landes und um etwa zehn Prozent mehr in Reykjavik) nach Schottland ausgeführt, wo sie in den Kohlenminen verwendet werden.

Die Karawanen, von denen ich oben gesprochen habe, werden auf die Weise gebildet, daß der Schwanz des einen Pferdes mit dem Kinn des nächstfolgenden durch einen Strick verbunden wird und so die ganze lange Reihe hindurch. Das vorderste Pferd besteigt der Führer und die übrigen werden mit den Waaren, meist Schafwolle, Felle, Talg, Federn und Fische, hochbeladen. So ziehen sie tagelang durch das Land und so gelangen sie endlich müde und erschöpft nach der Hauptstadt. Die Führer dieser Züge sind die richtigen Isländer: schmutzig, klein und zerlumpt, blondhaarig und blauäugig zwar, sonst aber mehr Eskimos oder Samojeden als Nachkommen germanischer Kriegerstämme gleichend. Diese Leute tragen auch noch die isländische Tracht: Schuhe und Mütze von der Art der Faaröischen, dann Wamms und Hosen aus selbstverfertigtem Schafwollstoffe, den sie „Vadmel" nennen.

Das weibliche Geschlecht, das hier wie überall eine gewisse konservative Neigung verräth, hat selbst in der Hauptstadt noch die wesentlichsten Stücke der Nationaltracht siegreich gegen die mächtig herandringende europäische Mode vertheidigt.

Es sind das die Kopfbedeckung, „Hufa“, eine flache, schwarze Kappe, die an das Haar mit Nadeln festgesteckt wird, nebst daranhängender langer Troddel, welche die Trägerin mit koketter Kopfbewegung bald herüber, bald hinüber wirft, und das knappe, schwarze, vorne offene Jäckchen, dessen Sammtsäume mitunter sehr kunstvoll mit Gold oder Silber gestickt sind. Und selbst die vornehmen Kaufmanns- oder Beamtenstöchter, die sich schon zu gut dünken, um die Troddelkappe zu tragen, haben mindestens noch die isländische Haartracht, eine einfache nette Zopffrisur, beibehalten. Chignon und Trottelstirnhaar haben hier noch nicht Eingang gefunden.

Wenn aber das Leben in Reykjavik sich während des Sommers in Nichts von dem einer beliebigen deutschen Kleinstadt unterscheidet, so hat es dafür in den Wintermonaten eine ganz andere, weit originellere Physiognomie.

Am 29. November Morgens verläßt die „Diana“ zum letztenmal die Rhede von Reykjavik und kämpft sich hart und schwerfällig durch die aufgewühlten Wässer und heulenden Spätherbststürme des finstern Nordmeers ihren Weg nach Kopenhagen, wo sie am 13. oder 14. Dezember eintrifft, wenn sie nämlich nicht das Schicksal ihrer beiden Vorgängerinen im isländischen Postdienste theilt, die beide auf ihrer letzten Herbstfahrt mit Mann und Maus zu Grunde gegangen sind. An diesem Tage versammeln sich die Bewohner der Stadt auf der langen, flachen Landzunge, die Reykjavik gegenüber weit in die See hinausragt, und verfolgen mit ihren Blicken das Schiff, welches in weitem Kreise um die Hafenbarre schwenkt und dann langsam in den Nebel hinausdampft, wo die schwarze Rauchwolke seines Schlotes

bald mit dem niedrig ſtreichenden Gewölke des Himmels in Finſterniß und Unſichtbarkeit verſchwimmt. Wenn die Umriſſe der „Diana“ ſich völlig in Nebel aufgelöſt haben und auf der bleifarbenen Seefläche kein dunklerer Punkt mehr ſichtbar iſt, kehren die Gruppen, die dem davonſchwimmenden Fahrzeug das Geleite gegeben haben, nach der Stadt zurück und vom Momente ihrer Rückkehr kann man den Beginn des isländiſchen Winters datiren.

Der isländiſche Winter — das heißt die Oede und vollkommene Weltabgeſchiedenheit. Das Poſtſchiff hat die däniſchen Kaufleute mitgenommen, die ſich über den Sommer in Reykjavik, Akureiri, Eirarbaki und den anderen Städten und „Kaufplätzen“ der Inſel aufhalten und ihren Geſchäften nachgehen, im Winter aber dem trüben Nordlande den Rücken kehren, um ſich an den Karnevalsfreuden des luſtigen Kopenhagen für die Entbehrungen des isländiſchen Sommers zu entſchädigen. Auf der ganzen Inſel iſt vielleicht kaum ein halbes Dutzend Fremder zurückgeblieben, etwa der Angeſtellte der norwegiſchen Faktorei in Reykjavik und einige Kommis der größten däniſchen Handlungshäuſer, und bis auf dieſe handvoll Verbannter, die ſich noch dazu Alle in der Hauptſtadt beiſammen finden, ſind die Isländer nun vollkommen unter ſich und, vielleicht ein einziges Beiſpiel in der ziviliſirten Welt, der Einklang der isländiſchen Sprache wird Monate hindurch von keinem ſtörend dareintönenden fremden Laute unterbrochen.

Island iſt nun von der Welt und die Welt von Island ſo vollſtändig losgelöſt, als ob das Meer das Eine oder die Andere verſchlungen hätte wie einſt die fabelhafte Atlantis.

Blutige Kriege können in Europa entbrennen, Throne können gestürzt und aufgerichtet, Völkerschlachten geschlagen und Weltstädte von der Erdoberfläche vertilgt werden, kein Echo der gewaltigsten Ereignisse kann nach dem nordischen Eilande dringen; und dieses dürfte andererseits von einem neuen Ausbruche jener vulkanischen Gewalten, die dort oben fortwährend leise grollen oder wüthend stürmen, gänzlich in Atome zersprengt werden, die erste Kunde davon würde erst nach vielen Monaten zu uns gelangen. Denn vor dem 1. März verläßt die „Diana" nicht mehr ihren Ankerplatz im Kopenhagener Kriegshafen und erst am 15. März erhalten die Isländer die ersten Nachrichten aus Europa, die erste isländische Post aber trifft nicht vor dem 7. April in Kopenhagen ein. Wir kontinentalen Europäer mit unsern tausendfältig verzweigten Interessen, mit unseren mannigfachen und weitreichenden Verbindungen, mit unserer fieberischen Gier nach Neuigkeit, Zeitung und politischen Aufreizungen können uns diesen Zustand todtenhafter Vereinsamung nicht ohne tiefes Grauen vorstellen. Wie könnten wir ohne unser Morgen-Journal, ohne den Postboten leben? Wie könnten wir ruhig schlafen, wenn unsere Lieben von da und dort kein Mittel hätten, eine Freudennachricht, einen Nothschrei an uns gelangen zu lassen? Wenn der Telegraph uns nicht mehr eilfertigst erzählen würde, was die französische Nationalversammlung beschloß, was Bismarck sprach, was Gortschakoff that und was der Großherr träumte? Glücklicherweise haben die Isländer solche Verhältnisse und eine solche Gemüthsverfassung, daß sie ihre Isolirtheit recht gut vertragen können. Da es — die in den letzten Jahren nach den Vereinigten Staaten Ausge-

wanderten abgerechnet — kaum hundert Isländer gibt, die fern von ihrem mütterlichen Eiland leben, so hat jeder Isländer fortwährend seine sämmtlichen Verwandten und Freunde unter den Augen; auf der Börse spekulirt man da oben noch nicht und so haben auch Telegramme und Kursberichte für die Leutchen kein unmittelbares Interesse; und was die politischen Weltvorgänge betrifft, so können selbst die allergewaltigsten ihre Wellenkreise nicht so weit senden, daß sie bis an die Basaltküsten Islands schlagen sollten, und unsere Zeitungen werden dort nur mit dem ruhigen Interesse gelesen, das man einem Geschichtswerke entgegenbringt. Man hat sicherlich seine Sympathien und Antipathien, denn man kann sich ja nicht enthalten, sogar in den Kriegen zwischen Rom und Karthago Partei zu nehmen: allein man echauffirt sich nicht und es verschlägt wenig, ob man von der Schlacht bei Cannä um fünf Monate früher oder später hört.

Zur Zeit der letzten Abfahrt der „Diana" ist in Island auch die lange Winternacht angebrochen und bis zum Februar erscheint die Sonne nicht mehr über dem erblindeten Horizonte. Allein ohne Unterbrechung zucken die weißen Strahlen des Nordlichts von einem Rande des Firmaments bis zum andern hinüber und der geisterhafte, unbestimmte Schein, jäh aufflammend, jäh erlöschend, bald Lichtlanzen schleudernd, bald fächerförmig entfaltet, bald in ruhiger Majestät leuchtend wie ein unbewegter, mondbeglänzter Seespiegel, bald flimmernd und flickernd und bebend wie die Vision eines halbgebrochenen Auges, läßt die trostlose Dunkelheit ihren Sargdeckel über dem Lande nicht vollkommen schließen. Klaftertiefer Schnee bedeckt die ganze Insel und es gibt

keinen Weg und keinen Steg von der einen Küste bis zur andern. Verkehr ist ohne Lebensgefahr unmöglich und jede Familie wird von Schneetrift und Sturm wie von Kerkermeistern im eigenen Hause eingesperrt gehalten.

In Reykjavik hat der Winter keine besonderen Schrecken. Fast jedes der kleinen theerbestrichenen Holzhäuser hat einen eisernen Ofen und englische Kohle ist da selbst den Aermeren erschwinglich. Die wenigen Gassen werden wegsam erhalten und alle Rechte und Pflichten der Nachbarschaft intensiv geübt. Wer einen Geschmack an wissenschaftlichen und literarischen Beschäftigungen hat, dem steht die hübsche Landesbibliothek mit ihren 9000 Bänden zur Verfügung; am Gymnasium und am theologischen Seminar wird der Unterricht fleißig fortgesetzt. Von 4 Uhr Nachmittags ab versammeln sich um die glühenden Oefen einmal in diesem, einmal im andern Hause zahlreiche Gesellschaften, um sich mit Vorlesen, Chorsingen, Pfänderspiel und wol auch Branntweintrinken die Zeit zu verkürzen. Die Jugend beiderlei Geschlechts scheint sich hiebei besser zu befinden als das reifere Alter, denn mit Beleuchtung wird kein Aufwand getrieben und wenn man nicht gerade liest oder Karten spielt, so sitzt das ganze Kränzchen wol auch alle die sechs oder acht Stunden des langen Abends ganz im Dunkeln. Die Moral gedeiht unter solchen Verhältnissen allerdings nicht sonderlich und es mußte in der That schon sehr arg zugehen, wenn der Direktor des Reykjaviker Gymnasiums sich vor einigen Jahren (1872) veranlaßt sehen konnte, ernstlich darauf zu dringen, daß die Schule mindestens für den Winter aus Reykjavik nach einer einsamen Insel vor dem Hafeneingange verlegt werde. Die

Isländer sind aber nicht prüde und haben nichts dagegen, daß ihre Söhne und Töchter sich unschuldig ihres Lebens freuen, und der gute Schulmann blieb ein Prediger in der Wüste. Wenn die Studenten nur im Juli ihre Prüfung ordentlich ablegen, so hat es nicht viel zu sagen, daß verschiedene blonde Töchter Reykjaviks ungefähr um dieselbe Zeit den Stamm der Isländer vermehren.

Im Winter, der meinem Besuche in Reykjavik voranging, hatte sich die Einbildungskraft der Reykjaviker so hoch verstiegen, daß in dem großen Hause am Strande, gegenüber der norwegischen Faktorei, ein weiter Raum, welcher im Sommer als Magazin für Stockfische diente, in ein Theater umgestaltet wurde, wo eine Liebhabertruppe mehrmals wöchentlich Vorstellungen gab. Die Höhe des Eintrittsgeldes war dem Ermessen der Besucher anheimgestellt und wurde zum Besten der Studenten verwendet; das Repertoire war allerdings beschränkt, man spielte den Freischütz (das Orchester vertraten ein Harmonium und zwei Guitarren), einige dänische Lustspiele und — unglaublich, aber wahr — die „schöne Helena", aber noch so häufige Wiederholungen desselben Stückes fanden stets ein dankbarstes Publikum und selbst der durchdringende Fischgeruch, der diesen improvisirten Musentempel erfüllte, vermochte den Reykjavikern ihren Kunstgenuß nicht zu verkümmern. Einigemale während des Karnevals veranstaltete man im großen Saale des Schulhauses auch Ballfeste, bei denen den holden Tänzerinen Branntwein, Stockfisch und geräucherter Lachs als Erfrischung gereicht wurde und wo es überhaupt hoch hergegangen sein soll. Es liegt nichts vor, was zur Besorgniß berechtigen würde, daß

die Reykjaviker sich in den folgenden Wintern schlechter unterhalten haben sollten als im eben erwähnten.

Anders aber sieht sich das Winterleben auf der einsamen Farm im Innern der Insel an. Winterleben? Ich sollte sagen Winterschlaf; denn die unglücklichen Menschen verbringen fünf Monate im Jahre in einer Art Hibernation wie eben so viele Bären oder Murmelthiere. Die Gruppe kleiner Hütten aus Lavablöcken und Erde, die ein „Bae" (lies Bai) oder Gehöft bildet, ist von einer Schneemauer umwallt, die oft so hoch und höher ist als das Dach; jeden Morgen müssen sämmtliche Bewohner die nächste Umgebung der Hofstätte von dem Schnee reinschaufeln, der in der Nacht fiel oder vom Sturm hereingeweht wurde, und es kostet Mühe genug, mindestens den tunnelartigen, mehr zum Kriechen als zum Aufrechtgehen eingerichteten Eingang und das winzige Fenster des Wohnhauses freizuhalten. Im Innern gibt es keinen Ofen und kein Herdfeuer; womit sollten die Leute auch heizen? Holz gibt es nicht oder wird höchstens zu Bauzwecken verwendet; Kohle ist im Innern wegen der Transportkosten unerschwinglich theuer. An manchen Küstenplätzen kömmt wol Treibholz vor, das der Golfstrom aus den Tropenländern hieherschwemmt, doch ist sein Auftreten sehr vereinzelt und spärlich ebenso wie das der einheimischen Braunkohle, „Surturbrandr", „das Holz Surturs" (des Teufels der nordischen Mythe) genannt, die nur an wenigen Orten geschürft und an der Fundstelle verbraucht wird. Freilich gibt es schlechten Torf, eigentlich blos nothdürftig getrockneten Rasen, aber gerade nur so viel, daß man ab und zu ein warmes Gericht dabei kochen kann, und selbst dieses elende

Brennmittel geht mitten im Winter zur Neige und dann muß das seltene Feuer mit Mist, Schafsknochen und einer Art fetter, ungenießbarer Möven genährt werden, Dinge, die weit weniger Wärme als Rauch und Stank geben. Glücklicherweise macht aber der isländische Winter Heizung nicht gerade unerläßlich nothwendig. Man wird es, unter der Herrschaft von irrigen Begriffen stehend, kaum glaublich finden, aber es ist dennoch Wahrheit, daß der isländische Winter nicht kälter, ja oft wärmer ist als der mitteleuropäische. Die Temperatur sinkt selten unter — 5° C. hinab und nur wenn der Nordwind vom Pole herab heult und im April oder Mai die Eismassen von Spitzbergen und Jan Mayen flott zu werden und mit dem Polarstrom herabzusteigen beginnen, wird es in Island für wenige Wochen empfindlich kalt: den ganzen Rest des Jahres hindurch sorgt der die Insel umspülende Golfstrom für eine milde, gleichmäßige Temperatur.

Die Isländer gehen denn auch im Winter verhältnißmäßig leicht gekleidet: Pelze als Bekleidungsmittel sind völlig unbekannt und mein Reisepelz, den ich in meiner Unwissenheit nach Island mitnehmen zu müssen glaubte, wurde von den Eingeborenen überall angestaunt und bewundert. Die Isländer haben auch im Winter blos ihre kurze Jacke aus grobem hausgesponnenem Tuch und die gestrickte Schafwollweste darunter und nur wenn sie gezwungen sind, sich längere Zeit im Freien aufzuhalten, legen sie sich einen weiten Regenmantel aus getheertem Stoff zu.

Ihre Nahrung ist die denkbar elendeste und ärmlichste. Im Winter fehlt der „Skyr" (Sauermilch), von dem sie den Sommer über leben, und sie haben, je nach ihrem Wol-

stande, höchstens „Hangi“ (geräuchertes Lammfleisch), „Saltfiskur“ (Stockfisch) oder, wenn sie, im Innern des Landes lebend, nicht selbst fischen können und zu arm sind, um Saltfiskur auf den „Kaufplätzen“ für den Winter anzuschaffen, gar nur die Köpfe der Salzfische. Und diese Lebensmittel werden nicht etwa gekocht, sondern ohne jede Zubereitung kalt verzehrt. Man nimmt ein Stück Rauchfleisch oder Salzfisch in die Hand und beißt sich daraus mit dem machtvollen Gebisse große Stücke, die fast ungekaut verschluckt werden und mit denen der Magen fertig werden soll, so gut er kann. Mehl und Zwieback gibt es nur in den reichen Familien und ein Mus aus isländischem Moos sowie flache Kuchen aus Sandhafermehl werden blos für die Feiertage bereitet. Die meisten Isländer leben und sterben ohne je Brod gegessen zu haben. Gekochte Nahrung erhalten allenfalls zahnlose Greise, Kranke und Kinder. Die Folge dieser elenden Nahrungsweise sind denn auch eine furchtbare Kindersterblichkeit (Kinder, die im Herbst geboren werden, gelangen kaum je zu ihrem nächsten Geburtstage) und das Vorherrschen ekelhafter Hautkrankheiten, unter denen der echte orientalische Aussatz obenan steht. Dagegen fehlt in keinem Hause das Fäßlein mit Fuselschnaps und dieses Fäßlein muß Ofen und Kamin ersetzen.

Schnaps und Kaffee sind der einzige Luxus, den sich die Isländer gestatten. Nach der offiziellen Statistik für 1862 betrug die Einfuhr in diesem Jahre für jeden Kopf der Bevölkerung Islands (dieselbe zählte damals 68.000 Individuen) $6^1/_2$ Pfund Kaffee, 2 Pfund Tabak, blos $^6/_{10}$ dänische Scheffel Getreide und Mehl, dagegen 6—7 „Töpfe“

Branntwein. Kaffee und Schnaps findet der Reisende in jedem Bae und der erstere ist oft genug das einzige Nahrungsmittel, das er da genießen kann.

Den ganzen Winter rührt sich der Isländer nicht vor die Thür. Allein manchmal bemerkt die Hausfrau gegen Weihnacht oder Dreikönig mit Schrecken, daß ihre Vorrathskammer leer zu werden beginne, und dann müssen sich die Männer aufmachen, um zu Fuße über die pfadlose Schneewüste nach dem nächsten Kaufplatze zu gehen und einen neuen Vorrath an Saltfiskur einzuhandeln. Zu Fuße, denn wie wir oben gesehen haben, sind die Pferde alle im Spätherbst weggejagt worden. Solche Expeditionen sind für die Betreffenden immer Wagstücke, bei denen sie das Leben einsetzen. Sie können sich verirren, ein plötzlicher Schneesturm kann sie verschütten, in ihrem Neste, das sie sich allnächtlich im Schnee auswühlen, können sie erfrieren, dann verhungern die Ihrigen daheim und sie selbst oder vielmehr ihre bleichenden Knochen, an denen die Raben kein Fleischfaserchen übrig gelassen haben, werden erst im Frühjahre von den karawanenweise zu Markte ziehenden Nachbarn aufgefunden. Diese Expeditionen bilden denn auch den Hauptinhalt aller modernen Volkssagen und Balladen Islands und die Gefahren, mit denen sie verbunden sind, werden der Bosheit von Kobolden und Zauberern zugeschrieben.

Es ist ein eigenthümliches Bild, welches das Innere eines Bae vom November bis März bietet. In dem engen finstern Wohnraume, dessen dicke Lava-Wand nur von einem einzigen winzigen Fensterchen durchbrochen wird, ist das ganze Hausvolk versammelt und athmet Tag aus Tag

ein eine Luft, die an Kräftigkeit des Duftes von der Luft eines gewöhnlichen Schweinekobens bei weitem nicht erreicht wird. Dagegen ist es ohne jedes künstliche Mittel in der Stube ziemlich warm. In irgend einer Ecke liegen in einem Holzverschlage die Lämmer, die zu zart sind, um die Widerwärtigkeiten des freien Lebens ertragen zu können. Die erwachsenen Schafe, die den einzigen Reichthum der Isländer bilden (es waren 1863 ihrer 350,000 auf der Insel, nebst 37,000 Pferden und 22,000 Stück Rindvieh, und die Ausfuhr betrug in diesem Jahre 2000 Fässer gepökelten Schaffleisches und 500,000 Pfund Schaftalg) werden ebenso wie die Pferde über den Winter sich selbst überlassen. Manche erfrieren freilich; andere fallen in Gletscherspalten, verunglücken da und kommen in Folge eines noch unaufgeklärten Naturvorganges zur Zeit der Schneeschmelze oder im Hochsommer irgendwo am Fuße des Eisberges unverwest und im Ganzen, jedoch mit scharf gesalzen schmeckendem Fleische wieder zum Vorschein, die meisten aber werden im Frühjahr von den Eigenthümern in Bergschluchten und anderen geschützteren moosreichen Plätzen gesund und mit prächtigem Vließe bekleidet, nur etwas mager und verwildert, wieder aufgefunden. Größere Verluste erleiden nur die Eigenthümer, deren Baer tief im Innern der Insel liegen. Dieses Innere bildet eine ungeheure, völlig unbewohnte Lava-Wüste, die „Ódáða Hraun", die noch nie durchwandert oder erforscht worden ist. Die Anwohner der Ódáða Hraun behaupten nun, daß diese von unbekannten und unheimlichen Menschen, den Nachkommen der alten Geächteten und Vogelfreien, bewohnt sei und daß

dieselben ihnen im Herbste immer einen Theil ihrer Schafherden wegtreiben. Von diesen sagenhaften Bewohnern der Odáða Hraun, die freilich noch nie Jemand gesehen hat, handeln ebenfalls sehr viele neuisländische Lieder und Märchen.

Im Bae hat die ganze Familie blos ein einziges, breites, gemeinsames Bett, wo Alles, auch etwaige Gäste, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts nebeneinander schläft. Auf diesem Bette liegt im Winter der uralte, halbblöde Ahn den ganzen Tag und starrt mit den leeren blauen Fischaugen auf die dunkle Decke; vor dem Fenster sitzt der Familienvater auf einem großen Walfischwirbel, der die Stelle des Stuhles vertritt, und schreibt in altertümlichen gotoisirenden Schriftzügen aus einem vergilbten Manuskripte irgend eine Saga ab. Ich habe solche Bauernhandschriften gesehen, die selbst einen geübten Paläographen täuschen können, so vollkommen bewahren sie den Schriftcharakter des 15. und 16. Jahrhunderts. Wenn die Mutter nicht gerade Netze strickt oder Tuch webt, so unterweist sie die Kinder im Schreiben und Lesen. Die Mutter ist nämlich der Schulmeister in Island. Den eigentlichen Berufslehrern liegt nur der höhere Unterricht ob. Es gibt denn auch in ganz Island keine Elementar-, sondern blos Mittelschulen. Die ganz kleinen Kinder walzen sich auf dem schmutzigen Fußboden herum und die erwachsene Jugend raucht, kaut Tabak, spinnt, näht oder liegt auf einem Bündel Schaffelle und kratzt sich oder träumt.

Morgen und Mittag und Abend fließen in ewigem, durch nichts unterbrochenem Einerlei hin. Schlaf oder leeres Vorsichhinbrüten machen die Hauptbeschäftigung von Alt und

Jung aus; allein in den wenigen kurzen Stunden, wo der Geist sich aus seiner Verstumpftheit zu einer Art Frische emporrafft, erzählt der Familienvater irgend eine alte Saga und alle Anderen lauschen mit offenem Munde und gerötheten Wangen. Die Saga, das ist der große Trost des isländischen Winters. Hundertmal gehört, immer in derselben gewaltigen, alterthümlichen Sprache, die der sanskritischen Urmutter noch näher steht als Griechisch, immer in denselben Ausdrücken, mit denselben Bildern und Witzen, wirken die wilden Thaten Njáls des Verbrannten und der Eyrbiggjaleute und Sigurds und Wielands noch immer so gewaltig wie das erstemal. Der ganze Sagaschatz der isländischen Literatur hat sich noch lebendig im Volksmunde erhalten und alle Episoden, alle Gestalten, alle Namen dieser wunderbaren mythisch-allegorisch-historischen Literatur sind jedem Isländer geläufig. Nicht ein Buchstabe, nicht ein Titelchen wird an ihnen geändert und der Isländer erzählt die Sögur (Plural von Saga; nicht „Sagas", wie selbst gelehrte Germanisten manchmal schreiben) noch heute mit denselben Worten, mit denen sie der Skalde in der Herrenhalle vor achthundert Jahren zum erstenmale vorgetragen hat. Das ist vielleicht auch die Erklärung des Geheimnisses, daß die isländische Sprache sich seit tausend Jahren kaum geändert hat, während das Altnordische in Norwegen und Dänemark zum heutigen dünnleibigen und schwachathmigen Dänisch herabgemergelt wurde.

Außer ihren Sögur haben sie auch Gesänge, die sich in ihrer Länge und traurigen Monotonie nur mit dem beständigen, gleichförmigen, abwechslungslosen Rauschen eines Wasserfalls vergleichen lassen.

Ich werde eines dieser Lieder nie vergessen. Es war auf meiner Rückreise von Island; ich lag in der großen Kabine der „Diana“ seekrank in meinem Bette, auf Deck konnte Niemand bleiben, weil es zu arg stürmte, schneite und regnete, und um den Tisch saßen fünf oder sechs Isländer, die schon eine große Flasche Brandy ausgetrunken hatten und nun nicht mehr wußten, was mit sich anfangen. Da stimmte Einer den Gesang vom „Utlaugamadr“ (lies: Autlögamadr, der Geächtete) an; das ist eine Ballade in zweizeiligen Strophen und mit einer langsamen, unartikulirten, aus höchstens zwei oder drei Hebungen und Senkungen des Tons bestehenden Melodie. Die Anderen fielen ein und sangen mit vieler Kraft in monophonem Chore mit. Anfangs hörte ich mit Interesse zu, allein bald ermüdete mich die Eintönigkeit. Nach fünfzig Strophen wurde ich ungeduldig und nach hundert schlief ich ein. Aber der Gesang verfolgte mich bis in den Schlaf. Ich träumte von einem heftigen Sturme und es schien mir, als sänge der Sturm die zum Ueberdruß gehörte Weise. Das heftige Arbeiten des Schiffes weckte mich nach einer Weile auf, die Isländer sangen noch immer dasselbe Lied. Ich schlief wieder ein und als ich wieder erwachte, war es schon spät am Abend, allein die Ballade hatte noch immer kein Ende und noch immer tönte mir dieselbe todestraurige, tiefe, ungeschlachte Weise in die Ohren! Da überkam mich unter der vereinigten Wirkung der sich qualvoll steigernden Seekrankheit und dieses Monstreliedes ein so trostloses Gefühl körperlichen und geistigen Elends und Nichtentrinnenkönnens, daß ich nur einen inbrünstigen Wunsch

hatte: wenn doch das krachende, hin- und hergeschleuderte Schiff endlich unterginge und meiner Seekrankheit und dem Liede vom Utlaugamadr ein Ende machte!

Der Eindruck, den die Szene auf meinen Geist hervorbrachte, war ein so tiefer und dauernder, daß er mich noch heute manchmal wach und in Träumen verfolgt.

Kreuz und quer durch die Inſel.

Nach einigen kurzen Rekognoszirungsritten in die Umgegend von Reykjavik, welche die erſten Tage angenehm ausfüllten, beſchloſſen wir am 22. Juli, einen längern Ausflug zu unternehmen und zwar nach Eirarbaki, das wir von der Seeſeite ſchon auf unſerer Herreiſe geſehen hatten. Dort wohnte der liebenswürdige und reiche Kaufmann Þorgrimsſon, der uns eine Einladung zugeſandt hatte, von welcher wir Gebrauch machen wollten.

Es war noch ziemlich früh am Tage, als wir aufbrachen. Wir hatten Jeder ein Reitpferd gemiethet, für das wir zwei Rigsdaler täglich zu bezahlen hatten, außerdem wurde für je zwei von uns ein lediges Roß und für die ganze aus vier Perſonen beſtehende Geſellſchaft ein Packpferd, ein Führer und ein Junge mitgenommen, deſſen Aufgabe es war, an den Haltplätzen die Pferde abzuzäumen, ihre Vorderbeine zu

feſſeln, ſie auf einen Raſenfleck zu treiben und beim Aufbruch wieder einzufangen und zu ſatteln, was nicht immer ſehr leicht oder ſehr raſch geſchehen kann, weil die Pferde ſich manchmal trotz ihrer übrigens loſen Feſſeln auf der Suche nach Gras und Waſſer ziemlich weit weg verſtreuen.

Sattel, Zaum und Steigbügel, die man mit den Pferden miethet, ſind von der denkbar ſchlechteſten Beſchaffenheit. Der Sattel iſt plump und mit hervorſpringenden Wülſten querüber verſehen, welche den Reiter nach wenigen Stunden wie mit Meſſern zerſchneiden. Der Zaum iſt ein morſcher Lederriemen, der gewöhnlich an zahlreichen Stellen zerriſſen und mit Bindfaden nothdürftig zuſammengeflickt iſt, und man kann ein neuerliches Zerreißen nur ſo verhüten, daß man es vollkommen vermeidet, die Zügel ſtraff zu halten. Die Bügel endlich hängen an Stricken und zwei aus unſerer Geſellſchaft verloren ſie ſchon wenige Meilen von Reykjavik. Die engliſchen Touriſten, welche die Inſel beſuchen, pflegen denn auch ihr eigenes Sattelzeug mitzubringen und wir hatten es diesmal und in der Folge noch öfter zu bereuen, daß wir dieſe Vorſicht unterlaſſen hatten.

Die Umgebung von Reykjavik iſt ſehr ſumpfig. An zahlreichen Stellen entſpringen da dem Boden warme und kalte Quellen, welche, da das Terrain kein genügendes Gefälle hat, im Grunde verſickern und ihn in einen ausgedehnten übelriechenden Moraſt verwandeln. Auch im Innern des Landes ſind ſolche Moore und Tümpel häufig und ſie ſind eine der Urſachen der abſoluten Unfruchtbarkeit der Inſel, da ſie im Winter viel tiefer zufrieren und während des Sommers viel langſamer und oberflächlicher aufthauen als

das gewöhnliche trockene Erdreich und wegen ihrer steten niedrigen Temperatur kein höheres Pflanzenwachsthum gestatten. Man hat den Isländern oft gesagt, daß sie mit einigen Spatenstichen diese Moore in Kulturland verwandeln könnten; sie hätten nichts zu thun, als quer durch dieselben einige Gräben zu ziehen und dem Wasser Abfluß zu verschaffen, worauf das trocken gelegte Terrain sich gewiß als fruchtbar erweisen würde; allein die Isländer zucken zu solchen Reden blos die Achsel und denken nicht daran, sich auf ein Unternehmen einzulassen, das immerhin mit einiger Arbeit verbunden wäre. Und doch ist es Thatsache, daß die Insel, die gegenwärtig blos eine einzige höchst dürftige Körnerfrucht, den Sandhafer (Elymus arenarius) hervorbringt, zur Zeit ihrer Besiedelung durch die Norweger und noch Jahrhunderte später reichliche Kornernten trug! Soll man mit den Isländern annehmen, daß das Klima der Insel im Laufe der Jahrhunderte rauher geworden sei? Die dänischen Gelehrten behaupten, das sei eine faule Ausrede, hinter der sich die Arbeitsscheu und allgemeine Unfähigkeit der Isländer verberge, und die heutige Unfruchtbarkeit der Insel sei blos der allgemeinen Versumpfung des urbaren Bodens zuzuschreiben, welcher durch künstliche Drainage leicht abzuhelfen sei. Um dieser Ansicht bei den Isländern Eingang zu verschaffen, errichtete die dänische Regierung vor einigen Jahren in Reykjavik eine Ackerbauschule, die mit einer Musterfarm verbunden war. Allein die Isländer verhielten sich dieser Lehranstalt gegenüber genau so ablehnend wie gegen die Einladung, auf dänischen Kriegsschiffen die Seefahrt zu erlernen, und die Schule mußte wegen Mangels an Schülern eingehen. Es

ſei übrigens nicht verſchwiegen, daß eine Thatſache zu Gunſten der isländiſchen Annahme einer Verſchlechterung des Klimas ſpricht. Von den erſten Anſiedlern okkupirte einer, Avang, eine Gegend, wo Bäume wuchſen, welche zu Schiffsbauzwecken tauglich waren. Heute aber gibt es auf der ganzen Inſel blos kniehohes Geſtrüpp der Weiß- und Zwergbirke (Betula alba und nana), die nur an einer Stelle, bei Akureiri, unter dem Schutze ringsum erbauter Häuſer zu Manneshöhe gedeiht und einen „Wald“ bildet, der, obwol er höchſtens einige Dutzend Bäume zählt, dennoch der Stolz der ganzen Inſel iſt.

Die Oede des Landes, durch welches der Reiſende dahinreitet, iſt überaus melancholiſch. Der Himmel iſt höchſt ſelten wolkenlos und auf eine halbe Stunde Sonnenſchein kömmt gewöhnlich eine Stunde drieſelnden Regens. Der Boden iſt abwechſelnd Geröll und troſtloſes altes Lavafeld; dieſe Lavafelder, „Hraun“ genannt, dehnen ſich oft viele Meilen weit hin und ſind abſolut nackt; da iſt kein Grashälmchen, kein Moospflänzchen zu ſehen; höchſtens daß auf den älteſten Hrauns, die bereits zu verwittern beginnen, an den Rändern der ſie nach allen Richtungen durchziehenden Spalten ein Flechtenanflug ſich einzuniſten ſucht. Ein wahres Labſal iſt es, nach ſtundenlangem Ritte über tönende Lava, die ſo unheimlich klingt, als wäre ſie eine dünne Glasdecke, unter welcher die Feuer der Hölle noch immer ſchaffen, an eine ſumpfige Niederung zu gelangen, die mindeſtens eine üppige Gras-, Moos- und Blumendecke trägt.

Die Pfade, die man hier mit dem ſtolzen Namen „Straßen“ belegt, ſind ſo ſchlecht, daß ſie aller Beſchreibung ſpotten. Auf der Lava ſind ſie unſichtbar, weil der Huf der

Rosse hier keinen Eindruck zurückläßt; auf Gerölfelden gehen sie in gerader Linie über Stock und Stein, über Blöcke und durch Gräben und scheinen jede Gelegenheit zum Genickbrechen förmlich aufzusuchen; im Sumpf- und Wiesenland endlich stellen sie tiefausgetretene, oft mit Regenwasser angefüllte schmale Gräben dar, in welche das kleine Rößlein bis an den Bauch tritt. Der Reiter muß dann die Beine bis zu seinen Zähnen emporziehen, wenn er nicht will, daß ihn das munter dahintrabende Rößlein abstreife, auf den Rändern des Pfad-Grabens rittlings sitzen lasse und selbst zwischen seinen Beinen wie unter einem Thorbogen durch ledig weiterrenne. Das Geleise aufzufüllen oder neben dem alten ein neues zu bilden fällt keinem Isländer ein. Auf der ganzen Insel gibt es blos eine einzige Straße in europäischem Sinne, die auch für Wagen zu benutzen wäre, und die ist blos $^3/_4$ deutsche Meilen lang und führt von Reykjavik in der Richtung nach Thingvellir bis zu einem breiten Flusse, bei dem sie aufhört. Sie wurde aus Anlaß des Königsbesuches, von dem im nächsten Kapitel die Rede sein soll, gebaut und man sprach sogar davon, sie bis nach Thingvellir zu führen. Allein als der König die Insel wieder verlassen hatte, wurde auch der Straßenbau eingestellt und selbst der Stumpf, der fertig war, ist seither wieder in einen isländischen Zustand zurückverfallen.

Wir ritten auf den beschriebenen halsbrecherischen Pfaden bis gegen elf Uhr fort, ohne auf einen Menschen oder ein Gehöft zu stoßen, und machten dann auf einer sonnigen Wiese Halt, um die Pferde etwas ruhen zu lassen und selbst einen Imbiß zu nehmen. Unter einem haushohen Felsen

waren wir gegen den Wind geſchützt, hohe Moosbänke boten ſich als üppige Pfühle dar, der Führer brachte aus einem nahen Bache Waſſer, bald brodelte in unſerem mit Spiritus geheizten Kochapparate eine vortreffliche Konſervenſuppe, während aus geöffneten Blechbüchſen köſtliche Ochſenzungen, eingemachte Lendenbraten und Hummern dufteten. Unſere reichliche Mahlzeit wurde mit Brandy und guter Laune gewürzt und wir verſagten uns nicht die Schwelgerei, nach dem Eſſen eine Stunde lang im herrlich weichen Moos und unter der behaglich warmen Sonne zu ſchlafen.

Um ein Uhr waren wir wieder im Sattel und ritten bis gegen drei Uhr fort, wo wir an ein „Bae“ kamen. Es war ein Haufe niedriger Lavahütten mit dickem, grasbewachſenem Raſendache und winzigen Fenſterchen, welche man mit der Hand bedecken konnte. Die Hofſtelle umgab eine niedrige Mauer von Lavablöcken, die in cyklopiſcher Manier ohne Bindemaſſe übereinander geſchichtet waren. Der Eingang in die Hütten beſtand aus einem etwa fünf Schritte langen, niedern, tunnelartigen Gange, der halb unter der Erde lag. Die Bewohner des Bae empfingen uns freundlich mit Ausnahme zweier kleiner blonder Kinder, die offenbar noch nie Fremde geſehen hatten und bei unſerem Anblick in ein heftiges Geheul ausbrachen, auch ſich in die hinterſte Tiefe der Hütte zurückzogen und weder hervorkamen noch zu plärren aufhörten, ehe wir hundert Schritte vom Bae entfernt waren. Man ſetzte uns „Sky“ (ſaure Milch) in Holznäpfen vor und gab uns dazu flache Hornlöffel von hohem Alter, in deren Stiel eine Inſchrift in gothiſchen Majuskeln eingegraben war. Bei näherer Beſichtigung erkannte ich, daß der

Löffel, den man mir gegeben hatte, die Jahreszahl „1613“ trug. So lang erhält ſich Alles in der wunderbar konſervirenden Atmoſphäre dieſer alterthümlichen Kultur! Ich fragte die Frau, die uns ſo freundlich bewirthete, ob ſie mir den Hornlöffel verkaufen wolle; ſie brach über dieſe Zumuthung in ein ſchallendes Gelächter aus und glaubte, ich wolle mit ihr Scherz treiben. Als ich ihr aber wiederholt und dringend verſicherte, es ſei vollkommener Ernſt, wollte ſie mir das Geräth durchaus zum Geſchenke machen und war erſt nach langem Zureden zu bewegen, dafür zwei däniſche Mark (etwa 75 Pfennig) anzunehmen.

Weiter ging es nun auf unſerem einſamen Pfad, bis wir an den Hvita gelangten, einen breiten, grünlichen Strom, der aus den Gletſchern des Innern entſpringt und deſſen überaus reißendes, ſchneidend kaltes Waſſer zwiſchen flachen Ufern dahinbrauſt, welche weithin mit fußtiefem, ſchwarzem vulkaniſchem Sande bedeckt ſind. Der Weg führt über dieſe Sandwüſte hin, wo die Pferde nur mit größter Mühe und im Schritte vorwärts kommen können. Wie wir ſo langſam im tiefen Sande vorwärts wateten und unſere Blicke über das verbrannte ſchwarze Land und die weite ſchäumende Waſſerfläche ſtreifen ließen, bemerkten wir plötzlich einen runden Kopf, der in der Mitte des Stromes auftauchte, dann noch einen und einen dritten und eine ganze Reihe ſolcher Köpfe hintereinander, die gleich wieder verſchwanden und nach einigen Minuten aufs Neue ſichtbar wurden. Der Führer hatte die Erſcheinung ebenfalls bemerkt und brach in den Ruf aus: „Der Grimſel! Der Grimſel!“ Die Isländer glauben nämlich, daß das Innere der Inſel und die großen

Seen und Ströme derſelben ein ungeheures, ſchlangen- oder eidechſenartiges Thier beherbergen, welches ſie „Grimſel“ nennen. In einigen einheimiſchen Werken über Island findet ſich ſogar eine phantaſtiſche Abbildung dieſes Fabelthieres und gelahrte Reykjaviker behaupten, Knochen deſſelben geſehen zu haben, die es unzweifelhaft machen, daß es ſich um ein überlebendes Glied des Geſchlechts der gigantiſchen Saurier handle. Nun ſahen wir mit eigenen Augen, was es mit dem Grimſel für Bewandtniß habe. Derjenige Grimſel, der neben uns den Strom hinabſchwamm, war nichts Anderes als — eine Herde Seehunde, die ins Meer zurückgingen, nachdem ſie tagsüber im Landgewäſſer nach Lachſen gefahndet hatten, und wir erklärten dies auch dem Führer, allein dieſer beſtand ſteif und feſt darauf, daß er den Grimſel geſehen habe, er erzählte es auch aller Welt bei ſeiner Rückkehr nach Reykjavik, die ſchon erwähnten Gelahrten nahmen ſeine Ausſage ernſt und gewiſſenhaft zu Protokoll und was das Drolligſte an der Sache iſt: in der alsbald kolportirten Beſchreibung dieſer jüngſten Erſcheinung des Grimſels, die ſeither wahrſcheinlich auch ſchon in irgend einem isländiſchen Buche einen Platz gefunden hat, werden wir als Zeugen für die Wahrhaftigkeit der Erzählung unſeres Führers angeführt!

Es war etwa acht Uhr Abends, als wir das Ziel unſerer Reiſe, Eirarbaki, erreichten. Wir hatten an dieſem Tage neun geographiſche Meilen im Sattel zurückgelegt und waren Alle ſo geſchunden, daß wir weder ſitzen noch gehen noch ſtehen konnten. Unſer freundlicher Wirth, Herr Þorgrimsſon, übte an uns zugleich ein Samaritanerwerk und großartige Gaſtfreundſchaft. Da wir nichts mit uns hatten

als was wir auf dem Leibe trugen und einigen Mundvorrath, so versah uns Herr Þ. mit isländischen Kleidern und Schuhen und wir konnten uns gründlich reinigen, umkleiden und auch ein wenig pflegen, ehe wir uns zum opulenten Nachtmahl setzten.

Eirarbaki besteht aus etwa acht Baer und dem Wohnhause des Herrn Þ. und zählt gegen vierzig Einwohner. Das Wohnhaus des Herrn Þ. ist ganz europäisch eingerichtet, obwol wie die Reykjaviker Häuser aus getheerten Brettern und Pflöcken gebaut. Es enthält einen Salon und ein Speisezimmer, die bis zur halben Höhe geschmackvoll getäfelt und weiter hinauf mit [illegible] Tapeten bedeckt sind, mehrere Schlafzimmer mit englischen Betten und Waschvorrichtungen und [illegible] eingerichtetes Rauch- und Billardzimmer. Im Salon steht ein schöner Flügel, in der Bibliothek, die eine ganze Wand einnimmt, finden sich gegen 2000 Bände isländischer, dänischer, deutscher, englischer und französischer Werke, die zwei Töchter des Hausherrn spielten im Laufe des Abends Beethoven'sche Sonaten und sangen Arien aus dem „Barbier von Sevilla“ auf den Nachtmahlstisch kamen köstlicher Bordeaux und Portwein, Weißbrod, Zuckerbackwerk und Crêmetorte, mit einem Worte man lebt hier wie in irgend einem wohlhabenden Hause des Kontinents. Aber wie kostspielig und mühselig ist es, hier den Schein einer europäischen Existenz aufrechtzuerhalten! Jedes Stäubchen Mehl, jedes Körnchen Zucker und Kaffee, jedes Zündhölzchen wird aus Kopenhagen gebracht. Wenn im Klavier eine Saite springt, kann sie erst drei oder vier Monate später ersetzt werden und die Fräulein müssen sich das Stimmen

selbst besorgen. Im vorigen Herbste geschah es, daß das Deckglas eines großen eingerahmten Stahlstichs, der an der Wand hing, zerbrach. Man mußte um eine Scheibe nach Kopenhagen schreiben; dieselbe kam im April auch wirklich an, aber — zerbrochen. Es mußte aufs Neue korrespondirt werden und die „Diana" brachte endlich auf ihrer Julifahrt eine ganze Glastafel mit, die der Hausherr selbst in den Rahmen fügte. Und dies wiederholt sich fortwährend bei all den tausend Kleinigkeiten eines zivilisirten Haushalts.

Die jungen Damen, die ihre Erziehung in Kopenhagen erhalten und ein gut Stück Europas bereist haben, bewahren sich die Erinnerung an die besuchten fernen Länder, indem sie oft stundenlang vor den großen photographischen Ansichten von Kopenhagen, London und Paris sitzen und sie durch ein Stereoskop von stattlichen Dimensionen betrachten, so im Geiste diese schönen Stätten aufs Neue besuchend und sich an ihren Herrlichkeiten erfreuend.

In lebhaftem Gespräch, an dem der Hausherr, seine kluge Gattin und die beiden Töchter mit einer Freude und einem Redeeifer theilnahmen, dem man es anmerkte, daß er selten Gelegenheit hatte, sich zu bethätigen, verging uns der Abend und Herr Þ. mußte uns förmlich drängen, die Ruhe zu suchen, die uns so noththat, ehe wir uns entschließen konnten, ihm gute Nacht zu sagen. Die Stunden, die wir im Þorgrimsson'schen Hause verbrachten, waren unsere schönsten in Island.

Am nächsten Morgen setzten zwei von unserer Gesellschaft die Reise nach dem Hekla fort, während Freund Kaufmann und ich auf einem andern, weitern Wege nach Rey-

kjavik umzukehren beschlossen. Wir verließen Eirarbaki wol ausgeruht und nachdem wir die uns geliehenen isländischen mit den eigenen mittlerweile gereinigten und getrockneten Kleidern vertauscht hatten, um elf Uhr Vormittags und ritten ohne Aufenthalt auf halsbrecherischen Wegen durch Gebirgsland, bergauf, bergab, an Abgründen und Wasserfällen vorbei, oft im steinigen Bette seichter, aber reißender Flüsse, bis nach dem sechs deutsche Meilen entfernten Reykir, wo wir gegen fünf Uhr Nachmittags ankamen und zu übernachten beschlossen.

Der Ort Reykir besteht blos aus einem Bae und einer kleinen, hölzernen Kirche, welche am Sonntag von allen Bewohnern fünf deutsche Meilen in der Runde besucht wird. Der Bauer nahm uns freundlich auf und fragte, ob wir etwas essen wollten. Das wollten wir natürlich, denn den Mundvorrath hatten die Andern nach dem Hekla mitgenommen und wir waren mit der Verdauung des reichlichen Frühstücks von Eirarbaki längst zu Ende. Der Bauer brachte uns also nach einigen Minuten einen irdenen Teller mit großen Stücken Saltfiskur. Wir sahen diese unappetitlichen, steinharten Stockfischfetzen an, drehten sie in der Hand herum und erklärten endlich, daß wir sie roh nicht essen können. „Gut, dann will ich sie kochen", erwiderte unser Wirth, „aber das dauert eine halbe Stunde". So lange wollten wir gern warten und wir benutzten die Zeit, um uns die Gegend ein wenig anzusehen.

Reykir (Rauchstätte) hat seinen Namen von zahllosen Fumarolen und Solfataren, die einen Hügel und ein weites Thal neben dem Bae über und über bedecken. Dieser Ort

ist von einer wahrhaft acherontischen Unheimlichkeit. Ueberall, wohin das Auge blickt, raucht, brodelt, siedet, dampft und zischt es. Schwefelgeruch erfüllt die Luft. Hier erhebt sich ein winziger Krater, aus dessen Oeffnung in kurzen Abständen ein Rauchstrahl hervorbricht, daneben öffnet sich ein tellergroßer, fußtiefer Kessel, welchen ein dunkles, wallendes und blasenwerfendes Wasser erfüllt, das jede Minute unter prasselndem und gluckendem Getöse überläuft; weiterhin sprüht ein intermittirender, kaum fußhoher, heißer Springquell in die Höhe, wieder anderswo tobt in einem Bodenspalt eine Eruption von Steinchen und Erdstückchen. Das ist Alles klein, liliputanisch, aber wegen seiner Rastlosigkeit und Menge dennoch grauenhaft. Es ist ein Vulkan in Scheidemünze. Es sind Hunderte von Kratern, heißen Quellen, kochenden Wasserkesseln und Rauchschlünden, von denen jeder einzelne so niedlich wie ein Spielzeug aussieht, die aber alle zusammen der Gegend doch ein unbeschreiblich dämonisches Aussehen geben. Der Boden ist stellenweise so heiß, daß man sich die Stiefelsohlen daran verbrennt, und am Hügelabhang ist er so durchweicht, daß man bei unvorsichtigem Umhergehen leicht bis an den Gürtel in den glühend heißen, zähen Schlamm sinkt und sich dann fürchterlich verbrüht, ein Schicksal, das erst vor Kurzem einem Reisenden an dieser Stelle widerfahren war.

Nachdem wir in diesem Höllenthal eine gute Weile umhergewandert waren, kehrten wir zum Bac zurück, wo uns der Bauer das mittlerweile gar gewordene Saltfiskur-Gericht vorsetzte. Die Fische waren ohne jede culinarische Komplikation einfach in heißem Wasser gekocht worden und lagen nun trocken und ohne Würze oder Zuthat auf dem Teller.

Wir verſuchten, der Speiſe Ehre anzuthun, aber es war wirklich nicht möglich; ſie ſchmeckte zu öde: war der Stockfiſch früher ſteinhart geweſen, ſo fanden wir ihn nun zäh wie Büffelleder und es war uns, obwol wir beide von der Natur mit trefflichen Gebiſſen geſegnet ſind, nicht möglich, ihn zu zerkauen. Wir gaben auch nach kurzer aber heftiger Arbeit dieſes erfolgloſe Bemühen auf und fragten den Bauer, der uns mit wachſendem Staunen und verwundertem Kopfſchütteln zugeſehen hatte, ob er uns nichts Anderes, etwa Brod geben könne. Brod? Nein. Das hatte der Bauer ſelbſt nur einmal in ſeinem Leben gegeſſen, bei ſeinem Hochzeitsſchmauſe nämlich, und ſeither war es in ſeinem Hauſe nicht wieder geſehen worden. Dagegen könne er uns Rengi geben, wenn wir es wollten. Wir wußten zwar nicht, was Rengi ſei, dachten aber, es könne unmöglich ſchlechter ſein als Saltfiskur, und ſagten, er möge in Gottes Namen Rengi bringen. Allein das Schlechte hat ungeheuerliche Steigerungen, von denen ſich ein gutgeartetes Gemüth nichts träumen läßt. Nach wenigen Minuten erſchien der Isländer mit „Rengi“. Ein ſchlimmer Mißduft ging ihm voran und als er nahe bei uns ſtand, wurde der Geſtank ſo unausſtehlich, daß wir uns die Naſe zuhielten und ihn dringend einluden, ſich mit ſeinem Rengi ſchleunigſt wieder zum Teufel zu ſcheren. Nun erfuhren wir auch, was Rengi ſei. Es iſt nichts Anderes als das Fleiſch von todten Walfiſchen, die als Aeſer an die Küſte geworfen werden; man vergräbt daſſelbe halbverweſt in der Erde und läßt es monatelang da liegen, bis es vollſtändig verfault und zu Fettwachs geworden iſt. Dann wird es wieder ausgegraben und bildet nun einen isländiſchen Leckerbiſſen!

Würde man es für möglich halten, daß einer der edelsten germanischen Stämme unter entwickelungsfeindlichen klimatischen Bedingungen in der Kultur so weit zurückgehen könne, daß er sich bis zum Aasgenusse, dieser widerwärtigen Eigenheit der primitivsten und thierähnlichsten Menschen, erniedrigt? In diesem Punkte stehen die Nachkommen der Wikinge heute tiefer als Eskimos und Tschuktschen.

Da wir auch Rengi zurückgewiesen hatten, so konnte uns der Bauer nun nichts mehr anbieten als saure Milch. Diese acceptirten wir mit Wonne und aßen so viel davon, daß wir die pathologischen Folgen unserer Maßlosigkeit noch drei Tage nachher zu fühlen hatten.

Nun hieß es für das Nachtlager sorgen. Im Bae herrschte eine so stickige und übelriechende Luft und das einzige Bett, das wir nach der Landessitte mit dem Wirth und seiner Familie theilen sollten, war so unrein, daß wir es weitaus vorzogen, in der Kirche zu übernachten. Die Kirchen dienen in ganz Island als Vorrathskammern für Salzfische und als Nachtherbergen der Fremden und an dem durchdringenden Fischgeruch, der sie erfüllt, nehmen weder die Gläubigen, die sich Sonntags hier versammeln, noch die seltenen Nächtiger den geringsten Anstoß. Der Bauer brachte uns eine dünne Matratze und ein Federbett zum Zudecken, aus unsern Oberkleidern machten wir uns Kopfkissen und so legten wir uns nebeneinander auf das gemeinsame Lager. In der Nacht wurde es ziemlich kühl und instinktiv suchten wir einander im Schlafe die Decke wegzuziehen, was immer zuerst unartikulirte Proteste des Entblößten, dann unbewußte Rippenstöße und zuletzt ein beiderseitiges Erwachen zur Folge

hatte. Die Decke wurde wieder nach Billigkeit und Freundſchaft getheilt, wir ſchliefen aufs Neue ein und alsbald begann die Spoliation von vorn. Das ging ſo bis zum frühen Morgen und wir ſtanden mit geräderten Gliedern und wüſtem Haupte auf. Der Wirth erſchien bereits um fünf Uhr und brachte uns zwei große Schüſſeln dampfenden, köſtlichen Milchkaffees, weitaus das Beſte, was man auf Island bekommen kann. Der Kaffee wurde mit Begeiſterung empfangen, doch gleichzeitig der Wunſch nach Waſſer ausgeſprochen. Der Bauer wußte nicht, was wir meinten. Wir ſollten doch lieber Kaffee als Waſſer trinken, rieth er uns wiederholt. Und als wir ihm begreiflich zu machen verſuchten, daß die gewünſchte Flüſſigkeit uns nicht als Getränk, ſondern zu Reinigungszwecken dienen ſolle, da mahnte er uns ängſtlich von unſerem Vorhaben ab, machte uns beſorgt auf die übeln, geſundheitsſchädlichen Wirkungen kalter Benetzungen aufmerkſam, ſchwor uns, daß er ſich nie waſche (wir glaubten ihm das auch ohne Eid) und entſchloß ſich erſt, uns Waſſer zu holen, als wir den Strom ſeiner Beredſamkeit mit der entſchiedenen Erklärung dämmten, daß wir nun einmal auf der ſchlechten Gewohnheit einer Morgenablution beſtünden. Eine Minute ſpäter erſchien er mit einem Teller, demſelben, auf welchem uns geſtern der Salzfiſch kredenzt worden war, und in dieſem Teller waren einige Eßlöffel Waſſer, die uns wol oder übel zur Toilette genügen mußten.

Wir bezahlten für die uns erwieſene Gaſtfreundſchaft zwei Rigsdaler und machten uns um ſieben Uhr Morgens wieder auf den Weg nach Reykjavik, das wir am Abend deſſelben Tages todtmüde erreichten. Wir hatten in drei Tagen

gegen 22 geographiſche Meilen auf unerhört ſchlechten Pfaden zurückgelegt, waren dabei mit Ausnahme eines Nachtmahls und Frühſtücks elend genährt geweſen und empfanden es deshalb als eine wahre Wolthat, daß wir uns wieder an den Tiſch unſeres Reykjaviker Wirths Zoega ſetzen und in unſerem Hoſpital in einem Bette ausſtrecken konnten.

Die Tauſendjahr-Feier.

Am 29. Juli Vormittags um elf Uhr verkündete der Donner naher Kanonenſchüſſe den Reykjavikern die Ankunft fremder Kriegsſchiffe. Wir eilten ſofort zum Strande hinab und ſahen, daß die wenigen Fahrzeuge, welche noch bei unſerem letzten Spaziergange auf dem feuchten ſchwarzen Sande des Ufers die ſtille Bucht belebt hatten, ſeit heute Morgen um einige ſtattliche Ankömmlinge vermehrt worden waren. Neben den vier oder fünf kleinen unanſehnlichen Handelsbriggs, welche die franzöſiſche Fregatte „L'Indre“ ſtolz und herrenhaft überragte wie ein mächtiges Fürſtenſchloß die Bauernhütten an ſeinem Fuße, ritten nun mehrere andere anſehnliche Schiffe auf ihren Ankern. Da lag die Segelkorvette „Niobe“, von deren Maſt die ſchwarz-weiß-rothe Flagge des deutſchen Reiches wehte; auf dem Fockmaſt des „Beaumanoir“ blähte ſich ſtolz im friſchen Winde die

blau-weiß-rothe französische Flagge, die Kriegsdampfer „Norrköping“ und „Oskar II.“ zeigten die althistorischen Farben Norwegens und Schwedens. An Bord des „Oskar“ befand sich der schwedische Admiral Adlerkrantz, der im Laufe des Tages von den Kommandanten der übrigen Schiffe Höflichkeitsbesuche erhielt und dieselben pünktlich erwiderte. Dieser Austausch maritimer Artigkeiten war von einem äußerst heftigen Kanonenfeuer begleitet, welches die Festigkeit der Glasscheiben Reykjaviks auf eine harte Probe stellte und mehrere Pferde von lebhafterem Temperament scheu machte. Im Laufe des Nachmittags fuhr noch ein Dampfer in den Hafen ein, der unter den beiden Flaggen Großbritanniens und der Vereinigten Staaten segelte. Dieses Schiff war von Cyrus Field, dem bekannten Unternehmer des 1865er transatlantischen Telegraphenkabels und New-Yorker Börsenkönige, eigens für den Ausflug nach dem Norden in Leith gemiethet worden und brachte außer dem amerikanischen Krösus noch Korrespondenten des „New-York-Herald“ und der „Times“ mit, welche später höchst übertriebene Schilderungen der Millenniumsfeier in die Welt setzten.

Der nächste Tag, der 30. Juli, war ein großes Datum in der Geschichte Islands. Zum erstenmale seit den tausend Jahren, daß die Insel von Menschen bewohnt ist, sollte ein König, ein wirklicher gekrönter König, Christian IX. von Dänemark, ihr Gestade betreten und die lebende Generation, vom Schicksal mehr begünstigt als fünfunddreißig andere, die ihr auf diesem Fleck Erde vorangegangen waren, durch den Anblick einer Majestät von Gottes Gnaden beglückt werden. Ich bedaure zu sagen, daß der „große Moment ein kleines

Geschlecht fand." Die Insulaner erhoben sich nicht zur Bedeutung des Augenblicks. Keine Neugierde, keine Erregung, keiner jener Paroxismen heftiger Loyalität, welcher wolgesinnte kontinentale Bevölkerungen bei solchen Anlässen heimzusuchen pflegt. Wie ist das zu erklären? Waren die Isländer zu stumpfsinnig, um überhaupt das Außergewöhnliche des Ereignisses zu begreifen? Das kann ich nicht annehmen, denn einige Rechnungen, die wir in den letzten Tagen für Pferde, Wohnung u. s. w. zu bezahlen hatten, waren ein erschreckendes Zeugniß, daß die wackeren Männer das Ausnahmsweise des Königsbesuches bei der Preisbemessung sehr wol zu würdigen verstanden. Es bleibt mir also nur eine andere, aber allerdings ganz ausreichende Erklärungsweise übrig. Ein jeder Isländer ist nämlich ebenso wie jeder Irländer und Schotte der Abkömmling eines Königs: sie stammen ja Alle aus denselben norwegischen Seeräuber- oder meinethalben Wikingerfamilien, die den meisten europäischen Thronen Dynastien gegeben haben. Ich kenne einen Mann, dessen Beruf in diesem irdischen Jammerthal darin besteht, gedörrte Salzfische aus dem Ufermagazin in Boote zu tragen; dieser zählt unter seine allerdings sehr entfernten Ahnen den Großvater desselben Rolfr Gangu, der die normännische Herrschaft in der Normandie begründete und dessen Nachkommen Wilhelm der Eroberer und in etwas indirekter Folge die Königin Viktoria von England sind; seine hohe Verwandtschaft macht ihn aber gar nicht stolz und er war sogar herablassend genug, von mir ein Geldgeschenk anzunehmen, dessen Geringfügigkeit leider einen beklagenswerthen Gegensatz zu der erlauchten Abstammung des Mannes bildete; ein anderer Isländer, in

dessen Hause (oder Höhle) ich eine Nacht zubringen mußte, besitzt durch das Verbindungsglied eines Bruders Rurik's des Großen Ansprüche auf den russischen Thron und die Rechtmäßigkeit derselben kann wol nicht dadurch beeinträchtigt werden, daß ihr derzeitiger Besitzer etwas krätzig und in sehr hohem Grade mit Ungeziefer behaftet ist. Die Gleichgiltigkeit der Isländer gegenüber dem Königsbesuche erklärt sich mir also durch ihre eigene königliche Abstammung, deren Bewußtsein in ihnen sehr empfindlich und lebendig ist. Mit Ranggenossen macht man keine sonderlichen Umstände und wegen der Visite eines Gleichgestellten unterzieht man sich nicht den Plagen weitläufiger Vorbereitungen. Was ich an solchen für den Empfang des Königs von Dänemark sah, läßt sich denn auch ohne Schwierigkeit zusammenzählen. Von den hölzernen Häusern der dänischen Beamten und Kaufleute wehten Flaggen, vier oder fünf Männer schütteten in einem träumerischen Tempo feuchten Meersand in die Unebenheiten der Hauptstraße (das ist zwar kein solides, aber ein leicht zu beschaffendes Material und wenn es sich um die Wahl zwischen mühsamerer und leichterer Arbeit handelt, ist ein Isländer nie schwankend), einige andere fegten Gossen aus und bedeckten sie mit Brettern und zwei Männer legten die letzte Hand an die Ausschmückung des Landungssteges, auf den die offiziellen Kreise Reykjaviks mit großem und gerechtem Stolze sahen. Es war ein Triumph der von Loyalität angeregten dekorativen Thätigkeit. Die ungehobelten Bohlen bedeckte rothes Tuch; an seinem der See zugekehrten Ende war eine Plattform aufgeschlagen, auf der eine Deputation den landenden König erwarten sollte, und an dem Landende

erhob sich sogar eine Triumphpforte; dieselbe bestand aus vier Stangen, die mit Moos umwunden waren und eine Art Baldachin trugen; das letztere war von einer Königskrone überragt, deren erstaunliche Größe ich mir nur durch die Billigkeit des zu ihrer Anfertigung verwendeten Materials (Kupferdraht und altes Blech) erklären kann.

Um 11 Uhr verkündete ein erneuertes wahnsinniges Kanonenschießen die Ankunft des königlichen Schiffes, der Fregatte „Jylland", die, begleitet von der Korvette „Heimdal", langsam in den Hafen einfuhr. Alle vor Anker liegenden Fahrzeuge präsentirten sich in großem Schmucke: bunte Wimpeln und Flaggen an jedem Plätzchen, wo man sie nur irgend anbringen konnte, die ganze Mannschaft in Parade-Uniform auf den Raaen und in dieser schwindeligen Position die Hüte schwingend und mit unermüdlicher Seemannskehle Hurrah rufend — es war ein wirklich schöner und eindrucksvoller Anblick, zu welchem die Szene am Ufer einen um so armseligeren Gegensatz bildete. Hier war mit Ausnahme des schon gewürdigten Landungssteges nichts Außergewöhnliches und Festliches zu erblicken. Weiber und Männer trugen mit üblicher Bedächtigkeit Salzfische und Kohlen zwischen den Schiffen und Magazinen ab und zu und hielten kaum in ihrem meditativen Schritte inne, um über die leichtbewegte Fluth nach dem prächtigen maritimen Schauspiel hinüberzublicken. Alles, was die öffentliche Neugierde Reykjavíks an greifbaren Erscheinungen hervorzubringen vermochte, bestand in einer kleinen Ansammlung maulaufsperrender Müßiggänger, die sich in der Nähe der gekrönten „Triumphpforte" zusammenfanden und deren ausgesprochener Mangel an Leiden

schaft und ungestümer Vordringlichkeit das Amt eines die Ordnung aufrechterhaltenden Würdenträgers zu einem bemerkenswerth leichten machte. Auch das weibliche Element war, wenn auch schwach, vertreten; im Thorwege eines Fischmagazins nächst dem Ufer standen etwa zehn oder zwölf Mädchen zusammengedrängt, die der Bürgermeister unterwies, bei der Ankunft des Königs ihre Sacktücher zu schwingen. Die steigende Heftigkeit, mit der der eifrige Mann seine Verhaltungsregeln immer von neuem wiederholte, scheint mir ein unverdientes Mißtrauensvotum für die Auffassungsfähigkeit der Isländerinen zu involviren und es gewährt mir eine nicht alltägliche Genugthuung zu konstatiren, daß sie im entscheidenden Augenblick die Sacktücher mit der wünschenswerthen Intelligenz, Diskretion und Harmonie geschwungen haben.

Auf der Plattform hatten sich mittlerweile die lokalen Autoritäten und sonstigen Honoratioren versammelt; in Anbetracht, daß Kleider nicht Leute machen, kann ich wol sagen, daß die Gruppe eine illustre war; sollte ich aber auch berufen sein, von den Toiletten des Empfangskomités zu sprechen, so müßte ich mich, um nicht ungerecht zu sein, christlicher Weise an die Absicht und nicht an die That halten, denn die Toiletten hätten wirklich vor einem strengen Urtheile nicht bestehen können. Ich denke jetzt nicht an die Abwesenheit von Frack und Zylinder, die wir in unserem europäischen Vorurtheile als für eine Festtoilette unerläßlich betrachten, auch nicht an die Anwesenheit schadhaften Schuhwerks, die ich in mehreren Fällen mit Sicherheit konstatiren konnte; ich denke jetzt an die Wäsche, deren Weißheitszustand

entschieden unbefriedigend war, selbst wenn man den hohen Breitengrad Islands, seine Entferntheit von der civilisirten Welt und alle sonstigen mildernden Umstände, die ein Vertheidiger etwa anführen könnte, gebührend in Betracht nimmt. Ein Trost und Labsal für mein Auge war nur der Gouverneur, der den Isländern einen herrlichen Vorgeschmack von der Majestät des Königthums gab: er trug eine schöne Uniform, bestehend in einem sehr knöpfereichen Rock von lieblichem Blau, mit machtvollen goldenen Epauletten und einem hohen Kragen, in welchem der etwas boristige Kopf wie ein Kugelkaktus in einem Blumentopf tief eingesenkt stak, ferner in einer weißen Hose mit handbreiten Goldstreifen, kolossalen Reiterstiefeln, einem großen Schwerte und einem ausgedehnten Hut mit einem bunten Federbusch, für dessen Größe ein implizitives Epitheton zu finden ich in schweigender Bewunderung verzichte. Im Ganzen zeichnete sich die Uniform durch eine verschwenderische Ueppigkeit des dekorativen Elementes aus. Vielleicht würde ihre Pracht den Gouverneur besser gekleidet haben, wenn er etwas höher und dafür etwas minder wohlbeleibt gewesen wäre (wenn ich sage „etwas", meine ich „sehr viel"), vielleicht auch hätte er würdevoller ausgesehen, wenn er es nicht für nöthig gehalten hätte, sich durch vorhergehende Stimulantia für die ungewohnten Aufregungen eines Königsempfanges widerstandskräftig zu machen, allein diese kleinen Defekte fallen unter den allgemeinen Gesichtspunkt der Unvollkommenheit alles Menschlichen, einer traurigen Folge der Erbsünde, und können im Großen und Ganzen der Thatsache nichts anhaben, daß die Erscheinung des Gouverneurs im höchsten Grade imposant war. Er stellte den

König Christian IX. ganz entschieden in den Schatten. Dieser trug, als er landete, die schlichte Uniform eines Marine-offiziers und auch in seinem kleinen, aus 8 bis 10 Personen bestehenden Gefolge befand sich Niemand, der den Glanz des Gouverneurs verdunkeln konnte.

Die Landung ging sehr geräuschlos von Statten; eine isländische Begrüßungsrede, dem König unverständlich, erwies sich als die einzige Unannehmlichkeit, der er hiebei ausgesetzt war. Mit Hurrahrufen wurde er nicht viel belästigt; nur wir zehn oder zwölf Fremde hielten es für unsere Pflicht, die Luft in festliche Schwingungen zu versetzen. Vom Landungsplatze aus schritt der König, natürlich zu Fuß, würdevoll durch die Straßen Reikjaviks nach dem Hause des Gouverneurs, wo er seine Residenz aufschlug. Daß die Straßen sehr kothig waren, ist Niemandes Schuld; es hatte eben tagelang vorher geregnet und nebst manchen anderen Dingen ist auch Pflaster in Island unbekannt.

Die nächsten zwei Tage nach der Ankunft des Königs waren durch kein besonderes Ereigniß ausgezeichnet. König Christian verbrachte seine Zeit mit Spaziergängen in den Straßen und der Umgebung Reykjavik's. Er besah sich seine isländischen Unterthanen und die Isländer besahen sich ihren König. Es steht mir nicht zu, eine Vermuthung darüber auszusprechen, wer vom Resultat der Besichtigung mehr befriedigt war. Was den Verkehr zwischen König und Volk betrifft, so regelte er sich nach den Gesetzen der in Grimm's Märchen herrschenden Hof-Etiquette, das heißt man machte auf beiden Seiten gar keine Umstände. Wenn der König allein und nachdenklich durch die Straße schritt, so respek-

tirten die taktvollen Isländer seine meditative Versunkenheit so sehr, daß sie ihn nicht einmal durch vorlautes Grüßen abzulenken oder zu zerstreuen suchten. Manchmal trat einer oder der andere an den König mit einer Frage heran, allein wenn Se. Majestät etwas unbestimmt blos mit einem huldvollen Lächeln und einer merklichen Beschleunigung seines Schrittes antwortete, so zog sich der Frager mit einem mitleidigen „Han forstoekki!“ (Er versteht nicht!) kopfschüttelnd zurück: einigemale konnte ich sogar beobachten, daß biedere Unterthanen ihrem vorübergehenden König die Hand entgegenstreckten und die seinige kräftig schüttelten: das wäre nun sehr idyllisch und rührend, wenn nur die Wackern die kleine Vorsicht angewandt hatten, anlaßlich der Tausendjahr-Feier ihre männliche Rechte ein wenig zu reinigen.

Am 2. August, an einem Sonntage, begann die eigentliche Feier des Millenniums. Der erste Akt des nationalen Festes spielte sich in der Kirche zu Reykjavik ab. Dieselbe ist eines der wenigen Gebäude auf der Insel, die verhältnißmäßig solid aus Stein und Ziegel aufgeführt sind. Von ihrer äußern Erscheinung, ihrem Baustile laßt mich schweigen: nur soviel sei gesagt, daß das bekannte „einfach aber geschmacklos“ noch lange nicht exakt genug die Stufe architektonischer Bedeutungslosigkeit bezeichnet, auf welcher diese unglückliche Kathedrale steht. An innerem Schmuck enthält die Kirche außer einem größeren Altarbilde und einem Porträt, die ich beide unmöglich unter der Rubrik „Schmuck“ aufführen kann, einen etwa 3 Fuß hohen und ungefähr eben so breiten und tiefen Würfel aus carrarischem Marmor mit Reliefs von Thorwaldsen, neutestamentarische Stoffe in der

bedeutenden Manier dieses Meisters behandelnd. Eine der vier Seitenflächen weist eine lateinische Inschrift auf, des Inhalts, daß „Thorwaldsen dies Werk in Rom ausgeführt und seiner Vaterstadt Reykjavik dankbar zugeeignet habe". Bei dieser Gelegenheit war der erinnerungsvolle Stein mit Blumen- und Moosgewinden ganz und gar bedeckt. Blumen und Laubwerk waren auch sonst reichlich verwendet, um der Kirche ein festliches Ansehen zu verleihen. Altar, Kanzel, Balustraden der Galerien und Wände waren mit bunten Guirlanden behangen. Möge über diese Blumenverschwendung Niemand erstaunt sein. Der Sommer hat auch auf Island Blumen; er ist kurz, aber zeugungskräftig; von Juni bis August sind die Grasfluren Islands mit Millionen und Millionen bunter Blumen übersäet; es sind bescheidene Blümchen, aber lieblich, herz- und augenerfreuend. Man durfte freilich in der Kirche nicht das stolze Geschlecht der Rosen und Tulpen, die geheimnißvolle Schönheit der Lilien und Nelken, die repräsentative Pracht der Azaleen, Georginen und anderer dekorativen Blatt- und Blüthenpflanzen suchen. Aber aus dem blassen, gleichsam kränkelnden Grün des Laubes der Zwergbirke und einer zum kleinen Strauche verkrüppelten Weidenart stahl sich anmuthig das sanfte Blau des Vergißmeinnicht, das zarte Roth der Rosa hibernica und das lebhafte Gelb des Steinbrech hervor. Doch nein — auch an unseren vornehmeren Blumenarten fehlte es nicht; die reicheren Einwohner hatten ihre Blumentöpfe für die besondere Gelegenheit hergeliehen und um den Altar stand eine doppelte Reihe von Rosensträuchern, Reseden, Maiglöckchen und Veilchen, hier exotische Kinder eines fernen, gesegneten Südens.

Ein Theil der linken Galerie war mit Hilfe einer rothen Draperie in eine Loge für den König und sein Gefolge umgestaltet worden. Uns Fremden hatte man die zwei vordersten Bänke im Hauptschiffe als Ehrenplatz angewiesen. Hinter uns drängte sich, Männlein und Weiblein bunt durcheinander, die gesammte mobile Bevölkerung Reykjaviks, verstärkt durch einige Zuzüge aus den vereinzelt liegenden Ansiedelungen fünf Meilen in der Runde.

Hier hatte ich zum erstenmale Gelegenheit, die Isländerinnen in ihrer Festtracht zu sehen. Der originellste Theil derselben ist der Kopfputz. Er besteht aus einem niedrigen, weißen Helm ganz genau von der Form unserer Dragoner[illegible] um den Stirnrand desselben ist ein breites Leinwand[illegible] [illegible] gewunden, welches entweder mit dre[illegible] [illegible] Silbersternen oder mit einem gürtelartigen Schmuck aus Silberfiligran besetzt ist. Ueber das Ganze [illegible] [illegible] nach [illegible] zurückgeschlagener [illegible] Schleier. Ein schwarzes [illegible] Tuchjäckchen, dessen [illegible] Ränder mit [illegible] oder silbergestickten [illegible] und das [illegible] über der Brust [illegible] die man diesen [illegible] [illegible] [illegible] Hemdes [illegible] lassend, ferner [illegible] Rock mit breitem, bunt [illegible] Silberfiligran [illegible] Vielleicht sollte ich auch etwas [illegible] Isländerinnen [illegible] [illegible] unter deinen [illegible] en, [illegible] daß die letzteren in

anstoßerregender Mehrheit ausgesprochen häßlich und nur in einer schmerzlich geringen Minorität leidlich hübsch sind. Das blonde, weiche, gewöhnlich nicht sehr dichte, aber ziemlich lange Haar, das in vier dünne Zöpfchen geflochten und auf dem Scheitel aufgesteckt getragen wird, ist so ziemlich das Einzige, was ich an ihnen rühmen kann. Ihre blauen Augen sind wässerig, ausdruckslos, oft schielend, ihre Züge grob, ihre Gestalten plump, ihre Hände und Füße unerklärlich entwickelt. Vielleicht hängt es mit dem letztern Umstande zusammen, daß jede Isländerin einen wahren Polyphem-Tritt besitzt. Als ich meinen englischen Freunden gegenüber bemerkte, daß man es mit Isländerinen kaum wagen dürfte, „über einem Vulkan zu tanzen", aus Furcht augenblicklich durchzubrechen, da waren die Hörer einmüthig in der Erklärung, daß das kein Witz, sondern eine betrübende Wahrheit sei. Die poetischeste Partie des weiblichen Körpers haben Dichter bei uns „Paradiesäpfel" und „Halbkugeln einer schönern Welt" genannt; nun denn, in Island können die Objekte dieser dichterischen Vergleiche der Phantasie des Beschauers nie jene pomologischen und geographischen Bilder eingeben, sondern höchstens das technologische eines — Tellers. Um dieses wenig anmuthende Bild zu vollenden, sind die Mundwinkel selbst der Töchter aus den besten Häusern mit jener Zierde behaftet, die man in Oesterreich „Faulecken", in Norddeutschland „Sperlingsecken" nennt. Bei der in Island allgemeinen Sitte, daß alle Welt sich bei jeder Begegnung nachdrücklich küßt, kann ich mir zwar die große Verbreitung dieses Uebels erklären, aber was man sich erklären kann, wird Einem darum noch nicht angenehmer. Soviel

von der erdrückenden Majorität der Isländerinen. Und nun ein interessantes Faktum: Wie ein Tröpfchen köstlichen Rosenöls auf der Oberfläche gemeinen Flußwassers schwimmt, so sind zwischen dieser Horde von Krähen einige Paradiesvögel zu bemerken: feine Gestalten, entzückende Büsten, braune Gesichtchen, blauschwarzes Haar, tiefe, dunkle Augen mit jenem schwimmenden, träumerischen Blick, wie ihn nur der Süden zeitigt: diese Schönheiten sind nur an der Küste zu finden und sie sind fast ausnahmslos die Töchter der vergleichsweise hübschesten und stattlichsten Isländerinen. Carità, der ich für ihr redliches Bemühen, mir den Aufenthalt in Reykjavik anmuthig zu machen, ewigen Dank schulde, Carità gehörte natürlich zu diesen Rosenöltröpfchen oder Paradiesvögeln.

Ich machte einen meiner isländischen Bekannten auf diese merkwürdige ethnographische Erscheinung aufmerksam. Er nickte und sagte: „Ja, sie sind ein ganz verschiedenes Geschlecht, diese Schwarzen." Bei einer andern Gelegenheit erzählte mir derselbe Isländer von den französischen Offizieren, Matrosen und Fischern, die sich seit Jahrzehnten alljährlich mehrere Monate lang an den isländischen Küsten aufhalten. Uebelwollende Menschen mit verdorbener Geistesrichtung suchen alle möglichen Thatsachen gewaltsam in Zusammenhang zu bringen!

Der Festgottesdienst in der Kirche begann um ½11 Uhr, als die Gemeinde versammelt und der König erschienen war. Man sang einige für diese Gelegenheit gedichtete Hymnen zu deutschen Kirchenmelodien worauf, der Bischof in bemerkenswerth schläfrigem Tone eine Festpredigt hielt; es wurden noch einige

Gebete gesprochen und dann war Alles vorüber. Auffallend an der ganzen Zeremonie und zugleich im höchsten Grade anstößig war mir nur ein Orden, den der zelebrirende Geistliche — ein protestantischer Priester in einer protestantischen Kirche! — während seiner Funktion trug, und sein unausgesetztes, von heftigen Geräuschen begleitetes Expektoriren. Meine Nachbarn auf der Ehrenbank verloren hierüber fast ihren britischen Gleichmuth, allein man weiß ja, welche übertriebene Idiosynkrasie Engländer gerade gegen diese Sorte organischer Thätigkeit besitzen.

Der Schauplatz des zweiten Aktes der großen Feier war ein kleines kahles Plateau unfern von Reykjavik, „Esjuhlid" genannt. Hier waren etliche Leinwandzelte, zwei hölzerne Buden und eine Art Rednerbühne aufgeschlagen, bestimmt, den Rahmen zu einer weltlichen Fortsetzung des kirchlichen Festbeginns zu bilden. Ein Volksfest sollte hier abgehalten werden, ein Volksfest mit Gesang, Tanz, Musik und Reden. Dergleichen war in Island noch nicht vorgekommen, solange die Insel von Menschen bewohnt wird. Die armen Isländer wußten auch wirklich nichts mit sich anzufangen; sie haben nicht das Talent, sich und Andere zu unterhalten; sie erschienen wol gegen vier Uhr Nachmittags, 3—400 an der Zahl, auf dem Esjuhlid, allein sie standen schweigend umher und starrten einander mit verlegen fragenden Blicken an. Ein Mann betrat die Rednerbühne und erging sich in einem verlängerten Rückblicke auf die isländische Geschichte; als er geendet hatte, sang eine Art Gesangsverein patriotische Lieder und gleichzeitig stimmte die schon einmal erwähnte schwache Musikbande vom

Bord der dänischen Korvette „Fylla“ an einem anderen Punkte kümmerliche Tanzweisen an: die biederen Isländer bildeten Gruppen um jeden der drei Anziehungspunkte, sperrten den Mund auf, horchten und schwiegen. So ging es etwa eine Stunde lang, bis sich die Kunde verbreitete, daß der Wirth von Reykjavik mit seinen Vorräthen angelangt sei und in den Holzbuden Bier und Branntwein feil halte. Nun hatte die dämmernde Vergnügenssehnsucht im isländischen Gemüthe mit einemmale ein bestimmtes Ziel gefunden; die Buden füllten sich mit magischer Schnelligkeit und da um diese Zeit auch die Matrosen von den Kriegsschiffen im Hafen, die für den Abend Urlaub bekommen hatten, herbeikamen und ein in derartigen Unterhaltungen sehr geübtes Element in die träg-flüssige Masse einführten, so begann es auf dem Esjuhlid thatsächlich lebendig zu werden. Die Söhne Neptuns forderten die anwesenden Schönen (man nehme das Wort mehr in seiner geschlechtlichen als in der engern adjektivischen Bedeutung) zum Tanze auf und die jungen Damen beeilten sich, nach einer sorgfältigen Auswischung der Mundwinkel der angenehmen Einladung Folge zu leisten. Ich habe beobachtet, daß diese Auswischung jedesmal dem Tanze voranging und mit bemerkenswerther Koketterie ausgeführt wurde: ich kam auf den beängstigenden Gedanken, daß diese Bewegung mit dem Sacktuche hier die Stelle des südlichen Fächerspiels vertritt, und ich bin sehr betrübt versichern zu müssen, daß dieser Gedanke durch nähere Beobachtung an Festigkeit gewann.

Gegen Abend, als das Fest im besten Gange war, hoch geröthete Gesichter den Eifer der Zecher und eine dichte

Staubwolke die Thätigkeit der Tänzer verkündeten, erschien der König auf dem Festplatze. Einige Raketen wurden abgebrannt und bei dieser Gelegenheit ereignete sich leider ein schwerer Unglücksfall. Mit der Ausführung der pyrotechnischen Künste waren nämlich zwei Unteroffiziere der „Fylla" betraut worden und durch irgend einen Zufall oder eine Unvorsichtigkeit geschah es, daß die Feuerwerkskörper in ihrer Hand explodirten. Die armen Menschen wurden schrecklich verstümmelt und man mußte sie, nachdem ihnen ein erster Nothverband an Ort und Stelle angelegt worden war, auf improvisirten Tragbahren nach dem Hospital schaffen, wo, wie der gütige Leser sich erinnert, ich und meine Reisegefährten Unterkunft gefunden hatten. Die beiden Verwundeten waren nun zufällig gerade in dem an das meine stoßenden Gemache untergebracht worden und um sich der verhaßten Mühe des längeren Suchens zu entziehen, hatte man die für die Kranken nöthigen Kissen und Decken aus meinem als dem nächsten Zimmer genommen. Ich war demzufolge gezwungen, mir aus meinem Pelze und einem Kautschukmantel ein Lager zu improvisiren. Es war eine böse Nacht, die ich da verbrachte; mein Bett so unbequem als möglich, nebenan die beiden Kranken in ihrer Pein heulend und brüllend und die schrecklichsten Flüche ausstoßend — ich besorge, daß ich in dieser qualvoll langen, schlaflosen Nacht die armen Leidenden einigemale verwünscht habe. Aber nicht wahr, ich habe diese Unmenschlichkeit nach Kräften an euch abgebüßt, arme Burschе! Ich habe euch Wasser gebracht, wenn ihr im Fieberdurst euch vergebens danach heiser schriet, ich habe die bösen isländischen

kjaviker das Signal, sich reisefertig zu machen, um an der allgemeinen Volksversammlung in der Thingvellir-Ebene theilzunehmen. Diese Volksversammlung sollte zwar erst am 7. August stattfinden, allein die meisten Bewohner Reykjaviks zogen es vor, sich um einige Tage früher nach deren Schauplatz zu begeben. [illegible] en Entschluß, um ganz sicher zu sein, [illegible] ngelangen könne. Denn Pferde waren r[illegible] nkelte, daß aus Schottland in den nächs[illegible] mpfer mit Vergnügungsreisenden eintreff[illegible] ete ich, in diesem Falle überhaupt kein [illegible] da vorauszusehen war, daß die anlangenden Ausflügler alle vorhandenen Rosse eventuell zu **wahnsinnigen Preisen für sich in Beschlag** nehmen würden.

Ich ging also gegen Mittag zu Zoega, dem biederen Manne, der uns speiste, wenn uns hungerte, und uns Pferde lieh, wenn es uns nach Ausflügen verlangte, und entwickelte ihm meinen Reiseplan. Er machte ein sehr nachdenkliches Gesicht, was, wie mir leider nur zu wol bekannt war, eine ziffermäßige Bedeutung hatte. Ich beeilte mich demzufolge, einen Theil seiner schweren Sorgen zu verscheuchen, indem ich ihm gleich von vornherein das Doppelte des bisher bezahlten Miethpreises für ein Pferd bot. Einige der tiefsten Falten verschwanden darauf von seiner Stirne, aber es blieben deren noch immer genug zurück, um mir deutlich zu zeigen, daß ich die Beutelschnüre noch etwas weiter auseinanderziehen müsse. „Ich will sehen, was sich thun läßt," sagte er, „ich glaube, ich kann Ihnen um 5 Rigsdaler ein Pferd verschaffen, aber dann müssen wir noch für den Sattel sorgen."

Nach Thingvellir.

Der nächste Morgen nach den im vorigen Kapitel geschilderten Ereignissen fand Reykjavik in ungewöhnlicher Bewegung. Um elf Uhr Vormittags verließ eine lange Karawane von etwa 50 Pferden die Stadt; an ihrer Spitze ritt ein isländischer Führer, dem wol in Anerkennung seiner Verdienste um die gründliche Exploitirung reisender Engländer tags vorher das Danebrogskreuz verliehen worden war, das er nun mit übernatürlichem Stolze, aber etwas unpassend, auf seinem gelben Regenmantel trug. Ihm folgten der König und seine Begleiter, in einer kleinen Distanz schlossen sich Diener und Treiber an und etwa zwanzig Packpferde nebst einem Dutzend lediger Rosse, von einigen Knaben mit großem Geschrei und zeitweiligen Peitschenhieben auf der richtigen Bahn erhalten, bildeten den Rest des Zuges, der die Richtung nach den Geysirs einschlug.

Der Aufbruch des Königs war auch für viele Rey-

kjaviker das Signal, sich reisefertig zu machen, um an der allgemeinen Volksversammlung in der Thingvellir-Ebene theilzunehmen. Diese Volksversammlung sollte zwar erst am 7. August stattfinden, allein die meisten Bewohner Reykjaviks zogen es vor, sich um einige Tage früher nach deren Schauplatz zu begeben. Ich faßte denselben Entschluß, um ganz sicher zu sein, daß ich überhaupt hingelangen könne. Denn Pferde waren rar und da man munkelte, daß aus Schottland in den nächsten Tagen ein Extradampfer mit Vergnügungsreisenden eintreffen werde, so fürchtete ich, in diesem Falle überhaupt kein Pferd zu bekommen, da vorauszusehen war, daß die anlangenden Ausflügler alle vorhandenen Rosse eventuell zu wahnsinnigen Preisen für sich in Beschlag nehmen würden.

Ich ging also gegen Mittag zu Zoega, dem biederen Manne, der uns speiste, wenn uns hungerte, und uns Pferde lieh, wenn es uns nach Ausflügen verlangte, und entwickelte ihm meinen Reiseplan. Er machte ein sehr nachdenkliches Gesicht, was, wie mir leider nur zu wol bekannt war, eine ziffermäßige Bedeutung hatte. Ich beeilte mich demzufolge, einen Theil seiner schweren Sorgen zu verscheuchen, indem ich ihm gleich von vornherein das Doppelte des bisher bezahlten Miethpreises für ein Pferd bot. Einige der tiefsten Falten verschwanden darauf von seiner Stirne, aber es blieben deren noch immer genug zurück, um mir deutlich zu zeigen, daß ich die Beutelschnüre noch etwas weiter auseinanderziehen müsse. „Ich will sehen, was sich thun läßt," sagte er, „ich glaube, ich kann Ihnen um 5 Rigsdaler ein Pferd verschaffen, aber dann müssen wir noch für den Sattel sorgen."

Das war mir neu und ich erlaubte mir die übereilte Bemerkung zu machen, daß ein Sattel mir zu einem Reitpferde zu gehören ſcheine, worauf er prompt und nicht ohne eine gewiſſe Berechtigung erwiderte, daß ſeiner Anſicht nach zu einem Reitpferde natürlicherweiſe blos die Beine und der Leib gehören, während der Sattel durchaus ſelbſtſtändig behandelt und von einem ganz geſonderten Geſichtspunkte aus betrachtet werden müſſe. Um mir dies auch ziffermäßig zu beweiſen, fügte er unverweilt hinzu, daß ich für den Sattel 2 Thaler zu bezahlen habe, ja er ging in ſeiner konſequenten Individualiſirung jedes einzelnen Beſtandtheils des Geſchirrs ſo weit, daß er mir auch für den Zügel einen beſonderen Thaler abnahm. So weit waren wir nun handeleins und der Biedermann beſtimmte, daß wir um zwei Uhr zuſammen aufbrechen ſollten.

Zur feſtgeſetzten Stunde ſah ich auch wirklich ein höchſt uneinladend ausſehendes Thier an Zoega's Zaun gebunden, allein darauf beſchränkten ſich für's erſte die Reiſevorbereitungen. Zwei Stunden ſpäter hatte das Pferd ſchon ſtatt eines Halfters einen Stahlzaum im Maul und einen Zügel über den Hals geworfen und es gewährte mir eine ungewöhnliche Befriedigung, als ich nach weiteren drei Stunden auch einen Sattel auf ſeinem Rücken bemerkte.

Ich will die Geduld des Leſers nicht ſo erſchöpfen, wie es die meinige durch die lange Erwartung ward, und erwähne nur, daß es zehn Uhr Nachts wurde, ohne daß Meiſter Zoega die geringſte Anſtalt zur Abreiſe machte. Das wurde mir endlich zu bunt; ich ſchwang mich in den Sattel und erklärte, allein zu reiten, wenn er nicht mitkommen wolle. Das machte

einigen Eindruck auf ihn und er erwiderte, ich ſolle nur aufbrechen, er werde mir nach wenigen Minuten folgen. Den Weg könne ich anfangs nicht verfehlen und wegen des Einholens müſſe ich mir keine Sorge machen, fügte er mit einer etwas ſatiriſch angehauchten Ueberzeugtheit hinzu, die ich zu theilen nicht umhin konnte, wenn ich meinen trübſeligen Grauſchimmel mit ſeinem muntern Braunen verglich.

Einige Stöße mit den Ferſen, ein kräftiger Hieb mit der Peitſche und Schimmelchen trottete zur Stadt hinaus. Als die Häuſer hinter uns waren und wir die offene Straße erreicht hatten, mäßigte das ſympathiſche Thier ſein gleich von Anfang her nichts weniger als übereiltes Tempo und fiel in einen nachdenklichen Schritt, aus dem ich es vergebens wachzurütteln ſuchte. Ja als wir den erſten der zum Trocknen aufgeſchichteten Torfhaufen erreichten, welche hier die Straße einſäumten, blieb Schimmelchen vollends ſtehen und war durch kein Mittel zum Weitergehen zu bewegen. Ich trommelte ihm auf den Rippen herum, bis ich ſelber müde wurde: die einzige Wirkung war ein unvollkommener Verſuch, nach hinten auszuſchlagen: ich bediente mich der ſchweren isländiſchen Pferdepeitſche mit einer Schonungsloſigkeit, deren ich mich einem Pferde gegenüber gar nicht fähig gehalten hätte. Schimmelchen ſtieß aber nur ein ſchmerzliches Wiehern aus und begann eine räthſelhafte Kreisbewegung um den Torfhaufen, die meinen Reiſezwecken nicht im Geringſten zugute kam. Ich war mit meiner Reiterweisheit zu Ende und da ich kein anderes Mittel vor mir ſah, von dem fatalen Torfhaufen, der auf den Schimmel eine ſolche zauberhafte Anziehungskraft ausübte, wegzukommen, ſo ſaß ich ab, ſchleppte

das sich sträubende Thier am Zügel unter fortwährenden Peitschenhieben etwa zwanzig Schritte weit und saß dann wieder auf. Dieser Vorgang schien eine felsenfeste Ueberzeugung im Geiste des Schimmels erschüttert zu haben; von da an war er willenlos und wandte zwar jedem einzelnen Torfhaufen, an dem wir vorüberkamen, den Kopf zu, blieb aber nicht mehr stehen; auch sein Tempo, wiewol unabänderlich zum trägsten Schritt verlangsamt, wenn ich nicht unausgesetzt spornte und hieb, konnte ich durch eifrige Unterstützung seiner guten Absichten auf der Höhe eines mittelmäßigen Trabes erhalten und einigemale brachte ich sogar schüchterne Ansätze zum Galopp zuwege, die mir bewiesen, daß in dem Thiere ungeahnte Talente der Entwickelung harrten; allein ich forcirte die Sache nicht, weil es immer nach den ersten drei oder vier steifbeinigen Sprüngen gefährlich stolperte.

Während dieser Kämpfe mit dem Schimmel war etwa eine Stunde verflossen und Reykjavik lag schon ziemlich weit hinter mir. Bisher hatte ich eine prächtige Straße verfolgt, eine wirkliche Chaussée, das schon früher erwähnte einzige Spezimen dieser Art in Island, welches eigens für den Königsbesuch gebaut worden war; nun war ich, nachdem ich einen Fluß gekreuzt hatte, auf einen richtigen isländischen Weg herausgekommen, das heißt auf einen elenden, bald tief in den schlammigen Rasen getretenen, bald ohne jedes sichtbare Zeichen über nackte Lava hinführenden einspurigen Gemsenpfad, von dem eine europäische Anschauung nie vermuthen würde, daß er mit Pferden zu passiren sei. Auf dem westlichen Horizonte begann das Abendroth immer mehr und mehr zu verblassen und die Spitzen der Berge hüllten sich

in Nachtdunkel und Gewölke. Als ich in Island angekommen war, hatte es keine Nacht gegeben und ich war, wie der freundliche Leſer ſich erinnert, im Stande geweſen, um Mitternacht in meinem Bette liegend ein Buch mit feinem Druck zu leſen, ohne daß mein Zimmer künſtlich beleuchtet geweſen wäre. Jetzt, vierzehn Tage ſpäter, war die Nacht ſchon beinahe zwei Stunden lang. Der Mond, der eben aufging, befand ſich eben im letzten Viertel und ſein ſpärliches Licht war noch überdies von dicken Dünſten verſchleiert. Die wilde Landſchaft rings um mich begann ihre leichenhaft ſtarren, ſcharfgezogenen Umriſſe zu verlieren, die Ferne verſchwamm in Ahnung und Unbeſtimmtheit und das von Minute zu Minute dichter werdende Dunkel zog meinen Geſichtskreis immer enger zuſammen. Es ſtieg eines jener lautloſen, unheimlichen Gewitter herauf, wie ſie in Island ſo häufig ſind. Kein Blitz, kein Donner, keine der großartigen Erſcheinungen, die auf den Menſchengeiſt einen ſo überwältigenden Eindruck üben und bei uns die Gewitter zu einem ſchrecklich-ſchönen Naturſchauſpiel machen. Die einzigen Laute, die hier ein Gewitter begleiten, ſind das Klatſchen des niederſtürzenden Regens und das heiſere Heulen des Sturmes. Bald ſchlugen mir die erſten Regentropfen ins Geſicht und es währte nicht lange, ſo befand ich mich mitten in einem förmlichen Wolkenbruche. Die Waſſergüſſe durchnäßten mich bis auf die Haut und dazu blies ein eiskalter Nordwind, deſſen Heftigkeit mich faſt aus dem Sattel warf. Zähneklappernd und nahezu erſtarrt ritt ich meinen einſamen Pfad entlang, den zu entdecken und zu behalten ich dem ſchärferen Auge des Pferdes überlaſſen mußte. Zur Linken brauſte in einem tiefen Bette ein wilder

Gießbach, der jeden Augenblick einen kleinen Wasserfall bildete, zur Rechten dehnte sich ein weites, grausiges Lavafeld aus, das unter den Hufschlägen meines Rosses wie Glasscherben klirrte und krachte. Manchmal flog vor den Füßen des Thieres schwerfälligen Flügelschlags ein großer Rabe auf und folgte uns eine Weile mit heiserem Krächzen und ab und zu drang der gezogene, schrille Ruf eines Regenpfeifers aus der Ferne zu mir herüber. Eine Augustnacht! Die Freunde daheim wälzten sich jetzt vielleicht schlaflos vor Hitze und Schwüle auf ihrem Lager oder wenn sie gleich mir im Freien waren, so bebte über ihrem Haupte mit leisem, geheimnißvollem Flüstern das Laub der Bäume im erquickenden Nachtwinde, Blumen dufteten und Nachtigallen sangen in den Büschen! Während ich unter solchen Gedanken dahinritt, fiel mir ein, daß ich eigentlich von Zoega schon längst hätte eingeholt sein sollen. Ich legte zuerst der Sache keine große Wichtigkeit bei, weil ich erstens, durch Zoega's Sarkasmus ein wenig in meiner Empfindlichkeit verletzt, mit möglichster Schnelligkeit geritten war, und dann weil ich wußte, daß man es nicht buchstäblich nehmen müsse, wenn ein Isländer verspricht, irgend etwas „gleich" zu thun. Aber als es allgemach Mitternacht wurde und ich noch immer einsam blieb, da erinnerte ich mich, daß fast unmittelbar vor mir ein Zug von Pferden, die mit schweren Brettern und Balken beladen waren, von Reykjavik nach Thingvellir aufgebrochen war, den ich, da er naturgemäß nur langsam vorwärtskommen konnte, jedenfalls schon hätte eingeholt haben müssen. Auch war der Weg zu elend — ich wußte, daß man die Straße nach Thingvellir in einen leidlich gangbaren Zustand versetzt hatte, kurz,

ich konnte nicht daran zweifeln, daß ich mich verirrt hatte.

Was war zu beginnen? In finſterer Nacht, in Island, wo ſich verirren an vielen Stellen, ſelbſt in verhältnißmäßiger Nähe von Reykjavik, zugrunde gehen heißt! So viel war ſicher, daß ich mich noch immer auf einer Art Pfad befand, und ich beſchloß, dieſen zu verfolgen. Ein- oder zweimal verlor ich die kaum ſichtbare Spur, merkte das jedoch ſtets ſofort an der Unſicherheit und Aengſtlichkeit des Pferdes und fand den Steg glücklich wieder. Nach einer, ich geſtehe es, recht unbehaglichen halben Stunde erhob ſich plötzlich eine niedrige Mauer aus rohen Lavablöcken vor mir. Nun war ich geborgen. Es war der Wall, der die Hauswieſe (Tuna) einhegt, welche ſich in der Nähe eines jeden Bauerngehöftes befindet. Noch fünf Minuten und ich ſtand vor der Thür eines dieſer elenden „Baer", in welchen der Isländer ſein Leben verdämmert. Zwei Hunde ſprangen mir mit leiſem Winſeln entgegen. Die armen Thiere, durchnäßt und fröſtelnd wie ich ſelbſt, vermutheten nicht unrichtig, daß mein Erſcheinen durch eine Verkettung von Umſtänden, über die ſie ſich nicht die Köpfe zerbrachen, das Oeffnen der Hausthüre herbeiführen werde, und wie die Folge lehrte, benützten ſie dieſen Umſtand, als er wirklich eintrat, mit großer Geſchicklichkeit, indem ſie augenblicklich ins warme Innere der Hütte ſtürzten und trotz des Geſchreis und Fluchens des Isländers nicht mehr zum Vorſchein kamen. Aber es hatte faſt zehn Minuten gewährt, bis ich die Inſaſſen der Hütte hatte herausklopfen können. Endlich regte ſich etwas im Innern der Wohnhöhle (dieſer Ausdruck ſcheint mir paſſender als ſelbſt das beſcheidene „Hütte"), die Thür ging auf und ein Mann in ſehr nächt-

lichem Aufzuge, zusammenschauernd vor dem eiskalten Anhauche der Nachtluft, kam zum Vorschein. Ich fragte ihn um den Weg nach Thingvellir. Er musterte mich eine Weile schweigend, besichtigte auch mein Pferd aufmerksam und fragte dann: Wa heiti di? (Wie heißen Sie?) Ich befriedigte seine Neugierde. Seine nächste Frage war nach dem Namen meines Vaters; ich gab auch diesen an; nun wünschte er zu wissen, wie meine Mutter heiße; allein da begann ich schon dieses Interesse für meine Angehörigen, das mir unter anderen Umständen sehr schmeichelhaft geschienen hätte, höchst unzeitgemäß zu finden und ich fragte kurz, ob er mir den Weg zeigen wolle oder nicht. Er erwiderte mit der Gegenfrage, ob ich nicht im Bae bis zum Morgen bleiben und dann den Weg fortsetzen wolle. Aus verschiedenen Gründen lehnte ich dankbar ab und nun tauchte er ins Dunkel der Hütte, um nach wenigen Minuten mit einem jungen Burschen zum Vorschein zu kommen, den er mir als Führer überantwortete. Ich wechselte, wie dies überall in Island üblich, Handschlag und Kuß mit dem freundlichen Manne und wandte den Kopf meines Pferdes nach dem Führer, der flinkfüßig vor mir herlief. Wir kamen nach viertelstündigem Marsche auf eine sumpfige Wiese, wo die Pferde des Bauers weideten. Der Bursche löste die Fußfesseln eines der Thiere, schwang sich auf dessen Rücken und ritt nun schweigend vor mir her. Es war ein schauerlicher Weg durch zitternde Moräste, wo zwischen den Grashalmen ein abstoßend gelblich-weiß gleißender Wasserspiegel hervorflinkerte, durch reißende Ströme, die die Hufe der Pferde fast vom Boden hoben, über steile Abhänge, durch tiefe Klüfte und lockere Geröllfelder, bis wir endlich,

nach anderthalbstündigem Ritte, auf die „gute“ Straße nach Thingvellir gelangt waren. Ich gab dem Führer einen halben Thaler, er reichte mir stumm die Hand und im nächsten Augenblicke war er zwischen den Bergwänden verschwunden.

Es war nun halb drei Uhr Morgens und die Sonne schon längst wieder über den Horizont heraufgekommen. Ohne weitere Abenteuer verfolgte ich stundenlang meinen einsamen Weg, bald von der steigenden Sonne angenehm getrocknet und durchwärmt, aber müde, schläfrig, hungrig und durstig. Ich mochte nicht mehr nach der Uhr sehen, um nicht durch das langsame Vorrücken der Zeiger noch ungeduldiger zu werden, und bei der einförmigen Bewegung des ruhig trabenden Rosses versank ich zuletzt in eine Art leichter Betäubung, als plötzlich der Weg eine scharfe Wendung machte und vor mir das grausige Wunder der Allmannagjá sich aufthat.

Ich riß die Zügel heftig zurück und starrte, alle Schläfrigkeit vergessend, minutenlang in die unvergleichliche Szenerie hinab. Die Allmannagjá ist eine geradlinige Spalte in der Erde, die sich fast eine deutsche Meile lang hinzieht. Ihre Wände, senkrecht, schwarz, quaderig, wie ungeheure Festungsmauern, steigen 150 bis 200 Fuß empor und sind zwischen 60 und 80 Fuß auseinandergerückt. Die oberen Ränder sind zu den abenteuerlichsten Formen ausgezackt: man sieht Zinnen, Wartthürme, Hausdächer, antik geformte Schiffe auf spitzer Klippe hängend und fabelhafte Thiergestalten in wilden Knäueln. Der Weg senkt sich über einen künstlich aufgeschütteten Abhang ganz auf den Boden des Abgrunds hinab. Da ritt ich denn eine Weile in der wilden Schlucht hin: zur Seite erhoben sich die schwindelig hohen Lavamauern, wie

von hölliſchem Feuer angeſengt und verrußt, von tiefen Sprüngen hin und her durchriſſen, von ſchwarzgähnenden Eingängen zu Höhlen durchbrochen, die ſich wie Drachenlöcher der Märchen in unzugänglicher Höhe in die ſenkrechte Wand hineinbohren; durch die Schlucht wälzt ſich ein dunkles Gewäſſer und den Abgrund erfüllt das Brauſen dieſes Stromes und der Donner ſchäumender Rieſenwaſſerfälle, die über den Rand der Mauer von der Ebene draußen in den vulkaniſchen Riß hereinbrechen und in gräßlichem Sturze 200 Fuß tief niedertaumeln. Auge und Ohr ſind von dieſem wilden Anblick, dieſen unheimlichen Geräuſchen aufs ſtärkſte impreſſionirt und man glaubt ſich in der tiefſten Tiefe der Milton'ſchen Hölle zu befinden.

Bald machte aber der Weg eine neue Wendung und durch eine Art Pforte trat ich aus der gigantiſchen Lavafeſte in einen weiten, flachen Thalkeſſel heraus. Ich befand mich am Ziel meiner Reiſe, in der Thingvellir-Ebene. Noch einige Minuten und ich ſah mich vor einem Hauſe, umgeben von einigen Reykjavikerinen, die mich mit Fragen überhäuften.

„Wann haben Sie die Stadt verlaſſen?" Um 10 Uhr Nachts. (Es war jetzt neun Uhr Vormittags.) „Haben Sie den ganzen Weg entlang dieſes Pferd geritten?" Ja wol. Und dabei koſtete mich eine Verirrung vom Wege reichlich vier Stunden. „Da müſſen Sie ja aber im Trabe gekommen ſein?" Gewiß, einigemal ſogar im Galopp. „Unmöglich!" Ich zuckte die Achſel. „Dieſes Pferd iſt nämlich 32 Jahre alt, war immer zum Einbringen des Torfs verwendet worden und iſt, ſo alt es iſt, nie anders als Schritt gegangen!"

Nun war plötzlich alles Geheimnißvolle im Benehmen

Grade; das Erdreich eine unbebaute Wildniß, von einer Pflugschar nie geritzt; Städte, Häuser, Straßen unbekannt; die Menschen leben einsam in Einöden, ohne Verkehr mit einander, nur einmal im Jahr oder in Jahren unter freiem Himmel sich versammelnd, um über Angelegenheiten des ganzen Stammes Rathes zu pflegen und Beschlüsse zu fassen; eine regelmäßige Verbindung mit der Fremde besteht nicht; blos ab und zu verirren sich unbestimmte Nachrichten aus entlegenen, in der Kultur vorgerückten Gegenden an die Herdstätte der freien Männer, durch die Ferne und mannigfache Umwege verdunkelt und fast sagenhaft überhaucht. Das ungefähr ist die Beleuchtung, in der das Bild, das ich vor Augen hatte, sich mir darstellte, und das ist in Wirklichkeit der Kulturzustand des Innern Islands, das eine wunderbare lebende Illustration zu Gustav Freytags „Ingo und Ingraban“ bildet. In Island hat sich das germanische Leben des Alterthums bis auf den heutigen Tag erhalten, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Männer nicht mehr Krieger sind und daß sie Thor unter dem Namen Christus verehren. Wie es uns berühren würde, wenn wir auf einer Reise in einem unbekannten Welttheil plötzlich eine Landschaft aus der Kohlenzeit, bevölkert von der Fauna jener geologischen Periode, vor uns sähen, so berührt es uns, wenn wir in Island alle Lebensbedingungen und Erscheinungen einer uralten Kulturepoche unberührt vom Fortschritt und vollständig unverändert wiederfinden.

Die Gegend von Thingvellir ist eine wellenförmige Ebene von ziemlicher Ausdehnung; im Süden begrenzt sie die Allmannagjá und im Norden, etwa eine halbe deutsche Meile

von derſelben entfernt, die mit ihr parallellaufende und faſt ebenſo wie ſie gebildete Hrafnagjá; im Weſten erheben ſich ſteile, ſchneebedeckte Berge und im Oſten breitet ſich der große Thingvallavatn-See aus, genährt von einem ganz kurzen, aber breiten und mannigfach geſchlängelten Fluſſe, in den die Waſſerfälle der Allmannagjá zuſammenſtrömen. Das Land, ſchollig, zerwühlt, wie mit Maulwurfshaufen und verwitterten Grabhügeln überſäet, iſt mit kurzem, rauhem Graſe bedeckt; die Wände der „Gjás“, innen ſenkrecht, kahl und verbrannt, ſind außen ſanft abgedacht und mit einem Teppich zartgefärbter Blümchen bekleidet; Fluß und See wimmeln von Lachſen und Forellen in ſolchem Maße, daß man beide Fiſche mit großen Netzen fängt, und in der Luft ſchaukeln ſich ſchwerfällig mächtige Raben, denen ſich manchmal Falken und wilde Schwäne zugeſellen. Kein Baum, kein Strauch ſo weit das Auge blickt. Das Pflanzenreich beginnt mit der bunten Flechte und endet mit der Alpenblume. Die dauernde Anweſenheit von Menſchen bezeugen nur eine kleine, hölzerne ſchwarzgetheerte Kirche und ein „Bae“, beide an einem niedrigen Hügel unfern des Seeufers gelegen. Im Bae wohnt der Geiſtliche, zu deſſen Sprengel die anſtoßende Kirche gehört und der ſich weder im Ausſehen noch in der Bildung von ſeiner wenig zahlreichen und meilenweit über das Land umher verſtreuten Herde unterſcheidet. Vor der Kirche liegt ein kleiner, niedrig umwallter Friedhof mit wenigen Gräbern, noch weniger hölzernen zermorſchten Erinnerungstafeln und kaum einem oder zwei ſteinernen Grabdenkmälern von roheſter Form. Es mag hier in gewöhnlichen Zeitläuften eine troſtloſe Einſamkeit und Weltverlorenheit herrſchen, allein nicht ſo jetzt. Am

Fuße der Allmannagjá war fremdartiges, ungewöhnliches Leben wahrzunehmen. Da stand eine lange niedrige Hütte, der Rahmen aus Holz gezimmert, Wände und Dach aus Segeltuch; das Innere, durch einen Leinwandvorhang in zwei Räume geschieden, enthielt aus ungehobelten Brettern plump zusammengenagelte Tische und Bänke; das sah recht armselig aus und war doch ein großer Luxus, denn jeder Span und jeder Nagel der Hütte hatte zu Pferde aus Reykjavik hergeschafft werden müssen; näher und ferner waren Zelte in regellosem Haufen aufgeschlagen; man bemühte sich nicht, eine Reihe einzuhalten und eine Gasse zu bilden, sondern Jeder errichtete sich sein schlichtes Obdach, wo es ihm gefiel.

Manche der Zelte bestanden blos aus einem leinenen Lappen, der über eine niedrige Stange gehängt war; man konnte gerade nur darunterkriechen und sich zusammengekrümmt auf den Boden legen; andere waren geräumiger, mit Thüre und Luftlöchern versehen und sogar mit einer Fahne über der Spitze sich brüstend. Auf einer dieser Flaggen war ein weißer Falke in blauem Felde sichtbar, das alte Wahrzeichen Islands; auf eine andere war ein Thorshammer gemalt mit den Worten: „Austurmanna tjalt“ (Zelt der Ostlandmänner), eine dritte trug die Inschrift: „Studentafèlagi“ (Studentenversammlung). Diese letztere Fahne wehte über dem größten Zelte; im Innern desselben lagen zum Kreise geordnet wol zwanzig Sättel umher, die den Bewohnern Nachts als Kopfkissen dienten. Die Anzahl der Zelte vermehrte sich von Stunde zu Stunde und mochte zuletzt wol sechzig betragen. Zu allen Tageszeiten und von allen Richtungen der Windrose trafen Leute ein, die zur großen

Volksverſammlung herbeieilten. Sie kamen auf ihren kleinen Pferden, Männer, Weiber, halberwachſene Jugend; Alles in getheerte Regenmäntel gehüllt, einigen Mundvorrath vor den Sattel geſchnallt, jede Gruppe der Reiſenden von Packpferden und ledig beilaufenden Roſſen begleitet. Die Ankömmlinge hielten, ſtiegen ab, ſchlugen raſch ein Zelt auf, nahmen den Roſſen Sattel und Zeug ab, die unter Obdach gebracht wurden, ließen die Thiere frei laufen und traten dann zur Gruppe der ſchon Anweſenden. Da wurden laute Begrüßungen ausgetauſcht und Alles umarmte und küßte ſich gegenſeitig mit großer Inbrunſt. Man ſieht ſich in Island nicht oft im Leben, wenn man nicht gerade in demſelben „Syſſel“ (Kreis) wohnt, und benützt jede der ſeltenen Begegnungen zu einem weitgehenden Austauſche von Orts- und Familiennachrichten. Alte Beziehungen werden erneuert und neue angeknüpft. Das Letztere iſt übrigens kaum möglich, denn alle die 68,000 Menſchen, die das nordiſche Eiland bewohnen, ſind mit einander verwandt und bekannt; allerdings in einem Grade, den man bei uns weitläufig nennen würde. Nimm an, lieber Leſer, deine Urgroßmutter väterlicher Linie wäre eine Nichte der Ur-Urgroßmutter von Steingrimur geweſen; würdeſt Du Dich für einen Verwandten des wackeren Steingrimur halten? Schwerlich. Allein anders in Island. Eine Verwandtſchaft wie die angegebene gilt noch für eine ſehr nahe. Da wird keine Berührung, kein Ereigniß, kein Name vergeſſen; der Geiſt dieſer Leute, der faſt nie durch Neues, Fremdes und Bedeutendes bewegt wird, findet ſeine einzige Beſchäftigung in einer unabläſſigen Wiederholung und Ueberbrütung des Vergangenen, Wichtiges und Unwichtiges

mit gleicher wahlloser Zähigkeit festhaltend. Thorstein erinnert sich mit Rührung, daß sein Großvater einst auf einer Reise im Hause von Halfdan's Großvater übernachtet habe und er dankt dem anwesenden Halfdan mit überströmender Rührung für diesen verjährten Liebesdienst; Jochum küßt Thorwald leidenschaftlich und erklärt, es freue ihn unendlich, denselben nach langer Zeit wieder einmal zu sehen. Wolgemerkt: das letzte- und zugleich erstemal sah er ihn, als Thorwald in der Kirche zu Reykjavik getauft wurde und er, Jochum, der gerade in der Stadt war, um Salzfische zu verkaufen, aus Langweile in die Kirche trat und den religiösen Akt mitansah. Solcher Art sind die Beziehungen und Bekanntschaften in Island. Sie erhalten sich durch Jahrhunderte, ohne einer Auffrischung zu bedürfen, und das ist gut, denn aufgefrischt können sie nicht leicht werden. Wol reitet der Postmann sechsmal im Jahre von Reykjavik ins Land hinein, allein er berührt nur die „Kaufplätze" im Innern und an den Küsten. Die einsamen Baer, die nicht in seinem Wege liegen, sucht er nicht auf und ihre Bewohner können darum Briefe weder senden noch empfangen, wenn nicht manchmal ein seltener Reisender bei ihnen einkehrt und ihnen durch Verrichtung von Botendiensten für die spärliche Bewirthung dankt. Auch gereist wird nicht viel, denn Reisen ist beschwerlich und kostspielig; manche der Männer, die zur Volksversammlung aus dem Nord- und Ostamte*) gekommen sind, waren fünfzehn und zwanzig Tage unterwegs; sie haben

*) Die Insel ist nämlich in vier „Aemter" getheilt, die nach den vier Weltgegenden benannt sind.

für jede Person drei oder vier Pferde und Lebensmittel für Wochen mitnehmen müssen, sie haben manche Nacht unter freiem Himmel verbracht und manche Fährniß im Kreuzen von Strömen und Durchbrechen von Berg- und Sandwüsten überstanden. Weitere Reisen zu unternehmen ist darum nur jungen, kräftigen und wolhabenden Leuten möglich und unter hundert Isländern haben neunundneunzig nie ihr Syssel verlassen. Daher kam es auch, daß an der „großen Volksversammlung" Alles in Allem höchstens 8—900 Personen theilnahmen, darunter reichlich die Hälfte aus dem blos eine Tagereise (acht deutsche Meilen) entfernten Reykjavik.

Es war ein wunderliches Lagerleben, das sich zwischen der Allmanna- und Hrafnagjà einrichtete. Mit gefesselten Vorderbeinen hüpften zahllose Rosse umher und knabberten hungrig an den schlechten, spärlichen Grashalmen. Bald waren diese kahl abgefressen und da immer mehr Pferde kamen — es mögen zuletzt ihrer dreitausend beisammen gewesen sein — mußten sie über die Berge hinaus weit in die umliegenden Lande getrieben werden, um ein grünes Fleckchen zur Weide zu finden. Am Abhange der Allmannagjà, in einer kleinen natürlichen Höhle, war ein Herd errichtet; da loderte, mit dürrem Buschwerk, Gras und Torf genährt, ein dickschmauchendes Feuer, an welchem Töpfe und Kessel standen; wo der Wasserfall niederbrauste, da standen Mädchen am schäumenden, sprudelnden Felsenkessel und wuschen im bewegten Gewässer frischgefangene und getödtete Fische und Fleischstücke, die dann nach der cyklopischen Küche höher oben wanderten. Freund Zoega hatte mit einem andern Ehrenmanne ein Wirthshaus eingerichtet und in der schon beschriebenen großen

Hütte hier unten konnte man Getränke und Speisen aller Art, wenn auch zu unchristlichen Preisen, bekommen.

Die Hütte war eine schöne Vereinigung des Angenehmen mit dem Nützlichen. In der einen Abtheilung derselben saßen fröhliche Zecher beim Gläschen Wein oder beim Humpen voll Branntwein (da Wein theuer ist, so wird er in geringeren Quantitäten getrunken) und in der zweiten tagte eine Art Vorparlament oder Notablenversammlung. Das Millenniumsfest bedeutete nämlich nicht blos die Erinnerung an die tausend Jahre vorher stattgehabte Besiedelung der Insel, sondern auch eine neue Epoche in ihrem politischen Leben; am 2. August war eine neue Verfassung ins Leben getreten, die nun von der Volksversammlung nachträglich feierlich angenommen werden sollte, und die Männer aus den verschiedenen Gegenden der Insel beriethen sich über eine Adresse, die man bei dieser Gelegenheit an den König richten wollte. Die neue Verfassung war bestimmt, zwischen Island und Dänemark ein leidlicheres Verhältniß herbeizuführen. Man muß nämlich wissen, daß die Isländer die Dänen gründlich hassen. Sie werfen den letztern vor, daß sie die Insel ausbeuten, ihre Bewohner bedrücken und es verschuldet haben, daß diese in der Kultur so schmählich zurückgeblieben sind. Thatsache ist, daß Dänemark Island jahrhundertelang in vollständiger Unmündigkeit erhalten hat. Im fünfzehnten Jahrhunderte bestanden lebhafte Handelsbeziehungen zwischen der Insel und Schottland und die Isländer lebten allgemein in hohem Wolstande; dann riß Dänemark den gesammten Handel an sich, machte aus demselben ein Staatsmonopol, verbot fremden Schiffen, in isländischen Häfen anzulegen, und stellte alljährlich amtlich

den Preis aller Bedarfsgegenstände fest, welche die Isländer nur in den dänischen Regierungsläden kaufen konnten. Unter diesem wirthschaftlichen Regime ging Island bedeutend zurück, alle Selbstständigkeit, alle Unternehmungslust schwand den Isländern und diese gelangten allmälig auf ihre heutige tiefe Stufe der Armuth und geistigen Unbeholfenheit. Außerdem werfen die Isländer Dänemark vor, daß es sie um überaus viel Geld und Gut direkt verkürzt habe; als nämlich im sechzehnten Jahrhundert auf der Insel die Reformation eingeführt wurde, zog die Regierung das ganze Kirchenvermögen an sich und hat es bis heute nicht herausgegeben. Die Isländer, die in diesem Punkte ihrer Phantasie allzusehr die Zügel schießen lassen, bewerthen das konfiszirte Vermögen, das blos in Weidegründen und Baer bestand, auf Millionen. Thatsache ist, daß man dafür, wollte man es heute verkaufen, nicht 100,000 Kronen bekäme. Ferner vergessen die Isländer, daß sie niemals Steuern gezahlt haben und auch heute frei von jeder Abgabe leben; daß auf Island keine Zölle bestehen; daß die Bevölkerung weder zum Kriegsdienst noch zu irgend einer andern persönlichen Leistung an den Staat verhalten wird; daß Dänemark für die Verwaltung, die öffentliche Sicherheit und den höhern Unterricht auf der Insel aus eigenen Mitteln sorgt und für die Aufrechterhaltung der regelmäßigen Verbindung mit Island ansehnliche Opfer bringt. Die Ehre, die Isländer zu Mitbürgern zu haben, kostet die Dänen jährlich einige hunderttausend Kronen und wenn sie dieses Opfer nicht bringen wollten, so würde Island keine Schule, keine Post, keine Regierung haben und in den Zustand samojedischer Unkultur zurücksinken. Dafür aber hat der Is-

länder weder Anerkennung noch Verständniß. Er wirft den Dänen nur immer die frühere „Ausbeutung“ vor und opponirt grundsätzlich jeder Regierungsmaßregel.

Die neue Verfassung, die der ewigen Unzufriedenheit der Isländer ein Ende machen sollte (was sie jedoch, wie die Erfahrung seither gelehrt hat, nicht zu thun vermochte), gab der Insel die vollkommene politische Selbstständigkeit, ein eigenes Parlament von zwei Kammern, deren eine vom Volke frei gewählt, die andere aber zur Hälfte von der Deputirtenkammer gewählt und zur Hälfte vom König ernannt werden sollte, und einen verantwortlichen Minister, der den Titel eines „Staatssekretärs für Island“ führt und in Kopenhagen residirt. Das Parlament, „Allthing“ genannt, sollte alle zwei Jahre in Reykjavik tagen, Gesetze geben, die Wünsche der Bevölkerung ausdrücken und den Rechenschaftsbericht des verantwortlichen Ministers entgegennehmen. Man knüpfte damals in Island an die Thätigkeit des neuen politischen Apparates sehr große Hoffnungen.

Die Versammlung, welche über die Verfassung in Zoegas Hütte debattirte, war die merkwürdigste, die ich jemals gesehen. Welche Gestalten, welche Gesichter! Lange Leiber mit auffallend kurzen Beinen, gehüllt in Kleider aus selbstgewobenem grobhaarigem Tuche und von alterthümlichem Schnitte; die Füße in Bundschuhen aus rohem Leder steckend, das Haupt mit Troddelmützen oder niedrigen, breitkrämpigen Hüten bedeckt. Die Gesichter waren glattrasirt, blos unterm Kinn wuchs eine einzige Haarkrause hervor; die Reinlichkeitsverhältnisse der Oberlippe ließen keinen Zweifel darüber, daß diese Leute der Gewohnheit des Schnupfens mit Leidenschaft

huldigten, und ein Blick auf die Mundwinkel erweiterte diese Ueberzeugung dahin, daß Viele sich das Leben noch durch den additionellen Genuß von Kautabak angenehmer machten. Die Köpfe mit dem langsträhnigen Blondhaar, den langen glatten Gesichtern und den leblosen, blauen Wasseraugen hatten eine wunderbare Schafsähnlichkeit. Im Ganzen machten diese Leute mit ihrem Aussehen und Benehmen den Eindruck von Troglodyten, die durch irgend ein Ereigniß zum erstenmale aus ihren finstern Höhlen hervorgetrieben wurden und nun mit blöden, blinzelnden Augen ins ungewohnte Tageslicht glotzten.

Da saßen sie stundenlang beisammen, Wein und Schnaps trinkend, schnupfend, Tabak kauend und debattirend; unermüdliche Redner deklamirten stundenlang über die „Herrlichkeit des isländischen Vaterlandes“ und über das „Glück, ein edelgeborener Isländer zu sein“ (stolzer Patriotismus muß uns achtenswerth bleiben, selbst wenn er zu so kläglichen Verirrungen führt) und die geduldigen Zuhörer begleiteten die wirkungsvollen Sätze mit harmonischen Expektorationen. Mit dem vorrückenden Tage wurden die Redner feuriger, die Gesichter röther und die Expektorationen häufiger. Die Berathungen endeten erst spät am Abend, um in stark frequentirte Trinkgelage überzugehen, und es wurde reichlich Mitternacht, ehe sich das Lagervolk in die Zelte verkroch und Stille sich zur Dunkelheit gesellte.

Freilich, mir bedeutete die Nacht weder Ruhe noch Schlaf. Ich hatte mir zur Lagerstätte den nackten hölzernen Tisch in der Wirths- und Parlamentshütte erwählt. Die Erde wäre weicher gewesen, aber sie war von den anhaltenden

Expektorationen, welche die Diskussionen begleiteten, so reichlich befeuchtet, daß ich die harten Bohlen unbedenklich vorzog. Andere waren indeß nicht so wählerisch gewesen und hatten sich auf den schlammigen Grund hingestreckt. Da lagen sie in einem wirren Knäuel durcheinander, unauflöslich verflochten und ineinander verkrochen, um sich gegenseitig zu wärmen. Aus diesem Chaos von Leibern und Gliedern stieg ein betäubender Dunst und ein Geräusch auf, das dem einer großen Sägemühle zu vergleichen war. Das Schnarchen wurde von einem regelmäßigen, nachdrücklichen Kratzen begleitet, das mit gleicher Kraft die ganze Nacht anhielt. Die Isländer verstehen die Kunst, die Hand auch schlafend in rigoroser Kratzthätigkeit zu erhalten, und ich zweifle nicht daran, daß diese Kunst nur durch die dringendste Nothwendigkeit zu solcher Entwickelung gelangte. Mir sträubten sich die Haare bei dieser geräuschvollen, unausgesetzten Abwehr parasitischer Zudringlichkeit und ich fragte mich schaudernd ob die Tischplatte, die mir fast Rippen und Wirbel brach, gegen allfällige Exkursionen der abundanten Insekten genügend isolirt sei?

Mit schmerzlicher Ungeduld wachte ich den Tag heran, wartete bis die Sonne den Nachtthau aufgetrocknet hatte und suchte mir dann im Freien eine behaglichere Ruhestelle. Ich kletterte gewöhnlich in die Allmannagjá, wo sie am wildesten ist, erlugte mir ein sonniges, windgeschütztes Plätzchen und streckte mich zu woligem Schlummer hin. Um mich starrten die riesigen Lavamauern, Wasserfälle rauschten mir monotone Lieder ins Ohr, mein Körper ruhte auf einem üppigen, schwellenden Lager von oft zwei Fuß mächtigem Moos, ums

Haupt blühten und dufteten mir würziges Haidekraut und Vergißmeinnicht und die von den Felsenwänden reflektirten auf mich niederrieselnden Sonnenstrahlen durchwärmten mich wonnig. So genoß ich stundenlang eines unbeschreiblich süßen Schlafes, der mich reichlich für das Ungemach der Nächte entschädigte. Und wenn ich erwachte, hatte ich oft Gelegenheit zu interessanten ethnographischen Beobachtungen. Die Isländerinen stehen im Rufe ganz besonderer Keuschheit, der selbst ziemlich kühne Reisende abgeschreckt hat, die von Reisebeschreibung zu Reisebeschreibung gläubig überlieferte Theorie experimentell zu prüfen. Nun, ich habe in den Thingvellirtagen gelernt, an isländischer Keuschheit zu zweifeln. Auf meinem einsamen Mooslager, von Blöcken vor Späheraugen verborgen, habe ich oft boccazische Szenen beobachten können, die von nichtsahnenden, sich völlig ungesehen glaubenden Pärchen mit durchaus südlicher Lebendigkeit durchgeführt wurden.

Bemerkenswerthes Zusammentreffen! Von den Felsenzinnen der Allmannagjá pflegten die alten Isländer Ehebrecherinen in die schauerliche Tiefe zu stürzen. Die Nachkommen der Sünderinen und grausamen Strafer aber erfreuten sich gerade an derselben Stelle, wo einst zerschellte Menschengebeine bleichten, ungezwungener Schäferstunden mit angenehmer Folgenlosigkeit. Nichts Schöneres, nichts Erhebenderes für den philosophischen Geist, als den Fortschritt der Zeiten und den sittenmildernden Einfluß der Kultur zu beobachten!

Die Jubiläumsfeier in Thingvellir

Es war am zweiten Tage dieses eigenartigen Lagerlebens, daß ein wunderlicher Zug sich aus dem ungeheuren Lavathore der Allmannagja in die Ebene hinausschlängelte; er bestand durchgehends aus lebendig gewordenen Figuren des „Punch“, aus englischen Reisephilistern der heitersten Sorte. Da war ein Mann, gehüllt in einen weiten Rinaldino-Mantel, einen breiten Ledergürtel um den Leib und einen Cylinder auf dem Kopfe, ein zweiter trug Kniehosen aus Sackleinwand, wollene Strümpfe und Schnallenschuhe, einen grünen Schleier am Hute und eine Flinte über die Schulter gelegt; ein Dritter war mit einem Alpenstock bewaffnet und hatte einen Ranzen auf den Rücken geschnallt und in diesem Style waren auch die Uebrigen ausgerüstet. Auch drei Damen [illegible] sich in der Gesellschaft, die sich für ihren Aufzug [illegible] ung der „Regimentstochter“ zum Muster genommen

zu haben schienen, was mich im Hinblick auf die sichtliche Lebensreife der unternehmenden Britinen wieder einmal von der tiefen Wahrheit des Sprichworts „Alter schützt vor Thorheit nicht" überzeugte. Das Gerücht hatte nicht gelogen; es war ein Dampfer, der „Wyclow", aus Glasgow in Reykjavik eingetroffen, der etwa dreißig Ausflügler mitgebracht hatte; wol ein Dutzend von ihnen hatten auch den Gefahren eines mehrstündigen Rittes todesmuthig ins Auge gesehen und den Weg nach Thingvellir nicht gescheut, wo sie von den Isländern alsbald in hellen Haufen umringt und mit gerechtem Staunen betrachtet wurden. Die Ankömmlinge ließen sich dadurch in ihren Vorbereitungen zu häuslicher Niederlassung nicht stören und zehn Minuten später wehte die britische Flagge, mit der jeder Engländer auf Reisen versehen ist, über drei Zelten, von denen das eine in einer versteckten Falte der Allmannagjá an der Seite eines prächtigen Wasserfalls, das zweite neben der hölzernen Kirche und das dritte auf dem Kirchhofe aufgeschlagen war. Die sonderbaren Lustreisenden blieben etwa vier Tage in Island und traten dann wieder die Heimreise an, nachdem sie zuvor noch die Genugthuung hatten, dem leutseligen König Christian die Hand zu schütteln. Wenn also künftig die Gewürzkrämersgattin Mrs. Smith und die Baumwollhändlerin Mrs. Brown sich rühmen werden, zum König von Dänemark persönliche Beziehungen freundschaftlicher Natur zu unterhalten, so wird Niemand berechtigt sein, boshaft zu lächeln, und ich glaube, ein solches Resultat ist mit fünfzig Pfund (so viel hat der Ausflug jeden Theilnehmer gekostet) und etwas Seekrankheit nicht zu theuer bezahlt.

Am Abend des 6. Auguſt traf der König mit ſeinem Gefolge auf dem Rückwege von den Geyſirs in Thingvellir ein; an der Spitze der Cavalcade ritt der Gouverneur, deſſen Bekanntſchaft wir ſchon gemacht haben und der auch jetzt in ſeiner großartigen Uniform ſteckte; als er ſich dem Lager näherte, glaubte er es ſeiner Würde ſchuldig zu ſein, das Pferd courbettiren zu laſſen; allein das gute Thier, auf ſolche Kunſtſtücke nicht eingerichtet, mißverſtand die Aufforderung ſeines Herrn in ewig beklagenswerther Weiſe und machte einen Seitenſprung, was zur unmittelbaren Folge hatte, daß der Gouverneur über den Kopf des Pferdes hinaus mit raketenartiger Fluglinie und Gewalt in den Straßenkoth ſchoß. Der Moment war ein kritiſcher; einige Zuſchauer vergaßen ſich ſo weit, in ihren Zügen einen Abglanz innerer Heiterkeit durchſchimmern zu laſſen, allein der Gouverneur wußte ſelbſt in dieſer Erniedrigung und unter ſo ungünſtigen Umſtänden ſeine imponirende Superiorität aufrechtzuerhalten. Nur einen Augenblick lang waren die Gleichgewichtsverhältniſſe ſeines Leibes in Unordnung; im nächſten Augenblicke ſaß er ſchon auf der Erde wie auf einem Throne, ſtülpte mit gemeſſener Bewegung den glücklicherweiſe an ſeine Seite gefallenen Hut auf das Haupt, erwiderte mit winkender Hand und nickendem Kopfe herablaſſend nach allen Seiten Grüße, die ihm Niemand bot, und erhob ſich dann nach einem gelinden Strampeln zu der majeſtätiſchen Haltung, die dieſen Würdenträger in allen Lagen des Lebens auszeichnet. Die Würde war gerettet, aber ach! die ſchöne blaue Uniform ſchwer, faſt fürchte ich unheilbar beſchädigt und beim Anblick dieſer gefleckten Herrlichkeit zitirte ich mir melancholiſch Schiller's

Worte: „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn!“

Die Ankunft des Königs war das Zeichen zum Beginn des Volksfestes; eine kleine Prozession, aus kaum fünfzig Männern bestehend, begab sich nach dem „Lagberg“ und erwartete hier den Monarchen und sein Gefolge. Der Lagberg (Gesetzberg) ist eine einsame Klippe, die sich mitten in der Hrafnagjá erhebt. Sie ist von drei Seiten völlig unzugänglich und nur von der vierten auf einem schmalen, mäßig ansteigenden Rücken nahbar. Die Wässer der Hrafnagjá umfließen ihren Fuß und legen der Annäherung ein weiteres Hinderniß in den Weg. Der Lagberg ist einer der historisch denkwürdigsten Plätze in Island. An dieser Stelle pflegten sich zur Zeit des isländischen Freistaates die Freien der Nation zum Althing (etwa Landtag; davon Thingvellir, Landtagsthal) zu versammeln; die Thingsmänner schaarten sich rund um den Fuß des Lagbergs und auf der Höhe desselben, sicher vor feindlichem Ueberfall, den man in jenen wilden Zeiten und bei einem schwertgewohnten Volke stets befürchten mußte, stand der oberste Würdenträger der Volksgemeine, der Lagmann (Gesetzmann), und verkündete der Versammlung Gesetz und Recht. Hier war es, wo der erste Lagmann Islands, Ulfliot, seinen Landsleuten im Jahre 928 die Weisthümer, Sprüche und Satzungen vortrug, die er in Norwegen von Thorleifr dem Weisen erlernt hatte; die Versammlung nahm sie jubelnd an und sie bildeten in Hinkunft das Gemeinrecht, das der jeweilige Lagmann alljährlich dem Althing auswendig hersagen mußte, bis es zwei Jahrhunderte später unter dem wunderlichen Namen „Grágás“ (lies Graugaus,

Eidergans) niedergeschrieben wurde. Vom Lagberg herab war es, daß der Lagmann Þorgeir im Frühling des Jahres 1000 das Christenthum als die gesetzliche Religion Islands verkündete, allerdings mit dem Zugeständnisse an die Getreuen der alten Götter, daß sie auch künftig Kinder aussetzen, Roßfleisch essen, Thor im Geheimen anbeten und, wenn sie das kalte Wasser der Taufe scheuen, sich in die heißen Quellen von Laugardal tauchen lassen können; auf dem Lagberg endlich war es, wo der letzte freie Lagmann im Jahre 1261 (nach Andern 1262) den norwegischen König Hakon als Herrn der bis dahin unabhängigen Insel ausrief. Es war eine hochpoetische Idee, die neue Geschichte an die älteste zu knüpfen und das Inslebentreten des neuen Gesetzes mit den ehrwürdigen Formen zu umgeben, die von uralten Sagen und Gesängen mythisch verklärt an die Gegenwart gebracht wurden. Bei der heillosen Stumpfheit und Versumpftheit der Isländer ging aber auch diese wirkungsvolle Idee gänzlich verloren; die Männer, die einund zwanzig Tagereisen weit zum Tausendjahrs-Feste gekommen waren, versäumten gerade diesen bei weitem wichtigsten und bedeutungsvollsten Moment desselben: sie saßen in der Wirthshütte, vertranken ihr halbes Jahreseinkommen in Sherry und Brandy und kümmerten sich nicht um die Dinge, die draußen vorgingen.

Kaum der zwanzigste Theil der in Thingvellir versammelten Männer war Zeuge der Szene in der Hrafnagjá; wer sie aber mitangesehen hat, dem wird sie ewig in der Erinnerung leben. Auf der Spitze des Lagbergs, dieses Berges Sinai des isländischen Volkes, stand eine kleine Gruppe von Männern, unter ihnen der König, der dänische Justizminister

und der Obmann der Notablenversammlung, der Justizminister überreichte dem letzteren die Urkunde der neuen Verfassung und der Isländer rief mit lauter Stimme in die Tiefe hinab: „Das ist das neue Recht, das des Königs Gnade uns verleiht. Wir wollen es halten und achten und nicht davon weichen, so wahr uns Gott helfe!“ Und die vierzig oder fünfzig Männer, die unten jenseits des Wassers standen, wiederholten, die Finger zum Schwur erhoben: „Wir wollen es halten und achten und nicht davon weichen, so wahr uns Gott helfe!“ Es schien einen Augenblick, als hielten die Wasserfälle ringsum ihr Rauschen und der Wind seinen Athem an, um dem Chor der Männer zu lauschen; das Echo der Hrafnagjá erwachte aus vielhundertjährigem Schlafe und wiederholte wie bekräftigend das letzte Wort des Spruchs und am Himmel flammte das Abendroth auf, als hätte die Natur es zum Zeugen des Eides gesendet, mit dem ein freies Volk sich freiwillig in die Befolgung eines neuen Rechtes band.

Der König schlief diese Nacht in der Kirche von Thingvellir, was in Island, wie wir gesehen haben, durchaus nichts Ungewöhnliches ist.

Am Morgen des 7. August versammelte sich das ganze Lager um eine Art Rednertribüne, die auf einem niedrigen Hügel errichtet worden war. Rechts und links von derselben waren große Fahnen von Schweden, Norwegen, Dänemark, England, Amerika, Deutschland und Frankreich in die weiche Erde gepflanzt. Der König und sein Gefolge, dann die Kommandanten der im Hafen von Reykjavik liegenden Kriegsschiffe gruppirten sich am Fuße der Tribüne, die alsbald vom Obmann der isländischen Versammlung eingenommen wurde.

Der würdige Mann begann eine Rede, die darauf hinauslief, daß der heutige Tag einer der größten in der neuern Weltgeschichte sei, und ich war unangenehm überrascht, in diesem entlegenen Eiland sogar die bekannten „Augen von Europa", diesmal natürlich auf Thingvellir gerichtet, wiederzufinden. Redner wies darauf hin, daß „alle Nationen Europas ihre ausgezeichnetsten Männer, Edelleute und Gelehrte von hohem Verdienst nach Island gesendet haben, um das Tausendjahrsfest mit ihrer Gegenwart zu schmücken". Meine Bescheidenheit sträubte sich hier ein wenig, den auf mich entfallenden Theil dieser schmeichelhaften Aeußerung voll zu acceptiren. Fortfahrend ging er dann mehr ins Spezielle ein: „Hier ist England" (ein zwölfstimmiges Hurrah antwortete prompt), „hier Amerika" (Mr. Cyrus Field lüftete würdevoll den Hut), „hier Deutschland" (der Redner wies deutlich auf mich: nach den gegebenen Beispielen durfte ich nicht säumen, durch eine Verbeugung den richtigen Empfang der Artigkeit zu bestätigen), „Oesterreich" (er wies schon wieder auf mich: in Gottes Namen eine zweite Verneigung) „und Ungarn" (der Redner hörte nicht auf, nach mir zu deuten; sehr verlegen fügte ich mich in die verantwortliche Stellung eines Vertreters dreier großer Staaten). „Aber hier ist auch das ferne Sagenland Indien" (aller Augen richteten sich mit ehrfurchtsvollem Staunen auf Dr. L., der mit etwas satirischer Rührung sein Haupt entblößte und das Sacktuch über die Augen führte) „und hier endlich sind unsere lieben nordischen Verwandten aus Skandinavien!" Die Folgerungen, die der Redner aus dieser Anwesenheit „der ausgezeichnetsten Männer, Edelleute und Gelehrten aller Nationen" zog, waren etwas minder

harmlos; er erblickte in derselben nämlich eine Anerkennung der Thatsache, daß die isländische Nation allen andern in Bildung und Kultur „mindestens“ (es ist unbezahlbar, dieses „mindestens“!) ebenbürtig sei, — eine Deutung, die wirklich beispielsweise meiner Reise nach Island sehr mit Unrecht gegeben würde.

Auf die Rede folgten Gesänge und als auch diese geendet waren, überreichten die Abgesandten des Studentenvereins von Christiania eine Adresse an die isländische Nation. Mr. Cyrus Field tauschte mit dem Korrespondenten des „New York Herald“ einen raschen Blick aus und verschwand. Zehn Minuten später kam er wieder aus der Wirthshütte zum Vorschein. Sein Antlitz leuchtete, in der Hand schwang er triumphirend einen Bogen Papier. Er drängte sich an die Tribüne und erklärte mit Donnerstimme, daß er namens der Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Adresse zu überreichen habe. Sie trage zwar nur wenige (er hätte auch etwas bestimmter sagen können „zwei“) Unterschriften, allein er könne versichern, daß die in derselben ausgesprochenen Sympathien von vierzig Millionen getheilt werden. Die Versammlung jubelte, der König aber begann sich vom Feste zu dispensiren. Nun war an den Engländern die Reihe, Blicke auszutauschen und sich zurückzuziehen. Sie mußten die Yankees überbieten, denn die nationale Ehre war engagirt. Durch den kleinen, unschuldigen Kniff, die Unterschriften in ungewöhnlichen Dimensionen und mit großer Liberalität in der Bemessung der Zwischenräume zwischen den einzelnen Namen auszuführen, brachten sie zwei Seiten voll Signaturen zuwege und die Adresse, die sie dem Obmanne überreichten,

war weit stattlicher als die amerikanische. Ich fühlte tief, daß ich hinter diesen Beispielen nicht zurückbleiben dürfe, und lief ebenfalls nach der Wirthshütte, allein ach! es gab keinen reinen Bogen Papiers mehr und da ich die beabsichtigte Adresse doch nicht auf meine Visitkarte schreiben mochte (Mr. Cyrus Field würde es gewiß unbedenklich gethan haben), so kamen Deutschland, Oesterreich und Ungarn um die Ehre, ihre isländische Schwester an dem großen Tage offiziell bekomplimentirt zu haben.

Mit dieser Szene von ausgesprochen internationalem Charakter war der allgemeine Theil des Tausendjahr-Festes zu Ende. Es folgte für einen etwas engeren Kreis ein solennes Frühstück in der Wirthshütte, bei welchem König Christian den Vorsitz führte. Uns „ausgezeichnetsten Männern der fremden Nationen" wies man Plätze am Tische des Königs an, die Nebenräume der Hütte waren von den einheimischen Honoratioren eingenommen. Das Frühstück war, mit Berücksichtigung aller Umstände, gar nicht so übel zu nennen. Es gab Schinken, Ochsenzunge, Würste verschiedener Art, Lachs und Forellen natürlich im Uebermaß, dazu Sherry, Bordeaux und Champagner. Toaste wurden in isländischer Sprache auf den König ausgebracht, wobei derselbe regelmäßig: „Herr König!" angesprochen wurde, ganz so wie in den Grimm'schen Märchen und lyrischen Gedichten des Mittelalters. Der König hatte den Geist, sich über diese archaistische Anrede, über den Ort und die ganze Szene köstlich zu amüsiren, und er antwortete in sichtlich guter Laune auf die isländischen Trinksprüche. Nach beendigtem Mahle hielt er Cercle, ließ sich alle Anwesenden vorstellen, konversirte mit ihnen freund-

lichst und schüttelte ihnen zum Abschied kräftig die Hand. Dieses Frühstück muß dem König als ein sehr denkwürdiges in Erinnerung geblieben sein; jedenfalls ist er nie mit so vernachlässigt aussehenden Leuten bei Tische gesessen wie damals; unser Aller Toilette hatte nämlich durch das mehrtägige Bivouakiren im Lager außerordentlich gelitten und wir waren so schmutzig und verwahrlost, daß ich überzeugt bin, man würde uns in unserm damaligen Aufzuge in keinem anständigen Hotel der Welt zur Table d'Hôte zugelassen haben. Kurz nach dem Dejeuner, etwa um 1 Uhr Mittags, bestieg der König sein Roß und begab sich, von den Isländern bis in die Allmannagjá begleitet und zum Abschiede mit lautem Hurrah gegrüßt, nach Reykjavik zurück.

Mittlerweile hatte sich das äußere Ansehen des Schauplatzes dieser Vorgänge wesentlich verändert. Seit der letzten Nacht gingen mit geringen Unterbrechungen schwere Regen nieder; der Himmel war von schwarzen Wolken umhangen, dicke Nebel krochen, so niedrig wie man es bei uns nie beobachtet, an den Abhängen der Allmannagjá hin, das ganze Thingvellir war ein Morast und auch unter dem seinsollenden Schutzdache der Zelte gab es kein trockenes Plätzchen. Die Gegend, wild, aber nicht ohne Schönheit, im Sonnenlichte und unter blauem Himmel, war trostlos und erregte Selbstmordwünsche in dieser bleigrauen Beleuchtung, in dieser Nässe und Kälte. Ich hatte den begreiflichen, äußerst lebhaften Wunsch, sofort von hier wegzukommen, und Hunderte hatten ihn mit mir. Es ging an ein allgemeines Zeltabbrechen, Pferdeeinfangen, Satteln und Abschiednehmen. Das Getümmel, die Verwirrung, das Durcheinander waren unbe-

schreiblich; da fand Einer sein Pferd nicht, da hatte ein Anderer ein fremdes Pferd genommen, da fluchte ein Dritter, weil ein liebenswürdiger Wirth, dessen Gastfreund er gewesen, in seiner Abwesenheit das Zelt zerlegt und seine Sachen rücksichtslos in Koth und Regen gelassen hatte. Alles rannte und galoppirte rufend und schreiend hin und her, das Lager gewährte einen Anblick wie bei einer Panik, hervorgerufen durch den plötzlichen Ueberfall eines blutdürstigen Feindes.

Ich suchte Zoega auf und verlangte mein Pferd von ihm. Er zuckte die Achsel und sagte, es sei nicht da und er könne es jetzt nicht suchen. Wüthend gemacht durch seinen philosophischen Gleichmuth, wiederholte ich mein Verlangen in einer Form, die einigen Eindruck auf ihn zu machen schien, denn er erwiderte mit ungewohnter Raschheit, das Pferd sei jenseits der Berge auf einem entfernten Weideplatze und er wolle sofort einen berittenen Mann darum aussenden: in einer Stunde könne ich es haben. Nun wiederholte sich Zug für Zug dieselbe Geschichte wie bei der Abreise von Reykjavik. Ich kam um zwei, um drei, um vier Uhr, um nach dem Pferde zu fragen, erhielt aber jedesmal die Auskunft: „Noch nicht", „gleich", bald". Es wurde allgemach spät und später und ich konnte mich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß ich mein Pferd wahrscheinlich gar nicht vor dem nächsten Tage bekommen werde. Noch eine Nacht hier außen zubringen? Nimmer. Die Isländer waren, soweit sie nicht aufbrachen, sehr gerührt und begeistert von den Reden und Gesängen und tranken und expektorirten sich eifriger als je: an Schlaf war voraussichtlich nicht zu denken: ebensowenig an die gewohnte entschädigende Tagesruhe in der Allmannagjá, denn

das dichte Moos war vom Regen vollgesogen wie ein Badeschwamm. Ein rascher Entschluß mußte gefaßt werden —

Und ich faßte ihn. In der Nähe der Wirthshütte stand ein schöner Braun, fertig gesattelt und gezäumt. Ohne ein Wort zu sprechen bestieg ich ihn und war im nächsten Moment auf dem Wege. Ich hörte Stimmen heftig hinter mir her rufen, ich aber wandte mich nicht um, sondern schlug und spornte das Pferd wie verrückt und befand mich bald genug in Sicherheit vor etwaigen Remonstrationen des Eigenthümers.

Ich gönnte auf dem ganzen Wege dem braven Roß keinen Moment des Nachlassens und um elf Uhr Abends hatte ich die Freude, in die dunkeln Straßen von Reykjavik einzureiten. Der Weg von Thingvellir hieher, acht deutsche Meilen, war in kaum sieben Stunden zurückgelegt worden — aber ich und das Pferd, wir sahen auch beide darnach aus: wir waren von Kopf bis Fuß mit einer dicken Kothschichte bedeckt, die von der Haut nur schwer, von meinen Kleidern nie mehr herunterging. Ich zäumte das Pferd ab, trieb dasselbe auf die nächste Wiese, legte Sattel und Zeug in der Torfkammer des Hospitals nieder und streckte mich fünf Minuten später in meinem Bette aus — zum erstenmal seit fünf Nächten aus den Kleidern gekommen.

Noch heute gewährt es mir eine besondere Befriedigung, daß das Pferd, wie ich Tags darauf erfuhr, Zoega's eigenes Reitpferd war.

Bei den Geyſirs.

Unſer kleines Zelt war etwa hundert Schritte vom großen Geyſir aufgeſchlagen und wir lagen vor demſelben, in Ermangelung von Bärenhäuten auf unſern Mänteln, in behaglichſtem Nichtsthun. Vor dem unangenehmen Winde waren wir geſchützt, die Sonne ſchien verhältnißmäßig warm und wolthuend auf uns herab und es war ein wunderbares Gefühl ungetrübten Wolſeins, das uns durch alle Adern rieſelte und durch alle Nerven kriebelte. Die Tauſendjahrs-Feſtlichkeiten hatten mit einem Balle in Reykjavik und einem zweiten an Bord des „Jylland“ ein Ende erreicht, König Chriſtian war am 11. Auguſt von Island abgereiſt, wir hatten nunmehr uneingeſchränkte Verfügung über unſere Zeit und konnten dieſelbe nach Gutdünken zu Streifzügen durch die Inſel benützen. Einer unſerer erſten Ausflüge hatte begreiflicherweiſe die Geyſirs zum Ziele.

Mit einem Zelte und Lebensmitteln verſehen, hatten wir uns am 14. Auguſt früh Morgens von Reykjavik auf den Weg gemacht und waren nach dreizehnſtündigem, ſehr anſtrengendem Ritte, der uns wieder über das nunmehr in gewohnter Verlaſſenheit daliegende Thingvellir führte, am Abend bei den Geyſirs eingetroffen. Bei uns glaubt man, daß „Geyſir" ein Eigenname ſei: allein das iſt nicht der Fall. „Geyſir", die Mehrzahl von „Geyſr", heißt auf isländiſch einfach „Springquellen" und es gibt deren hunderte auf der Inſel. Der in allen Lehrbüchern der Geographie angeführte und in Europa meiſtbekannte Geyſr iſt nicht einmal der größte, allein er iſt von Reykjavik am nächſten und leichteſten zu erreichen und war darum von mehr Reiſenden beſucht und häufiger beſchrieben und abgebildet als irgend eine andere der prächtigen Heißwaſſer-Springquellen im Norden und Oſten der Inſel.

Bei unſerer Ankunft herrſchten ziemlich ungünſtige Verhältniſſe vor. Der Bauer in dem Bae nächſt den heißen Quellen erzählte uns, daß der große Geyſr am Morgen des 12. geſpielt habe, und wir konnten vernünftigerweiſe nicht erwarten, daß wir vor zwei oder drei Tagen das Schauſpiel eines neuen Ausbruchs zu ſehen bekommen werden. Der große Geyſr iſt nämlich in den letzten zwei oder drei Jahrzehnten ſehr läſſig geworden. Einſt ſcheint es anders geweſen zu ſein: Anderſon ſpricht in ſeinen „Nachrichten von Island", die 1746 in Hamburg erſchienen, vom Geyſr als einem faſt ununterbrochen arbeitenden Springquell; auch zu Uno von Troils Zeit, der Island vor einem Jahrhundert beſuchte, ſcheint der Geyſr noch täglich geſtiegen zu ſein und ſelbſt

in den Werken von Hooker, Henderſon und Mackenzie, deren Reiſen ſchon in dieſes Jahrhundert fallen, kann man nichts finden, was darauf ſchließen laſſen würde, daß die betreffenden Beobachter auf eine Eruption ſonderlich lange warten mußten. Allein heute iſt das anders. Der große Geyſr ſpringt gewöhnlich nur alle fünf oder ſechs Tage, ſelten in kürzeren, oft in längeren Zwiſchenräumen und auch da ſind die Ausbrüche nicht immer von gleicher Heftigkeit. Außerdem glaubt der ſchon erwähnte Bauer beobachtet zu haben, daß Regenwetter die Eruptionen verzögere und ſchwäche und daß die größte Kraftentfaltung des Geyſr immer mit trockenem Wetter, bei leicht bewölktem Himmel und vorherrſchendem Nordwinde, zuſammenfalle. Nun regnete es aber in Strömen und wenn die Wahrnehmungen des Bauers richtig waren, ſo hatten wir gegen uns eine ſtarke Wahrſcheinlichkeit mehr, daß der Geyſr in den nächſten Stunden ſeine Unthätigkeit nicht aufgeben werde. Wir hielten Kriegsrath, ob wir trotz alledem unſern Wachtpoſten an den Quellen beziehen oder die menſchenfeindliche Regennacht ruhig im Bae verbringen ſollten. Nur Eine Stimme erhob ſich für das Kampiren; wir Anderen waren weniger gewiſſenhaft und ließen uns von der ſichtlich ſtarken Ueberzeugung des Isländers zum Glauben beſtimmen, daß es in der bevorſtehenden Nacht hier außen für uns nichts zu holen noch zu verſäumen geben werde. Wir folgten alſo dem Bauer in ſeine Wohnung und lagen, wenn auch nicht eben bequem oder reinlich gebettet, faſt unmittelbar nach unſerer Einkehr in feſtem Schlafe.

Am nächſten Morgen — nicht gerade zu zeitlich, ich muß das mit Beſchämung geſtehen — begaben wir uns wie-

der nach den Geyſirs und ſchlugen unſer Zelt auf. Das Wetter hatte ſich aufgeklärt und verſprach eine Weile ſchön zu bleiben. Der Boden war wol unangenehm durchfeuchtet, allein gegen dieſes Uebel führten wir eine Kautſchukdecke mit uns. Wir konnten endlich dazu gelangen, die Gegend und die Quellen genauer zu beſichtigen.

Wir befanden uns in einer gegen Süden ſchwach geneigten Ebene, die im Norden durch einen ziemlich ſchroff anſteigenden Hügel von mehreren hundert Fuß Höhe begrenzt wird. Weiße dünne Dampfwolken, an manchen Stellen häufiger, an manchen ſpärlicher, ſchweben über der Fläche und wogen im Winde auf und nieder. Ein Getöſe erfüllt die Luft wie in einer großen Maſchinenwerkſtätte; ein Stöhnen und Sauſen und Brauſen wie von gewaltigen Blaſebälgen, dazwiſchen ein ſchrilles Pfeifen und ein unterirdiſches Kollern und Knurren, das ſich zeitweilig zu einem dumpfen, fernen Donner verſtärkt. Der Boden, ſchlammig, jeder höheren Vegetation bar, blos mit Moos und elend ausſehendem, dürftigem Graſe an den trockeneren Stellen ſpärlich bekleidet, iſt wie ein Sieb von großen und kleinen Höhlungen durchlöchert, in denen eine grauſenerregende Höllenthätigkeit ununterbrochen ſichtbar und hörbar iſt. Zunächſt war unſere Aufmerkſamkeit natürlich dem großen Geyſr zugewandt. Dieſer, am äußerſten Rande des vulkaniſchen Gebietes und unmittelbar am Fuße des Hügels gelegen, iſt durch eine ausgedehnte, länglich-rundliche Erhöhung bezeichnet, die ſich dreißig Fuß über den Boden erhebt und ungefähr hundert Schritte im Umfange mißt. Sie gleicht einem rieſenhaften flachen Brotlaib und beſteht ganz aus einer graulichen, deutlich blät-

das Baſſin des Geyſr vor ſich. Daſſelbe miß
gaben der neueſten Werke von Baring-Gou
Preyer, Pajkull u. A. 56 Fuß in der Länge
und hat eine regelmäßig ovale Geſtalt. Von
außen gerundeten, nach innen flachen Rande
Baſſin etwas tiefer gegen die Mitte hin, wo
Quelle ſich in daſſelbe öffnet. Dieſe ungeheu
an den Ranſt faſt zum Ueberfließen mit einem
heißen Waſſer gefüllt, das an ſeiner tiefſten
der Röhrenmündung, vier Fuß tief iſt. Am Ra
iſt dieſe unheimliche Fluth ruhig und unbe
Mitte hin aber iſt ſie in ſteter kochender Wall
mal heftiger, manchmal ſchwächer wird, ab
ganz beruhigt. In kurzen Zwiſchenräumen
Dampfblaſen aus der Röhre mit gurgelndem
die an der Oberfläche zerplatzen und ein weißes
befreien, das einen Moment lang auf dem b
ſerſpiegel ruht und dann vom Winde weggeb
dem ſüdlichen Rande des Baſſins hat ſich da
Abfluß gebildet, von wo es über den Abha

man zahlreiche und höchſt verſchiedenartige Gegenſtände, die von dem Waſſer mit einer dickern oder zartern Kruſte überzogen wurden; wir ſammelten verſteinerte Eierſchalen, Raſenſtückchen, Blüten und Vogelfedern und ſenkten zum Nutzen künftiger Beſucher eine Menge ähnlicher Dinge in die verſteinernde Flut.

Wenige hundert Schritte vom großen Geyſr und in ſüdweſtlicher Richtung von demſelben liegt der Strokkr, ſein nur wenig minder anſehnlicher Rivale, und ungefähr in der dreifachen Entfernung, am Abhange des Hügels, der kleine Geyſr, ein ſchwächlicher, aber höchſt unruhiger und lärmender Geſelle. Zwiſchen dieſen drei bemerkenswertheſten Quellen gibt es noch eine Unzahl anderer, in denen ſich die vulkaniſche Thätigkeit unter den verſchiedenſten Formen äußert. Hier ſteigen dünne Waſſerſäulen alle fünf Minuten unter ſchrillem Pfeifen etwa drei Fuß hoch empor und ſinken wieder klatſchend in die kleine Höhlung zurück: da kocht der ganze Waſſerſpiegel eines Baſſins periodiſch mit polterndem Geräuſche auf, erhebt ſich bis zum Rande, fließt über und fällt dann wieder um einige Zoll; einige der Quellen gleichen großen Keſſeln, in denen eine pechſchwarze, ſchlammige Maſſe in heftigem Kochen und Brodeln begriffen iſt, ohne aber zu ſteigen und zu fallen, ja in einigen Fällen ſogar, ohne Dampfblaſen an die Oberfläche zu ſenden: eine beſonders unheimliche Wirkung machen mehrere ganz ruhige, tiefblaue Pfühle, die weder ſieden noch poltern, aber eine ſengende Hitze ausſtrahlen und lautlos, langſam, jedoch ununterbrochen große Luftblaſen aufſteigen laſſen. Endlich gibt es hie und da auch kleinere trichterförmige Oeffnungen im Boden, denen blos

terigen und nicht ſehr harten Kieſelſintermaſſe, die vom ſtark ſilikathaltigen Waſſer des Geyſr abgelagert wurde und im Laufe der Jahrhunderte zu ſo anſehnlichen Dimenſionen angewachſen iſt. Erkletert man die Erhöhung, ſo hat man das Baſſin des Geyſr vor ſich. Daſſelbe mißt nach den Angaben der neueſten Werke von Baring-Gould, Zirkel und Preyer, Paikull u. A. 56 Fuß in der Länge bei 46' Breite und hat eine regelmäßig ovale Geſtalt. Von dem ſanft nach außen gerundeten, nach innen flachen Rande ſenkt ſich das Baſſin etwas tiefer gegen die Mitte hin, wo die Röhre der Quelle ſich in daſſelbe öffnet. Dieſe ungeheure Schale iſt bis an den Rand faſt zum Ueberfließen mit einem dunklen, kochend heißen Waſſer gefüllt, das an ſeiner tiefſten Stelle, zunächſt der Röhrenmündung, vier Fuß tief iſt. Am Rande des Baſſins iſt dieſe unheimliche Fluth ruhig und unbewegt: gegen die Mitte hin aber iſt ſie in ſteter kochender Wallung, die manchmal heftiger, manchmal ſchwächer wird, aber ſich niemals ganz beruhigt. In kurzen Zwiſchenräumen ſteigen große Dampfblaſen aus der Röhre mit gurgelndem Geräuſche auf, die an der Oberfläche zerplatzen und ein weißes Dampfwölkchen befreien, das einen Moment lang auf dem brodelnden Waſſerſpiegel ruht und dann vom Winde weggeblaſen wird. An dem ſüdlichen Rande des Baſſins hat ſich das Waſſer einen Abfluß gebildet, von wo es über den Abhang des Sinterhügels in einem kleinen, rauchenden Waſſerfalle niederſtürzt und dann in der Fläche als eine ſchwache, mannigfach geſchlängelte und getheilte Ader weiterfließt, immer mehr und mehr erkaltend, je weiter es ſich vom Urſprunge entfernt. Im Baſſin und in dem daraus entſpringenden Bächlein findet

man zahlreiche und höchst verschiedenartige Gegenstände, die von dem Wasser mit einer dickern oder zartern Kruste überzogen wurden; wir sammelten übersteinerte Eierschalen, Rasenstückchen, Blüten und Vogelfedern und senkten zum Nutzen künftiger Besucher eine Menge ähnlicher Dinge in die versteinernde Flut.

Wenige hundert Schritte vom großen Geysr und in südwestlicher Richtung von demselben liegt der Strokkr, sein nur wenig minder ansehnlicher Rivale, und ungefähr in der dreifachen Entfernung, am Abhange des Hügels, der kleine Geysr, ein schwächlicher, aber höchst unruhiger und lärmender Geselle. Zwischen diesen drei bemerkenswertheſten Quellen gibt es noch eine Unzahl anderer, in denen sich die vulkanische Thätigkeit unter den verschiedensten Formen äußert. Hier steigen dünne Wassersäulen alle fünf Minuten unter schrillem Pfeifen etwa drei Fuß hoch empor und sinken wieder klatschend in die kleine Höhlung zurück; da kocht der ganze Wasserspiegel eines Bassins periodisch mit polterndem Geräusche auf, erhebt sich bis zum Rande, fließt über und fällt dann wieder um einige Zoll; einige der Quellen gleichen großen Kesseln, in denen eine pechschwarze, schlammige Masse in heftigem Kochen und Brodeln begriffen ist, ohne aber zu steigen und zu fallen, ja in einigen Fällen sogar, ohne Dampfblasen an die Oberfläche zu senden: eine besonders unheimliche Wirkung machen mehrere ganz ruhige, tiefblaue Pfühle, die weder sieden noch poltern, aber eine sengende Hitze ausstrahlen und lautlos, langsam, jedoch ununterbrochen große Luftblasen aufsteigen lassen. Endlich gibt es hie und da auch kleinere trichterförmige Oeffnungen im Boden, denen blos

heiße Gaſe mit ziſchendem Geräuſche entfahren und deren Umgebung wie gebrannt und glaſirt ausſieht. Die Farbe des Waſſers und des Niederſchlags iſt faſt in jeder Quelle verſchieden; das Auge begegnet allen möglichen Nuancen von Weiß, Grau, Schwarz, Gelb, Orange und Roth und das ganze Quellengebiet ſtellt ſich dem Blicke wie eine koloſſale Palette dar, auf der ſich große Kleckſe verſchiedener greller Farben neben einander befinden.

Man fühlt ſich anfangs recht bänglich und beklommen mitten zwiſchen dieſen kochenden und arbeitenden, dampfenden und ſchnaubenden Höllenſchlünden, die ihre heftige Bewegung auch dem Boden mitzutheilen und auf uns loszubrechen ſcheinen, um uns im nächſten Augenblick in ihren glühenden Rachen zu ſchlingen, allein bald gewöhnt man ſich an den bebenden Boden, die lebendigen Waſſer- und Schlammkeſſel und die ängſtigenden Geräuſche und man wandelt ſchließlich zwiſchen ihnen mit einer Gleichgiltigkeit auf und nieder, als wäre man vielleicht gar ſelbſt der Heizer, der die unterirdiſchen Feuer für dieſe grauenhafte Dampfmaſchine nährt und ſchürt.

Die Stunden vergingen raſch und angenehm in dieſer aufgeregten Umgebung. Einen anſehnlichen Theil des Tages nahmen die mit beſonderer Umſicht und Sorgfalt betriebenen Vorbereitungen zu den verſchiedenen Mahlzeiten, dieſe ſelbſt und die zwiſchen ſie eingeſchalteten Verdauungsſchläfchen ein. Wir brauchten zu unſeren Kochkünſten kein Feuer; das Geyſirbaſſin gewährte uns die nöthige Wärme im Ueberfluß; drei Minuten genügten, um Hühnereier, deren wir ganze ſechs Stück vor unſerer Abreiſe in Reykjavik hatten auftreiben

können, hartzukochen; kaum mehr Zeit nahm die Zurichtung unserer Suppen- und Fleischkonserven in Anspruch und wenn wir uns nicht den Luxus von Kaffee, frischgekochtem Lachs und Brandy mit heißem Wasser hätten gönnen wollen, so hätte das Zubereiten der Speisen weniger Zeit in Anspruch genommen als das Verzehren derselben. Für unsere Unterhaltung sorgte in kurzen Zwischenräumen der Strokkr. Ungleich dem trägen, phlegmatischen, fast hätte ich gesagt blasirten Geysr ist dieser jüngere Bruder desselben sanguinisch, heftig und im höchsten Grade reizbar. Er schleudert ganz von selbst alle zehn bis zwölf Stunden seine kolossale Wassersäule in die Höhe, wenn man es aber zufällig etwas eilig hat und selbst so lange nicht warten will, so kann man ihn nach Belieben in jedem gegebenen Augenblicke zum Ausbrechen veranlassen. Man muß nur eine ansehnliche Portion Rasen, etwa vier oder fünf große Schaufeln voll, in seine Luftröhre schleudern und sie dadurch verstopfen. Fünf Minuten lang ist dann Alles still, das Wasser im Bassin ist ruhig und unbewegt und nichts verräth, daß die Mündung des Quells nicht für immer zugekeilt ist. Allein plötzlich erschüttert ein dumpfer Donnerschlag Luft und Erde; der Boden bebt und mit einem graunerregenden Heulen und Zischen fährt aus der verschütteten Röhre ein ungeheurer Strahl kochenden Wassers zugleich mit einer dicken Dampfwolke heraus und in schwindelige Höhe empor. Ausbruch folgt auf Ausbruch, Donner auf Donner und der Scheitel der Wassersäule hält sich wol fünf Minuten lang stetig in gleicher Höhe, bis er allmälig niedriger und niedriger wird und endlich wieder in die Röhre zurücksinkt. Das Wasser ist bei diesen erzwungenen

Ausbrüchen ſchwarz wie Tinte und führt die ganz zerkochten und zerweichten Raſenſtückchen mit ſich, die in weite Entfernung umhergeſchleudert werden. Wir gönnten uns dieſes prächtige Schauſpiel viermal in den zwei Tagen unſeres Aufenthaltes bei den Geyſirs und zweimal ſpielte der Strokkr von ſelbſt; wir haben ihn alſo zuſammen ſechsmal in Thätigkeit geſehen.

Was den großen Geyſr betrifft, ſo regte er ſich am erſten Tage gar nicht, wie wir es übrigens kaum anders erwarteten. Spät Abends gegen elf Uhr, nachdem wir noch dem Strokkr zu guter Letzt ſein Brechmittel mit gewohntem Erfolge eingegeben hatten, begaben wir uns ins Zelt und gingen zur Ruhe, natürlich ohne die Kleider abzulegen. Wir waren einige Stunden in tiefem Schlafe dagelegen und es mochte ſchon gegen drei Uhr Morgens ſein, als uns plötzlich ein heftiges Getöſe weckte. Wir waren raſch auf den Beinen und ſtürzten vor's Zelt hinaus; das Getöſe wiederholte ſich noch ſtärker und kam ganz deutlich vom Geyſr her. Wir liefen ſo ſchnell wir konnten an den Rand des Baſſins; allein da regte ſich nichts; ſchwarz und unbewegt lag die ſtygiſche Flut in dem ungeheuren Becken im ſchwachen Lichte des grauenden Morgens da. Das trügeriſche Getöſe wiederholte ſich ein- oder zweimal und verlor ſich dann wie der rollende Donner eines wegziehenden Sommergewitters in der Ferne. Es waren diesmal nur blinde Schüſſe geweſen, die uns in Aufregung verſetzt hatten; wir kehrten alſo mit einer gelinden Verwünſchung des ſehr zur Unzeit humoriſtiſch aufgelegten Geyſr in unſer Zelt zurück und fanden mit einiger Mühe den gewaltſam unterbrochenen Schlaf wieder. So viel hatte ich

ſchon bei dieſer Gelegenheit bemerkt, daß das anzeigende und warnende Geräuſch den Schilderungen, die ich davon geleſen, nicht entſprach. Die früheren Reiſenden hatten mit ſeltener Uebereinſtimmung von einem dumpfen Schalle, ähnlich fernen Kanonenſchüſſen, geſprochen; ich bekam den Eindruck, als ſtünde ich auf einem ſteinernen Eſtrich und von unten her ſchlügen Cyklopen mit ungeheuern Hämmern dagegen. Ich hörte den krachenden Schlag, in den ſich ein unbeſtimmtes Klirren und Klingen miſchte, und fühlte ihn gleichzeitig in einer leichten Erſchütterung des Bodens.

Der zweite Tag verging noch angenehmer als der erſte, da das Wetter nunmehr ganz trocken und ſonnig geworden war, und unter den mannigfaltigen Anregungen dieſer fremdartigen Umgebung konnte auch das Gefühl der Ungeduld nicht wach werden. Es mochte gegen neun Uhr Abends ſein, der Horizont war ſchon leicht umſchattet und wir ſaßen vor dem Zelte beim rauchenden „Toddy“ (Brandy mit heißem Waſſer und Zucker), bereit, uns bald ſchlafen zu legen, als die Geſellen Vulkan's wieder gegen den Boden zu hämmern begannen. Wir ſetzten, aber ohne große Eile, unſere Gläſer nieder und begaben uns zum Baſſin. Unterwegs verſtärkte ſich jedoch das unterirdiſche Krachen und Poltern in ſo bedeutendem Maße, die Schläge folgten ſo raſch auf einander, der Boden bebte ſo heftig, daß wir doch erkannten, es ſei jetzt etwas Ernſteres los als vergangene Nacht, und uns entſchloſſen, die Beine auf die Achſel zu nehmen. Eine Minute ſpäter und wir ſtanden athemlos am Rande des Baſſins, noch rechtzeitig angelangt, um das furchtbar ſchöne Schauſpiel vom kleinſten Anfang an voll genießen zu können.

Die Flut war heftig bewegt und wallte in breiten Ringwellen gegen den Rand des Beckens; von der Röhre her tönte ein ſchauerliches, halberſticktes Brüllen, wie von einem vorſündflutlichen Unthier, das eine eiſerne Hand würgt; plötzlich regte ſich etwas in der Mitte des Baſſins; aus dem Waſſerſpiegel erhob ſich langſam eine dunkle, rieſige Maſſe, geſtaltlos wogend und zerfließend und doch heftig bewegt, wie von inneren Zuckungen geſchüttelt, und ſank dann wieder ohnmächtig zurück; ein zweitesmal erhob ſich das formloſe Ungeheuer, diesmal einem jener fabelhaften Polypen gleichend, die manchmal über der Meeresoberfläche zum Schrecken der Schiffer erſcheinen ſollen, tauchte aber wieder in den dampfenden Abgrund nieder. Allein raſch fuhr es auf's neue empor und diesmal ſchoß es unter Donner und Erdbeben haushoch in die Luft. Es war der ſteigende Waſſerſtrahl des Geyſr. Waſſerſtrahl? Ein lächerlich ſchwacher, nichtsſagender Ausdruck angeſichts dieſer Erſcheinung; eine rieſige Säule, ein Berg, eine Klafter und mehr im Durchmeſſer haltend, wurde aus dem Höllenſchlunde herausgehoben; die Maſſe ſtieg mit einem Rucke etwa dreißig Fuß hoch, eine ungeheure Dampfwolke entwickelte ſich aus ihr, dann ſank ſie um einige Fuß zurück, ein neuer Ruck und aus der erſten Säule ſchien eine zweite herauszufahren, um dreißig Fuß weiter in die Höhe dringend und neue Dampfmaſſen ausſtoßend; wieder ein momentanes Zurückſinken und ein neuer Schwall brach hervor, deſſen Haupt aus einer ſchwindeligen Höhe, vielleicht von hundert Fuß und mehr, auf uns niederglänzte. In dieſer Form blieb die überwältigende Erſcheinung nun eine Weile; das in Schaum zerſtiebende Haupt des Waſſerberges bäumte ſich

bald etwas in die Höhe, bald ſank es ein wenig zurück; manchmal fiel die Maſſe bis zur Hälfte zuſammen, aber nur um gleich wieder mit fürchterlicher Gewalt in die Höhe gejagt zu werden; dazu wüthete das Getöſe in der Tiefe, die Erde bebte heftig und in der Röhre ſchienen Dämonen ſich Kämpfe auf Leben und Tod zu liefern. Es blies während dieſer Zeit ein ziemlich kräftiger Wind, allein er vermochte den ſtarren, pfeilfluggeraden Waſſerpfeiler nicht im geringſten zu erſchüttern und war gerade nur ſtark genug, um die Dampfmaſſen zu verjagen, die hinter dem Springquell eine weiße Wand bildeten, von der ſich ſeine dunkle, wie aus geſchmolzenem Metall beſtehende Maſſe um ſo ſchärfer und wirkungsvoller abhob.

Eine Viertelſtunde lang währte das unvergleichliche Schauſpiel mit unverminderter Gewalt; dann begann die Säule ſich wieder ruckweiſe zu verkürzen, wie ſie ſich ruckweiſe aus dem Becken herausgehoben hatte; ich kann dieſen merkwürdigen Vorgang mit nichts Anderem vergleichen als mit dem Auseinanderziehen und Zuſammenſtoßen eines aus drei oder vier ineinandergeſchobenen Röhren beſtehenden ungeheuern Teleſkops. Eine Minute ſpäter und der Waſſerkoloß war verſchwunden und mit ihm auch das Waſſer, das bis dahin das Baſſin gefüllt hatte; der unterirdiſche Donner verſtummte, der Boden ſtand wieder feſt und das Becken lag leer vor uns, ſo daß wir in der Mitte die gähnende Mündung der Röhre ſehen konnten. Wir näherten uns vorſichtig dem Rande derſelben und konnten in der mit undurchdringlicher Finſterniß erfüllten Tiefe das Wallen und Gurgeln der abfließenden Gewäſſer hören. Die Röhre, die ſehr oft gemeſſen

wurde, hat an ihrer Mündung 9½ engliſche Fuß im Durchmeſſer und geht bis zu einer Tiefe von 76 Fuß in ungebrochener Senkellinie hinab.

Wir kehrten ſchweigend, voll der erhaltenen Eindrücke, aber unfähig, ihnen gleich Worte zu leihen, in unſer Zelt zurück und lagen noch lange aufgeregt auf unſerer Decke, ehe der Schlaf unſere Nerven beruhigte.

Des anderen Morgens kehrten wir nach Reykjavik zurück. Das Baſſin des Geyſr war vor unſerer Abreiſe wieder vollkommen gefüllt und bot ganz denſelben Anblick wie an dem Tage unſerer Ankunft.

Heimwärts!

Nie vielleicht hat ein Ziviliſationsmenſch ſo phantaſtiſche Dinge gegeſſen, wie unſere kleine Reiſegeſellſchaft während ihres Aufenthaltes in Reykjavik. Wilde, ſchreckhafte, ungeheuerliche Kombinationen verblüfften uns jeden Tag. Als wir einſt Suppe mit Zimmt und Gewürznelken bekamen, da blieben wir ſprachlos, allein als man uns bei der nächſten Mahlzeit Rindfleiſch mit Zucker, Milch und Rothwein vorſetzte, da fanden wir die Sprache wieder, um gegen dieſe himmelſchreiende Verhöhnung aller göttlichen und menſchlichen Satzungen empört zu proteſtiren. Und ſie meinte es eigentlich gut mit uns, die wackere Frau Zoega, der ich die Anerkennung ertheilen muß, daß ſie nie von den Speiſen aß, die ſie für uns bereitete. Die Küche gebietet in Island über eine ſehr geringe Auswahl von Rohmaterialien und ſinnreiche Kombination iſt nöthig, wenn die Speiſekarte

nicht gar zu einförmig werden soll. Das Grundgerüste jeder Mahlzeit bil[den] Fisch und Schaffleisch; Lachs erschien jeden Tag zweimal auf unserer Tafel und wir empfanden eine melancholische Genugthuung, am Abend denselben Fisch, mit dem wir uns Mittags innig befreundet hatten, sofort wieder zu erkennen, obwol er in anderer Maske erschien, nämlich zerstampft, mit Zwiebelschnitten garnirt und durch Essig und Oel in eine Art Fischsalat umgewandelt. Ein zähes, sehniges, wässerig schmeckendes Rindfleisch bekamen wir nur manchmal, wenn ein Bewohner Reykjaviks sich entschloß, eine seiner kleinen, hornlosen Kühe dem Tode zu weihen. Das war immer ein großes Ereigniß für die Stadt. Ein hoher Magistratsbeamter ging von Haus zu Haus mit einem Subskriptionsbogen und fragte an, ob man von dem Thiere etwas abnehmen wolle und wie viel. Verpflichtete sich die Bevölkerung, eine genügende Anzahl von Pfunden zu übernehmen, so fand die Schlachtung statt. War aber die öffentliche Theilnahme zu flau, so wurde das Todesurtheil gegen die Kuh wieder aufgehoben. Mit dem Rindfleische erschien leider immer auch eine ganz erstaunliche Art von Blutwurst; es waren nämlich Schafdärme, gefüllt mit Ochsenblut, Knoblauch, Zibeben und Zucker. Der Einfluß dieser Speise war ein höchst unheilvoller, indem sie uns jedesmal für eine halbe Woche vollkommen des Appetits beraubte. Wir sahen, daß Frau Zoega eine tiefe, vielleicht durch den klimatischen Gegensatz erklärliche Hinneigung zu den Gewürzen Indiens hatte, und entschlossen uns eines Tages sie zu ersuchen, daß sie diese Gewürze roh zur Tafel bringe und die Kombination mit den gekochten Speisen uns überlasse. Allein sie nahm uns diese

unberufene Einmischung in Küchenangelegenheiten sehr übel und strafte uns mit einer Suppe, die zwar keinen Zimmt, aber gekochte Radieschen enthielt. Von da ab aßen wir schweigend die irrationellsten Gerichte und murrten selbst nicht, als man uns eine Sulze aus isländischem Moos und einer Art Wachholderbeeren vorsetzte.

Wir saßen wieder einmal an unserem Mittagstische, in tiefes Staunen über irgend einen neuen kulinarischen Einfall der Frau Zoega versunken, als sich die Thüre der Stube öffnete und zwei neue Gäste eintraten. Ihre Erscheinung war fremdartig und verwildert; ihre Toilette sah isländisch aus, allein ein Blick auf ihre Wäsche überzeugte uns sofort, daß wir es mit Europäern zu thun hatten. Und das war auch der Fall. Es waren Engländer, die vier Wochen vor uns auf die Insel gekommen waren und seither fortwährend das Innere durchstreift hatten. Bekanntschaft war bald gemacht und nach der bei Engländern unerläßlichen Formalität der gegenseitigen Vorstellung fragte der eine der beiden Neuankömmlinge, Dr. Cl., wann wir England verlassen hätten.

„Am 11. Juli", war die Antwort.

„Wer hat den Derby gewonnen?" inquirirte er hastig. Auf diese Frage waren wir nicht mehr vorbereitet als auf eine Erkundigung nach dem Gesundheitszustand der Kaiserin von Siam. Wir saßen überrascht und verblüfft da und wußten nicht zu antworten. Dr. Cl. blickte uns staunend und zweifelnd an und sagte: „Aber um Gotteswillen, Sie haben nach dem Derbyrennen England verlassen und wissen nicht, wer Sieger gewesen ist!" Wir mußten beschämt nochmals verneinen, was den Frager vollkommen aus der Fassung brachte. Er wußte

sichtlich nicht, was er aus uns machen, ob er uns für Barbaren oder für Idioten halten solle. Nach einem minutenlangen Schweigen bemerkte er: „Vielleicht haben Sie den Namen vergessen und erinnern sich, wenn ich Ihnen sage, wer für das Rennen eingeschrieben war!“ Ich glaubte, meinem Gedächtnisse so viel zutrauen zu dürfen, und bat ihn, es immerhin zu versuchen. „Royal Oak?“ begann er sofort. „Nein, der war's nicht.“ „Bachelor?“ „Auch nicht.“ „Bellerophon?“ „Nein.“ Kleine Pause. „Laß sehen, doch nicht am Ende George Frederik?“ „Der war's!“ rief ich mit Bestimmtheit aus und ich konnte mich nun ganz deutlich an den Namen erinnern. Dr. Cl. gerieth über dieses Resultat in eine große Aufregung. Er wiederholte sich den Namen des siegreichen Pferdes unter heftigem Kopfschütteln ein- über das andere-mal und fügte immer hinzu: „Das hätte man nie denken sollen.“ Endlich wurde er ruhiger und eröffnete eine Folge tiefsinniger Betrachtungen über die Unsicherheit alles Irdischen und über die Unfähigkeit des menschlichen Geistes, Künftiges vorherzusehen, um nach verschiedenen Abschweifungen auf metaphysische, theologische und historische Gebiete zuletzt mit der mehr praktischen Schlußerwägung zu endigen: „Es ist recht gut, daß ich nicht daheim war; ich hätte bestimmt gegen den George Frederik gewettet und mein Geld verloren.“

Wir wurden in der Folge besser bekannt und ich lernte in Dr. Cl. einen ebenso gediegenen als bescheidenen Mann kennen und schätzen; er hat mir seither in einer vertraulichen Stunde gestanden, es sei ihm eines der größten Räthsel in der menschlichen Natur, wie gewisse Geister, deren Bildung Niemand anzweifeln dürfe, dennoch für manche der wichtigsten

Weltvorgänge ſtumpf, empfindungslos und verſchloſſen ſeien. Ich muß wol nicht erſt erläuternd bemerken, daß Dr. Cl. bei den „wichtigſten Weltvorgängen" an den Derby dachte.

Die Natur um uns her begann mittlerweile das ſommerliche Feſtkleid abzulegen und ſich wieder in der rauhen Tracht zu zeigen, die in dieſen Breiten ihr gewöhnlicheres Kleid iſt. Auf den Hauswieſen war das Gras ſchon abgemäht und eingeführt und die freie Haide zeigte eine welke, abgelebte Oberfläche; von allen den bunten Blumen, die bei unſerer Ankunft in den friſchgrünen Raſenteppich eingeſtickt geweſen, war nur noch das Vergißmeinnicht übrig, das hier unter allen ſeinen blühenden und duftenden Geſchwiſtern am früheſten kommt und am ſpäteſten geht. Blauer Himmel und Sonnenſchein wurden ſeltene Erſcheinungen und Sturm und Regen bildeten die Regel. Wenn ich morgens in meinem Zimmer im Hoſpital erwachte, ſo fiel mein erſter Blick immer auf den Berg Esja, der ſich jenſeits der Bucht von Reykjavik dreitauſend Fuß hoch erhebt. Gegen das Ende der dritten Auguſtwoche wies er ſich mir eines Morgens zum erſtenmale in einer weißen Mütze; während der Nacht war dort oben der erſte neue Schnee gefallen; tagsüber ſchürzte ſich zwar der untere Rand dieſer Kopfbedeckung wieder etwas empor, allein am nächſten Morgen war die Haube ſchon tief über die Ohren herabgezogen. Der Tag verkürzte, die Nacht verlängerte das neue Schneekleid jedesmal, am Ende des Monats jedoch hatte Freund Esja ſein Winterkleid ſich wie einen Mehlſack ſchon bis an den Gürtel über den Kopf geſtülpt. Die Temperatur ſank während der Nacht unter den Gefrierpunkt und erhob ſich Mittags nur mehr ſelten über 6 Grad Celſius. Wir

suchten zuerst unsere Ueberzieher, dann unsere Winterröcke hervor und als wir uns in der ersten Septemberwoche zur Rückreise einschifften, da fanden wir sogar die schweren Pelze, die wir mitgenommen hatten, sehr wünschenswerth und behaglich.

An Ausflüge dachten wir bei solcher Gestaltung des Wetters nicht viel; heiterte sich der Himmel ausnahmsweise ein wenig auf, so benützten wir dies rasch zu einem Ritt nach den warmen Quellen unweit von Reykjavik oder nach dem Esja, der zwei deutsche Meilen von der Stadt entfernt ist, die übrige Zeit aber verging uns recht einförmig und war fast nur von den Mahlzeiten ausgefüllt. Um zehn Uhr versammelten wir uns zum Frühstück und blieben bis gegen zwölf bei Tische, um drei Uhr vereinigte uns das Mittagsmahl, von dem wir uns um sechs Uhr trennten, um uns um acht Uhr wieder beim Abendessen zu finden und bis in die späte Nacht unter heiteren und anregenden Gesprächen beisammen zu bleiben. Ein großer Tag war für uns unter solchen Umständen der 27. August; an diesem Tag traf nämlich das Postschiff in Reykjavik ein; wir erwarteten Alle Briefe und Zeitungen und verfolgten mit großer Ungeduld die langsamen Vorbereitungen zur Landung des Post-Felleisens. Gegen drei Uhr Nachmittags fuhr die „Diana" in den Hafen ein, allein erst um neun Uhr Abends öffneten sich die bis dahin verschlossen gewesenen Pforten des Postamts und wir konnten in den Besitz der für uns bestimmten Sendungen gelangen.

Es war ein stiller Abend, den wir damals mit einander verbrachten; Jeder durchflog schweigend und hastig die

erhaltenen Briefe und freute ſich der wolbekannten, lange entbehrten Schriftzüge und der Blätter, über die vor zwei oder drei Wochen der warme Hauch ferner Lieben hingeweht hatte. Niemand ſprach ein Wort, ehe die Lektüre beendet war; erſt dann verſicherten wir uns durch gegenſeitige theilnahmsvolle Fragen, daß keiner von uns ſchlechte Nachrichten aus der Heimat erhalten habe.

Acht Tage ſpäter, am 4. September Abends, ſchifften wir uns auf der „Diana“ ein und früh Morgens am nächſten Tage verließen wir, vielleicht auf Nimmerwiederſehen, die Inſel, die uns faſt zwei Monate lang beherbergt hatte. Die Rückreiſe begann unter den ungünſtigſten Auſpizien. Ein heftiger Sturm, der ſchon drei Tage lang um und über Island rumorte, empfing uns, als wir kaum zwiſchen den ſchützenden Vorgebirgen und Landzungen der Bucht von Reykjavik hervorgekommen waren, und ſein Wüthen währte ungeſchwächt, bis wir die Faaröer paſſirt hatten. Zwiſchen Island und den Faaröern waren wir dem gewaltigen Anprall der Wogen des atlantiſchen Ozeans ausgeſetzt, die unausgeſetzt breit und mächtig aus dem Weſten heranrollten. Der Wellenſchlag des atlantiſchen Ozeans iſt ein ganz anderer als der der Nordſee und ſelbſt der Laie bemerkt und fühlt es augenblicklich, wenn er aus dem Bereiche des einen in den des anderen gekommen iſt. Die Woge des Ozeans kommt wie ein meilenlanger, ungebrochener hoher Damm herangedonnert, wirft das Schiff auf die Seite, ſchlägt über Deck und Vorderkaſtell hinweg, ſpritzt Schaum und Salzgiſcht hoch ins Takelwerk empor und rollt dann ihre Bahn weiter nach dem Weſten, um erſt an den Küſten des nördlichen Norwegen in Bran-

ſie ſpringt und ſtößt, ſtatt zu ſegeln [illegible]
ihr in den Weg kommt. Im bewegten Ozean
das Schiff mehr, das heißt es ſchaukelt von ein
andern, während es in der unruhigen Nordſee
das heißt ſich von vorn nach hinten hebt und
letztere Bewegung wird vom Körper viel ſchlech
und der unvergleichlich unbedeutendere Seegang
iſt darum eher geeignet, ſeekrank zu machen, al
volle, gleichmäßige Wogenſchlag des großen Oz

Unſer Schiff ſollte den Beru-Fjord an d
Spitze Islands anlaufen und der Kapitän lavi
Stunden lang vor den ſchauerlichen Felſen u
Eingang in den Fjord flankiren, allein es w
durch die wüthende See und donnernde Br
äußerſte Gefahr in das ſtillere Waſſer der ge
zu gelangen. Nach vielen vergeblichen Verſu
ſich der Kapitän darum, die Sache aufzug
„Diana“ nahm ihren Kurs direkt nach Süd
eine ſehr böſe Wendung für Einen der Paſſa
in Reykjavik nach Djupavog (Beru-Fjord) ei
und nun, da er nicht an's Land geſetzt werd

ihnen nicht dafür bürgen könne, sie wirklich an ihren Bestimmungsort zu fördern. Allein dennoch bleibt es eine Frage, ob man nun den armen Isländer zwingen konnte, Passage nach Kopenhagen und seiner Zeit wieder heim zu bezahlen und die Kosten seines ganz unvorhergesehenen und völlig ungewünschten Aufenthalts in der dänischen Hauptstadt selbst zu tragen? Diese juridische Frage gab uns Stoff zu einigen sehr weisen Gesprächen an Bord des Schiffes, allein ich bedaure zu sagen, daß wir zu keiner endgiltigen, allseitig befriedigenden Lösung gelangten, was gewiß weniger in der Schwierigkeit des Falls als in unserer geringen juridischen Bildung seinen Grund hatte.

Vor Thorshavn (Faaröer) wiederholte sich genau dasselbe Spiel wie vor Djupavog; wir konnten nicht in den Hafen einfahren und mußten um die Insel Stromö herumsegeln, um in der geschützteren Bai von Wilhelmshavn vor Anker zu gehen. Hier, in einer wunderbar schönen Bucht, fast ringsherum von hohen Bergen umgeben, an deren steilen Abhängen wol zehn breite schäumende Wasserfälle in die See herabdonnerten, lagen wir drei Tage still, bis der Sturm sich gelegt hatte und die See ein wenig ruhiger geworden war. Dann fuhren wir wieder ins offene Meer hinaus und setzten die Reise unter ganz veränderten Konstellationen fort. Noch vor fünf Tagen hatte das weiße zuckende Nordlicht die ganze Nacht über unseren Häuptern geflammt, der Wind hatte eisig gehaucht und die Sonne winterlich-ohnmächtig geblinzelt; jetzt war das Nordlicht hinter uns zurückgeblieben, die Luft wurde weicher und milder, die Sonne kräftiger, der Himmel blau und das Meer ruhig. Und

wir von uns, zuerſt den Pelz und dann den
und zuletzt ſogar den Ueberzieher; und als wir a
tember, am zehnten Tage der Reiſe, in Granton
verließen und in einem offenen Wagen nach den
Stunde weit entfernten Edinburg fuhren, da ſahe
wegs entzückten Auges die Wieſen grün und
beete in den Gärten farbenglänzend und die Bä
Parks vollbelaubt, die Kinder ſpielten im Straß
fuß und ſonnverbrannt und wir waren mitte
ſchönen engliſchen Sommer.

So war es mir gegeben, in dieſem Jahre
mal alle die wonneſamen Senſationen zu empfi
Uebergang aus dem Winter in den Frühling in
ſchengemüthe hervorruft.

Ende des erſten Bandes.

Vom Kreml zur Alhambra.

Alle Rechte vorbehalten.

Vom

Kreml zur Alhambra.

Kulturstudien

von

Max Nordau.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke
(Balthasar Elischer).
1880.

Aus der Bibliothek von
Joseph Kürschner

Inhalt.

Englische Studien.

	Seite
London	3
Ein „superiores" Boarding-House	27
Die obern Zehntausend	49
Die Demokratie in England	71
Englische Religiosität und Sonntagsfeier	86
Mitternachtsprediger	99
Der Derbytag in Epsom	109
Das englische Theater	123
Die Season	135
Die Seaside	156
An der Wiege Shakespeare's	169

Französische Provinzfahrten.

Paris und die Provinz	183
Im Burgunderlande	196
Lyon	212
Die Heimat der Troubadours	225
Südfranzosen und Nordfranzosen	234
Marseille	249
Der Sozialismus in Frankreich	260

dung und Fjordſtrom zu vergehen; die Nordſeewoge dagegen iſt, wenn auch manchmal hoch, doch kurz und ſchmal, ſie hebt das Schiff mehr als daß ſie es von der Seite faſſen würde, ſie ſpringt und ſtößt, ſtatt zu fegen und mitzureißen, was ihr in den Weg kommt. Im bewegten Ozean rollt darum das Schiff mehr, das heißt es ſchaukelt von einer Seite zur andern, während es in der unruhigen Nordſee mehr ſtampft, das heißt ſich von vorn nach hinten hebt und ſenkt. Die **letztere Bewegung wird vom Körper viel ſchlechter vertragen und der unvergleichlich unbedeutendere Seegang der Nordſee iſt darum eher geeignet, ſeekrank zu machen, als der machtvolle**, gleichmäßige Wogenſchlag des großen Ozeans.

Unſer Schiff ſollte den Beru-Fjord an der ſüdöſtlichen Spitze Islands anlaufen und der Kapitän lavirte auch zwölf Stunden lang vor den ſchauerlichen Felſen umher, die den Eingang in den Fjord flankiren, allein es war unmöglich, durch die wüthende See und donnernde Brandung ohne äußerſte Gefahr in das ſtillere Waſſer der geſchützten Bucht zu gelangen. Nach vielen vergeblichen Verſuchen entſchloß ſich der Kapitän darum, die Sache aufzugeben und die „Diana“ nahm ihren Kurs direkt nach Süden. Das war eine ſehr böſe Wendung für Einen der Paſſagiere, der ſich in Reykjavik nach Djupavog (Beru-Fjord) eingeſchifft hatte und nun, da er nicht an's Land geſetzt werden konnte, gezwungen war, die Fahrt nach Kopenhagen mitzumachen, um vielleicht erſt nach Monaten ſeinen Heimatsort zu erreichen. Es iſt wol richtig, daß die Paſſagiere, die nach Djupavog reiſen wollen, bei ihrer Einſchiffung darauf aufmerkſam gemacht werden, daß ſie das auf eigene Gefahr thun und man

ihnen nicht dafür bürgen könne, sie wirklich an ihren Bestimmungsort zu fördern. Allein dennoch bleibt es eine Frage, ob man nun den armen Isländer zwingen konnte, Passage nach Kopenhagen und seiner Zeit wieder heim zu bezahlen und die Kosten seines ganz unvorhergesehenen und völlig ungewünschten Aufenthalts in der dänischen Hauptstadt selbst zu tragen? Diese juridische Frage gab uns Stoff zu einigen sehr weisen Gesprächen an Bord des Schiffes, allein ich bedaure zu sagen, daß wir zu keiner endgiltigen, allseitig befriedigenden Lösung gelangten, was gewiß weniger in der Schwierigkeit des Falls als in unserer geringen juridischen Bildung seinen Grund hatte.

Vor Thorshavn (Faaröer) wiederholte sich genau dasselbe Spiel wie vor Djupavog; wir konnten nicht in den Hafen einfahren und mußten um die Insel Stromö herumsegeln, um in der geschützteren Bai von Wilhelmshavn vor Anker zu gehen. Hier, in einer wunderbar schönen Bucht, fast ringsherum von hohen Bergen umgeben, an deren steilen Abhängen wol zehn breite schäumende Wasserfälle in die See herabdonnerten, lagen wir drei Tage still, bis der Sturm sich gelegt hatte und die See ein wenig ruhiger geworden war. Dann fuhren wir wieder ins offene Meer hinaus und setzten die Reise unter ganz veränderten Konstellationen fort. Noch vor fünf Tagen hatte das weiße zuckende Nordlicht die ganze Nacht über unseren Häuptern geflammt, der Wind hatte eisig gehaucht und die Sonne winterlich-ohnmächtig geblinzelt; jetzt war das Nordlicht hinter uns zurückgeblieben, die Luft wurde weicher und milder, die Sonne kräftiger, der Himmel blau und das Meer ruhig. Und

je weiter wir in den Süden hinabkamen, desto länger und schöner wurde der Tag, desto leuchtender die Sonne, desto klarer das Himmelsblau. Eine Hülle nach der andern warfen wir von uns, zuerst den Pelz und dann den Winterrock und zuletzt sogar den Ueberzieher; und als wir am 14. September, am zehnten Tage der Reise, in Granton das Schiff verließen und in einem offenen Wagen nach dem eine halbe Stunde weit entfernten Edinburg fuhren, da sahen wir unterwegs entzückten Auges die Wiesen grün und die Blumenbeete in den Gärten farbenglänzend und die Bäume in den Parks vollbelaubt, die Kinder spielten im Straßenstaub barfuß und sonnverbrannt und wir waren mitten im milden schönen englischen Sommer.

So war es mir gegeben, in diesem Jahre ein zweitesmal alle die wonnesamen Sensationen zu empfinden, die der Uebergang aus dem Winter in den Frühling in jedem Menschengemüthe hervorruft.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Vom Kreml zur Alhambra.

Alle Rechte vorbehalten.

Vom
Kreml zur Alhambra.

Kulturstudien

von

Max Nordau.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke
(Balthasar Elischer).
1880.

Aus der Bibliothek von
Joseph Winkelmann

Inhalt.

Englische Studien.

	Seite
London	3
Ein „superiores“ Boarding-House	27
Die obern Zehntausend	49
Die Demokratie in England	71
Englische Religiosität und Sonntagsfeier	86
Mitternachtsprediger	99
Der Derbytag in Epsom	109
Das englische Theater	123
Die Season	135
Die Seaside	156
An der Wiege Shakespeare's	169

Französische Provinzfahrten.

Paris und die Provinz	183
Im Burgunderlande	196
Lyon	212
Die Heimat der Troubadours	225
Südfranzosen und Nordfranzosen	234
Marseille	249
Der Sozialismus in Frankreich	260

Bilder aus Spanien.

	Seite
Diſſolving Views	277
Die Alhambra	294
Der Fandango	309
Der Himmelfahrtstag in Sevilla	320
Spaniſche Zigeuner	337
Wanderungen in Córdoba	348
Andaluſiſches Städteleben	362
Spaniſche Zeitungen	373
Wahrheit und Dichtung	385

Berichtigungen.

S. 115, Z. 14 von oben ſtatt „Lawen Tennis“: „Lawn Tennis“
„ 47, „ 6 „ unten „ hottle: bottle
„ 165, „ 10 „ oben „ „zu der“: „zu den“
„ 210, „ 12 „ „ „ „auf den Flieſen“: „auf die Flieſen
„ 213, „ 4 „ unten „ „Repualikaner“: „Republikaner“
„ 287, „ 2 „ „ „ „grünen“: „grünen.“

V.

Engliſche Studien.

London.

Herrliches Wetter heute Morgen, wunderſchönes Wetter! rief der Kapitän der „Mary“ ein- über das anderemal, während er ſich vergnügt die großen, fetten Hände rieb und raſchen Schrittes auf dem Verdeck umherrannte. Ich muß geſtehen, daß ich die Befriedigung des guten Kapitäns nicht vollſtändig theilte. Die See ging vom Sturme der letzten zwei Tage noch ſehr hoch, die Briſe war noch ziemlich kräftig und kühl, den Himmel bedeckten noch zahlreiche zerriſſene Wolkenfetzen, welche die Sonne nur langſam in einen Winkel des Horizonts zu einem wüſten ſchwarzen Haufen zuſammenzufegen vermochte, und das Schiff war noch viel tanzluſtiger, als mit meinem Wolbefinden verträglich war. Dennoch aber beſchloß ich auf dem Verdeck auszuharren und nicht wieder in die entſetzliche Kabine hinabzuſteigen.

vergnügt, leckten einander die Hälſe in gutmüthiger Rindvieh-zärtlichkeit und ſtanden alle auf den Beinen. Nun war mein erſter Gang zu den vierfüßigen Mitreiſenden. Welche Veränderung! Die armen Thiere lagen über- und durcheinander, keines fraß, ihre Augen waren trübe und halb geſchloſſen, von Zeit zu Zeit ſtöhnte ein Ochſe ganz kläglich, machte wol auch den Verſuch, aufzuſtehen, taumelte aber dann wie betrunken und legte ſich gleich wieder hin. Alle dieſe Thiere waren ſichtlich ſeekrank. Eines von ihnen hatte ſogar, wie der Kapitän mit aufrichtiger Betrübniß erzählte, in der Nacht das Zeitliche geſegnet und war des Morgens über Bord geworfen worden. Eine ganz andere Figur machte dagegen der braune Schiffshund, der freundlich an mir emporſprang, als er meiner anſichtig wurde. Das war eine richtige Theerjacke, auch in ſeiner äußern Erſcheinung, denn die krauſen Haare ſeines Fells waren von Pech und Theer zu einem dichten, zottigen Filz verklebt. Sturm und Seegang konnten ihm nichts anhaben. Er ſah ſo feiſt und zufrieden aus wie der Mops einer reichen alten Jungfer und unterſchied ſich von einem ſolchen blos durch die erſtaunliche Gewandtheit, mit der er fortwährend treppauf, treppab lief, Strickleitern erkletterte, auf die Steven hüpfte und bald da bald dort an einer unmöglichen Stelle des Takelwerks ſein fröhliches Gebell erſchallen ließ.

Außer mir hatte das Schiff nur noch einen Salonpaſſagier. Es war dies eine junge ſchwediſche Dame, deren Eltern vor Kurzem geſtorben waren und die von Verwandten nach London geſchickt wurde, um da ihr Fortkommen zu ſuchen. Sie hatte in London einen Bruder, von dem ſie

aber schon seit vielen Monaten nichts gehört hatte. Er war brieflich von ihrer Ankunft verständigt worden und obwol keine Antwort von ihm eingelaufen war, hoffte sie doch bestimmt, daß er sie am Landungsplatze des Schiffs erwarten werde. Das blutjunge, hübsche Geschöpf sprach kein Wort englisch, war auch offenbar mit Geldmitteln nur sehr spärlich versehen und kannte außer ihrem Bruder keine Seele in London. Trotzdem war sie nicht im Geringsten niedergeschlagen. Sie hatte während der beiden Sturmtage viel gelitten und war nun ganz glücklich, nicht mehr seekrank zu sein. Sie kam ebenfalls aufs Verdeck, athmete aus tiefer Brust die würzige Brise, hatte ihre naive Freude an Allem, was sie sah, und sprach aufgeräumt von der Zukunft, die sich ihr in rosigem Lichte darstellte.

Je weiter der Tag vorrückte, umso ruhiger wurde die See, umso klarer der Himmel, umso wärmer die Luft. Gegen Nachmittag kam die Küste Englands etwa auf der Höhe von Yarmouth in Sicht und wir segelten in einiger Entfernung ihr entlang bis zu unserer Ankunft in London. Es war eine zauberhafte Fahrt und die Eindrücke, die ich damals empfing, werden mir ewig unvergeßlich bleiben. Die See um uns war so belebt wie ein Strom in der Nähe einer Großstadt. Hundert weiße und rothe Segel schimmerten nah und fern, die nahen wie die stolzgeblähten Flügel eines Riesenschwans, die fernen wie helle Pünktchen am Horizont. Zwischen den Segelschiffen, die, bis an den Masttop all ihre Leinwand entfaltend, auf der silbernen Bahn gleich Schlittschuhläufern flink dahin glitten, tauchte da und dort die plumpere Gestalt eines Dampfers auf, dessen breite

tein einen hinten nachwallenden dunkeln Federbusch von
ch trug. Ganz unvergleichlich schön war der Anblick
Küstenlinie, die fern im Westen aus der Flut hervortrat.
bläulichen Nebelduft gehüllt wurden dort verschwimmende
undeutliche Umrisse sichtbar, in denen das Auge eine Fülle
stetig wechselnder Bilder mehr errieth als erkannte. Grüne
Hügel folgten auf tiefdunkle Wälder und auf graue Strand-
klippen. Jetzt erglänzten die weißen Mauern eines Schlosses,
jetzt die Thürme, Schornsteine und Dächer einer Stadt, jetzt
die durchsichtigen Rauchwölkchen eines Fischerdorfes, dessen
Hütten sich wie eine Herde brauner Haidschnucken in unklarem
Gewimmel bis an die Wasserlinie drängten. Und als die
Sonne unterging und am westlichen Horizont die Abendröthe
sich entzündete, da ergoß sich über dieses ferne magische Bild
ein märchenhafter rosiger Farbenton, der ihm alles Körper-
liche benahm und es als eine Luftspiegelung, als ein über-
irdisches Traumgesicht erscheinen ließ. Von der milden röth-
lichen Helle hoben sich luftig und unbestimmt die zart ge-
zogenen Umrisse bizarrer gothischer Zinnenthürme und krauser
waldbestandener Berghäupter ab wie aus schwarzem Flor
ausgeschnittene Silhouetten, die auf einen leuchtenden Grund
geklebt sind. Und wie um die Stimmung noch märchen-
hafter zu machen, drang in der tiefen Stille manchmal geister-
haft leise summend der Ton der Abendglocken über die meilen-
weite Wasserfläche zu uns herüber. Ich begreife nun das
helle Aufjauchzen des englischen Matrosen, wenn er nach
langer Abwesenheit in entlegenen Breiten zum erstenmale aus
der Ferne wieder die süßen, harmonischen Stimmen der Glocken
vernimmt, die ihm den ersten Gruß der langentbehrten Heimat

in die See hinaus entgegentönen, jener „merry bells of England“, jener „fröhlichen Glocken Englands“, von denen das rührende englische Volkslied singt! Ich hörte nicht wie der heimkehrende Matrose in diesen Glockenklängen das Brausen heimatlicher Wälder, das Geflüster der Kindheitserinnerungen, den Wiedersehensjubel einer Mutter oder Geliebten und dennoch löste sich meine ganze Seele in wonnige, thränenweiche Rührung, wie ich so auf dem Verdecke saß und auf das in der Ferne traumhaft dämmernde abendrothe Land hinübersah und dem Geläute lauschte, das der Wind mir in einzelnen abgerissenen Akkorden zutrug.

Allmälig erlosch das Abendroth, die Küstenlinie löste sich in ein kaum wahrnehmbares schattenhaftes Wölkchen auf, die See aber begann in blauem Glanze zu flimmern, vom Himmel leuchteten hell die Sterne herab, Leuchtthürme blitzten in weißem und rothem Lichte auf und an allen Stellen des Gesichtskreises, wo man bisher Segel gesehen hatte, erschienen nun farbige Lichtpunkte, die wie grüne und rothe Glühwürmchen auf der dunkeln Flut funkelten. Stundenlang konnte ich mich von diesem wundersamen Nachtbilde nicht trennen und es war spät nach Mitternacht, als ich endlich meine Koje aufsuchte.

Das Erwachen am nächsten Morgen war ein herrliches. Wir befanden uns bereits ziemlich weit in der Themse und vom Decke öffnete sich ein überaus anmuthiger Ausblick auf das blühende Land, das sich an beiden Ufern des mächtigen Stromes weithin dehnte. Die Sonne schien hell und warm herab, auf den smaragdgrünen, sammtartig glänzenden Wiesen stand ein feiner Nebel, der sich über die kräftige Grundfarbe

wie eine silberige Lasur legte, da und dort weidete schönes Vieh, sonntäglich herausgeputzte Einzelpersonen und Familiengruppen zogen auf den blinkenden Kiespfaden dahin, nahe und ferne Kirchenglocken vermischten ihre Klänge zu einer fremdartigen, reichen Harmonie — wenn wir es nicht gewußt hätten, so würde uns ein Blick in diese stille, liebliche Welt gesagt haben, daß es ein Sonntagsmorgen sei. Auch der Strom war minder belebt, als ich es nach allen Schilderungen erwartet hätte. Wol kamen uns manchmal Dampfer entgegen, die ihre Reise in die weite Welt antraten, wol zogen mit uns noch drei oder vier andere große Schiffe nach London, allein alle die kleinen Fahrzeuge, deren Gewimmel sonst das Strombild mit so buntem und lärmendem Leben erfüllt, die Kohlen- und Heubarken, die Kalk- und Stein-Flachschiffe, die Fischerboote, die Ueberfuhrkähne, die kleinen behenden Dampfpropeller fehlten entweder ganz oder lagen mit gerefften Segeln und eingezogenen Rudern am Ufer vertäut oder in der Mitte des Fahrwassers verankert. Der Strom zeigte eben auch seine Sonntagsphysiognomie wie das Land ringsum.

Bei Gravesend kamen die Zollbeamten an Bord und ihr erstes Geschäft war, sich im Salon zu einem reichlichen Frühstück zu setzen. Sie wurden damit erst knapp vor unserer Ankunft in London fertig und verließen dann gesättigt und zufrieden das Schiff, nachdem sie uns blos leichthin und beinahe ohne die Antwort abzuwarten gefragt hatten, ob wir nicht etwa Tabak und Zigarren mit uns führten. Ich bin seither wol noch ein halb dutzendmal auf demselben Wege nach London gekommen und habe jedesmal beobachtet, daß die Amtshandlung der Zollbeamten an Bord des Schiffes

erſtens im Einnehmen einer ſubſtantiöſen Mahlzeit und zweitens in gerührtem Sichverabſchieden vom Kapitän beſtand. Das bringt mich auf die Vermuthung, daß zum Zollbienſt nach Gravesend blos anerkannt ſtarke Eſſer, die zugleich bewährte Gemüthsmenſchen ſind, abgeordnet werden, da ein appetitloſer und apathiſcher Beamter nach dem herrſchenden Syſteme unmöglich drei Schiffe an einem Tage zollämtlich behandeln könnte.

Nun kamen wir an Woolwich vorbei, nach einer kurzen Weile hatten wir Greenwich erreicht, der Strom begann nun von zahlreichen kleinen Dampfern mit verſchiedenfarbig bemalten Schlöten gepflügt zu werden, deren Deck von einer unglaublich dicht gedrängten Menge Ausflügler beſetzt war, die Wieſen und Haine an den Ufern wurden ſeltener und kleiner, dagegen die Häuſer, Villen und Magazine häufiger, noch eine Biegung des Stromes und — hier lag das unermeßliche London vor unſeren ſtaunenden Blicken aufgerollt. Das abgebrauchte Gleichniß vom Häuſermeer habe ich nie als ſo wahr und plaſtiſch empfunden wie angeſichts dieſes Bildes. Das, was ich ſah, war wirklich ein Meer von Dächern, das in höhern und niedrigern Wogen bis an den fernſten Horizont flutete und deſſen Ufer das unbewaffnete Auge von unſerem Standpunkte in keiner Richtung entdecken konnte. Endlos, meilenweit, ſinn- und blickverwirrend drängte ſich Haus an Haus und Straße an Straße und über das Gewimmel der gleichförmigen Dächer erhoben ſich mannigfaltige Monumentalbauten wie die Geſtalten berittener Offiziere über die Maſſe des Fußvolks. Die Ufer des Stroms waren weithin auf und ab mit einer fünf-, ſechs-, zehnfachen

Linie von Dampfern und Seglern eingefaßt; unmittelbar aus dem Waſſer ſtiegen hohe, vielfenſterige, uniforme Ziegelbauten hervor, welche mit rieſigen Inſchriften bedeckt waren; es waren Werften, welche die Güter aus den anlangenden Schiffen aufnehmen; heute freilich waren alle Fenſter und Pforten geſchloſſen; an Wochentagen aber ragt faſt aus jeder Oeffnung dieſer Gebäude ein Krahn hervor, von dem ein Strick und Haken herabhängt, der bis aufs untenliegende Schiff hinabreicht; ununterbrochen tauchen die Haken hinab, holen ſich ein Bündel aus dem Schiffsraume, ſchlüpfen damit in die Oeffnung des Hauſes und kommen gleich wieder hungrig und ſuchend zum Vorſchein, um daſſelbe Manöver unerſättlich durch viele Stunden zu wiederholen, ſo daß dieſe Werften den Eindruck ungeheurer Polypen machen, die mit hundert abwechſelnd ausgeſtreckten und zurückgezogenen Fangarmen ein Opfer ausſaugen und verzehren, welches ſie an ſich gezogen haben.

Jenſeits der „wharfs“, mehrere hundert Schritte im Lande, wuchſen da und dort mitten zwiſchen den Häuſern Maſtenwälder von erſtaunlicher Ausdehnung hervor; da lagen in den Docks, zu denen ſchmale Kanäle vom Strome führen, viele Hunderte von Schiffen aller Größen, deren Takelwerk mit ſeinen unzähligen Bäumen und Stangen und Seilen und Ketten ein verworrenes Gewebe bildete, welches den Himmel ſo dicht überſpann, daß ſein Blau an dieſer Stelle kaum zum Vorſchein kam. Jenſeits der großen Docks erhoben ſich die finſtern Quaderwälle und Thürme des Tower, darüber hinaus funkelte das bizarre goldene Flammenbündel, welches das „Monument“, die Denkſäule zur Erinnerung an das

große Feuer von 1666, krönt, noch weiterhin wurde zwischen niederern Thürmen und Schornsteinen die mächtige Kuppel von St. Paul sichtbar und ganz in der Ferne unterschied man undeutlich in dem feinen, warmgetönten, goldigen Nebel, der selbst bei klarstem Wetter über London schwebt, die geradaufstrebenden gothischen Formen von Westminster. Unfern vor uns spannte sich die ungeheure „London Bridge" quer über den Strom und über das Brückenfeld bewegte sich stetig, ohne Lücke, ohne Unterbrechung ein doppelter, in entgegengesetzter Richtung vorwärtsrollender Strom von Fuhrwerken und Menschen, die sich aus der Entfernung und von unten so ansahen wie Ameisenzüge, welche in schwarzem, unzähligem, gleichmäßigem Gewimmel aus einem Bau hervorquellen und in deren Masse das Auge kein Individuum, sondern blos eine Bewegung unterscheidet, deren Breite, Lautlosigkeit, unveränderliche Gleichmäßigkeit und Unaufhörlichkeit das Auge und die Seele schließlich in eine Art magnetischen Taumels fasziniert.

Wir hatten reichlich eine Stunde Zeit, uns den Eindrücken des ersten Anblicks von London hinzugeben, denn so lange dauerte es, bis der vor der St. Katharinen-Werfte angelangte Dampfer sich dem Ufer nähern und mit der Breitseite am Quai anlegen konnte. Endlich waren aber die hiezu nothwendigen verwickelten Manöver ausgeführt, ein Steg wurde aufs Deck geschoben und ein Rudel Lastträger stürzte vom Ufer aufs Schiff, um sich unseres Gepäcks zu bemächtigen. Die junge Schwedin stand neben mir und blickte suchend und aufgeregt auf den Quai hinaus. Da standen einige Gruppen von Männern, meist Arbeiter im Bratenrock,

die Hände in den Taschen, lässig plaudernd, rauchend oder tabakkauend und uns gleichgiltig begaffend, aber ein bekanntes Gesicht fand sich nicht darunter. Ihr Bruder war also nicht gekommen, sie zu erwarten. Das arme Mädchen wurde bleich und beklommen und ich konnte sehen, wie sich ihre Augen mit Thränen füllten. „Ihr Bruder scheint nicht da zu sein?“ fragte ich sie. „Nein, aber er wird kommen“, antwortete sie leise, aber bestimmt. „Und wenn er doch nicht kommt?“ „Er wird gewiß kommen.“ „Was gedenken Sie nun zu thun?“ „Ich gedenke meinen Bruder zu erwarten.“ Ich war fest überzeugt, daß sie sich an eine eitle und nichtige Hoffnung klammere und ihres Bruders vergebens harren werde, aber ich fühlte, daß meine aufrichtige Theilnahme leicht in eine schiefe Beleuchtung gerathen könnte, wenn ich noch länger in das Mädchen dringen würde. Ich begnügte mich also, ihr die Hand zu reichen, die sie mit dankbarer Wärme drückte, und ihr die Adresse meines Hotels zu geben, damit sie mich finden könne, wenn sie meiner bedürfe: dann nahm ich vom Kapitän herzlichen Abschied und saß eine Minute später in einem „four-wheeler“ (vierräderige Droschke), der sich langsam durch die engen, finstern und schmutzigen Gäßchen wand, welche von der Landseite die Zufahrt zu St. Catharines Wharf bilden, um alsbald den weiten Platz von Trinity-Square zu erreichen, wo er in munterem Trabe seinen Weg nach dem Westen fortsetzen konnte.

Der erste Sinn, der im Straßengewirr von London einen charakteristischen Eindruck empfing, war der Geruchssinn. Ein scharfer, prickelnder, brenzelnder Duft stieg mir in die Nase und machte mich fortwährend niesen. Es war,

als führe ich durch eine Wolke fein vertheilten Schnupftabaks dahin oder als wäre die Atmosphäre mit Cayennepfeffer geschwängert. Die Luft von London enthält nämlich fortwährend große Quantitäten Ruß, Kohlenstaub und Rauch, welche die Nase und Kehle des Fremden lebhaft irritiren und gegen die man erst nach wochenlangem Aufenthalt in der Stadt genügend abgestumpft ist, um sie nicht zu empfinden. Auch dem Auge wird diese Rußbeimischung der Luft sichtbar. Ein feiner Regen von winzigen schwarzen Pünktchen fällt ununterbrochen auf Menschen und Dinge nieder. Die Häuser sind davon mit einer schwarzen Kruste überzogen. Die blühendste Wäsche wird davon in einer halben Stunde absolut unpräsentabel. Man geht morgens als Gentleman aus und kommt Mittags als Kohlenbrenner heim. Man wäscht sich Hände und Gesicht vor jedem Besuche, vor jeder Mahlzeit, fünf- oder sechsmal im Tage, und das Waschwasser könnte jedesmal zur Bereitung von Tinte dienen. Man geht ein wenig in der Straße spazieren und hat das Gesicht so dicht mit schwarzen Punkten bedeckt, daß man einem Kupferstich in punktirter Manier gleicht: man fährt sich mit Hand oder Sacktuch über die Stirne und die Punkte werden zu Linien und man sieht nun wie ein Porträtkopf in schraffirter Manier aus; dieses Rußgestöber ist die Verzweiflung aller fremden Damen, die London besuchen, aber es bereichert die Wäscherinen und Seifenfabrikanten. Es ist die Ursache der großen Reinlichkeit der Engländer, welche sie über die winzigen Waschbecken des Kontinents in solche Wuth gerathen läßt. In London muß man ein Amphibium sein, wenn man nicht in Schmutz untergehen will. Nur um den Preis fortwährender

Ablutionen kann man sich seine weiße Haut bewahren; auf Vernachlässigung der Körperpflege steht rapide Vernegerung als Strafe. Unter solchen Umständen ist die Waschmanie der Engländer eigentlich gar kein Verdienst und sie sind ungerecht, sich über die angebliche Wasserscheu der Franzosen lustig zu machen. In Frankreich erfordert eben die Konservirung eines menschlichen Aussehens kein fortwährendes frenetisches Pritscheln!

Ich roch also London, noch ehe ich es sah und hörte. Zu sehen und zu hören war auch auf dieser Fahrt nicht viel. Eine Wanderung durch die City an einem Sonntag Vormittag ist eine Wanderung durch eine ausgestorbene Stadt. Alle Läden, alle Thüren und Fenster waren geschlossen. In den endlosen Straßen rollten nur wenige Fuhrwerke entlang, da am Sonntag während der Gottesdienststunden sogar die Omnibus ihre Fahrten einstellen; auf den breiten Trottoirs eilten da und dort Frauen mit Gebetbüchern in der Hand, Herren in lichten Handschuhen und weißer Kravate dahin, verspätete Kirchengänger, die alsbald in einer der zahlreichen Kapellen und Kirchen verschwanden, aus denen vielstimmiger Gesang herausdrang: ab und zu wurde eine Policeman sichtbar, eine ungeschlachte, große und breite Figur mit rothem Gesichte, mächtigem Kinnbart und rasirter Oberlippe, in blauer Tuchuniform und mit einem wunderlichen Tuchhelm auf dem Kopfe, der gleichmäßigen langsamen Schrittes von einer Straßenecke bis zur andern auf- und niederging; vor den geschlossenen Ginläden lümmelten gegen die Wand und Thüre gelehnt Gruppen schäbig aussehender Männer und Weiber, welche die Eröffnungsstunde ihrer Schnapspaläste erwarteten. Die Häuser, zwischen

denen ich dahinfuhr, hatten — mit seltenen Ausnahmen — gar keine Architektur. Es waren würfelige Haufen rußgeschwärzter Ziegel, die unverputzt und ungetüncht ihr natürliches Gefüge zeigten. Das Dach fällt nach innen ab, jedes Haus zeichnet sich also gegen den Himmel mit einer scharfen, geraden Linie ab, aus welcher zahllose Schornsteinhelme hervorspringen, welche launenhaft gekrümmt, gewellt, hin- und hergeschoben, in vielfachen Knien gebogen, sich unter einander duckend oder einander um die Wette überragend, die bizarrsten Silhouetten an den blauen Himmelsgrund malen und den Vorübergehenden, verrückte Gesichter schneidend, mit ihren lächerlich-unheimlichen Grimassen angrinsen. Die Londoner Schornsteinhelme sind eine Erscheinung für sich, eine Vision des Geister-Hoffmann, ein Vorwurf für Breughels Pinsel; man braucht mit keiner überlebhaften Phantasie begabt zu sein, um in ihren Umrissen tausend Fratzen zu unterscheiden, welche von einer grimmigen Heiterkeit verzerrt zu sein und einander schadenfroh anzukichern und förmlich vor Begierde zu zucken scheinen, über die drolligen Dinge laut aufzulachen, die sie auf der Straße und in den Häusern fortwährend beobachten. Die Londoner Straße sieht am Sonntag den Fremden feindlich und abstoßend an. Er fühlt sich von diesen verrammelten Häusern ausgeschlossen und zurückgewiesen. Er hat die Empfindung, als wendeten ihm alle Häuser den Rücken, denn er ist noch nicht an die Idee gewöhnt, in diesen schmucklosen Ziegelmauern Façaden zu erblicken. Ihm ist, als sollte er nie das Angesicht dieser Häuser zu sehen bekommen, als sollte er hier nie heimisch werden, als müßte er ewig in diesen leeren Gassen, zwischen diesen verriegelten Thüren

Fenstern freund- und obdachslos umherwandern, und das Gefühl des Fremdseins überkömmt ihn mit einer Stärke und Trostlosigkeit wie nirgends in der Welt.

Als ich dieselben Häuser und Straßen am Montag wiedersah, da erkannnte ich sie nicht. Der Märchenprinz war gekommen und hatte das schlafende Dornröschen wachgeküßt und nun offenbarte sich mir die ganze ungeheure Fülle des Londoner Lebens. Als ich Vormittags aus der ruhigen Seitengasse des Strand, wo sich mein Hotel befand, in diese Hauptstraße heraustrat, erfaßte mich sofort ein brausender Menschenstrom, der mich mit sich fortriß. Um diese Stunde war die drängende, unabläßige Bewegung ostwärts, nach der City gerichtet. Nach dieser Seite fuhren die Tausende von Cabs und Hansoms, die vielfarbigen Omnibus, die Geschäftswagen mit den bunten, großsprecherischen Aufschriften; nach dieser Seite strebten die Zehntausende eiliger, nicht rechts noch links schauender, gleich Stieren gerade vor sich hin stürmender Menschen, die alle so hastig ausschritten und so rücksichtslos jedes Hinderniß bei Seite stießen, als hätten sie die Begnadigung eines Hinzurichtenden in der Tasche und fürchteten zu spät auf den Richtplatz zu kommen. Kleine Inseln, welchen der Menschenstrom rechts und links auswich, bildeten die mit unbeweglich steinernen Gesichtern dreinschauenden, an Straßenecken stehenden oder langsam dahinschreitenden Policemen und die in feuerrothen Wämmsern steckenden kleinen Jungen, welche mit dem Geschäfte des Stiefelputzens das des Zeitungsvertriebs verbinden und auf dem Straßenplaster vor sich ein großes Plakat ausgebreitet haben, welches mit dem Inhaltsverzeichniß der Morgenblätter bedruckt ist.

In dieſer großen Straße, dem Strand, ebenſo wie in allen andern Hauptverkehrsadern von London, beobachtet der Zuſchauer einen in ſeinen Dimenſionen homeriſchen, in ſeinen Zwecken grotesken Kampf zwiſchen den Häuſern und den Menſchen. Die Menſchen haſten mit aller Kraft dahin, zornig jede Störung bekämpfend, welche ihren beſchleunigten Schritt verlangſamen könnte, die Häuſer ſuchen dieſe Eilfertigen mit allen Mitteln aufzuhalten, anzuziehen, ſtilleſtehen zu machen. Die Menſchen ſcheinen für ihre Umgebung weder Auge noch Ohr zu haben und blos an das Ziel zu denken, dem ſie raſchen Ganges zuſtreben, die Häuſer locken und winken und rufen mit tauſend Zungen und tauſend Fingern, ſtreben ihre Aufmerkſamkeit zu erwecken, ihre Neugierde zu erregen, ihr Auge zu überraſchen, ihr Ohr zu erſchließen und Alles das, um von dem Gelde, das jeder Vorübergehende in der Taſche trägt, einen möglichſt anſehnlichen Theil abzubekommen. Das eine Haus iſt von unten bis oben mit klafterhohen Buchſtaben von extravaganter Form und Farbe bedeckt; das nächſte trägt eine einzige, ungeheure ſchwarze Nummer, die vom erſten Stock bis zum Dache reicht; hier fährt aus einer Façade, die dem Hauſe eines Goldſchmieds angehört, ein gigantiſcher vergoldeter Arm mit einem Hammer in der geballten Fauſt, dort ſteht in einer Niſche die rieſige Statue eines tabakſchnupfenden, buntbemalten Schotten in glänzender Nationaltracht, daran erinnernd, daß hier Tabak zu bekommen ſei. Der Uhrmacher ſucht die Aufmerkſamkeit durch ein Glockenſpiel und eine Kirchthurmuhr mit Negern, Wilden, Türken und andern Figuren auf ſeinen Laden zu lenken, der Fabrikant phyſikaliſcher Inſtrumente füllt ſein Schau-

fenſter mit hüpfenden, zuckenden, kreiſenden, wirbelnden elektriſchen Maſchinen. Den Laden eines Spielwaarenhändlers bezeichnen zappelnde und tanzende Bajazzos, den eines Erzeugers waſſerdichten Leders ein großes gefülltes Baſſin, in welchem zwiſchen künſtlichen Enten und Schwänen Schuhe umherſchwimmen. Der Buchhändler legt ſeine Bücher vor der Thüre aus, jeder Band mit großer Schrift den Preis an der Stirne tragend, und lädt mit vervielfältigten Inſchriften, feuerroth auf grünem Grunde, das Publikum ein, ins Innere des Ladens zu treten. Der Reſtaurant häuft leckere Lebensmittel und Gerichte in ſeinem Schaufenſter auf und ſchreibt auf eine Tafel vor ſeiner Thüre die Speiſekarte des Tages und die Preiſe aller Speiſen. Freie Mauerflächen, Schornſteine, Gerüſte von Neubauten, Gitter von Promenaden ſind mit wahren Ungethümen von Plakaten bedeckt, die eine noch lautere, noch unleidlicher aufdringliche Stimme haben als die Häuſerfaçaden und Schaufenſter. Hier dieſe halbnackte Schönheit mit den langwallenden Haaren, die in ſo reichen und ſchreienden Farben ausgeführt iſt, ſoll ein haarwuchsbeförderndes Oel empfehlen; da der indiſche Fürſt mit ſeinem rothen Kaftan und dem Kaſchmirſhawl-Turban iſt die Reklame eines Saucefabrikanten; dieſe Erdkugel, die zwei Klafter im Durchmeſſer hält, bezeichnet die Annonce einer Zeitung; dieſes Rieſenbild eines Todtſchlags mit frenetiſch agirenden Perſonen, ellenlangen Dolchen, breiten, ſaftig rothen Blutſtrömen und verzerrten Phyſiognomien lädt zum Beſuche eines Theaters ein. Wohin immer das eingeſchüchterte und ermüdete Auge blickt, begegnet es ſtets demſelben krampfhaften, gewaltthätigen, verzweifelten Beſtreben, die Aufmerkſamkeit des Vorüber-

gehenden einen Augenblick, einen einzigen, kurzen Augenblick zu fesseln. Bemerkt zu werden, das ist das große Ziel des allgemeinen Strebens. Wer unbeachtet bleibt, geht zu Grunde; wem es gelingt, die Augen und Ohren der stumpf und betäubt dahinströmenden Menge mit einem grellen Bilde oder schrillen Rufe zu füllen, der wird reich, groß, mächtig. Daher diese heulenden Plakate, diese tobenden Façaden, diese gilpsenden Schaufenster, dieser Tumult der Annoncen, Reklamen, Aufschriften, Anzeigen und Schaustücke, welche die Geschäftsstraßen Londons zu einem Irrenhause tollgewordener Gegenstände machen.

Neben den fixen die wandelnden Annoncen. Wie ich so Strand und Fleetstreet entlang ging, kam mir ein wunderlicher Zug entgegen, vielleicht fünfhundert Männer, alte, junge, kleine, große, robuste, schwächliche, und alle steckten gleich Schildkröten zwischen zwei großen Tafeln, die ihnen vom Kinn bis zum Knöchel reichten und zwischen denen blos der Kopf und die Füße hervorsahen, und die Tafeln waren mit grellen Bildern und kreischenden Ankündigungen bedeckt. Langsamen Schrittes zogen diese Menschen im Gänsemarsche dahin und es dauerte eine Viertelstunde, bis sie Alle vorübergegangen waren. So wandeln sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend durch die Hauptstraßen und erregen das Staunen der Fremden und die Aufmerksamkeit der Einheimischen. Das Publikum sieht nur die Tafeln und es merkt gar nicht, daß über diesen menschliche Gesichter erscheinen, käsige, bleiche, ausgemergelte Gesichter, in welchen Müdigkeit, Elend, Hunger und Krankheit zu lesen steht und die aus glasigen und verthierten Augen auf die Vorüber-

gehenden blicken. Der Lokalwitz nennt die Unglücklichen, welche für einen Shilling täglich ihre Menschenwürde aufgeben und sich zur Wandelpuppe erniedrigen, „Sandwiches“, weil sie zwischen den zwei Annoncentafeln stecken wie eine Fleischschnitte zwischen den zwei Brodscheiben eines Schinkenbrödchens.

Wunderbarer Gegensatz! Man biegt aus der tosenden Fleetstreet ab und gelangt durch schmale, schmutzige Gäßchen mit wenigen Schritten in den „Tempel“ und in „Lincolns Inn Field“, wo die Stille und der Friede eines ländlichen Kirchenplatzes herrscht. Weite, gitterumhegte Rasenplätze, hohe, alte, gothische Mauern, breite, hallende Trottoirs, Häuser mit Gräben davor, welche gegen die Straße durch Eisengitter verwahrt sind, still dahineilende Menschen mit großen Ledertaschen in der Hand, kaum ein Wagen, sonderbare Gestalten in langer, schwarzer Robe und mit weißen Flachsperrücken auf dem Kopfe — hier sind die Bureaux der großen Advokaten und Sollicitors und manche von diesen drolligen Masken in Robe und Perrücke verdient jährlich mit größter Regelmäßigkeit 50—60,000 Pfund, sie allein so viel wie dreitausend der jämmerlichen „Sandwiches“, denen wir eben begegnet sind.

Wir kommen aus dem jähen Wechsel der Gegensätze nicht heraus. Aus dem stillen Lincolns Inn Field gelangen wir wieder in eine donnernde Hauptstraße; dieses Viertel ist eine Art Mesopotamien zwischen den zwei gewaltigen Strömen, welche Fleetstreet und Holborn heißen. Hier, in Holborn, ist der Wagen- und Menschenverkehr womöglich noch größer als in Fleetstreet. Zwischen den Füßen der Pferde tummeln sich kleine Jungen in einer Art zerlumpter Uniform herum,

welche den Pferdemist mit blitzschneller Bewegung auf eine Schaufel sammeln und in Eisenblechständer werfen, die in kurzen Abständen das Trottoir einsäumen. Armuth macht diese armen Kinder tollkühn und affenartig behend. Das Herz schnürte sich mir zusammen, so oft ich sah, wie sich die Rangen mitten zwischen die dahinjagenden Rosse warfen, im Fluge den Dünger auflasen und mit einem Satze aus dem Wagengewühl wieder bei dem Kehrichtbehälter anlangten. Ich fürchtete immer, daß sie jetzt und jetzt zertreten, gerädert, zerstampft würden, aber es geschah ihnen nichts und es scheint, daß Unglücksfälle unter ihnen nicht häufig sind.

Neben diesen Kindern der Straße, die in einer ekelhaften und schmierigen Beschäftigung ihr eltern- und freundloses Leben ganz so wagen wie ein Soldat in der seinigen, die rühmlich genannt wird, trollen sich Schwärme anderer, die es nicht einmal so gut haben wie ihre kleinen Altersgenossen im Dienste der Straßenreinigung. Diese zerlumpten, schmutzigen Kinderschaaren, die vor der Auslage eines jeden Victualienhändlers mit hungrigen Augen und wässerndem Munde stehen bleiben und sich viertelstundenlang in die Herrlichkeit eines Lendenbratens vertiefen können, sind vielleicht der schmerzlichste Zug im Londoner Straßenleben, schmerzlicher als die Gruppen Erwachsener, welche die Ginpaläste füllen oder vor den wappengeschmückten Spiegelscheiben-Thüren der letztern herumlungern und mit scheuen, verdächtigen Blicken in die Bewegung rings um sie hinausblicken.

Holborn Hill, Skinner Street, Cheapside, Poultry — so geht der kolossale Straßenzug hin, der aus dem Westend nach dem Herzen der City, nach der Bank und Börse führt.

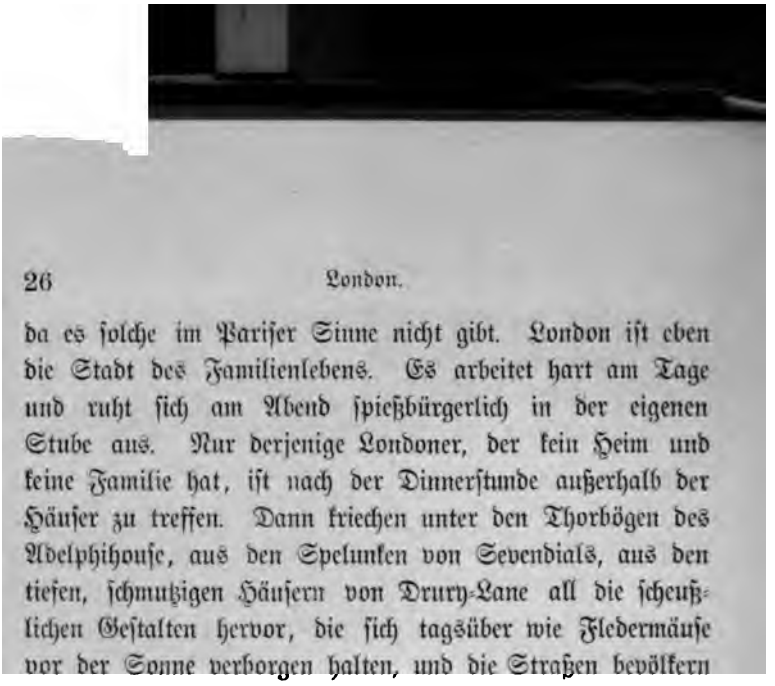
Hier ist der Hohenzollerndamm. Der zwei Straßenzüge über eine tiefe und breite Straße hinweg miteinander verbindet, hinter die schwarze Quadersteinmasse des Rangier-Bahnhofs, hier der mächtige Bau des Postamtes, um den herumschwärmend die hundertelf lackirten Postwagen und die zwei uniformirten Briefträger schwärmen: da wird im Grund einer Seitenstraße die gothische Front von Hahlbaum sichtbar. Da erhebt sich vor uns die Säulenordnung der Börse, die geräuschvolle klassische Front des Mansionhouse, die geräuschlose niedrige Quadermauer der Bank. Und jenseits dieses Mittelpunktes

[illegible]

Weiche [illegible] und ruhig [illegible] den schwarzen Untergründen [illegible]

[illegible] städtischer [illegible] ginnt [illegible] dem Westen und weit [illegible]

und fünf Uhr am ſtärkſten. Die Omnibus, die jetzt aus der City kommen, haben kein freies Plätzchen, die in der entgegengeſetzten Richtung fahren, rollen leer dahin; vor den Stationen der unterirdiſchen Eiſenbahn bilden ſich Anſammlungen von Handwerkern mit Werkzeugſäcken, Commis mit Handtaſchen und Arbeiterinen mit kleinen Packeten und die Züge dieſer Bahn, die weſtwärts verkehren, ſind ſo überfüllt, daß in den Coupés dritter Claſſe mindeſtens ebenſoviele Reiſende ſtehen als ſitzen. Die City wird nun allgemach leer und das weſtliche London congeſtionirt ſich. Weſtſtrand, Oxfordſtreet, Regentſtreet, Piccadilly werden der Schauplatz turbulenten Volkslebens, das durch das Vorherrſchen disreputirlicher weiblicher Elemente einen widerlichen Anſtrich von Zügelloſigkeit und Ausgelaſſenheit erhält. Das ungeheure London iſt in Bezug auf Nachtleben eine Kleinſtadt. Um neun Uhr ſind alle anſtändigen Geſchäftsläden geſperrt und die meiſten Straßen menſchenleer. Diejenigen aber, in welchen der Lärm und das Treiben des Tages noch fortdauert, werden von den reſpektabeln Elementen der Bevölkerung gemieden und dem häßlichen und ſchönen Laſter als ausſchließlicher Tummelplatz überlaſſen. Darin unterſcheidet ſich London am meiſten von Paris. Hier beginnt das öffentliche Leben eigentlich erſt am Abend, in London hört es zu dieſer Tageszeit auf; in Paris iſt die gasbeleuchtete Straße die Lieblingspromenade des Bürgers wie des Vornehmen, in London iſt ſie die Domäne der Diebe, der Sünderinen und Trunkenbolde. Der anſtändige Londoner verbringt den Abend daheim oder in einem befreundeten Hauſe oder im Theater, aber nie auf der Straße und natürlich auch nicht in Cafés,



da es ſolche im Pariſer Sinne nicht gibt. London iſt eben die Stadt des Familienlebens. Es arbeitet hart am Tage und ruht ſich am Abend ſpießbürgerlich in der eigenen Stube aus. Nur derjenige Londoner, der kein Heim und keine Familie hat, iſt nach der Dinnerſtunde außerhalb der Häuſer zu treffen. Dann kriechen unter den Thorbögen des Adelphihouſe, aus den Spelunken von Sevendials, aus den tiefen, ſchmutzigen Häuſern von Drury-Lane all die ſcheußlichen Geſtalten hervor, die ſich tagsüber wie Fledermäuſe vor der Sonne verborgen halten, und die Straßen bevölkern ſich mit unheimlichen, zerlumpten, drohenden Erſcheinungen, die von einem Galgen losgeſchnitten zu ſein ſcheinen. London hat zwei Bevölkerungen, eine Tages- und eine Nachtbevölkerung. Die beiden ſehen einander nie und kommen miteinander nie in Berührung, denn die eine erſcheint immer erſt, wenn die andere verſchwindet. Wo die Nachtbevölkerung am Tage unterſchlüpft, das iſt ein Myſterium. Nur die Polizei weiß dies und die nicht immer. Manchmal, wenn irgendwo ein alter Häuſerblock niedergeriſſen wird, um Neubauten Platz zu machen, kommen plötzlich einige ſolcher menſchlichen Larven im vollen Tageslicht zum Vorſchein und ſtieben raſch auseinander, um ſich an einem andern Orte zu verkriechen. So erblickt man ein abſtoßendes Gewimmel von Aſſeln und Würmern und Blindſchleichen, wenn man in einem feuchten Keller einen Stein plötzlich von der Stelle rückt, an der er lange gelegen . . .

Ein „superiores“ Boarding-House.

Nach kurzem Aufenthalte im Hotel beſchloß ich, mich in einem „Boarding-House“ einzumiethen, und ließ mir zu dieſem Behufe von einem Freunde, der in Londoner Verhältniſſen trefflich bewandert war, eine Adreſſe geben. Er empfahl mir ein ſolches Haus in Brook-Street, einer Nebenſtraße des blos von Herzögen, Grafen und Baronen bewohnten Grosvenor Square. „Sie zahlen dort etwas mehr“, ſagte er, „aber Sie ſind dafür in einem durchaus ‚ſuperioren‘ Hauſe und haben den Vortheil, auf Ihre Viſitenkarte ‚Grosvenor Square‘ ſetzen zu können. Dieſe Adreſſe allein iſt eine Empfehlung erſten Ranges bei allen engliſchen Familien, mit denen Sie etwa in Berührung kommen werden.“ So verhält es ſich in Wirklichkeit. Wie es in den feudalen Zeiten Güter und Schlöſſer gegeben hat, mit deren Beſitz ein Adelstitel und hohe Aemter verbunden waren, ſo iſt noch heute in London

mit dem Besitze von Häusern in bestimmten Gegenden Hochachtbarkeit verbunden. Wol gibt es auch in anderen Großstädten vornehme und geringe Viertel, allein man zieht aus der Straße, wo Jemand wohnt, keine Rückschlüsse auf dessen Charakter. In London aber geschieht dies. Eine Gegend hat einen respektablen oder gemeinen Ruf und man nimmt, wenn man sie bewohnt, ihre Respektabilität oder Gemeinheit an, wie gewisse Thiere die Farbe des Bodens annehmen, auf dem sie leben. Ein Lord, der nach Stepney wohnen ginge, wäre in der Gesellschaft unmöglich; ein Stockjobber, dem es gelänge, ein Haus in Grosvenor Square zu bekommen, würde in die Gesellschaft von Peers zugelassen werden. Freilich gelänge es ihm nicht leicht, denn zur Erwerbung eines Hauses in vornehmer Gegend bedarf es nicht blos schweren Geldes, sondern auch gewichtiger Empfehlungen.

Das Boarding-House, das mir mein Freund bezeichnet hatte, war wirklich in jeder Beziehung ein „superiores". Schon der Pensionspreis war ein höchst distinguirter. Ich bezahlte wöchentlich drei Guineen und außerdem fünf Shillings für Bedienung und erhielt dafür ein Zimmer auf dem obersten Stockwerk. Man verlangte von mir Referenzen und gab mir gleichfalls welche vom imposantesten Klange. Man nannte mir als Ertheiler von Auskunft über den Charakter des Hauses einen Dean (Domherr) der Hochkirche von England und einen „honourable Gentleman", den jüngern Sohn eines Lords. Allerdings erfuhr ich bald genug, daß der Dean gewöhnlich in Cannes wohne, also praktisch ziemlich unerreichbar sei, und der Sohn des Lords als Sekretär eines Spielclubs ein recht ärmliches Dasein friste.

Und noch in hundert andern Zügen gab sich die Superiorität meines Boarding-House zu erkennen. Bei Tische wartete ein Mann in drapfarbener Livree mit großmächtigen Metallknöpfen auf. Im Salon lagen zwei Exemplare des „Peerage", des Verzeichnisses sämmtlicher Adelspersonen des Vereinigten Königreichs, auf und stand ein Flügel, auf dem leider fast zu jeder Tageszeit Jemand hämmerte. An Zeitungen hielt man den konservativen Standard und die respektable Times. In jedem Schlafzimmer fand ich eine große ledergebundene Bibel und hing ein Stahlstich Ihrer allergnädigsten Majestät der Königin. Auch ein Bad gab es im Hause und das wurde bei allen Gelegenheiten von der Landlady (Hausfrau) als besonders werthvoller Vorzug betont. Allein irgendwie geschah es, daß die Wasserleitungsröhre immer schadhaft war, so oft eine Boarder den Wunsch ausdrückte, dieses berühmte Bad zu benützen, so daß zuletzt ein Skeptiker unter meinen Mitpensionären die ruchlose Frage aufwerfen konnte, ob das Bad nicht vielleicht überhaupt eine bloße Mythe sei, von der Landlady erfunden und verbreitet, um dem Hauswesen ein erhöhtes Prestige zu verleihen.

Die ersten Eindrücke, die ich in diesem superioren Hause empfing, waren vortreffliche. Die Landlady war eine Dame von zweifelhaftem Alter, deren Erscheinung ganz geeignet war, einem zur Ehrerbietigkeit hinneigenden Geiste höchlich zu imponiren. Ihre Gestalt war groß, breit und korpulent; sie war ziemlich stark geschminkt und trug zu jeder Tageszeit lange Locken, ein weinrothes schweres Seidenkleid und um den Hals eine fingerdicke und mindestens ellenlange Goldkette. Sie sprach gemessen und würdevoll und machte dazu ein so

bedeutendes Gesicht, als ob sie an einer Krönungszeremonie theilnähme. Sie lächelte nie, was vielleicht darin seinen Grund hatte, daß ihre Zähne bemerkenswerth schadhaft waren. Man konnte mit ihr nicht fünf Minuten beisammen sein, ohne zu erfahren, daß ihre Großmutter mütterlicherseits die leibliche Schwester eines Baronets gewesen sei, dessen Nachkommen seither die Baronie erhalten haben, und daß sie in ihrer Jugend einen Vetter des gegenwärtigen Bischofs von Australien, der um ihre Hand angehalten, abgewiesen habe. Der Helmschmuck des Familienwappens ihrer Großmutter prangte auf den Pensionsrechnungen der Dame und in dem Photographie-Album, das auf dem Mosaiktisch des Salons lag, nahm das Porträt des Lord N., Urenkels des Bruders ihrer Großmutter, den ersten Platz ein. Dagegen beobachtete sie über ihre eigenen Standesverhältnisse ein tiefes Stillschweigen; sie gab nur soviel zu verstehen, daß sie Witwe sei, und erst später erfuhr ich durch die Zuvorkommenheit einer gütigen Nachbarin, daß ihr verstorbener Mann zuerst Lakai, dann Butler (Haushofmeister) eines reichen Tuchwebers gewesen sei, in dessen Dienst, fügte die liebenswürdige Auskunftgeberin hinzu, auch die Landlady als Stubenmädchen gestanden „haben soll", was also nicht sicher ist.

Die Einrichtung des Hauses war eine recht elegante. Im Speisesaal, der im Erdgeschloß auf die Straße ging, stand ein großes geschnitztes Buffet, das hinter Spiegelscheiben allerlei Silbergeräth sehen ließ. Dahinter befand sich ein Rauchzimmer, dessen Fenster sich auf einen kleinen Garten öffnete; im Speisesaal war nämlich Rauchen ebenso streng verpönt wie Fluchen. Auf dem ersten Stock lag der Salon,

der unter anderem einen stets versperrten Bücherschrank enthielt und an dessen Wänden einige Schwarten hingen, die glücklicherweise so schmutzig, verschwarzt und geräuchert waren, daß man keine Ahnung von dem haben konnte, was sie vorstellen sollten, denen aber die Landlady die stolzesten Namen, etwa Rafael, Murillo und Van Dyk, gab. Jedes Schlafzimmer war mit einem Marmorkamin versehen, der Fußboden mit einem Teppich überzogen, das Bett so groß und breit, daß man sich auch querüber darauf in voller Länge ausstrecken konnte, und der Waschkasten mit einem ganzen Arsenal von weitbäuchigen Krügen und Töpfen besetzt, welche warmes und kaltes Wasser und nochmals warmes und kaltes Wasser und ein drittesmal warmes und kaltes Wasser enthielten.

Ich schlief die erste Nacht in meinem herrlichen Bette wie ein König. Die höchst komplizirte Bettdecke, die aus einem verwickelten System in einander geschlagener Leinenlaken, Woll- und Seidendecken bestand, hatte mir zwar vor dem Einschlafen viel Kopfbrechens gemacht, allein da ich in der sonderbaren Schichtenbildung doch nicht klug werden konnte, hatte ich mir so geholfen, daß ich den ganzen kunstvoll geordneten Kram auf die Erde geworfen und blos ein Leintuch auf mir gelassen hatte, was mir bei der damals herrschenden warmen Temperatur trefflich bekam. Am Morgen hatte ich allerdings einen kurzen Moment des Aergers durchzumachen. Ich wartete immer, daß Jemand komme, um meine Kleider zu reinigen, das geschah aber nicht. Endlich wurde ich ungeduldig und klingelte. Nach wenigen Minuten steckte das Stubenmädchen den Kopf zu Thüre herein und

fragte, ob ich noch mehr Waſſer wünſche. „Waſſer? Nein. Deſſen habe ich dort vier Eimer. Aber meine Kleider wünſche ich gereinigt zu haben." „Die Bürſten liegen unten auf dem Tiſche in der Vorhalle," antwortete das Mägdlein prompt und entſchwand meinen Blicken. Die Auskunft tauchte mich in tiefe Träumerei. Sie klang mir unverſtändlich. So thöricht und kurzſichtig iſt der Menſch! Die nächſtliegende, natürlichſte Deutung wollte ich ihr nicht geben und rieth lieber eine Viertelſtunde hin und her, mich erfolglos zwiſchen allerlei Muthmaſſungen umherwindend. Ich kleidete mich ſchließlich an und ging zur Landlady hinab, um ſie über den Punkt der Kleiderreinigung zu interpelliren. Sie nahm aber meine Anfrage höchſt ungnädig auf und gab mir kurz angebunden und nicht ohne ihren Hohn über die Unwiſſenheit und ſchlechte Lebensart des „foreigner" deutlich durchſchimmern zu laſſen den Beſcheid, daß in ſuperioren Boarding-Houſes nur Schuhe aber keine Kleider gereinigt werden. Ein Gentleman komme nie in die Lage ſich zu beſchmutzen und geſchehe dies ausnahmsweiſe doch, ſo kaufe er einen neuen Anzug.

Dieſe Darlegung, ich geſtehe es, erregte momentan meinen heftigen Grimm, allein ich fand alsbald wieder den Gleichmuth und die Heiterkeit meiner Seele angeſichts des ſchönen und erbaulichen Schauſpiels, das ſich mir nun darbot. Es war ungefähr halb Neun, ſämmtliche Hausgenoſſen waren im Speiſeſaal verſammelt und nun kniete ein anweſender Clergyman nieder, die übrigen thaten es ihm nach, er ſprach mit lauter Stimme das Vaterunſer, dann las er einen Pſalm, dann fügte er einige chriſtliche Betrachtungen und Mahnungen zur Tugend hinzu und dann erhob er ſich, um ſich an den Früh-

stückstisch zu setzen, was auch die Anderen zu thun sich beeilten. Die Andachtsübung hatte ungefähr zehn Minuten gedauert und war mit großer Feierlichkeit vor sich gegangen. Sie wiederholte sich auch in der Folge jeden Morgen. In ihr hatte ich die letzte und größte Probe der unvergleichlichen Superiorität dieses Musterhauses zu sehen.

Beim Frühstück, das aus Thee oder Kaffee, kaltem Braten, gebackenem Schinken mit Eiern und geröstetem Brod mit Butter bestand, wurde mir zuerst Gelegenheit, meine Hausgenossen kennen zu lernen. Damit hatte ich nun wirkliches Glück gehabt, denn dieselben bildeten eine Sammlung Typen, wie man sie so reich und interessant nicht bald zwischen vier Wänden vereinigt findet. Obenan am Tische thronte natürlich die Landlady in der vollen Majestät ihrer Bemalung, ihrer Locken, ihres weinrothen Kleides und ihrer pfundschweren Goldkette. Den Ehrenplatz ihr zur Rechten hatte der schon erwähnte Clergyman, der die Morgenandacht leitete und vor Beginn wie zum Schlusse jeder Mahlzeit „Grace" sagte, das heißt ein kurzes Tischgebet sprach, während dessen Dauer Alles sich vom Sitze erhob und feierliche Stille herrschte. Der Reverend war ein schlanker, magerer Mann von etwa vierzig Jahren: sein Gesicht war glattrasirt und sein dunkler Kopf begann ein wenig kahl zu werden. Er trug immer einen schwarzen langen Rock, der bis ans Kinn zugeknöpft war, und eine weiße Kravate, ein Abzeichen seines Standes. Er sprach lispelnd, etwas schleppend, immer mit großer Salbung, lächelte süßlich dazu und verdrehte häufig die Augen. Er hatte vor Kurzem eine Pfründe in den Midland Grafschaften verkauft und hoffte nun eine solche in der Nähe von London

zu bekommen. Der Reverend Gentleman klagte immer über ſchlechten Appetit, aß aber erſtaunlich viel. Es wurde ſtillſchweigend von uns vorausgeſetzt, daß wir unſer Lunch außer Hauſe einnehmen; er aber wußte es ſo einzurichten, daß er zufällig immer dann heimkam, wenn die Hausfrau ſich zum Lunch ſetzte, und dann wurde er natürlich eingeladen, an der Mahlzeit theilzunehmen.

Zur Linken der Hausfrau ſaß ein kleiner ſehr beweglicher und redſeliger Herr mit blondem, kühn aufgezwirbeltem Schnurr- und Knebelbart und einem Monocle. Wenn es nicht ſein fremder Accent ſchon gethan hätte, ſo würde das unbekannte Ordensbändchen, das er im Knopfloch trug, verrathen haben, daß er ein Ausländer ſei. Es war ein Pole, ein polniſcher Graf, der Stolz und die Zierde des Hauſes, ein dekoratives Stück, womit ebenſoviel Staat gemacht wurde wie mit dem Familienhelmſchmuck und mit der Photographie des Lords. Man nannte ihn Monsieur le Comte (ſprich: Monſiu li Coomte) und in der Converſation ſtöberte ihm der Titel ſchneeflockendicht um die Ohren, da alle Damen des Hauſes im häufigen Anbringen der Titulatur miteinander wetteiferten.

Neben dem Clergyman ſaß eine hübſche, blaſſe Dame von höchſtens dreißig Jahren, die immer in Schwarz erſchien und auch heftig geſchminkt war. Sie liebte es, daß man ſie für eine Witwe hielt, war aber in Wirklichkeit von ihrem Manne geſchieden. Die Sache hatte ſich erſt vor wenigen Monaten ereignet und in allen Zeitungen geſtanden, ſie war alſo noch zu lebendig in Aller Erinnerung, als daß die Dame ſie hätte leugnen können. Um alſo der Nachrede

hinter ihrem Rücken zuvorzukommen oder mindestens die Spitze abzubrechen, pflegte sie selbst manchmal auf ihre Ehescheidung zu sprechen zu kommen und mit einem tiefen Seufzer der Befriedigung, der regelmäßig in einem ähnlichen Seufzer des Reverend ein Echo fand, zu konstatiren, daß sie ganz glücklich sei, ihr Scheusal von einem Gatten losgeworden zu sein, gegen den sie den Scheidungsprozeß wegen „grausamer Behandlung“ angestrengt habe. Bis auf die kleine Ungenauigkeit, daß nicht sie, sondern der Gemal die Scheidung gefordert hatte, war die Darstellung richtig. Der Mann hatte sie wirklich grausam behandelt; oder war es nicht grausam von ihm, daß er in öffentlicher Gerichtssitzung behauptete, sie habe ihn mit einem Footman, einem Offizier und einem Studenten der Medizin betrogen? Noch grausamer war es übrigens, daß er diese Behauptungen sogar bewies und am allergrausamsten, daß die Richter ihm alles von A bis Z glaubten und das Urtheil dem entsprechend fällten.

Der Nachbar dieser interessanten und von ihrem Gatten so grausam behandelten Dame war ein junger Deutscher, ein Professor der Geschichte, der im British Museum Studien oblag. Er war ein stiller, träumerischer Mann, der einen convulsivischen Tic in den Gesichtsmuskeln hatte, in Folge dessen er jede Minute die Lippen zu einem lautlosen Lächeln verzog. Das war ein ganz merkwürdiges Lächeln, bei dem Einem beinahe unheimlich wurde. Die Augen blickten melancholisch, die Rede war ernst, die Lippe aber lächelte dazu so übernatürlich weise und sardonisch, so schwermüthig und doch zugleich mit so schneidendem Hohn, daß man den Eindruck hatte, er mache sich fortwährend über sich selbst und seine Umgebung

höllisch lustig. Das, was um ihn gesagt und gethan wurde, gab oft genug zur Satire Anlaß und darum wurde mir ganz angst und bange, wenn ich sein Lächeln aufzucken sah, denn ich fürchtete immer, seine Nachbarn würden sich verspottet fühlen und ihm einmal ein Glas Wein über den Kopf gießen. Uebrigens war er im Hause sehr beliebt und die Landlady erklärte ihn für den vollkommensten Gentleman, dem sie je unter Foreigners — Monsiu li Coomte natürlich ausgenommen — begegnet sei. Besonders rühmte sie seine vollendet englische Manier zu essen. In der That, er hatte zu diesem Punkte die strikten englischen Sitten weg. Er führte den Löffel der Quere nach an die Lippen, aß Fische wie sichs schickt mit der Gabel und einem Stückchen Brod, das er hernach im Teller zurückließ, zum Braten nahm er sich ein Häufchen Salz, ein Pätzchen Senf, ein Stück Kartoffel und zweierlei Gemüse, ordnete alles methodisch auf dem Tellerrande zu einer Reihe, schob auf jedes Stückchen Fleisch ein wenig von all diesen Zuthaten, ehe er es zum Munde führte, legte nach jedem Gang Messer und Gabel säuberlich der Länge nach neben einander auf den Teller und strich zuletzt die Brodkrümlein, die sich aufs Tischtuch verstreut hatten, artig zusammen wie sichs gebührt. Die Landlady wurde ganz gerührt, wenn sie diesem musterhaften Thun zusah, und häufig konnte sie in der Aufwallung ihrer Sympathie das Kompliment nicht unterdrücken, man würde nie vermuthen, daß er ein Deutscher sei, wenn man ihm essen zusähe.

Zur linken Nachbarin hatte der stille, geheimnißvolle Lächler eine andere Dame, eine wolgenährte, stattliche Erscheinung, jedoch sehr apathisch in Blick und Rede und sehr

langsam in allen Bewegungen. Sie war die Frau eines hohen Beamten, der in Indien lebte und sie in London zurückgelassen hatte, weil sie das tropische Klima nicht vertrug. Ich habe sie durch Wochen kein anderes Wort aussprechen hören als yes, no und „that'll do", (genug!) wenn sie im Kartenspiel dem Austheilen Einhalt zu thun hatte. Diese Dame ging Abends sehr oft aus, wie sie sagte, um ihre Verwandten zu besuchen. Sie mußte deren eine erstaunliche Menge in London haben, denn auch sie erhielt sehr oft Besuch von ihnen, wobei wir die auffällige Thatsache bemerkten, daß ihre Angehörigen alle männlichen Geschlechts, alle jung und hübsch waren und nie öfter als drei oder viermal erschienen, so daß wir im Laufe zweier Monate vielleicht zehn verschiedene Vettern zu sehen bekamen.

Auf der andern Seite des Tisches saß neben Monsiu li Coomte ein jovialer Herr von vielleicht fünzig Jahren, ein großer, breiter und dicker Mann mit feistem rothem Gesichte und kleinen lustigen Augen, der fünfundzwanzig Jahre lang in der indischen Armee gedient, es bis zum Obersten gebracht hatte und nun mit sehr stattlicher Pension in den Ruhestand getreten war. Er besaß eine Frau und zwei Söhne, deren Porträts er in einer Zigarrentasche bei sich trug und gerne vorzeigte. Er sprach von seiner Familie oft und mit großer Zärtlichkeit, lebte aber dennoch allein in London, während die Frau mit den Kindern in Darmstadt wohnte, weil man dort, wie er mir erklärte, Kinder besser erziehen lassen könne als in England. Uebrigens besuchte er seine Familie jährlich auf drei bis vier Wochen und ließ es ihr in der Zwischenzeit an nichts fehlen.

Der Oberſt war ein eigenartiger Menſch. Er hatte was man in England einen „Punjabkopf" (Punjabhead) nennt. Was das iſt, will ich lieber mit einem Beiſpiele als mit einer Definition erklären. Ich fragte ihn einmal, ob er in Kalkutta geweſen ſei. „Kalkutta? Kalkutta — laß mich ſehen. . . Kalkutta. . ." wiederholte er ſich noch einigemale leiſe und wie ein Menſch, der angeſtrengt in ſeinem Gedächtniſſe ſucht. Plötzlich fuhr er mit einem Aufſchrei heraus: „Kalkutta ſagen Sie? Ob ich in Kalkutta geweſen bin? Du lieber Gott, ich habe achtzehn Jahre da gelebt!!" Leute, die lange Jahre in Indien und beſonders im Punjab gelebt haben, pflegen wie es ſcheint an ſolchen Geiſtesabweſenheiten zu leiden. . . Bei Tiſche war er ſo zerſtreut, daß er wiederholt eine Schüſſel voll Ragout, die man vor ihn geſtellt hatte, damit er austheile, ganz allein aufaß, bis die Hausfrau ihm ein für allemal das Amt eines Austheilers entzog, obwol er in der Mitte einer Tiſchſeite ſaß und das Geſetz der engliſchen Tafelſymmetrie tyranniſch forderte, daß er eine Schüſſel vor ſich habe wie ſein Gegenüber auf der andern Seite, dem die Vertheilung von Gemüſe oblag. Am Tiſchgeſpräche nahm er gewöhnlich nicht theil. Wenn man ihn aber direkt anſprach, ſo brach er bei jedem Worte, das nur im Entfernteſten eine humoriſtiſche Auffaſſung zuließ, in ein dröhnendes, breites Gelächter aus, welches minutenlang währte und wobei ihm die hellen Thränen über die dicken Backen in den Bart hinabrollten.

An der Seite des Oberſten ſaß ich, der Letztgekommene in der Tafelrunde, und an der vierten Seite des Tiſches, der Hausfrau gegenüber, die Schweſter dieſer letztern, gleichfalls

eine Witwe, Mrs. Brown, eine magere, hochaufgeschossene, sehr gesprächige Person mit lebhaft rother Nase und boshaften grauen Augen, die bei Tische dem Aufwärter alle fünf Minuten in schmachtendem Tone zuflüsterte, er möge ihr doch „ein Tröpflein" reichen, was der boshafte Mensch immer so arg mißverstand, daß er ihr Wasserglas gut zu einem Drittel mit Cognac füllte, wogegen sie immer erst dann mit einer schwach abwehrenden Handbewegung protestirte, wenn er die Flasche schon wieder verkorkt und aufs Buffet zurückgestellt hatte.

Alle die angeführten Thatsachen, soweit sie nicht durch direkte Beobachtung zu ermitteln waren, und namentlich die Antezedentien der geschilderten Personen erfuhr ich freilich nicht bei der ersten Begegnung, sondern erst viel später, als ich bereits mit den Hausgenossen gut bekannt war. Eine der Eigenthümlichkeiten des superioren Boarding-House ist die eisige Kälte, mit welcher jeder neue Ankömmling empfangen wird. Er tritt zum erstenmal in den Speisesaal, Niemand nimmt die geringste Notiz von ihm. Er setzt sich an den Tisch und hat die Empfindung, als wäre er eine Art Banquos Geist, der von Niemandem aus der Tafelrunde als von der Hausfrau gesehen wird. Nach der Mahlzeit bilden die Uebrigen Gruppen, in welchen eine mehr oder minder rege Unterhaltung gepflogen wird, der Neuling bleibt isolirt und kann, wenn er nicht gerade zur Lektüre aufgelegt ist, die Daumen um einander drehen. Mich unterhielt diese hochmüthige Zurückhaltung, die nur sehr allmälig wich, allein eine sensitive Natur, besonders eine weibliche, kann durch dieselbe bis aufs Blut verletzt werden. Wenige Tage nach mir kam eine junge Französin ins Haus, ein anmuthiges, feinorgani-

sirtes Mädchen aus guter Familie, das in London Unterricht in seiner Muttersprache ertheilen wollte. Natürlich wurde sie mit derselben Schroffheit aufgenommen wie ich und wie jeder Andere. Kaum daß die Damen ein wenig nach ihr schielten, als sie im Zimmer erschien. Sie saß allein in der Ecke, ehe man zu Tische ging, sie speiste stumm und unbeachtet, während um sie die Conversation allseitig genährt wurde, und nach der Mahlzeit existirte sie für die Hausgenossen so wenig wie vor derselben. Die junge Dame war davon so tief verletzt, sie fühlte sich in diesem Hause, wo sie nach landläufiger Annahme Ersatz für die Familie zu finden gehofft hatte, so fremd und verlassen, daß ihre bewegliche Physiognomie davon einen tief schmerzlichen Ausdruck annahm, der mir nahe ging und mich veranlaßte, die Hausfrau darum anzugehen, mich der jungen Dame vorzustellen, ein Verlangen, das zwar erfüllt wurde, aber im Hause das größte Aufsehen erregte und tagelang als eine unerhörte Neuerung besprochen, kritisirt und verurtheilt wurde. Was lag mir daran? Die junge Französin war glücklich, aus ihrer unleidlichen Vereinsamung gerissen zu sein, und ich werde nie den tiefdankbaren Blick vergessen, mit dem sie meine höfliche Annäherung aufnahm.

Die Hausgenossen vereinigten sich bei den Mahlzeiten und blieben den Abend über in der Regel beisammen. Die Conversation bei Tische war von unglaublicher Schläfrigkeit und Albernheit, wenn nicht Monsiu li Coomte das Wort hatte, was freilich meistens der Fall war. Die Damen unterhielten sich regelmäßig mit Spekulationen über das Wetter und seine muthmaßliche Gestaltung am nächsten Tage, der Reverend fragte, ob alle Welt die Morgenblätter gelesen habe, und

wenn Alles einstimmig bejahte, begann er deren Inhalt umständlich wiederzuerzählen, die Hausfrau gab Details aus der Familiengeschichte des gewissen Lords und ihrer Großmutter mütterlicherseits zum Besten und der deutsche Professor hörte mit seinem unergründlich geheimnißvollen Lächeln zu. Sowie aber der polnische Graf in die Unterhaltung eintrat, lud sich die Luft mit Elektrizität und wir kamen aus der athemlosen Spannung nicht heraus. Kein Roman von Dumas ist so abenteuerlich und unglaublich wie die Geschichte seines Lebens. Welche Schicksale! Welche Wechselfälle! Welche Gefahren und wunderbaren Rettungen! Er war — natürlich — aus einer der ersten Familien Polens. Im Jahre 1863 nahm er am Aufstande theil und kommandirte als General ein Armeekorps. Einmal vernichtete er in dreitägiger Schlacht zwei russische Infanteriebrigaden, (er setzte dem Obersten mit technischen Ausdrücken den Schlachtplan in allen Details auseinander und der gute Oberst machte dazu ein sehr tiefes Gesicht und sagte immer: „Natürlich! Natürlich!") ein andermal bemächtigte er sich einer Festung mit Hilfe der Frau des Kommandanten, die sich in ihn verliebt hatte. (Hier sahen ihn sämmtliche Damen mit einem vorwurfsvoll entrüsteten Blicke an.) Nach Besiegung des Aufstandes wurde er gefangen genommen und in die tiefste Kellerzelle der Warschauer Zitadelle geworfen. Man ließ ihn fünf Tage ohne Speise und Trank und er wäre verdurstet, wenn er nicht von Zeit zu Zeit eine der Ratten, die ihn legionenweise umschwärmten, erhascht, ihr den Kopf abgerissen und ihr Blut getrunken hätte. In Petersburg arbeiteten mächtige Familieneinflüsse an seiner Befreiung, allein der Czar war sehr gegen ihn auf-

gebracht, weil er kurz vorher einen Großfürſten im Einzelkampf getödtet hatte. Schließlich wurde er indeſſen doch begnadigt, jedoch ins Ausland verbannt und ſeine ſämmtlichen ungeheuren Güter wurden konfiszirt. (Hier ſtieß die Hausfrau einen Seufzer aus, ſo tief, ſo unermeßlich tief, daß ich aus ſeiner Tiefe berechnen konnte, der edle und tapfere Graf müſſe ſie ſchon ſeit mindeſtens einem Jahre die Farbe ſeines Geldes nicht haben ſehen laſſen.) In dieſem Style ging es jeden Tag und die Damen wurden nicht müde, ihm zuzuhören, wie der Graf nicht müde wurde, immer neue Epiſoden zu erzählen.

Nach dem Diner zogen ſich der Graf und der Oberſt ins Rauchzimmer zurück, während der Reverend und der Profeſſor, die vom Laſter des Tabakskults frei waren, mit den Damen in den Drawing-room gingen. Mit übler Nachrede über die Bewohner der Nachbarhäuſer verging eine halbe Stunde, bis Monſiu li Coomte wieder zum Vorſchein kam und die Landlady, Mrs. Brown und der Profeſſor mit ihm die allabendlich Whiſtpartie begannen. Der Reverend verlor ſich mit der geſchiedenen Frau in Schwarz in die entfernteſte Ecke des Salons und unterhielt mit ihr ein angelegentliches Geflüſter, welches er von Zeit zu Zeit mit einem überaus gottesfürchtigen Augenverdrehen begleitete, wol damit die entfernter Sitzenden ſich über den Inhalt des eifrigen Geſprächs keine falſchen — oder richtigen — Gedanken machen. Eines Abends geſchah es, daß ſie noch mehr vertieft waren als gewöhnlich und der täppiſche Oberſt in ſeiner einfältigen, nichtsahnenden Harmloſigkeit auf ſie zugehen und neben ihnen ſtehen konnte, ohne daß ſie ihn bemerkten. Erſt als der Oberſt ihnen ein „ſchöner Abend heute!“ in die Ohren rief, fuhren ſie jäh zu-

sammen, die Dame wurde trotz ihrer Schminke sichtlich roth und der Reverend um eine Nuance bleicher. Allein rasch faßte er sich und sprach mit wunderbarer Geistesgegenwart viel geläufiger als es sonst seine Gewohnheit war: „Wir debattirten gerade über die Frage, ob ein Mensch, wenn sein Leben davon abhängt, eine Lüge sagen dürfe. Was meinen Sie, Oberst?" Dieser war albern genug, den plumpen scholastischen Vorwand für baare Münze zu nehmen und antwortete nach einigem Besinnen: „Ich glaube, er dürfte um diesen Preis eine Lüge sagen!" „Aber das hieße ja die Vorsehung in die eigene Hand nehmen!" fuhr der Reverend auf und begann nun eine herrliche Homilie, die ihm aus aller Verlegenheit half und auch der Dame vollauf Zeit gewährte, sich wieder zu sammeln.

Ich zog es in der Regel vor, diese gewählte Gesellschaft bis zum Moment, wo der Thee aufgetragen wurde, sich selbst zu überlassen und im Speisesaal zu bleiben, um durch das geöffnete Fenster das Straßenleben zu beobachten. Das ist nun das ärgste Vergehen gegen den guten Anstand und die Landlady sagte es mir auch einmal in wolmeinend belehrendem Ton. „Keine Person, die sich respektirt, darf in England am Fenster stehen und auf die Straße hinaussehen; wenn sie es aber dennoch thun will, so muß sie mindestens einen von innen durchsichtigen, von außen aber jeden Blick abwehrenden härenen Schirm vor die Scheiben stellen und sich auf diese Weise unsichtbar machen. . ." Ich schlug diese Mahnung in den Wind und die Landlady gab mich mit einem tief verachtungsvollen Blick als unverbesserlichen Barbaren auf. Freilich, wenn, wie dies so oft geschah, einer der benachbarten

Herzoge oder Grafen von Grosvenor Square ein Gal
gab, dann ſtürmten alle Boarders und die Landlady
voran in den Speiſeſaal, der gewiſſe Schirm wurde
Fenſter geſchoben und alle Köpfe preſſten ſich an das
gewebe, um die ſchwerfälligen Karroſſen zu ſehen, in n
die geputzten Damen und großen Edelleute vorüberr
Aber bei offenem Fenſter frei ſeine Neugierde zu befri
— shocking! Das bringt nur ein ungezogener for
zu Wege!

Und doch war die Straße nach der Dinnerſtund
wechſelndem und eigenartigem Leben erfüllt. Bald e
eine „German band“, eine Gruppe verſoffen ausſe
junger und alter Männer in einer Art Uniform, mit
ſtändern und Noten, die ſich in der Mitte der Straß
ſtellten und mit ſchrillen Blechinſtrumenten ein Konzer
führten, bald ein „Punch and Judy“, die engliſche
des Puppenſpiels von Hanswurſt und dem Teufel.
ihnen mühten ſich um den Bettelpenny junge Mädche
Knaben in italieniſcher Bauerntracht mit Drehorgel
„Niggerminſtrels“, Straßenſänger mit geſchwärzten Geſi
und rothbemalten Lippen, in phantaſtiſche Fräcke un
unter die Arme reichende Beinkleider aus längsgeſtr
Kattun gekleidet, welche zu vieren und achten die drol
Lieder ſangen und dazu groteske Sprünge vollführte
ſich auf Mandolinen, Kämmen und Maultrommeln begle
Um dieſe Zeit machte auch der „Catsmeatman“, der „K
fleiſchmann“, mit ſeinem Karren die Runde. Dieſer
verkaufte nicht etwa Katzenfleiſch, ſondern Fleiſch für K
Wenn ſein gellendes „eats meat! Cats meat!“ dur

Straße tönte, öffneten sich die Dienerthüren der Häuser und neben den heraustretenden Mägden, welche die tägliche Ration für „puss", den Liebling der englischen Hausfrau, in Empfang nahmen, fuhren sämmtliche Katzen in die Gasse, kreisten katzbuckelnd, schnurrend, den Schwanz kerzengerade in die Luft hebend und unter den drolligsten Windungen um den Fleischhändler und gaben ihm bis an die nächste Straßenecke fröhliches Geleite. Neben unserem Hause befand sich eine „alley", ein schmales, schmutziges Gäßchen mit Stallungen und einem einzigen Wohnhause, wo außer Stallknechten nur eine arme irländische Familie lebte. Der Vater war ein Trunkenbold, die Mutter krank und nur eine junge Tochter tüchtig auf den Beinen, die denn auch sich und die Eltern und drei kleine Geschwister mit ihrer Hände Arbeit — man kann sich denken wie kümmerlich! — erhielt. So oft der Catsmeatman vorüberkam, stand die hübsche Irländerin am Eingang ihrer „alley" und kaufte um einen Penny Fleisch, wobei sie immer lange suchte und noch außerdem den Händler bat, ihr doch ein recht reines recht frisches, recht gesundes Stück zu geben. Eines Abends sagte er denn auch halb scherzhaft, halb ungeduldig: „Ihre Katze muß aber ein ganz besonders heikles und verwöhntes Thier sein, Miß!" Das Mädchen wurde feuerroth und eilte so verwirrt von dannen, als hätte man sie auf einem Diebstahl ertappt. Da starrte der Catsmeatman minutenlang in die dunkle Alley hinein, in deren Tiefe die junge Irländerin verschwunden war, und fuhr sich plötzlich mit dem Zeigefinger an die Nasenspitze und begann leise vor sich hin zu pfeifen. Es war ihm offenbar ein großes Licht aufgegangen. Von da an bemerkte ich, daß er, wenn das Mädchen mit dem Penny erschien, ihr

nicht mehr von der zweideutigen Waare im Wagen gab, sondern aus der Rocktasche ein in Zeitungspapier säuberlich gehülltes Stück Fleisch hervorzog, das er ihr mit freundlichem Grinsen reichte und das sie niedergeschlagenen Auges annahm. Dieser niedere Mann hatte ein Gemüth und eine Zartheit, um die ihn Herzoge beneiden durften...

Ich blieb ungefähr zwei Monate in meinem „superioren" Boarding-House und wenn ich es nach dieser Zeit verließ, so waren daran die Ernährungsverhältnisse schuld, die in dem Hause herrschten. Auf dem Kontinente gelten die Engländer für pyramidale Esser. Meine Landlady schien sich nun vorgesetzt zu haben, ihre Landsleute in dieser Hinsicht zu rehabilitiren. Wol erschienen beim Diner immer zahlreiche Schüsseln von tröstlichster Größe und man sah auf dem Tische zu gleicher Zeit einen riesigen Rindsbraten, eine Hammelskeule, ein Ragout und mehrere Gemüsesorten prangen. Allein diese Viktualienschätze wurden fast unbeschädigt wieder vom Tische weggetragen und sie dienten offenbar blos zur wenig sättigenden Augenweide. Waren die Schüsseln aufgestellt und die Metallglocken, ohne die in England kein Gericht auf den Tisch kömmt, vom Aufwärter mit großer Feierlichkeit abgehoben, so begann die Landlady ein allgemeines Verhör. „Nehmen Sie Rindsbraten oder Hammelskeule?" wurde einer nach dem andern gefragt und je nach der Antwort bediente ihn die Landlady, welche den „joint", oder Mrs. Brown, welche die Hammelskeule vor sich hatte. Im Vorschneiden hatten beide Damen eine Geschicklichkeit, die meine grenzenlose Bewunderung erregte. Sie führten Schnitte von einer Feinheit aus, die mancher Mikroskopiker nach jahrelanger Uebung und mit den

komplizirtesten Instrumenten nicht erreicht. Die Portion Braten, die sie uns gaben, war von ätherischer Dünne und tadelloseſter Transparenz. Man konnte durch sie die Malereien der hübschen Porzellanteller ganz scharf und deutlich sehen. Hatte man die erste Portion verzehrt, so war die Landlady allerdings so gnädig, sich zu erkundigen, ob man noch mehr wünsche, und auf die ausnahmslos bejahende Antwort erhielt man eine zweite Probe ihrer Kunstfertigkeit im Erzielen feiner Schnitte. Nach dieser aber wurde man nicht mehr nach weiteren Wünschen gefragt. Die stillschweigende Voraussetzung war, daß der Appetit eines wolerzogenen Menschen die zweimalige Bedienung mit diesen histologischen Präparaten nicht überdauern dürfe.

Wie in vielen anderen Dingen kehrte ich mich auch in dieser Hinsicht nicht an die hergebrachten Einrichtungen, sondern gab schon bei der ersten Mahlzeit zu verstehen, daß ich die übliche Frage, ob ich joint oder muttonleg wolle, nicht als strenge Alternative auffasse, sondern der Reihe nach von allem Vorhandenen essen werde. Diese scherzhaft geäußerte, aber bitter ernst gemeinte Erklärung erregte allgemeine stille Mißbilligung, welche sich zu strafenden und entrüsteten Blicken verstieg, als ich nach den üblichen zwei papierdünnen Fleischschnitten, ohne auf eine neue Frage nach dem Stande meines Appetits zu warten, ein drittesmal den Teller zur Landlady hinschob und ein drittes Stück joint begehrte. Was half mir aber all meine Energie? Die dritte Schnitte war noch kleiner und dünner als die beiden ersten und kaum war dieselbe auf meinem Teller, als die Landlady jeder etwa beabsichtigten Fortsetzung meiner Manöver zuvorkam, indem sie dem Aufwärter winkte,

die Schüſſeln wegzutragen und die Mehlſpeiſe (in regelmäßigem Wechſel entweder Rhabarbertorte und Reis in der Milch oder Pudding und Stachelbeertorte) hereinzubringen.

Trotzdem ich zum Lunch täglich in einem Oyſterſhop oder Coffeeroom ein mächtiges Beefſteak verzehrte, verlor ich binnen zwei Monaten bei dieſen Tafelgepflogenheiten doch ungefähr acht Pfund an Körpergewicht und fand ſchließlich, daß dieſer Diät genug ſei und ich mich wieder in reichlichere Nahrung ſetzen dürfe. Mein Vertrauen zu ſuperioren Boarding-Houſes war aber für immer dahin und ich bekehrte mich für die weitere Dauer meines Londoner Aufenthalts zum möblirten Zimmer und Reſtaurant. In Brookſtreet jedoch lebte, wie ich mich ſpäter überzeugte, noch jahrelang mein Andenken als das einer Art von Polyphem fort, der im Stande wäre, ganze Hämmel — und wol auch Menſchen — zu verſchlingen, wenn man ſeiner gräulichen Gier nicht Einhalt thäte.

Die obern Zehntauſend.

Als die ſchwarze Häuſerflut Londons begann, aus ihrem urſprünglichen Bette, der City, auszutreten und die grünen Ufer der Themſe weithin zu überſchwemmen, ganze Gaue mit Hunderten von Ortſchaften, Dörfern, Weilern und Gehöften, mit all ihren Wieſen, Aeckern, Wäldern, Bächen, Hügeln und Thälern verſchlingend und die blühende Erde mit ödem Pflaſter und noch ödern Ziegelwürfeln bedeckend, da ließ ſie im Weſten ein weites Stück Land unberührt und dieſes bildet nun mitten im unermeßlichen Häuſer- und Straßenozean der Stadt eine herrliche grüne Inſel, die in der ganzen urſprünglichen Schönheitsfülle der ſüdengliſchen Landſchaft prangt. Den rieſigen Parks, die ſich in ununterbrochenem Zuſammenhange von Whitehall bis zum Kenſington Palaſt über eine halbe geographiſche Meile weit hindehnen, beſonders aber den weſtlichſten der-

selben, Hyde Park und Kensington Gardens, fehlt keiner der Reize, welche die freie Natur in ihren lieblichsten Aspekten schmücken. Weite Wiesen von dem tiefen, üppigen, saftigen Sammtgrün, welches den englischen Rasen so wunderbar auszeichnet, werden von großen Schafherden belebt, die hinter lebendigen Hecken friedlich weiden oder im hohen Grase lagern; durch diese Grasflächen ziehen sich reinliche Kiespfade und dichte Alleen hundertjähriger Bäume, deren Kronen sich über die Straße hinweg zu gothischen Gewölben vereinigen und das durchfilternde Sonnenlicht märchenhaft grün färben; mit den Wiesen wechseln silberne Wasserflächen, auf welchen leichte Ruderboote umherschießen und exotische Wasservögel lärmen, zwischen deren buntem Getümmel weiße Schwäne ihre stillen Kreise ziehen: bald hebt sich das Land zu sanft ansteigenden Hügeln, welche dichtes Buschwerk bedeckt, in dem die Nachtigall schlägt und die Schwarzamsel ihr Nest baut, bald vertieft es sich zu einem Parterre, das mit einem Teppich entzückender Blumenbeete bedeckt ist: neben sonnigen Rasenflächen, wo Hunderte geputzter schöner Kinder unter der Aufsicht von Kindermädchen und Gouvernanten sich mit lärmenden Spielen vergnügen, öffnen sich stille, verlassene Laubgänge und dunkeln dichte, geheimnißvolle Haine, wo man, auf bequeme Holzbänke gelagert, stundenlang ungesehen und ungestört träumen kann; hier herrscht immer erfrischende Kühle, selbst wenn über den Straßen von London die drückendste Sommerschwüle brütet; zu jeder Tageszeit webt ein feiner, durchsichtiger Nebel über der ewig feuchten Erde, der die Baumgruppen und Grashügel in einen goldenen, duftigen Schleier hüllt, über den Wiesen als ein leichtes, unbestimmtes, auf und niederwallendes Dunst

wölkchen hängt, in welchem das träumende Auge einen Reigen transparenter Elfen in transparenten fliegenden Gewändern zu entdecken glaubt, und welcher die bizarren Umrisse der fernen Paläste, die den Park von allen Seiten umgeben, zu dämmerig schattenhafter Weichheit schmilzt.

Am südlichen Saume dieses traumhaft schönen Parks zieht sich Rotten-Row hin, eine breite, von mächtigen Bäumen eingefaßte Fahrstraße, wo sich täglich zweimal das vornehme und reiche London in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit zur Schau stellt. Von zwölf bis zwei Uhr Mittags und noch mehr von fünf bis sieben Nachmittags rollen hier in Tausenden von Wagen die Aristokratie und der an ihr zudringlich sich reibende Geldplebs hin und her, ehrfurchtsvoll angestaunt von Tausenden von Zuschauern, die theils auf Stühlen sitzen, welche die Fahrstraße zu beiden Seiten säumen, theils an den eisernen Barrièren lehnen, die Rotten-Row vom Reste des Parkes trennen. Die Wagen sind nicht von jener leichten, luftigen, koketten Eleganz, welche die Landaus und Victorias im Pariser Bois de Boulogne auszeichnet; es sind solide, schwerfällige Fahrzeuge von gediegenster Pracht, nüchtern in der Farbe, ungraziös in der Form, aber weitläufig, bauchig, bequem, mit einer Verschwendung von Silber, Elfenbein und ziselirtem Stahl gebaut, rollende Paläste, die man trotz des Widerspruchs, der in dem Worte liegt, fast zu den Immobilien des Besitzers rechnen möchte. Gemeine Miethwagen werden in Rotten-Row nicht zugelassen; magere Gäule, schäbige Kutscher, demüthig plebejische Cabs und galopinhaft behende Hansoms sollen das Auge der Großen nicht beleidigen, welche in den stattlichen Wagen ihre Macht und Größe spazieren

führen. Alles an diesen Staatskarrossen spiegelt die hochmüthige, schroffe Unnahbarkeit und selbstbewußte Erhabenheit ihrer Besitzer wider. Die Pferde, entweder in der gewöhnlichen Weise paarweise neben- oder auch „tandem“, das ist einzeln vor einander, gespannt, sind herrlichstes Vollblut, in Größe, Gestalt und Farbe einander peinlich gleich, ihr Geschirr ist drückend schwer vom reichen Silberbeschlag und sie traben weitausgreifend und die Beine fast bis zu den schnaubenden Nüstern erhebend so stolz dahin, als wüßten selbst sie die Auszeichnung zu schätzen, einen Peer des Königreichs Rotten-Row entlang ziehen zu dürfen. Der Kutscher auf dem hohen Bock ist ein breiter, würdevoller alter Mann, mit rothem, glattrasirtem, viereckigem Gesichte, ein Familienerbstück des Hauses; neben ihm sitzt ein Lakai, unbeweglich, mit steinernem Gesicht, die Arme über der Brust gekreuzt; hinten auf stehen zwei andere Lakaien, gleich an Wuchs, in lange Röcke von unostentativer Farbe und einen hohen Cylinder gekleidet und auf die Zuschauer zu beiden Seiten der Straße mit der superben Verachtung eines römischen Triumphators blickend. Und hinter dem Schlag, den nur selten ein großes buntes Wappen, meist blos ein discreter Helmschmuck ziert, die Herrschaften selbst — ein apathischer alter Mann in der einen Ecke, eine Matrone mit hartem, zurückweisendem Gesichtsausdruck in der andern, auf den Rücksitzen schöne junge Mädchen in heulenden Roben und Clownhüten, die so starr und kerzengerade dasitzen wie die Statuen der egyptischen Pharaonen im British Museum und ihr blühendes Gesicht mit dem unvergleichlichen, durchsichtigen Teint so unbeweglich halten, als posirten sie eben vor einem Photographen. Alle diese Leute

blicken aus halbgeöffneten Augen auf die Welt, die ihnen offenbar nicht der Mühe werth ſcheint, das Auge ganz zu öffnen, und in ihren niedergezogenen Mundwinkeln iſt eine grauſame Geringſchätzung aller Menſchen und Dinge petrifizirt. Sie ſprechen nur ſelten und mit kaum bewegten Lippen und lächeln faſt nie. Das läſſige, ſchleppende Wort fällt von ihren widerſtrebenden Lippen wie die Kupfermünze aus der Hand des Vornehmen, der ſie im Vorübergehen ohne umzuſchauen dem Bettler hinrollen läßt. Der Geber kümmert ſich nicht darum, ob das Almoſen an ſeine Beſtimmung gelangt; an dir iſt es, es im Fluge zu erhaſchen, ihm nachzulaufen, es ehrfurchtsvoll aufzuleſen!

Neben und zwiſchen den Wagen und auf Parallelſtraßen die Reiter und Reiterinen, welche derſelben Race angehören. Ihre Toiletten ſind minder geſchmacklos und lärmend, ihre Mienen in Folge der phyſiſchen Erregungen des Reitens etwas beweglicher, aber ihr Blick iſt nicht minder hart, ihre Lippe nicht minder höhniſch und weltverachtend als die ihrer Sippen in den Wagen und auch in den ihnen folgenden Reitknechten mit den breiten Rohledergürteln um die Mitte erkennt man denſelben Stoff, aus dem die großartigen Kutſcher und Lakaien auf den Karroſſen geknetet ſind.

Hut ab vor dieſen ſtolzen, ſteinernen Menſchen in den Wagen und hoch zu Roſſe — ſie ſind der zehntauſendköpfige Beherrſcher von Großbritannien und ſeinen Kolonien, das heißt von einem Fünftel des Menſchengeſchlechts. England wird von ſeiner Ariſtokratie regiert, nicht von der Königin, die nur die dekorative Spitze eines weitläufigen Gebäudes iſt, mit deſſen Conſtruction ſie nicht weſentlich zuſammenhängt,

die weniger Machtbefugnisse hat als ein Doge des alten Venedig und deren Einfluß eben nur mit dem Willen und der Gutheißung der Aristokratie geübt werden kann, und nicht vom Volke, dessen ganze Kraft und Anstrengung, Dank der Einrichtung der englischen Verwaltungs- und Gesellschaftsmaschine, blos die Zwecke der Aristokratie fördert, wie der Dampf nicht für sich selbst, sondern für die ihm unbekannten Zwecke des Apparats arbeitet, in welchem er gefangen gehalten wird.

Die englische Aristokratie ist die stolzeste, die mächtigste und reichste der Welt. Sie kann mit keiner andern europäischen Aristokratie verglichen werden, sondern blos mit den kleinen unabhängigen deutschen Bundesfürsten, die vor ihr höchstens den Hoheitstitel und die Befugniß, Orden zu verleihen, voraus hat. Ihr Kastendünkel und ihre Unzugänglichkeit ist jedenfalls größer als die des Herrschers eines deutschen Kleinstaats. Ihre Erziehung hat nur den einen Zweck, in ihr das Bewußtsein der eigenen Unvergleichlichkeit und Souveränetät zu erwecken, großzuziehen und zur höchsten Entwickelung zu bringen. Die Jugend des englischen Aristokraten ist eine rein animalische. Das erste, was er lernt, ist jede Gemüthsregung zu unterdrücken und sich jenen unerschütterlichen äußern Gleichmuth zu bewahren, der den vornehmen Engländer in keiner Lebenslage verläßt und dessen Eisschichte zu durchbrechen keine Seelenerregung stark genug ist. Eltern und Geschwister zeigen ihm keine Zärtlichkeit, denn eine solche Gefühlskundgebung wäre schwächlich und, was viel ärger ist, vulgär, allein sie behandeln ihn mit der achtungsvollen Rücksicht, die dem Träger eines großen Namens

zukommt. Wenn er später einmal heiratet, so wird das eine Intereſſenehe ſein und ſeine hochgeborene oder reiche Frau Gemalin wird nicht die Geſchmackloſigkeit begehen, ſich durch Liebesergüſſe lächerlich zu machen; das einzige Wort der Liebe, das er in ſeinem ganzen Leben zu hören bekommt, iſt das, welches ihm eine Farmerstochter, Londoner Ladnerin, Schauſpielerin, oder in welchem Kreiſe er immer ſeine Maitreſſe ſuchen mag, in die Ohren lispelt. Früh verläßt er das Elternhaus, um zuerſt in Eton, dann in Cambridge nothdürftig etwas Latein, Griechiſch und Mathematik zu lernen und ganz beſonders ſeine Muskeln zu üben. Er reitet, ſchwimmt, rudert, boxt, ſchießt, ficht, wirft den Hammer, ſchleudert das Gewicht, läuft, ſpringt und ringt, er ſpielt Cricket, Croquet und Lawen Tennis und wenn er in all dieſen Künſten mehr oder weniger fertig iſt, hat auch ſeine Erziehung ein Ende erreicht und er macht eine mehrjährige Reiſe nach den entlegenſten Kolonien, um in Elephanten-, Büffel- und Tigerjagden, in Kämpfen mit Menſchenfreſſern, in wildem Buſchleben und Entbehrungen aller Art die überſchüſſige Energie und Vitalität ſeines Athletenleibes loszuwerden. Iſt die thieriſche Jugendgewaltthätigkeit befriedigt, das Jucken der hypertrophirten Muskeln geſtillt, die zu hohe allgemeine Stimmung auf die in einer ziviliſirten Geſellſchaft allein zuläſſige Tonalität herabgedämpft, ſo kehrt er nach England zurück, heiratet, nimmt ſeinen Poſten in der Geſellſchaft und im öffentlichen Leben ein und verſteinert ſich binnen Kurzem zu dem theilnahmsloſen, ſtolzen Mann, den wir eben im Hyde Park geſehen haben. Kalt und ſteif lebt er dahin, zu ewiger Repräſentation gezwungen, marionettenhaft zwiſchen den drohend

nach ihm gerichteten Stahlspitzen eines unerbittlichen Etikettenkodex hinschreitend, der ihm blos eine enge Bahn für die Bewegung offen läßt und ihn durchbohrt, wenn er haarbreit rechts oder links von der Satzung abweichen will. Sein eigener Pomp und seine eigene Großartigkeit erdrückt und erstickt ihn, wie die schwere Rüstung die burgundischen Ritter in der Schlacht bei Murten erdrückte. Um seiner würdevollen Langweile, welche er selbst in seine Wetten und seine Fuchsjagden, die einzigen vom Herkommen ihm gestatteten Aufregungen, mitnimmt, zu entgehen, um sich die durch den peinlichen Zwang der ansehnlichen Haltung einschlafenden und schmerzenden Glieder zu rängern und geradezurenken, reist er — oft in einer Art Incognito — jährlich nach Paris, wo er es, in der Regel ungeschickt und erfolglos, versucht, sich einer wolthuenden Ungezwungenheit hinzugeben, die ihm daheim bei Strafe der gesellschaftlichen Acht versagt ist. Er interessirt sich für nichts, wozu ihn nicht die Mode zwingt, muß sich aber den Anschein geben, an allem Fashionablen, sei dies nun Literatur oder Kunst, Religion oder Nordpolentdeckung, einen mäßigen, ruhig-würdevollen Antheil zu nehmen. Die Thatsache, daß jeder wissenschaftliche Verein, jede Kunstakademie Englands Aristokraten zu Mitgliedern zählt, spricht eher für als gegen diese Darlegung. Die Körperschaften wählen vornehme Männer, um sich in den Augen der Nation einen respektablen Charakter zu sichern, und die Vornehmen acceptiren die Wahl, weil es erstens im Interesse des Standes liegt, die Fiktion aufrechtzuerhalten, daß nichts auf Beachtung Anspruch erheben kann, was nicht von der Aristokratie patronisirt wird, und weil zweitens Kunst und Wissenschaft gegenwärtig die Mode

sind, wie in früheren Generationen andere Dinge die Mode waren. Fashion, nichts als Fashion. Die Aristokratie war gotteslästerlich und heidnisch unter Karl II., sie ist heute bigott und muckerisch; damals und heute weil es die Fashion ist, damals und heute ohne Aufrichtigkeit, oberflächlich und mit demselben unveränderten Fond von verstocktem Aberglauben und gedankenlosen Vorurtheilen. Zur Zeit der Restauration wälzte sie sich in allen Lastern und Scheußlichkeiten, aber mit kaltem Phlegma, systematisch, ohne den fröhlichen Leichtsinn, der der Sittenlosigkeit einen künstlerischen, genialen Anstrich gibt und sie doch einigermaßen über die ekelerregende Schweinerei erhebt; heute ist sie bis zur Aengstlichkeit prüde und bis zur lächerlichsten Pedanterie sittsam, aber wieder nicht aus echtem Tugenddrang und aus tiefer Ueberzeugung, wie die zahllosen skandalösen Scheidungsprozesse beweisen, welche fortwährend die intime Verderbtheit der Aristokratie offenlegen. Als es zu Anfang dieses Jahrhunderts üblich war, fortwährend Flüche und Blasphemien im Munde zu führen, fluchte und blasphemirte die Aristokratie; da es seit dem Regierungsantritt der Königin Victoria üblich ist, sich in der Rede strenger Ehrbarkeit zu befleißen, ist ihre Konversation nunmehr biblisch. Als es — bis unter Wilhelm IV. — die Fashion war, erschrecklich viel zu trinken, setzte die Aristokratie ihren Stolz darein, viel „six bottle-men" (Sechsflaschen-Männer) zu liefern, und besoff sich öffentlich aufs Bestialischeste; heute ist Mäßigkeit die Fashion und — sie besäuft sich höchstens noch im Geheimen. Da nun — ausschließlich durch den bildenden Einfluß des Prinzen Albert — seit zwanzig Jahren Literatur, Musik und Kunst in der

Mode sind, so kauft die Aristokratie Bücher und Gemälde — letztere in der Regel nach der Geviertelle — und geht zu allen Konzerten, aber wieder nur gelangweilt, ohne wahres Interesse und ohne jede Wahl, die eben nur der Ausfluß von Geschmack und Verständniß sein kann, welche beide hier vollkommen fehlen.

Das Leben des Aristokraten ist also ein vollständig leeres und rein äußerliches. Nur eine Leidenschaft lebt wirklich in ihm und das ist seine unersättliche Gier nach Geld und Macht. Was er thut, geschieht nur, um seinen Einfluß und sein Vermögen zu vermehren. Darum drängt er sich zu einer politischen Rolle, darum übernimmt er auch unentgeltliche Aemter, in denen er aber für seine und seines Standes Interessen wirken kann, darum stellt er sich an die Spitze von Vereinen, organisirt er populäre Bewegungen und monopolisirt er das ganze öffentliche Leben des Landes. Patriotismus ist dieser privilegirten Race gleichbedeutend mit Standesinteresse und ihr anscheinend uneigennütziger Eifer im Dienste der Oeffentlichkeit nur die schlaue Maske ihres Egoismus, eine so schlaue Maske, daß sie selbst sehr mißtrauische, sehr skeptische Beobachter getäuscht hat.

Ein Wort der Erklärung dürfte hier zur Verhütung von Mißverständnissen am Platze sein. Wenn man von der englischen Aristokratie spricht, so meint man keineswegs die Personen, welche einen Adelstitel besitzen. Diese kontinentale Vorstellung hat in England keine Geltung. Hier fallen blaues Blut und Titel nicht zusammen. Wol gehören alle Peers zur Aristokratie, aber sie bilden nur einen kleinen Theil der letztern. Das Gros derselben besteht aus den alten

Grundbesitzer-Familien, die seit Jahrhunderten in ihrer Grafschaft mächtig und einflußreich sind, ohne darum etwas anderes zu sein als simple „Commoners", deren einziger Titel das dem Namen angehängte „Esquire" ist. Diese Familien stammen zum größten Theil von den normännischen Eroberern und viele von ihnen sitzen noch auf der Scholle, welche ihren Ahnen im „Domesday-Book" zugewiesen wurde. Zwar sind sie nicht die Sprößlinge der vornehmsten Begleiter Wilhelms des Eroberers, denn diese wurden hohe Barone, spielten in den frühen Feudalzeiten große Rollen, was damals ein besonders ungesundes Metier war, und gingen im Kriege der Rosen zu Grunde, wenn sie nicht früher bei einem der zahlreichen Anlässe, aus welchen die Könige aus dem Hause Plantagenet solche kleine Familienunterhaltungen veranstalteten, den Kopf aufs Schaffott trugen. Aber neben jenen vornehmsten Räubern kam ja auch ein Schwarm von hunderttausend geringeren Abenteurern nach England herüber, die alle ihr ansehnliches Stück Land erhielten, die alle — wenn auch in minderem Range — zur herrschenden Race gehörten und die ihre Stellung und ihr Eigenthum durch die Jahrhunderte bis zum heutigen Tage erhalten konnten, weil sie in ihrer minder hervorragenden Position weit weniger den verheerenden Stürmen und Wettern ausgesetzt waren, welche die vornehmsten, an der Spitze der Nation stehenden Familien bei jeder politischen Krise heimsuchten. In diesen Squirefamilien nun ist die Herrschaft eine Tradition. Aus ihrer Mitte gehen neun Zehntel der neuen Lords hervor, welche fortwährend kreirt werden. Ein Baron mag ein neugebackenes Adelsdiplom von gestern haben, aber seine Familie kann

darum doch ihren Stammbaum um Jahrhunderte zurückverfolgen und sein ferner Ahn den Familienschild in der Schlacht von Hastings getragen haben. Die Peers sind nur die Blüthe und die pompösen Vertreter der Gentry, welche die eigentliche Aristokratie des Landes ist. Die Gentry bildet die Schichte der Nation, welche man „die obern Zehntausend" nennt. Sie hat dem Lande seit achthundert Jahren fast alle seine Staatsmänner, Krieger, Richter, aber auch Schriftsteller und Dichter geliefert. Sie ist mit allen Peersfamilien verschwägert und nimmt die jüngern Söhne der Betitelten wieder in ihren Schoß auf. Sie absorbirt alle Ehren und Vortheile, die vom Throne ausgehen, und alle Reichthümer, die vom Plebs erarbeitet werden. Sie ist ahnenstolzer, exklusiver und hochmüthiger als selbst die Peers. In ihre Kaste gelangt man unvergleichlich schwerer als ins Haus der Lords. Die Krone kann einen Lumpen von der Straße — wenigstens in der Theorie steht das — zum Herzog machen, aber sie kann nicht bewirken, daß ihn die landbesitzende Gentry als Ebenbürtigen in ihre Reihen aufnehme. Denn dazu gehören Ahnen, geschichtliche Vergangenheit, Familienverbindungen und die kann auch die Krone nicht nach ihrem Gutdünken verleihen.

Diese Aristokratie im weiteren Sinne nun, die im Vorstehenden definirt wurde, liegt gleich einem ungeheuern Polypen über England und saugt dem Leibe der Nation mit tausend Armen aus allen Adern die Nährsäfte aus. Sie besitzt vor Allem den Grund und Boden des ganzen Landes. Die jüngste Aufnahme des Landbesitzes im ganzen Königreiche hat gezeigt, daß ein volles Drittel von England und Wales sich in den Händen von 12,000 Personen befinde. Wol weisen

die journalistischen Söldner der Aristokratie, mit Recht alarmirt über den Eindruck, den diese Ziffern auf die Nation hervorbringen müssen, beschwichtigend darauf hin, daß sich die Zahl der Personen, die in England Grund und Boden eignen, seit zwanzig Jahren verdoppelt habe. Allein das sind eitel Flausen, Taschenspielerstückchen mit Zahlen, welche nur ein sehr naives Gemüth täuschen können. Neun Zehntel der „Grundbesitzer", deren Zahl so stattlich ist, nennen nichts ihr Eigen als ein Haus mit einem Stückchen Garten daran. Die Anzahl der Gutsbesitzer dieser Kategorie wächst allerdings mit der rapiden Entwickelung der großen Städte und der Einführung der „Land transfer bill" von Jahr zu Jahr in bedeutendem Maße. Nach den alten Landübertragungsgesetzen war es nahezu unmöglich, ein Stäubchen Landes in England käuflich zu erwerben. Man erstand ein Grundstück in allen Formen Rechtens von einer Person, deren Familie dasselbe seit undenklichen Zeiten unangefochten besessen hatte. Allein in dem Augenblicke, wo man sich der rechtmäßige Eigenthümer des Grundes glaubte, erschien irgend ein nie gehörter, nie gesehener Unbekannter, produzirte einen „Grant", einen Schenkungsbrief, vielleicht aus dem zwölften Jahrhundert, legte Auszüge aus Kirchspielregistern bei, welche seine Abstammung von dem damals Begabten darthaten, und erhob auf Grund dieser Dokumente auf das in gutem Glauben verkaufte und erworbene Grundstück Ansprüche, denen die Gerichte Statt gaben, sofern es dem Beklagten nicht gelang, die Authentizität der gegnerischen Beweisstücke zu demoliren oder eine andere Urkunde vorzuweisen, welche darthat, daß das Streitobjekt vor Jahrhunderten auf rechtlichem Wege in

den Besitz der Rechtsvorfahren des letzten Verkäufers gelangt sei. Also im ungünstigsten Falle konnte der Käufer um Geld und Land kommen, im günstigsten sich seines Besitzes nur nach langem und überaus kostspieligem Prozessiren erfreuen, immer vorbehaltlich neuer Anfechtungen, die stets wieder über Nacht auftauchen konnten. Es ist begreiflich, daß unter solchen Umständen nur sehr wenige Leute Lust hatten, sich in die Fährlichkeiten und Zufälle eines Landerwerbs einzulassen, und der Boden in England nahezu unverkäuflich war. Diesem fabelhaften Zustand der Dinge hat nun die erwähnte „Land transfer bill" vor einigen Jahren ein Ende gemacht, indem sie den ungestörten Besitz eines Grundstücks durch eine festgestellte Anzahl von Jahren als genügenden Eigenthumstitel anerkannte, der jedes frühere dokumentarisch erhärtbare Recht aufhebt, und zahlreiche Personen, die früher „on lease" wohnten, das heißt die ihre Häuser nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren innehatten, nach deren Ablauf sie an den Grundeigenthümer heimfielen, kaufen seither diese Häuser als „freehold property", das heißt als volles Eigenthum, sie werden dadurch Grundbesitzer in England und sie sind es, welche die Zahl der letztern im jüngsten Ausweise so sehr anschwellten.

Wenn man aber von den wolhabenden Städtern absieht, so kann man sagen, daß von den 32 Millionen Einwohnern des Inselreichs höchstens Hunderttausend wirkliche Grundbesitzer sind, die vom Ertrage ihres Landes leben, während der ganze Rest der Nation für diese Oligarchen arbeitet, entweder als Farmer, die von einem Tag auf den andern ohne Entschädigung von Haus und Hof gejagt werden können, oder als Taglöhner, als „Farm labourers", die um einen Lohn

von 7 bis 15 Shillings die Woche, der nicht genügt, um ihnen halbwegs zulängliche Nahrung und nothdürftige Kleidung zu verſchaffen, das Land für die Frohnherren pflügen.

Wie der ganze Ertrag des Bodens der Ariſtokratie zufließt, ſo ſchwellt auch der Gewinn des Handels und der Induſtrie — allerdings auf einem indirekteren Wege — die Geldſäcke der Ariſtokratie. Sowie in England ein Mann, der ſich aus den obſkuren Tiefen des Volkes durch eigene Arbeit emporgerungen hat, im Handel oder Gewerbe zu einer großen Vermögensſtellung gelangt iſt, erwacht in ihm der Ehrgeiz, ſich in die obern Zehntauſend einzudrängen. Er zieht ſich vom Geſchäft zurück und kauft ſich im Weſtend an; er frequentirt die Geſellſchaft der Peers, die den Millionär gern dulden; er läßt ſich von einem der zahlloſen heraldiſchen und genealogiſchen Bureaus, die in London an allen Straßenecken ein zweideutiges Daſein friſten, einen Stammbaum fabriziren, der vielleicht nicht einmal ganz erfunden zu ſein braucht und nach welchem er von irgend einem Trainknecht des normanniſchen Heers abſtammt; er legt ſich ein Wappen und „crest“ (Helmſchmuck) zu, was in England Jeder thun kann, der die darauf gelegte Steuer bezahlt, und ſeine neuen Nachbarn geben ſich den Anſchein, an den Stammbaum und das Wappen zu glauben; endlich krönt er ſein Streben damit, daß er ſeine Erbin ſammt ihren Millionen dem völlig vermögensloſen jüngern Sohn eines Lords gibt oder ſeinen Sohn mit der mitgiftloſen Tochter eines ſolchen hohen Herrn verheiratet. In beiden Fällen hat die Frucht der Arbeit ſeines ganzen Lebens nur dazu gedient, den Reichthum der

Aristokratie zu vermehren und ihren Schild neu zu vergolden, und man kann als allgemeine These die Behauptung aufstellen, daß der Handel und die Industrie Englands in letzter Linie ihre ungeheuern Schätze wieder nur für die Aristokratie aufspeichern, daß die Erwerber der Kolossalvermögen nur deren Nutznießer auf Lebenszeit sind und daß sie nach ihrem Tode von den „obern Zehntausend" in Gestalt von Schwiegersöhnen oder Schwiegertöchtern beerbt werden.

Habe ich es nöthig den Nachweis zu liefern, daß die Politik die ganz ausschließliche Domäne der Aristokratie ist? Mit Ausnahme eines einzigen Arbeiters, den die 30 Millionen Engländer, die von ihrer Hände Arbeit leben, durch ein Wunder ins Parlament bringen konnten, besteht dieses ganz und gar aus Aristokraten oder aus solchen, die sich anheischig machen, den Interessen der herrschenden Klasse zu dienen. Kein Mann aus dem Volke kann – ohne ein Wunder – in England ein Abgeordnetenmandat erhalten: Beispiele wie die Gambettas, Spullers, des verstorbenen Thiers sind hier nahezu unmöglich: und zwar nicht so sehr darum, weil jedes Abgeordnetenmandat in England durchschnittlich 5000 Pfund kostet, eine Summe, die der Arbeiter oder kleine Bürger nie aufbringen kann, als vielmehr wegen der eisernen Organisation der aristokratischen Einflüsse. Daran hat die Parlamentsreform nichts geändert. Wol sind zahlreiche „verfaulte Flecken" abgeschafft und große Städte mit Mandaten begabt worden; wol ist das Wahlrecht in England ein recht liberales, indem jeder Familienvater, der einen eigenen Herd hat, jeder „householder", eine Stimme hat: allein vor Allem ist die Vertretung der Städte mit mehr als 100,000 Einwohnern,

welche ein volles Viertel der Inselbevölkerung enthalten, noch immer eine bis zur Lächerlichkeit unverhältnißmäßig schwache gegenüber den Landbezirken, in welchen drei Viertel der Einwohner des Königreichs neunzehn Zwanzigstel seiner Vertreter wählen, und dann stehen die Wähler unter einem gesellschaftlichen Zwange, dem sie sich nicht entziehen können und der sie nöthigt, dem Kandidaten der Aristokraten ihre Stimme zu geben. Der Farmer und Taglöhner hängt ganz direkt von seinem Grundherrn ab; der Handwerker, der Kaufmann, der Advokat und Arzt ist auf seine Kundschaft angewiesen: alle Erwerbsklassen leben und gedeihen nur durch die Aristokratie, einerseits, indem sie dieselbe mit den übertriebensten Preisen fröhlich bestehlen, was sie lächelnd duldet, weil sie es ja thun kann und das erschwindelte Geld schließlich nach kürzerem oder längerem Kreislauf doch wieder in ihre Hände zurückkommt, — und andererseits indem sie erst durch den Besitz der aristokratischen Kundschaft das Ansehen und die „Respektabilität" erlangen, ohne welche sie nicht gedeihen können, weil selbst die Plebejer in ihrer blöden, gedankenlosen Nachäffung der Aristokratie blos jene Handwerker, Kaufleute, Aerzte und Advokaten aufsuchen, welche von den höhern Klassen patronisirt werden. Alle diese Wähler werden sich nun wol hüten, einen Kandidaten des Volks gegen einen solchen der Aristokratie zu ernennen und der Wahlkampf spielt sich immer nur zwischen autorisirten Whigs und autorisirten Tories, das heißt zwischen Mitgliedern der herrschenden Kaste ab. Diese politische Zweitheilung der Aristokratie ist die lustigste Komödie, die je ein Land und die Welt getäuscht hat.

Whigs und Tories unterscheiden sich in nichts von einander; die ersteren sind nicht die liberaleren, die anderen nicht die reaktionäreren von den beiden. Ist eine liberale Maßregel in Folge der Zeitströmung reif und unvermeidlich, so führen sie die Tories ohne alles Bedenken durch; ist sie noch irgendwie zu stunden, so bringen sie die Whigs in aller Gemüthsruhe zu Falle. Die Aristokratie hat sich in zwei ungefähr gleich große politische Lager getheilt, damit möglichst Viele aus ihrer Mitte in regelmäßigem Wechsel an die Schüssel gelangen, da doch nicht Alle zu gleicher Zeit an ihr Platz finden können. Whigs und Tories sind zwei Eimer, die an derselben Kette hängen und abwechselnd in den Brunnen des Nationalvermögens tauchen; ist der eine voll, so steigt er hinauf und die Reihe sich zu füllen ist am leeren, der nun hinabsteigt; so geht es seit Jahrhunderten fort und ohne Unterbrechung schöpfen, schöpfen, schöpfen sie.

Das Parlament ist allmächtig und da es blos aus Aristokraten besteht, so benutzt es die Macht im Interesse der Aristokratie. Alle Minister, alle höheren Beamten sind Aristokraten. Die zahllosen Sinekuren, welche jährlich gegen $1^1/_2$ Millionen Pfund des Budgets verschlingen, diese Stellen, in welchen schamlose Müssiggänger für „Besorgung des Wachses zu den Siegeln der Parlamentsurkunden“ 1500 oder 2000 Pfund jährlich beziehen, werden immer nur an Aristokraten vergeben. Nur in den niedersten Aemtern finden wir Plebejer, die durch einen Konkurs in den Besitz der Stelle gelangt sind, es aber nie zu höherem Avancement und fettem Gehalte bringen können. Der diplomatische Dienst ist natür-

lich eine Domäne der obern Zehntausend. Ebenso die Armee trotz Abschaffung des Offiziersstellenkaufs. Die Anforderungen, die an die Lebensweise eines Offiziers gestellt werden, sind so extravagante, daß kein Unbemittelter das Waffenhandwerk — es sei denn als gemeiner Soldat oder Unteroffizier — zur Lebenscarrière wählen kann, selbst wenn er durch ein Zusammenwirken außerordentlicher Umstände in der Kriegsakademie zu Woolwich Aufnahme gefunden und die Offiziersprüfung bestanden hätte. Die Kirche steht ganz unter dem Einfluße der Aristokratie, da die meisten Pfründen und Pfarren, die „livings", persönliches Eigenthum der Grundbesitzer sind und von ihnen nach Belieben, natürlich immer nur an Mitglieder der eigenen Kaste, verliehen, alle höhern Stellen aber durch die Regierung besetzt werden. Ein Geistlicher, der aus den niedern Volksklassen stammt und sich nicht die Protektion der Aristokratie erbetteln kann, erhält höchstens eine Hungerpfarre, über die er nie hinauskommt, oder er muß Missionär werden, das heißt solche geistliche Arbeit verrichten, welche den jüngern Söhnen aristokratischer Familien zu gefährlich, zu langweilig und zu schlecht ist.

Man behauptet vielfach, daß in England alle Carrièren dem Talente offen sind. Ja wol, theoretisch. Praktisch aber steht die Sache so, daß das Talent ohne Geld und Familienverbindung nicht einmal zur Entwickelung gelangt. Erziehung ist in England ein sehr theurer Artikel und Wissenschaft dem Armen fast unerschwinglich. Der Arme kann weder eine „Grammar School" noch ein „College" oder gar die Universität besuchen. Er kann die hohen Gebühren nicht

bezahlen, mit welchen die Erlangung der Advokatur oder des Rechtes zur Ausübung der ärztlichen Praxis verbunden ist. Ab und zu stehen wir vor einer Erscheinung wie die Tyndalls, der ein Buchbinder, oder George Smith's, der ein Lithograph war und die beide durch übermenschlichen autodidaktischen Fleiß es zu ersten Stellungen in der Naturwissenschaft, respective in der Assyriologie gebracht haben; allein wie viele ganz anständig begabte Streber wären unter ähnlichen Anstrengungen zusammengebrochen, ehe sie ihr Ziel erreicht hätten! Und selbst diese glänzenden Autodidakten, haben sie es denn trotz ihren Erfolgen zu einer materiellen Stellung gebracht, die nur im Entferntesten der eines in einer fetten geistlichen oder administrativen Sinecure untergebrachten jüngern Sohnes aus der Aristokratie entspricht? Die Wahrheit ist, daß in England dem Armen und Konnexionlosen blos die Carrière des Kaufmanns, des Handwerkers und — des Schriftstellers offen steht, in welch letzterer aber der Autodidakt, der Mann ohne akademische Erziehung und soziale Schulung, nur bei ganz außerordentlichem Talente die höchsten Ziele erreicht. Man muß das Genie eines Dickens haben, um ohne Schulsack und gesellschaftliche Unterstützung vom armen Fabriksarbeiter zum Range des ersten Romandichters der Nation zu gelangen; mit einem weniger außerordentlichen, weniger sensationellen Talente begabt, etwa selbst so talentirt wie Walter Scott oder Bulwer, wäre er noch vor dem Erfolge unterlegen.

Die Vertheidiger der heutigen gesellschaftlichen Ordnung Englands weisen gerne darauf hin, daß ein Baronets- oder

Peerstitel hier das Verdienst weit sicherer belohne als auf dem Kontinente. Allerdings. Aber welches Verdienst? Das des Politikers, das des Advokaten oder Richters in der Regel; das des Soldaten viel seltener, das des Künstlers, Gelehrten oder Schriftstellers niemals. Walter Scott wurde wol Baronet, Macaulay und Bulwer wurden sogar Lords, aber alle drei gehörten von Haus aus zur Aristokratie, zur Gentry. Dickens, der ein Plebejer war, erhielt nie eine staatliche Auszeichnung und ebensowenig erhielt sie Thackeray, der sich nicht gleich Scott der Verwandtschaft mit den Stuarts, oder gleich Bulwer des ältesten normännischen Blutes rühmen konnte. Die Politiker und Richter und Soldaten aber gehen, wie wir gesehen haben, ziemlich ausnahmslos aus der herrschenden Kaste hervor und die Standeserhöhungen und Auszeichnungen gehen auf diese Art regelmäßig „en famille“ vor sich.

So ist die Herrschaft der Aristokratie auf breitester Basis gegründet und eine Auflehnung gegen sie auf friedlichem Wege unmöglich. Die Erben regieren das Land, geben ihm Gesetze, vertreten es in der Fremde, kommandiren seine Armee und Flotte; die jüngern Söhne durchdringen die ganze Verwaltungsmaschine, sprechen Recht, beherrschen die Universitäten und die Kirche und unterwerfen auf diese Weise die Administration, die Justiz, die Wissenschaft und das nationale Gewissen dem aristokratischen Einflusse. Das Prestige, welches diese Machtstellung der Aristokratie verleiht, macht ihr die Kunst, die Literatur, ja selbst die Philosophie unterthan und führt ihr die Reichthümer des Handels und der Industrie als regelmäßigen Tribut zu. Der Plebejer aber blickt zu den

obern Zehntauſend, die er hoch über ſich gleich olympiſchen Göttern umgeben von der Gloriole der Macht, des Glanzes und des Reichthums dahinwandeln ſieht, mit Schauern der Ehrfurcht empor und wirft ſich im Geiſte vor ihnen in den Staub, wenn ſie im Hyde Park als eine grandioſe Prozeſſion in ihrer erhabenen Unnahbarkeit und Weltverachtung an ihm vorüberziehen.

Die Demokratie in England.

So hat die franzöſiſche Revolution vergebens ſtattgefunden? So iſt die „Erklärung der Menſchenrechte“ nicht auch für England erfolgt? So ſind die erhabenen Auferſtehungs-Glockenklänge der Worte „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ nie an die engliſche Volksſeele gedrungen?

Nie. Die völkerbefreienden Ideen der großen Revolution haben nicht die Flugkraft gehabt, ſich über den ſchmalen Kanal zu ſchwingen, und in England herrſcht im Verhältniß des Volks zu ſeinen Gebietern noch heute das volle Mittelalter. Es gibt hier keine eingeborenen Demokraten. Der Gleichheitsgedanke, wenn er aus der Fremde und von Fremden eingeführt wird, geht auf engliſchem Boden zugrunde wie ein Samenkorn zwiſchen Granitgeröll. Der Engländer acceptirt ſeine ariſtokratiſche Geſellſchaftsordnung, er hält ſie für gut,

er ist stolz auf sie, er begeistert sich für sie. Der ärmste Arbeiter, der sein elendes Leben in Schmutz und Noth verdämmert, berühmt sich dem Fremden gegenüber der Größe und des Glanzes seiner Lords. Der Hungerleider von Farm-Taglöhner dünkt sich etwas Rechtes, weil er im Dienste des Herzogs Soundso steht. Die „Internationale", die doch seit Jahren ihren Hauptsitz in England hat, vermag auf die englischen Arbeiter nicht zu wirken, weil sie außer ihren wirthschaftlichen auch demokratische Grundsätze auf ihre Fahne schreibt. Nichts schmeichelt dem niedern Engländer so sehr, als wenn er sich im noch so abgeschwächten, noch so fernen Abglanz seiner Aristokratie sonnen kann. Oder ist es nicht charakteristisch, daß die gemeinsten Kneipen, die für die allerunterssten Klassen der Bevölkerung berechnet sind, zum Wirthshausschild mit Vorliebe ein hochadeliges Wappen wählen und daß man in den „slums" von London auf Schritt und Tritt Schnapsbuden „zum Wappen von Norfolk", „zum Wappen von Buckingham", „zum Wappen von Westminster" antrifft? Ist es nicht charakteristisch, daß sich gerade die niedrigsten Schichten bis zur wilden Leidenschaftlichkeit für die angeblichen Ansprüche eines Betrügers auf einen Baronetstitel begeistern und daß der Häftling Orton, welcher Sir Roger Tichborne zu sein behauptet, seine opferwilligsten und treuesten Anhänger unter den Taglöhnern der großen Industriestädte zählt? Was in aller Welt kann einem Fabriksarbeiter von Birmingham, der täglich drei Shillings verdient, daran gelegen sein, daß ein fremder Mann ins Erbe der Tichbornes eingesetzt werde? Und doch opfert dieser selbe Fabriksarbeiter seit Jahren einen Theil seines kärglichen Verdienstes zu

Handen des famosen Dr. Kenealy, um die Agitation für den Pseudo-Tichborne in Gang zu erhalten. Setzen wir den Fall, die Agitation führte zu einem Erfolge und der Sträfling von Dartmoor würde seine Gefängnißzelle mit der prächtigen Halle des Hampshirers Schlosses vertauschen; nun und dann? Dann wäre er ein großer und überreicher Herr, einer der Mächtigen des Landes, würde auch wie die andern Dynasten im wappengeschmückten Wagen in Hyde Park umherfahren und jährlich 30,000 Pfund für Staat und Prunk ausgeben, den Arbeiter aber würde seine Karrosse höchstens mit Koth bespritzen und wenn derselbe versuchen würde, ins Schloß Tichborne zu dringen, um seinen Heros von Angesicht zu Angesicht zu sehen, so würden zwei Dutzend Lakaien ihn über die Treppe hinunterwerfen. Aber das verschlägt alles nichts. Der Taglöhner steuert freudig seinen Penny wöchentlich zur Tichborne-Kasse bei und wenn Ortons Ansprüche anerkannt würden, so wäre es bis an seine Todesstunde die schönste Erinnerung seines Lebens, daß seine schwielige Hand mitgeholfen habe, Sir Roger die Baronetskrone aufs Haupt zu setzen, und daß sein obskures Plebejerdasein auf diese Weise mit den Geschicken eines der hohen Herren des Landes verknüpft worden sei.

Die Aristokratie bildet die Romantik im Leben von Hunderttausenden prosaischer Engländer, die im Herzen die märchenhafte Hoffnung nähren, daß sie eines Morgens als Lords erwachen könnten. Warum nicht? Der Fall ist vorgekommen. Die jüngern Söhne jüngerer Söhne können nach fünf, sechs Generationen in tiefe Obskurität versinken und eine Reihe von Todesfällen, die sie zu Erben einer Lordschaft und eines

prinzlichen Vermögens machen, sie plötzlich wieder ins blendende Licht der höchsten Gesellschaftsstellung emporheben. Die zahllosen Engländer, die Scott, Stuart, Howard oder Russell heißen, hängen mit inniger Freude und sogar Ueberzeugtheit an der Vorstellung, daß sie aus den großen Häusern dieses Namens stammen und vielleicht gar noch einmal Earls von Eldon, Marquis von Bute, Herzoge von Norfolk oder von Bedford werden könnten. Der Typus der guten Landlady meines ersten Boarding-House in London ist ein überaus weit verbreiteter und wurde oft genug zu Komödienfiguren verwendet. Man ist äußerst entfernt mit einer Person aus den „obern Zehntausend" verwandt, ohne daß diese Verwandtschaft von der andern Seite im Geringsten anerkannt würde, ohne daß daraus die geringsten gesellschaftlichen Beziehungen hervorgehen würden, aber das genügt dennoch, um dem betreffenden Individuum die lächerlichsten Prätentionen zu geben und in ihm den Wahn zu nähren, daß es ebenfalls zu den vornehmeren Klassen gehöre. Wo gäbe es eine Familie in England, in der nicht die dunkle, vage Tradition lebte, daß ein ferner Vorfahr einmal eine Standesperson gewesen sei oder sich mit einer Standesperson verheiratet habe und nur durch die Bürgerkriege, die Religionsverfolgungen u. s. w. in die namenlose Masse des Volks versenkt worden sei? Daher die wunderliche Schatzgräberei reichgewordener Plebejer, die mit leidenschaftlichem Eifer die wüsten Einöden einer finstern Vergangenheit durchwühlen, um Ahnen und Wappen zu suchen; daher das erstaunliche Mißverhältniß zwischen der Lebensstellung und den Anschauungen der meisten Engländer, die, obwol sie in jeder Hinsicht der Plebs ange-

hören, dennoch die entschiedensten Feinde der gesellschaftlichen Gleichheit sind und sich im Geheimen für etwas weit Besseres als ihre Nachbarn und äußerlichen Standesgenossen, für Lords in der Verbannung, für Incognito-Mitglieder der „obern Zehntausend" halten; daher endlich die Zärtlichkeit eines jeden Engländers für seine Aristokratie, die ja möglicherweise Blut von seinem Blute ist, sein lebhaftes Interesse für alle Vorgänge im „high life" und seine Bewandertheit in genealogischen und heraldischen Fragen. Burke's drei Riesenbände über die „Peerage und Baronetage", über die „landbesitzende Gentry" und über die „ausgestorbenen, ruhenden (dormant) und aufgehobenen Adelstitel" erfreuen sich einer fabelhaften Verbreitung in der Mittelklasse und arme Handwerker kennen keine interessantere Lektüre als die mehrere Spalten lange Liste der bei den Drawing-Rooms der Königin vorgestellten Personen, welche die „Times" andächtig zu veröffentlichen pflegt.

Dieser Hang, sich eine aristokratische Abstammung anzudichten, diese heftige, instinktive Scheu, dem Volke entsprossen zu sein, verläßt den Angelsachsen selbst im freien, republikanischen Amerika nicht. Als der biedere Musterbürger Franklin zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges in diplomatischen Geschäften nach England kam, nahm er sich Zeit, nach der Grafschaft zu reisen, aus der seine Familie stammte, und in den Kirchspielregistern und Dorfarchiven so lange herumzustöbern, bis er sich glücklich einen Stammbaum zusammenstückeln konnte, an dessen Wurzel wir irgend einen illustren Bauernknecht finden. Doch wozu auf das vorige Jahrhundert zurückgreifen? Wir haben ein viel näheres Beispiel: als General Grant

Präsident der Vereinigten Staaten wurde, war es seine erste Sorge, durch befreundete Blätter verkünden zu lassen, daß er aus einer Familie stamme, die in England schon zur Zeit Eduards IV. blühte.

Wir stehen hier wieder vor einer völkerpsychologischen Erscheinung, in welcher sich die intimsten Eigenschaften einer Race kundgeben. Der Angelsachse — wie der Germane überhaupt — ist eben seinem innersten Wesen nach kein Demokrat im heutigen Sinne des Wortes, kein Gleichheitsmensch. Während die Gleichheit das höchste politische Ideal des Romanen ist, das Streben nach ihr die treibende Kraft, sie selbst das Ziel, ihre gesetzliche und gesellschaftliche Anerkennung die Frucht der großen Revolution war, mag sich der Germane für sie nicht nur nicht begeistern, sondern sie widerstrebt ihm und er sucht ihr mit allerlei Schlichen zu entgehen, wenn sie ihm durch Gesetz und Verfassung aufgenöthigt wird. Das beste Beispiel hiefür ist wieder Amerika. Die Konstitution dieses Landes ist unter dem Einflusse der französischen Encyklopädisten, also eminent romanischen Geistes, zu Stande gekommen und stipulirt denn auch die Gleichheit aller Bürger. Allein die Menschen, die berufen waren, unter dieser Konstitution zu leben, waren Angelsachsen und sie haben trotz der theoretischen Gleichheit eine Fülle gesellschaftlicher Abstufungen geschaffen, welche — weil sie nicht den historischen Hintergrund der europäischen Feudalität haben — auf den Fremden überaus grotesk wirken. Der Weiße fühlt sich dem Farbigen, der eingeborene Amerikaner dem naturalisirten Eingewanderten, der Abkömmling der alten Puritaner und der Neu-Amsterdamer

ren dem erst in zweiter oder dritter Generation von

europäischen Emigranten Stammenden so unendlich übergeordnet wie nur ein englischer Grosvenor einem simplen Mr. Brown und wäre nicht der nivellirende Einfluß des „allmächtigen Dollars", wir würden es in Amerika erleben, daß die „alten Familien" die Mesalliance mit neuen Leuten perhorresziren würden.

Seit der Germane in der Weltgeschichte erscheint, hat er immer in gesellschaftlicher Ungleichheit gelebt und den Rangunterschied zwischen Gemeinen und Vornehmen gekannt. Der alte Germane hatte seinen Götteradel, dessen Ursprünge er mit den heiligen Stammesmythen verknüpfte und dessen jedes einzelne Mitglied ihm mit dem Nimbus übernatürlichen Ursprungs und geheimer Beziehungen zu den Stammesgöttern umgeben schien. Die Verehrung dieser Edelinge bildete einen Bestandtheil seiner Religion und floß aus denselben Gemüthsquellen wie die Verehrung seiner Götter selbst. Daher das Gefolgschaftssystem, daher die freudige Unterordnung unter die Häuptlinge, daher die dynastische Treue, wie sie in jener Kulturepoche kein anderes Volk kennt und wie sie bei den Vandalen, bei den Gothen, bei den Franken aus zahlreichen Anlässen so rührend und erschütternd zum Ausdruck kömmt. Auf diesen Gemüthsgrundlagen konnte sich im Mittelalter die echt germanische Institution der Feudalität aufbauen, dieser Gemüthszug lebt heute noch in Deutschland abgeschwächt und verkümmert als tiefer Respekt vor Titeln und Würden, in England als abergläubische Verehrung der Aristokratie fort und er kann uns als Beweis der Zähigkeit dienen, mit der eine primitive Eigenschaft des Urcharakters eines Volks sich trotz veränderter Weltanschauung und grundverschiedenen Da-

seinsbedingungen, trotz ansteckendem und verlockendem Beispiel benachbarter Stämme erhält.

Bei allen andern Völkern dient das Kolonialwesen der demokratischen Idee; die etwa bestehenden gesellschaftlichen Unterschiede des Heimatslandes verschwinden auf dem neuen Boden und die Arbeit, die in einem jungen Gemeinwesen allein das Dasein ermöglicht und der sich Niemand entziehen kann, begründet nothwendig eine allgemeine Gleichheit. Allein der Engländer nimmt seine aristokratischen Neigungen und Begriffe auch in die Kolonien mit und weit entfernt, das Joch der sozialen Ungleichheit auf jungfräulichem Grunde von sich zu schütteln, macht er es dort im Gegentheil noch schwerer und drückender. Die Gesellschaft jeder englischen Kolonie ist ein rohes Abbild der Gesellschaft des Mutterlandes, eine Zinknachahmung des goldenen Originals. Der Engländer, der daheim als Plebejer, als Mann von niederer Abstammung und ohne jede aristokratische Verbindung und Patronage nicht die geringste Aussicht hat, zu einer höhern Vermögens- und Machtstellung zug elangen, geht in die Kolonien, nicht allein um hier Geld, sondern mehr noch um Ansehen und Einfluß zu gewinnen. Er macht sich da zu dem, was er in der Heimat nicht werden konnte: zum Aristokraten. Findet er inferiore Racen vor wie in Indien, Neu Seeland oder Südafrika, so behandelt er diese so, wie er daheim von den „obern Zehntausend" behandelt worden ist. Besteht die Kolonialgesellschaft blos aus Weißen wie in Kanada und Australien, so sucht er sich durch Reichthum und Verschwägerung — Beides in den Kolonien leicht zu erlangen — Aufnahme in die herrschende Klasse zu erwirken, die er bereits

fest organisirt vorfindet. So hat jede englische Kolonie ihre lokale Aristokratie mit allen Lastern und Mißbräuchen der metropolitanischen; der Arbeiter wird ausgebeutet, der Grundbesitzer monopolisirt den politischen Einfluß, er läßt sich oder seine Kreaturen ins Kolonialparlament wählen, er reißt die einträglichen Stellen an sich, er regiert als Minister, er spricht Recht, er kommandirt die Lokalmiliz als gewählter Offizier, er hat die unbedingte Verfügung über das Kolonialbudget, das er für seine Zwecke und Interessen belastet, mit einem Worte er ahmt jeden Zug des Systems der „obern Zehntausend" in England nach und der einzige Unterschied zwischen der Metropole und der Kolonie ist, daß in der letztern Jedermann, wenn er viel Geld erworben hat, Mitglied der herrschenden Kaste werden kann, während in der ersteren, wie wir gesehen haben, Geld allein hiezu nicht genügt. Und noch mehr: auf dem Umweg über die Kolonien kann der englische Plebejer sogar im Mutterlande selbst zu halbaristokratischem Ansehen gelangen und, wenn auch nicht Mitglied, so doch einflußreicher und hochgeschätzter Verbündeter der „obern Zehntausend" werden. Diese haben nämlich immer jüngere Söhne und Parteigänger genug, für die daheim keine passende Versorgung zu finden ist und die daher nach den fetten Almen der Kolonien auf die Weide geschickt werden; man ernennt sie zu Beamten, Richtern, Gouverneuren und Bischöfen, kann sie aber den Kolonien nur mit ihrer eigenen Zustimmung aufhalsen. Damit dieselben nun immer willig bleiben, die Schmarotzer aus der heimischen Aristokratie reichlich zu ernähren, räumt man ihnen eine gewisse beschränkte Reziprozität ein und der koloniale Aristokrat findet in Folge

[redacted]

englische Arbeiter ist der stärkste, ausdauerndste, muthigste in Europa; an Ehrlichkeit und Treue, an Hingebung zu seinem Werke und Gewissenhaftigkeit übertrifft ihn kein Individuum aus einem andern Volke; aber neben diesen Tugenden hat er ein ungeheures Laster, welches eine Folge seiner Lage ist, und dieses Laster ist der absolute Mangel an Voraussicht. Das ist ein Laster, das nothwendigerweise überall den Sklaven charakterisirt. Der Sklave ist nicht mündig und fühlt dies; er weiß, daß er im Dienste eines Herrn steht, und erwartet von diesem Versorgung und Pflege; er ist befriedigt, wenn er seine laufenden Pflichten erfüllt hat; wozu sich mit der Zukunft beschäftigen? wozu für den nächsten Tag sorgen? wozu sich das ohnehin geringe Maß der Genüsse verkümmern, um einen Nothpfennig zu ersparen? Der Herr ist da, der Herr wird ihn ernähren, wenn er nicht mehr arbeiten kann.

Das ist die Lebensauffassung des englischen Arbeiters. Er lebt gedankenlos in den Tag hinein. Manchmal legt er einige Pfund in die Savings-Bank, aber er nimmt sie am nächsten Feiertage wieder heraus und schmaust und zecht für sie. Der französische Arbeiter sucht Capitalist und Rentier zu werden, der englische denkt nie daran, sich selbst für seine alten Tage zu versorgen. Dazu ist die Gesellschaft da, dieser unsichtbare Sklavenvogt, für den er sein Leben lang arbeitet. Und die Gesellschaft entspricht den Erwartungen des Arbeiters. Sie öffnet ihm das Armenhaus, wo jeder dürftige Engländer an seinem Zuständigkeitsorte Aufnahme findet. Das ist eine Altersversorgung, aber die eines Sklaven; eine tief entwürdigende, eine bitter verletzende, eher für ein Lastvieh als für einen Menschen geeignete. Im „Workhouse“ verliert der er-

werbsunfähig gewordene Arbeiter seine Selbstständigkeit; er wird unfrei, er lebt in einer Art Gefangenschaft, er hat zwar Obdach und Nahrung, aber seine Menschenwürde wird mit Füßen getreten. Dieses Los läßt sich der Engländer willig gefallen. Der Arbeiter verbraucht — man kann oft genug sagen vergeudet — seinen ganzen Erwerb bis auf den letzten Penny mit der Aussicht auf schließliche Versorgung im Armenhause und der Reiche bezahlt gerne die „poor rate", um seinem Sklaven schließlich ein Dach und ein Stück Brod bieten zu können. Der französische Arbeiter würde unter solchen Verhältnissen individuell sich selbstmorden oder korporativ zum rächenden Petroleum greifen!

Wie soll die Masse des Volks bei solchen Anschauungen und Gewohnheiten demokratischen Ideen zugänglich sein? Wie soll der Arbeiter, der nicht einmal für seine eigenen Angelegenheiten und für seine eigene Zukunft ein hinreichendes Interesse hat, auf den Gedanken verfallen, die Angelegenheiten des Staates, die Leitung der nationalen Geschicke zu kontroliren und die Gesellschaft unter seinen Einfluß zu bringen? Er hat theoretisch alle Freiheiten: er könnte, wenn er wollte, zwei Drittel sämmtlicher Abgeordneten wählen, er kann sich beliebig assoziiren und versammeln, er hat die Freiheit des gesprochenen und gedruckten Wortes, aber er benutzt diese köstlichen Güter, um die der französische Arbeiter noch immer vergebens ringt, ausschließlich zu zufälligen materiellen Zwecken und nie im Dienste großer und ewiger Prinzipien. Wann hält er Meetings? Wenn ihm der Lohn verringert wird. Wozu bildet er Vereine und Genossenschaften? Um striken zu können. Die Höhe des Taglohns —

das ist sein ganzer Gesichtskreis. Ueber diesen hinaus sieht er nicht. Auf den Gedanken, daß politische Freiheit nicht Selbstzweck, sondern Mittel zur Förderung des allgemeinen Wolbefindens ist und daß eine Konstitution, welche die Ausbeutung einer ganzen Nation durch eine mächtige Aristokratie gestattet, trotz aller durch sie gewährleisteten Freiheiten nichts taugen kann, auf diesen Gedanken ist der englische Arbeiter noch nicht gerathen. Der Farm-Taglöhner, der mit seinem empörend dürftigen Lohn kein Auslangen finden kann, der Fabriksarbeiter oder Handwerksgeselle, der beschäftigungslos geworden ist oder dessen Salair man herabgesetzt hat, beschäftigt sich blos mit dieser augenblicklichen Erscheinung, ohne zu verstehen, daß sie das Symptom eines allgemeinen, dauernden Uebels ist, und begnügt sich damit, auszuwandern oder zu striken, womit aber an den herrschenden Verhältnissen gar nichts geändert wird.

Bezeichnend ist es, daß nur ein Theil der Bevölkerung des Vereinigten Königreichs eine noch unausgesprochene, aber deutlich erkennbare Hinneigung zu demokratischen Ideen zeigt und zwar, wie sich theoretisch ohnehin erwarten ließ, der celtische. In Irland nimmt die Jahrhunderte alte Gährung und Unzufriedenheit immer mehr die Form demokratischer Bestrebungen an. Aeußerlich ist es auch dort nur eine materielle, nämlich die Land-Frage, welche die Gemüther erregt und zu violenten Handlungen antreibt. Aber im Hintergrunde dieser an sich schon sehr bedrohlichen Land-Frage kommt eine noch viel bedrohlichere zum Vorschein, nämlich die der individuellen Gleichheit einerseits, die der kollektiven Emanzipation

Irlands von der Aussaugung durch die englische Aristokratie andererseits.

Wie wenn die Kulturgeschichte ein nach allen Regeln der Naturwissenschaft geleitetes Experiment hätte veranstalten wollen, so hat sie zwei verschiedene Racen, die germanische und die celtische, unter dieselben Bedingungen versetzt, um zu erproben, wie die gleichen Gesetze und Einrichtungen, die gleichen klimatischen, religiösen und kulturellen Verhältnisse auf das verschiedene ethnische Material einwirken. Nun denn, das Resultat des Versuches ist im höchsten Grade frappant. Der Angelsachse, der durch den Normannen seiner Freiheit, Selbstständigkeit und Grundherrlichkeit beraubt und aus der Kondition des unabhängigen Landbesitzers in die des Leibeigenen, der sich später zum Farm-Taglöhner entwickelt, hinabgedrückt worden ist, hat nicht die leiseste Erinnerung an seine früheren Rechte bewahrt und ist so ledig jeder Ahnung eines Anspruchs auf den Grund und Boden, den er bearbeitet, daß er, wenn er mit seiner Lage unzufrieden ist, sich einfältig und plump so hilft, daß er auswandert: der Celte, der seitens des Anglonormannen dieselbe Behandlung zu erleiden hatte, ist sich bis zum heutigen Tage seiner historischen Rechte in absoluter Klarheit bewußt: er weiß, daß er früher der freie Herr des Bodens war, auf dem er heute als rechtloser Farmer oder hungernder Taglöhner sitzt: daß der Lord, dem all seine Arbeit zu Gute kömmt, ein Räuber ist, der ihm sein Eigenthum vor Zeiten mit bewaffneter Faust entrissen hat: er behält sich im Herzen stets vor, wieder in seine unverjährbaren Rechte einzutreten, und wenn der Lord den Versuch macht, ihn von der Scholle zu jagen, seinen Taglohn zu verkürzen,

seinen Pachtzins zu erhöhen, so fällt es ihm nicht ein, auszuwandern, sondern — er erschießt den Lord. Der Angelsachse wurde durch sein tiefes Gemüth zu religiösen Skrupeln und dadurch der Reformation in die Arme getrieben, der Celte findet für seine äußerlichen Neigungen und seine heidnische Phantasie Befriedigung im Katholizismus und schiert sich nicht um den tiefern sittlichen Inhalt des Christenthums. Der Angelsachse ist zufrieden mit seiner aristokratischen Gesellschaftsordnung und sucht nur direkt oder indirekt in die herrschenden Schichten zu gelangen; der Celte gelangt selbstständig, durch eigenen Instinkt oder eigenes Nachdenken, zur demokratischen Idee und lehnt sich gegen die Herrenkaste auf. Der Grundstock der wenigen sozialdemokratischen und der vielen republikanischen Vereine, die auch in den englischen Großstädten bestehen, wird von Irländern gebildet. Diese Celten sind der Sauerteig, der an den unbeweglichen dicken Teig der angelsächsischen Nation gesetzt ist und ihn allgemach in Gährung bringen zu wollen scheint. Das an den Boden gedrückte Ohr des Beobachters hört ein dumpfes Rollen aus der Richtung von Irland her — wer weiß, ob das nicht die ersten fernen Donnerschläge eines revolutionären Wettersturmes sind, der auch in England die Sintflutepoche einleitet, aus welcher Frankreich bereits wieder hevorgegangen ist.

Engliſche Religioſität und Sonntagsfeier.

Der Fortſchritt der Zeiten, die großen Reſultate der Naturwiſſenſchaften, die kühnen Unterſuchungen der poſitiviſtiſchen Philoſophen, die Ergebniſſe der vergleichenden Sprachforſchung und Mythologie, die häufigere Berührung mit fremden Völkern von emanzipirterer Denkungsweiſe, nichts hat die tiefe, melancholiſche Religioſität der engliſchen Nation zu erſchüttern vermocht und ſie ſteckt noch heute bis über den Scheitel in derſelben theologiſchen Weltanſchauung, aus welcher die puritaniſche Bewegung hervorgehen konnte. Man gibt ſich in England gar nicht den Anſchein, aufgeklärt zu ſein: man heuchelt nicht Toleranz gegen den Unglauben, wie dies anderwärts denn doch Mode zu ſein beginnt: man ſucht ganz offen von Staats- und Geſellſchaftswegen die freie Forſchung zu unterdrücken. Als Tyndall 1874 in Belfaſt anläßlich einer Verſammlung der „British association"

eine Rede hielt, die gottesleugneriſch angehaucht war, wurde er von der Preſſe, von der Geſellſchaft, von den offiziellen Kreiſen ſo lange verfolgt und moraliſch gefoltert, bis er ſich in einer öffentlichen Erklärung reumüthig an die Bruſt ſchlug und ein kanoniſches Glaubensbekenntniß ablegte, eine Parodie der Galilei-Tragödie, über die unſer Jahrhundert erröthen ſollte. Darwin, der ein unabhängiger Grundbeſitzer und nicht wie der bejammernswerthe Tyndall ein bezahlter „Lecturer“ iſt, beſchränkt ſich in all ſeinen Werken auf poſitive Darlegungen, vermeidet es aber ſorgfältig, die naheliegenden philoſophiſchen Folgerungen aus ſeinen Thatſachen zu ziehen. Herbert Spencer unterſucht wol kalt und mit unerſchütterlicher Ruhe die Urſprünge der Gott-Vorſtellung des Menſchen und ſtellt ſich eben ſo entſchieden auf den Standpunkt des unqualifizirten Atheismus wie John Stuart Mill, aber beide werden in England nur um ihrer Thatſachen willen in dem einen, um ihrer Methode willen in dem andern Falle geleſen und auf die Denkweiſe ihrer Nation wirken ſie kaum ein, wie ſie denn beide in ihrer Heimat in viel geringerem Anſehen ſtehen als auf dem Kontinente. Und was bedeuten auch zwei oder drei Aufklärungs-Bücher jährlich angeſichts der Tauſende von theologiſchen Abhandlungen, Poſtillen, Predigten und Bibelerläuterungen, die fortwährend erſcheinen und gierig gekauft und geleſen werden? Neben der Bibel fehlt auch heute noch Bunyan's „Pilgrims progress“ in keinem engliſchen Hauſe. Als Moodey und Sankey, zwei amerikaniſche Geiſtliche, die von Stadt zu Stadt ziehen und vor zahlenden Zuhörern Predigten halten und Hymnen ſingen, ihre frommen Vorſtellungen im Haymarket-Theater gaben (1875), vermochte

qr[illegible]e Schauspielhaus Londons dem Andrange des [illegible]ms nicht zu genügen; in den Logen sah man die [illegible] von Wales und ihre Schwägerin, die Marquise [illegible]te, auf der Galerie den Rowdy von Bayswater und [illegible] ganze gemischte Auditorium vereinigte sich zu stunden-langem hysterischem Schluchzen, Singen und Beten. Als in demselben Jahre die beiden Schiffe „Alert“ und „Discovery“ für eine Nordpolexpedition ausgerüstet wurden, war der Raum in den Fahrzeugen so beschränkt, daß der wissenschaftliche Stab auf einen ganzen Gelehrten für die beiden Schiffe reduzirt wurde; da fiel es einem Parlamentsmitgliede ein, zu verlangen, daß für jedes Schiff auch noch ein — Kaplan angestellt werde! Der erste Lord der Admiralität erklärte vergebens, daß man für eine solche würdige Persönlichkeit absolut keine Unterkunft schaffen könne, die Interpellationen im Parlamente wiederholten sich, die „Times“ trat in einem salbungsvollen Leitartikel für die Sache ein und die Regierung mußte schließlich richtig nachgeben und von jedem Schiffe den Zahlmeister entfernen, um für die Reverend Gentlemen Platz zu machen. Vor einem Polizeigerichtshofe Londons geschah es zur Zeit meines dortigen Aufenthalts, daß ein Zeuge, der beeidet werden sollte, die Erklärung abgab, er glaube an keinen Gott und könne darum als gewissenhafter Mensch nicht bei einem solchen schwören; da rief der Richter in hoher Erregung: „Ein so ruchloser Mensch hat in diesem Saale nichts zu schaffen und ich kann ihn gar nicht zu einer Aussage zulassen“ und schickte den aufrichtigen Mann zum Schaden der Partei, für die er Zeugenschaft ablegen sollte, thatsächlich fort, obwol das englische Gesetz ausdrücklich zugibt, daß eine Person, die

einen Eid mit ihren religiöſen Ueberzeugungen nicht vereinbaren kann, eine Zeugenausſage mache und durch die einfache Verſicherung, daß ſie wahrhaft ſei, bekräftige, — die Preſſe aber hatte in dieſem Falle für den blindwüthigen Eiferer von einem Richter kein Wort der Rüge. Fortwährend werden in London neue Kirchen und Kapellen gebaut und mit Ausnahme derjenigen, die in den von fremden Arbeitern bewohnten Vierteln, alſo in Whitechapel, Bromley oder Limehouſe, ſtehen, ſind alle zu eng für den Andrang der Gläubigen.

Es hat in der engliſchen Kulturgeſchichte wiederholt Epochen gegeben, wo es ſchien, als ſollte ſich eine atheiſtiſche Strömung Bahn brechen. Das war zur Zeit der Reſtauration und ein zweitesmal zu Anfang dieſes Jahrhunderts. Die Vornehmen affektirten Unglauben, verſpotteten die Religion, vernachläſſigten die Kirche, gefielen ſich in Blasphemie und geberdeten ſich als ſtarke Geiſter. Aber das war eine Mode, die weder lang währte noch tief ins Volk drang. Die große Maſſe der Nation hing unbeirrt an ihren religiöſen Vorſtellungen und iſt heute ſo eifrig im Glauben und in den äußern Kundgebungen desſelben wie nur je zur Zeit der Rundköpfe. Die Geiſtlichkeit der Staatskirche hat gut ſo verweltlicht zu ſein wie der römiſche Klerus, das treibt allenfalls beſonders eifrige Bibelchriſten ab und zu in den Schoß anderer Sekten, aber es thut dem Glauben keinen Abbruch. Der Clergyman der Hochkirche iſt eine Kreatur vornehmen Einfluſſes, ein Höfling, der ſeine Beförderung dem glatten und gefälligen Scherwenzeln im Salon — oder Vorzimmer — hochgeborener Herren und Damen verdankt; er hat weit mehr Muskelchriſtenthum als Andacht und Entſagung; er zieht eine fette

Pfründe ohne Arbeit jeder verdienstvoll-evangelischen Thätigkeit vor; er nimmt an allen Sports theil, jagt, reitet und wettet und ruinirt sich manchmal in sehr weltlichen Unternehmungen; Mr. King, ein wolbekannter Geistlicher, besaß einen Rennstall, war Eigenthümer der berühmten Pferde „Apology" und „Holyfriar" und zog es vor, seine Pfründe aufzugeben, als ihn sein Bischof kategorisch aufforderte, zwischen Stall und Kirche zu wählen; im Frühling 1879 wurde das ganze wolgesinnte England durch einen widerwärtigen Prozeß aufgeregt, den ein Geistlicher gegen einen andern wegen unnatürlicher Ausschweifungen anstrengte, und Priester figuriren mit beklagenswerther Häufigkeit als handelnde Personen in Ehebruchs- und Scheidungsprozessen. Und doch kömmt es keinem Engländer in den Sinn, für solche vereinzelte Skandale den ganzen Stand verantwortlich zu machen, und der Klerus der Hochkirche nimmt trotz seinen unwürdigen Mitgliedern in der Achtung der Nation den höchsten Platz ein.

Wo in Europa könnte es noch vorkommen, daß ein Arzt, also ein gebildeter Mann, der die Naturwissenschaften mindestens gestreift haben muß, einen ebenso langwierigen als kostspieligen Prozeß gegen seinen Seelsorger anstrengt, weil ihm dieser die Zulassung zum Abendmahl verweigert? Und doch hat sich ein solcher Fall, der Sensation erregte, vor drei Jahren in England ereignet und noch wunderlicher als die Thatsache selbst ist der Grund, der den Seelsorger in der angegebenen Weise handeln ließ. Der Arzt hatte nämlich gewisse Stellen in der Bibel anstößig gefunden und zum Gebrauch der Jugend und der Familien eine Ausgabe derselben veranstaltet, in welcher jene Stellen unterdrückt waren: das

hatte aber der Pfarrer als unſtatthafte Einmiſchung eines Laien in Glaubensangelegenheiten aufgefaßt und er hatte den unberufenen Bibelverbeſſerer zur Strafe vom Abendmahl ausgeſchloſſen. In einem andern Falle klagte ein Gläubiger ſeinen Biſchof vor dem „Court of arches“, dem oberſten Gerichtshof für kirchliche Streitfälle im Gebiete des Erzbisthums Canterbury, an, weil er auf ſeine, des Gläubigen, Beſchwerdevorſtellung dem Seelſorger deſſelben nicht amtlich verboten hatte, gewiſſe Neuerungen in Tracht und Geberden beim Gottesdienſte einzuführen. Solche Erſcheinungen beweiſen, wie lebendig der Glaube, wie rege das religiöſe Gefühl bei den Engländern iſt. Sie behandeln ihren Anſpruch auf Seligkeit wie einen Anſpruch auf ein Grundſtück: als ein materielles Gut; ſie laſſen ſich ihr Recht auf das Abendmahl ſo wenig verkürzen wie das Recht auf den Bezug der Dividende ihrer Aktien; ſie betrachten den ihnen durch ihre Religion verbürgten Antheil an der Gnade Chriſti als einen Beſtandtheil ihres Vermögens und wenn ihnen Jemand dieſen werthvollen Beſitz antaſten will, ſei es indem er ſie vom Abendmahl ausſchließt oder indem er durch unſtatthafte Kirchengebräuche den Zorn des Heilands gegen die Gemeinde, deren Mitglieder ſie ſind, erregt, ſo vertheidigen ſie ihr Eigenthum vor den Gerichten mit ſchweren Opfern an Geld und Zeit ſo hartnäckig und verſtockt, als handelte es ſich um Werthe, die gegen Baargeld umgeſetzt werden können.

Dieſe lebendige Religioſität der Engländer iſt die feſteſte Stütze des herrſchenden Geſellſchafts- und Regierungsſyſtems. das ſich bei einem zugleich gebildeten und in Gla lauen Volke keinen Tag lang halten könnte.

ihrer Frömmigkeit Staat machen, und die ſchlichte, innerliche Gläubigkeit der Gemeinen, welche nur das eigene Gewiſſen zum Zeugen ihrer Andacht nehmen.

Dieſe Verſchiedenheit der religiöſen Gefühle in den verſchiedenen Schichten der Nation gelangt auch in der Sektenbildung zu frappantem Ausdruck. Die obern Zehntauſend finden in der „Hochkirche“ vollſtändige Befriedigung; ſie erfüllen deren Vorſchriften mit gedankenloſer Maſchinenmäßigkeit und ſeit dritthalb Jahrhunderten iſt in ihrem Gemüthe nicht ein einzigesmal die unruhige Frage laut geworden, ob ihr hochkirchliches Glaubensbekenntniß wirklich der letzte und vollkommenſte Ausdruck der chriſtlichen Wahrheit ſei? Wenn ſich aber einzelne von ihnen ausnahmsweiſe dennoch mit Ideen von Kirchenreform beſchäftigen, ſo treten ſie ſchließlich entweder zum Katholizismus über oder neigen doch zu größerer Entwickelung der Aeußerlichkeiten hin. Der „Ritualism“, das heißt das Beſtreben, katholiſchen Pomp in den anglikaniſchen Gottesdienſt einzuführen, iſt ein rein ariſtokratiſches Gewächs: die Vornehmen hegen und unterſtützen ihn und die Geiſtlichen, welche ihre Pfründen aus der Hand des Adels empfangen, ſind ſeine eifrigſten Verbreiter. Da den obern Zehntauſend die Religion eben etwas rein Aeußerliches iſt, ſo iſt ihnen der ſtrenge anglikaniſche Ritus nicht prunkvoll und demonſtrativ genug und ihr Phariſäismus fordert eine lärmendere, farbigere, mimiſchere Betheuerung des Glaubens. Das Volk dagegen kann ſeine religiöſen Skrupel nie zum Schweigen bringen; es hat eine tiefe, brennende Sehnſucht nach Wahrheit und dieſe immer lebendige Sehnſucht findet in keiner dogmatiſchen Form des Glaubens volle und dauernde Be-

friedigung; daher ein ſtetes Suchen nach neuen Formen, die voll Verzweiflung nach einiger Zeit wieder weggeworfen werden, weil ſie die Unruhe des Herzens und die Zweifel des grübelnden Geiſtes auch nicht heilten; daher ein unſtätes Wandern von einer Sekte zur andern, ein Erfinden immer neuer Glaubensartikel, ein hartnäckiges, nie unterbrochenes Modeln und Drechſeln an den Offenbarungen der Bibel und den Ueberlieferungen der Kirche, daher dieſes üppige Wachsthum neuer Sekten, welche im engliſchen Volke ſo raſch aufſchießen und verwelken wie die Pflanze des Propheten Jonas.

Die dem Fremden auffälligſte und unangenehmſte Erſcheinung, welche die Religioſität des engliſchen Volks begleitet, iſt die Sonntagsfeier. Der Kontinentale kann ſich nicht in den Gedanken finden, daß das Leben einer Nation alle ſechs Tage auf vierundzwanzig Stunden vollkommen ſtilleſtehen ſoll. Er bricht in bittere Klagen darüber aus, daß er Sonntags keine Briefe empfangen und aufgeben — oder mindeſtens einſchreiben laſſen — kann; daß zahlreiche Bahnzüge und Omnibus nicht verkehren; daß alle Reſtaurants und Wirthshäuſer theils vom Sonnabend bis zum Montag Morgen theils am Sonntag von 11 Uhr Vormittags bis 6 Uhr Abends geſchloſſen ſind; daß es am Sonntag weder Theater noch Konzerte gibt; daß weder die Muſeen noch die Galerien und ſonſtigen Sehenswürdigkeiten zugänglich ſind. Er ärgert ſich über die Ausgeſtorbenheit der Straßen Londons und über die Prozeſſionen langweiliger Kirchengänger, die in ſchwarzem Bratenrock, weißer Kravate und lichten Handſchuhen Morgens und Abends gemeſſenen Schrittes und mit ſchläfriger Sammlung in den langgezogenen Mienen zur An-

dacht und wieder nach Hause ziehen, und ist er gar gewohnt, seine Mahlzeiten in einem Restaurant zu nehmen, in welchem le der Sonntag zu einem Fasttage für ihn wird, so ver- er gewiß die englische Sabbathfeier und das englische t ihr in die tiefste Hölle.

d doch ist diese Sabbathfeier in England eine soziale endigkeit und eine unvergleichliche Wolthat für neun ntel der Nation. In dieser Gesellschaft, die das Beiwort „respektabel", das heißt achtbar, blos dem Wolhabenden zugesteht, in deren Sprache „Substanz" ein Synonym von Vermögen und „Kompetenz" ein solches von Einkommen ist, in der das Individuum nur als gleichgiltige Zugabe zu seinem Geldsacke betrachtet wird und der Sovereign als Legitimationsmarke der anständigen Personen gilt, in dieser Gesellschaft herrscht eine solche Gier nach Geld, ein solcher Hunger nach Reichthum, daß die Brodgeber den Arbeitern, sei es hinter dem Pfluge, sei es hinter der Dampfmaschine, freiwillig gewiß nicht eine Stunde Rast gönnen würden, wenn die religiöse Gepflogenheit sie nicht tyrannisch dazu zwänge. Ohnehin wird in England schon zu viel gearbeitet. Die Produktion übersteigt weit das Maß dessen, was England und Europa konsumiren können, und das Land muß alle kleine Weile einen blutigen Krieg führen, um sich ein Absatzgebiet zu erhalten oder zu erschließen. Die Menschheit wird zu einem übermäßigen und unnöthigen Konsum gedrängt, blos damit die Waarenmassen verkauft werden können, welche die englischen Fabriken erzeugen. Die Ueberproduktion drückt die Preise unnatürlich herab und das hat nicht eine Verminderung des Gewinns der Fabrikanten und Kaufleute, sondern

des Lohnes der Arbeiter zur Folge. Die Arbeiter müſſen immer mehr arbeiten, um ſo viel zu erſchwingen, als ſelbſt ihr elendes Daſein erfordert, und je mehr ſie arbeiten, um ſo mehr wird ihr Produkt entwerthet, um ſo geringer wird ihr Lohn. Das iſt ein grauſamer circulus vitiosus, in welchem die Arbeiter hilflos umhergetrieben werden. Es iſt für ſie unter ſolchen Umſtänden ein hohes Glück, daß ſie mindeſtens am Sonntag aus dem Joch geſpannt werden, da ſie, wäre die Sonntagsfeier in England eine ſo laxe wie etwa in Frankreich, von ihren Frohnvögten unbedingt auch an dieſem Tage würden zur Arbeit verhalten werden.

Natürlich ſucht aber die Ariſtokratie aus allen Kräften zu verhüten, daß der Sonntag vom Volke zur Selbſtbildung benützt werde. Alle Kulturanſtalten — vom Theater bis zum Britiſh-Muſeum — ſind wie ſchon erwähnt am Sabbath geſchloſſen und die Sunday-Opening- (Sonntags-Oeffnung-) Bewegung, obwol ſie immer kräftiger wird, vermag wol noch lange nicht ihre Ziele zu erreichen. Das Volk ſoll beten und Schnaps trinken, aber es ſoll ſeinen geiſtigen Geſichtskreis nicht erweitern, es ſoll nicht zur Erkenntniß gelangen, daß Arbeit nicht der einzige Lebenszweck und der Menſch nicht eine Spinnmaſchine ſei, es ſoll in ſeine kahlen Arbeitsräume, wo es täglich 12—14 Stunden lang einer geiſttödtenden, verthierenden mechaniſchen Thätigkeit obliegt, nicht die Vorſtellung einer höhern und menſchenwürdigeren Exiſtenz mitnehmen. Dieſe ſyſtematiſche Unterdrückung des Geiſteslebens der Maſſen iſt das ſchwerſte Verbrechen der herrſchenden Klaſſe Englands. Aber es iſt — vom ariſtokratiſchen Standpunkte aus betrachtet — ein Akt der Nothwehr, denn das erleidet keinen

Zweifel, daß das engliſche Volk, ſtünden ihm am Sonntag ſolche Bildungsmittel frei zu Gebote wie den franzöſiſchen Städtebewohnern: Thiergärten, Muſeen, Bibliotheken, Bildergalerien, Volkskonzerte, populäre Theater und Vorleſungen, bei ſeinem natürlichen Verſtande und ſeiner tiefen Sittlichkeit alsbald zu Anſchauungen und Ueberzeugungen gelangen würde, welche weder mit dem theologiſchen Geiſte noch mit der Herrſchaft der obern Zehntauſend verträglich wären.

Mitternachtsprediger.

Wir haben gesehen, wie strikt die äußerliche Observanz des Sabbaths selbst in dem verhältnißmäßig minder strengen London ist. Allein so verödet und ausgestorben die Stadt an einem Sommersonntage ist, so lustig und lebendig wird sie mit Einbruch der Nacht. Zwar alle Theater und öffentlichen Vergnügungslokale bleiben geschlossen, allein zahlreiche Kirchen, in denen Abendgottesdienst eingerichtet ist, öffnen ihre Pforten und neben ihnen thun sich die nur während der Gottesdienststunden versperrt gewesenen Trinkstuben und Bierläden auf, in die jene riesige Majorität der Londoner Arbeiterbevölkerung strömt, die einen kostspieligen Rausch der unentgeltlichen Erbauung vorzieht. Die reichen Leute, die auf Respektabilität halten und der Nachbarschaft nicht leicht ein Aergerniß geben, bleiben auch am Sonntagsabend daheim und unterhalten sich in gottgefälliger Weise

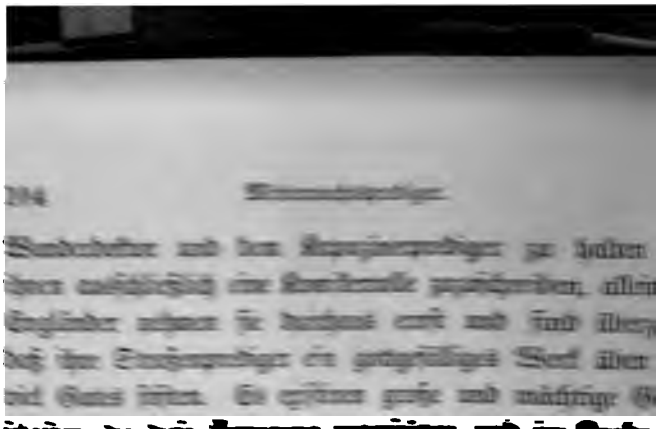
mit Postillenlektüre und „sacred music“, deren weiter Rahmen übrigens auch Strauß'sche Walzer umfaßt! Den Massen der kleinen und kleinsten Geschäftsleute, der Handwerker und Arbeiter aber ist der Sonntag der Tag der Bewegung, der Freiheit, der frischen Luft, des Wiesengrüns. Themse auf und ab ziehen Hunderttausende nach den freundlichen Hügeln von Richmond und Kew oder nach den flachen Ufern von Greenwich und Woolwich, andere Hunderttausende fahren in den unglaublich billigen Vergnügungszügen nach denselben Ausflugspunkten und nach anderen, entlegenern, bis ans Seegestade hinaus, der arme Paddy, der irische Arbeiter, der wol kräftige Beine, aber keine überflüssigen Pfennige hat, wandert mit Weib und Kind zu Fuße meilenweit nach dem erstbesten erreichbaren grünen Fleck, wo er sich tagsüber sonnt, im Schatten rauschender Ulmen schläft, Schmetterlingen nachjagt, Gänseblümchen pflückt und sein Wochentagselend vergißt, und wer selbst zu einem solchen Ausfluge nicht reich oder rüstig genug ist, der geht wenigstens in einen der großen Parks innerhalb der Stadt, um nach dem ewigen Straßenpflaster und Schornsteingewirre doch auch einmal wieder etwas Laub und Gras zu sehen. Sowie es zu dunkeln beginnt, strömen alle diese Hunderttausende, ja man kann sagen Millionen, wieder nach der Stadt zurück. Von den Landungsstegen des Stroms und von den Stationen der unterirdischen Eisenbahn ergießen sie sich in die bis dahin menschenleer gewesenen Straßen und erfüllen sie mit dem wolthuenden, sympathischen Lärm, den nur eine glückliche Menschenmenge hervorzubringen vermag. Während man alle die Nachmittagsstunden in den

Straßen von Pompeii umherzuwandeln glaubte, dächte man ſich nun auf den geräuſchvollen Piazzas Neapels. Denn der richtige Londoner wird ausgelaſſen und übermüthig wie ein Kind, wenn er ſich ein wenig zwiſchen Gras und Blumen herumgetummelt hat, und er vollführt dann ein Schwatzen und Lachen und Jubeln und Johlen bis in die ſpäte Nacht hinein, wie es ſelbſt ein Neapolitaner nicht geräuſchvoller und herzensfroher thun könnte.

Es war an einem ſolchen Sonntag, als ich gegen Mitternacht Euſton Road hinabſchlenderte. Die Nacht war von ſüdlicher Schönheit, die Luft weich und lau, der Mond nahezu voll. In den Straßen herrſchte das regſte Leben. Die Kings Croß-, Gower Street- und Portland Road-Station der Underground Railway ſpien noch alle fünf Minuten Hunderte von verſpäteten Ausflüglern und Spaziergängern aus und ſtellenweiſe war das Gedränge ſo dicht, daß man auf dem Trottoir kaum vorwärts kommen konnte. Ich war gerade an die Ecke des Park Square gelangt, wo vier große Straßen einander kreuzen und der Zuſammenfluß der Menſchen am ſtärkſten war, als in dem bunten Haufen Jemand plötzlich ein höchſt klägliches „Oh!“ ausſtieß. Ich fuhr ſofort mit der einen Hand nach der Börſe, mit der andern nach meiner Uhr, inſtinktive Bewegungen, die man in London machen lernt, wenn man ſich in ein Gedränge begibt, und ſchob mich an die Perſon heran, die den Jammerruf erhoben hatte. Ich ſah einen robuſten kleinen Mann in den beſten Jahren, anſtändig gekleidet, mit rundem, rothem Geſicht und lebhaften Augen, der raſchen Blicks den Kreis muſterte, welcher ſich

Ginman!“ „Von der Whisky-Flasche!“ rief es durcheinander, einige der Zuhörer entfernten sich unter lautem Gelächter, allein andere Passanten nahmen gleich ihre Plätze ein, die Lücken im Kreise wurden ausgefüllt und der Prediger fuhr mit großer Salbung fort: „Nein, ihr elenden Thoren, nein, ihr weltlichen Wichte, nicht zu diesen schwachen Gefäßen habt ihr eure Zuflucht, sondern zu Christus, der euch heilt und tröstet und labt.“ In diesem Tone sprach der Mann wol eine halbe Stunde lang, der steten Unterbrechungen nicht achtend, durch die ruchlose Heiterkeit seines Publikums nicht gestört, immer seinen Gleichmuth bewahrend und in seinem salbungsvollen Ton verharrend. Sein Publikum wechselte dabei fast ununterbrochen. Manche blieben stehen, steckten den Kopf in den Auflauf, sahen was es gebe und gingen mit geringschätzigem Achselzucken weiter: Andere setzten ihren Weg erst fort, nachdem sie fünf Minuten lang zugehört hatten, Manche aber harrten geduldig und andächtig aus, bis der Redner zu Ende war, ja sie schlossen sich ihm noch an, als er weiterzog, um an der nächsten Straßenecke wieder mit einigen wilden Schreien oder durch ein ähnliches Kunstmittel ein Auditorium um sich zu sammeln.

In der Folge war ich noch öfter Zeuge ähnlicher Auftritte und erfuhr manches Nähere über die Leute, die in denselben die Hauptrolle spielten. Die Straßen- oder Mitternachtsprediger, wie man sie nennt, gehören zu jenen Erscheinungen des Londoner Lebens, die den Ausländer am fremdartigsten und wunderlichsten anmuthen. Wir wären geneigt, sie für ein Mittelding zwischen dem Jahrmarkts-



diger mit ihrem Echo allein. Da kam einem vom heiligen Geiste besonders erleuchteten Frommen eine kühne und originelle Idee. Will der Berg nicht zu Mohamed kommen? Gut, so geht Mohamed zum Berge. Die Leute wollen nicht zum Prediger kommen? Nun denn, so wird sich der Prediger seine Leute aufsuchen. Ein Gotteshaus ist überall, wo Menschen Gottes in Andacht gedenken. Auch in den Straßen Londons. Wenn man Missionäre nach ozeanischen Inseln und zu wilden Völkerstämmen senden kann, warum nicht in das Herz Londons und zu Mitbürgern? Und es entstand alsbald die „City Mission Society", tiefe Börsen thaten sich auf, Prinzen vom königlichen Geblüt interessirten sich für die Sache und bald konnten die ersten Mitternachtsprediger an den Straßenecken ihre Werbungen für die Armee des Himmelreichs beginnen.

Anfangs waren die Straßenprediger gut besoldete, anständige Reverends in schwarzen Röcken und mit weißen Kravaten, die zum Theil sogar einen Jungen mit sich hatten, der ein leichtes Pult und eine schwere Bibel trug, und die Sache hatte Schick und Art. Später aber wurde die Bewegung immer mehr verwahrlost, der religiöse Schwindel, der in englischen Köpfen immer spukt, bemächtigte sich der Institution und neben den bestellten Missionären begannen unberufene Prediger zu wirken, die freiwillig und nicht immer in der erbaulichsten Weise das Wort Gottes verkündeten. Die Reverends zogen sich allgemach zurück und ihre Stellen nahmen ruppige Gesellen ein, die von Salbung troffen, aber gleichzeitig auch nach Gin dufteten. Bald hatte die Grammatik nichts mehr mit den Mitternachtspredigten zu schaffen und sie wurden für die Mehrzahl der Passanten eine Quelle der Erheiterung.

Eine Schichte des Nachtpublikums aber scheint den Straßenpredigern treu zu bleiben und das sind die verkommenen unglücklichen Dirnen, die in den Nachtstunden Einsam Road, Oxfordstreet, Strand u. s. w. überschwemmen. Sie hören stundenlang dem Hödern Geistes andächtig zu und ich habe manche von ihnen in lauten Schluchzen ausbrechen sehen, wenn der Prediger das Wort „our sweet saviour" (unser süßer Heiland) oft und eindringlich aussprach. Diese armseligen Geschöpfe waren nicht etwa in dem Alter, wo nach dem deutschen Sprichworte Personen ihres Gelichters sich in Verschwestern umzuwandeln pflegen, es waren vielmehr gerade die jüngsten, die am leichtesten gerührt wurden. Die Prediger berücksichtigen dieses eigenthümliche Publikum und wählen mit Vorliebe Maria Magdalena, die Ehebrecherin und ähnliche saftige Stellen des Evangeliums zum Gegenstande ihrer Betrachtungen. Aber sie gehen in der Dankbarkeit für ihre weibliche Zuhörerschaft noch weiter. Ab und zu laden sie dieses ganze Auditorium nach Mitternacht in irgend ein öffentliches Lokal, bewirthen jede einzelne Dame mit einer Schale Thee und einem Butterbrödchen und verlangen als Gegenleistung nichts als geduldiges Anhören einer Predigt und eines Psalms.

Diese Theeversammlungen haben englischen Schriftstellern Anlaß zu sehr sentimentalen Schilderungen gegeben, in denen

gottesdienſten und habe nur ausnahmsweiſe Rührung, dagegen meiſtens große Heiterkeit beobachtet. Die älteren und hartgeſotteneren unter den Sünderinen betrachten dieſe Verſammlungen als einen „capital fun“ (Hauptſpaß) und nennen den gaſtfreundlichen Reverend nicht anders als „the funny old boy“. Dennoch aber ſind es gerade dieſe Bewirthungen mit Bekehrungsbeigabe, die den Engländern beſonders wirkungsvoll ſcheinen und für die die meiſten Spenden einfließen.

Trotz der wolwollenden Meinung, die in den höhern Kreiſen für die Mitternachtsprediger und ihr gottgefälliges Werk unterhalten wird, ſcheint es unter den Policemen einzelne ruchloſe Heiden zu geben, die für die höhere Sendung der frommen Männer gar keinen Sinn haben und ſie blos als Urheber von Straßenaufläufen und Verkehrsſtockungen auffaſſen. Jeden Montag ſtehen einige Straßenprediger als Opfer einer ſolchen ſündigen Kurzſichtigkeit der Sicherheitsorgane vor dem Polizeirichter. Die Praxis, die man ihnen gegenüber befolgt, iſt eine ſehr verſchiedene. Manche Richter ertheilen dem Policeman für ſeinen Dienſteifer an unrechtem Orte einen ſcharfen Verweis und entlaſſen den Prediger mit Lobſprüchen; Andere, in denen der Ordnungsſinn ſtärker iſt als die Frömmigkeit, drohen dem Verkünder des Worts mit einer empfindlichen Strafe, falls er es ſich nochmals beikommen ließe, unberufen in den Straßen eine „obstruction“ zu veranlaſſen, und nur in einem Falle erinnere ich mich geleſen zu haben, daß der unglückliche Straßenprediger zu vierzehntägiger Haft verurtheilt wurde. Ich übe jedoch nur Gerechtigkeit gegen den Richter, wenn ich hinzufüge, daß in dem

betreffenden Falle die Aussage des Policeman dahinging, der fromme Cityapostel habe „sehr geschwankt, stark nach Weingeist geduftet, sei wiederholt zu Boden gefallen und habe einem ältlichen Zuhörer, der einen Zweifel an der Richtigkeit der vom Redner beliebten Eintheilung der Teufel in drei Hauptklassen ausdrückte, einen heftigen Faustschlag aufs linke Auge versetzt."

Der Derbytag in Epsom.

Spricht man mit einem Engländer über die Bedeutung des Derbytages, so wird er gewiß mit aller Begeisterung, welche seine kühle Reserve zuläßt, von nationalen Festen, olympischen Spielen, männlicher Freude an harter Leibesarbeit und ähnlichen Dingen deklamiren und die Geschichte nebst einigen verwandten Disziplinen in Kontribution setzen, um seine Apologie wissenschaftlich zu begründen. In Wirklichkeit aber hat die fabelhafte Theilnahme, welche die englische Nation den weltberühmten Rennen in Epsom zuwendet, nichts mit den idealen Interessen gemein, die vor nun dritthalbtausend Jahren das ganze Griechenvolk auf der korinthischen Enge versammelten. Der Derbytag, der eine große Geschichte und lange Vergangenheit hat, mag in der Väter und Großväter Zeiten allerdings anders gewesen sein als jetzt; damals war er, wenn man den zeit-

genössischen Schilderungen trauen darf, wirklich ein nationales Frühlingsfest, zu dem die ehrbaren Landedelleute und Farmer mit Weib und Kind und reichem Mundvorrath von hundert Meilen in der Runde herbeiströmten; sie benutzten die Gelegenheit, um ihre Einkäufe in London zu machen, ihre Augen an den frischen, lenzgrünen Fluren ihres schönen Vaterlandes zu erfreuen und einmal alle Größen und Berühmtheiten Englands auf einem Flecke beisammen zu sehen: den Hof, das Parlament, die Aristokratie, die Armee und daneben auch die Freunde und Gevattersleute von Nah und Fern; mit loyaler Freude begrüßten sie die königlichen Hausfarben auf dem Turfe und der Jubel war grenzenlos, wenn der Jockey in Roth und Gold als erster am Gewinnpfosten vorüberfauste; man wettete wol auch damals schon ein wenig, aber das war noch Nebensache, es diente blos dazu, das eigene Interesse am Verlauf und Ausgang der Rennen zu steigern, es war eine leichte Zuthat von Würze zu einer an sich schmackhaften Speise. Allein heute hat sich das Verhältniß gänzlich umgekehrt, das Wetten ist die Hauptsache geworden und alles Andere tritt vor diesem Interesse weit in den Hintergrund zurück. Der Derbytag ist nicht mehr als nationales Fest, sondern als nationales Geschäft anzusehen; er ersetzt die kleine Lotterie Spaniens, Italiens und Oesterreich-Ungarns, indem er der Masse große Verlust- und kleine Gewinnstchancen öffnet. Wol entsendet auch jetzt noch wie einst jede Grafschaft, ja fast jedes Dorf einige Vertreter nach den Sandhügeln von Epsom, allein sie kommen nicht, um in Frühlingsluft zu schwelgen oder die leitenden Männer der Nation zu sehen, sondern um sich aufzuregen und Geld zu

machen. Alle Welt betheiligt ſich an den Derbywetten, der Herzog mit tauſend und zehntauſend Pfund, der Ladenſchwengel mit zehn Shilling und der Stiefelputzer vielleicht mit drei Ha'p'nies. Das Geſchäft iſt bewundernswürdig organiſirt und man braucht ſich gar keine Mühe zu geben, um ſein Geld loszuwerden. Wenn man wetten will, ſo muß man dazu weder die Pferde noch die Jockeys kennen. Man muß keinen Widerpart ſuchen und kann in Sportdingen ſo unwiſſend ſein wie ein neugeborenes Kind. Man hat nichts zu thun als in den erſtbeſten Zigarrenladen zu treten und eine Wettkarte zu verlangen. Der Ladenhälter legt einem eine Liſte von Pferdenamen vor, man deutet mit dem Finger auf einen derſelben und entledigt ſich einer beliebigen Geldſumme. Nach dem Rennen findet man ſich wieder ein und produzirt ſeine Wettkarte und da erfährt man denn, ob man ſein Geld verloren oder etwas gewonnen hat. Allerdings gibt es auch Leute, die mit Sachkenntniß wetten und alle Chancen gewiſſenhaft ſtudiren, allein die große Maſſe macht es ſo, wie ich es eben geſchildert habe. Alte Weiber wetten nach dem Traumbuch und Köchinen laſſen ſich bei der Wahl des Pferdes, auf das ſie ſetzen, von allerlei myſtiſchen Begegnungen und Zeichen leiten.

Dieſe Entartung des urſprünglich ariſtokratiſchen Derbytags hat nicht verfehlt, ihn ſchon einigermaßen ſeines frühern Nimbus zu entkleiden. Die Vornehmen beginnen Epſom zu verlaſſen und Ascot zu patroniſiren, wie ſie ja auch Londoner Stadtviertel und Seebäder, welche durch ihre Anweſenheit faſhionable geworden ſind, aufgeben, ſowie ſich der Plebs zu ſehr dahin drängt. Es war ein Zeichen der Zeit, das Auf-

sehen und Befremden erregte, daß sich zur Zeit meines ersten Aufenthalts in England im Unterhause eine Stimme gegen die Vertagung des Parlaments aus Anlaß des Derby erhob. Seit undenklichen Zeiten hatte das Parlament seine Sitzungen an diesem dem Sport geweihten 3. Juni unterbrochen, damit die ehrenwerthen Mitglieder sich ohne Pflichtverletzung nach Epsom begeben können; das war so selbstverständlich, wie daß das Haus an Sonntagen keine Sitzung halten darf; wer es gewagt hätte, gegen diesen eingewurzelten Brauch aufzutreten, der hätte gewiß als ein Mann ohne nationales Gefühl das Vertrauen seiner Wähler für alle Zeit verscherzt. Und damals fand sich ein Parlamentsmitglied, dem die Vertagung des Hauses für den Derby nicht gerechtfertigt erschien, und was mehr sagen will: neunundsechzig „Ehrenwerthe" bekannten sich bei der „Theilung", die über den Nichtvertagungsantrag stattfand, zu derselben ketzerischen Ansicht. Der Verfall ist also konstatirt. Epsom ist nicht mehr aristokratisch; es hat nicht mehr die Bedeutung von ehedem. Allein das hindert nicht, daß der Anblick des Rennplatzes am Derbytage noch immer ein höchst merkwürdiger und interessanter sei.

Mit dem frühesten Morgen des 3. Juni beginnt von London aus die Völkerwanderung nach dem etwa vierzehn englische Meilen entfernten Rennplatze. Um die London- und Waterloobridge-Station drängen sich unübersehbare Massen von Ausflüglern, die ihr Reiseziel durch den en bandoulière getragenen Feldstecher und einen um den Hut gewundenen großen Schleier verrathen. Dieser Schleier ist unerläßlich. Er muß sehr lang, sehr breit und möglichst schreiend gefärbt sein; am besten blau oder grün, obwol auch schwefelgelb nicht

ausgeſchloſſen iſt; urſprünglich hat er wol dazu gedient, ſeinen Träger einigermaßen vor Staub zu ſchützen, allein jetzt ſcheint er kaum einen andern Zweck zu haben, als ihm ein groteskes Anſehen zu geben. In dieſem Punkte leiſtet ja der Engländer überhaupt Großes. Wo ihrer einige Hundert beiſammen ſind, da finden ſich unter ihnen gewiß einige Dutzend Geſtalten, welche wie aus einem Tollhaus entſprungen ausſehen. Für den Turf aber werden die verrückteſten Toiletten männlichen und weiblichen Geſchlechts noch ganz beſonders aufgeſpart.

Die „Brighton and South-Coaſt“ und „South Weſtern Railway“ bewältigen den Verkehr zwiſchen London und Epſom in einer Weiſe, die auf den Kontinentalen verblüffend wirkt. Alle fünf Minuten verläßt ein langer Zug die vollgepfropfte Abfahrtshalle und in dieſer Ausdehnung währt der Verkehr ſtundenlang. Jede der beiden Bahnen befördert am Derbytag gegen ſiebenzigtauſend Reiſende nach Epſom und Abends wieder zurück (am Pfingſtſonntage ſogar die doppelte Anzahl nach andern Ausflugsorten!) und das Alles ohne Störung, ohne Verwirrung, beinahe ohne Lärm und Gedränge. Das iſt die glänzende Erprobung einer einfachen, jede Komplikation ausſchließenden Fahrordnung, eines energiſchen und dienſtgeübten Perſonals und eines Publikums, das gewohnt iſt, ſich ſelbſt ſeinen Platz zu ſuchen, ſich ſelbſt zu orientiren und lieber ſechs Schritte als eine Frage zu thun.

Aber die Eiſenbahnen ſind nicht die einzigen Kanäle, durch die London nach Epſom ſtrömt. Von Charing Croß, vom „Elephant and Caſtle“ und andern uralten Kutſcherherbergen, die noch aus den Zeiten der ſeligen Poſtkutſche

herstammen, setzen sich lange Züge der verschiedenartigsten Fuhrwerke in Bewegung, Omnibus und Cabs, Karrossen und Postchaisen, moderne Wagen und vorsündflutliche Ungeheuer, vierspännig und zweispännig, alle aber mit einer vollen Ladung von übermüthigen Menschen, die vor der Abreise eine Libation veranstalten und unterwegs fortfahren, die Brandy- und Weinflasche zu liebkosen. Solche Wagen, besonders die „four-in-hands", werden meist von geschlossenen Gesellschaften (in der Regel zu horrenden Preisen) für den Tag gemiethet und enthalten außer ihrer lebendigen Fracht noch eine förmliche Vorrathskammer voll Eßwaaren und Flaschenbatterien. Wagen, Kutscher und Pferde sind mit Reisig und Blumen aufgedonnert und das Gespann trägt meist Glocken am Halse. Unter Schellengeklingel und Peitschengeknall, unter Halloh und Hussah saust das die staubige Straße entlang, die Insassen des Wagens singen und jauchzen und grüßen alles Lebende, das ihnen begegnet, mit hochgeschwungener Flasche und hinter ihnen bezeichnen Trümmer von Glas- und Thongefäßen aller Art, untermischt mit Knochen und Speiseresten, die Spuren der tollen Fahrt. Diese Ausflüge nach Epsom sind beim Kutschervolke sehr beliebt und gar oft kommt es vor, daß ein Cabby, der keinen Miether zu guten Preisen finden konnte, schließlich irgend einen armen Teufel um ein paar Shillinge wie einen Grandseigneur zum Derby fährt, blos um an dem großen Tage nicht zwischen den rußigen Mauern der Londoner Häuser bleiben zu müssen: Cabby würde sich das ganze Jahr unglücklich fühlen, wenn er am 3. Juni nicht auch die ihm gebührende Portion Staub geschluckt und ein entsprechendes Maß Sonnenhitze erduldet hätte.

Die Epsom Downs, sonst dürftig begraste Sanddünen, verwandeln sich für diesen Tag in eine förmliche Stadt: aus den Hügeln schießen Holzhäuser und Leinwandzelte zu Hunderten hervor; da gibt es Tribünen und fliegende Restaurants, Wettbureaus und Schnapsläden und dazwischen all den hundertfältigen bunten Plunder, der in der ganzen Welt von Jahrmärkten und Volksfesten unzertrennlich ist. Es fehlen weder die tanzenden Bären noch die Reifspringer und Akrobaten: hier läuft ein Mädchen mit liebem, bleichem Gesichtchen auf dem Seile, dort verschluckt ein Feuerfresser große Portionen seiner appetitlichen Speise. Ein Mann in langem Kaftan und mit hoher Persermütze verkauft den Mägden die Photographie ihres Zukünftigen und ein in feuerrothen Sammt gekleideter, sehr abenteuerlich aussehender Quacksalber schreit von einem nicht minder kuriosen, hieroglyphenbemalten Wagen herab untrügliche Mittel gegen Zahnschmerz, Unfruchtbarkeit und Trunksucht aus. Hier wirft man mit Messern nach einem hölzernen Ziel, das einen schottisch karrirten Juden darstellt, dort bemühen sich einige Jünglinge, mit Holzknüppeln Kokosnüsse herabzuwerfen, die in einer Entfernung von zehn Schritten auf Stöcke gespießt sind. Ein anderer Pennysport besteht darin, daß man einem Popanz eine große Holzkugel in den weitgeöffneten Mund zu schleudern sucht. Dieser Popanz stellt wider alle Gesetze internationaler Höflichkeit das Porträt eines lebenden Monarchen, nämlich Sr. Majestät des Schah von Persien, dar und man wird wol zugeben, daß es eine beklagenswerth respektwidrige Handlung ist, einem so mächtigen Herrscher in effigie hölzerne Kugeln in den aufgerissenen Mund zu werfen. Orangen-, Kirschen- und Soda-

waſſerhändler ſchießen mit großem Geſchrei umher und preiſen ihre Waare als „very nice“, „extremely cool“ und „sweet as a kiss“ an. Zerlumpte Knaben bieten die Porträts der Jockeys aus, die an dieſem Tage reiten; eine ganze Kollektion, ſechs Stück Porträts ſammt einem roſenfarbenen Umſchlag, um einen Penny; man denke, ſechs Bilder, alle ſehr ſchön und recht dick roth und blau kolorirt, um einen Penny! Die Aehnlichkeit iſt freilich keine ſonderliche und ich habe gefunden, daß die Geſichter alleſammt auffallend dem ſtattlichen Eichel-Ober auf den Schweizer Spielkarten gleichen, allein wenn die Aehnlichkeit nicht groß iſt, ſo iſt auch andererſeits ein Penny nicht viel. Inſtrumentaliſten und Vokaliſten aller Art vertreten die Muſik ebenſo würdig wie die Porträtverkäufer und einige à la minute-Photographen die bildenden Künſte. Da iſt eine Harfeniſtin, die ſchwärmeriſche Balladen und gefühlvolle Liebeslieder ſingt, und in ihrer Nähe produzirt ſich eine Negergeſellſchaft, die unter dem Accompagnement eines Triangels, einiger Tambourine und Holzklappern und einer Kindertrompete Geſänge vorträgt, welche geeignet ſind, ſelbſt das ſchwarze Geſicht einer Negerin roth zu färben. Was dieſe ſchwarzen Sänger verderben, das ſuchen würdige Männer gut zu machen, indem ſie fromme Traktätlein mit großer Freigebigkeit vertheilen. Mir, dem man vielleicht beſondere Bekehrungsbedürftigkeit anmerkte, hat man deren wol ein Dutzend angehängt. Sie trugen zum Theil ſehr eindringlich mahnende und vielverſprechende Titel, z. B.: „Ein Pocher an jeder Thüre“, „Biſt du deines Heils ſicher?“, „Ach, was wird das Ende ſein?“, „Eines Matroſen Bekehrung auf hoher See“ u. ſ. w. Ich beſorge, daß dieſe ſehr

erbaulichen Schriften größtentheils nicht die paſſende Verwendung finden, wenigſtens ſah ich am Abend das Rennfeld und die Straßen von Epſom ganz bedeckt mit den ſchön ausgeſtatteten Blättern, die bei richtigem Gebrauche nicht ermangeln würden, viele Seelen von ſicherer Höllenqual zu erretten.

Was ich aus einer Gattung von Gebäuden und Ausrufern machen ſollte, wußte ich lange nicht. Ich ſah nämlich Knaben vier Stäbe in die Erde ſtecken, ein altes Segel um dieſelben ziehen und ſich dann vor dieſe primitive Konſtruktion hinſtellen, laut rufend: „A pleasant accomodation! A very good accomodation! Only one penny!“ Ein Zelt, daß nur eine Perſon darin Platz hat, keinerlei Geräth, überhaupt kein Inhalt, was kann das für „Accomodation“ ſein und wofür wird „blos ein Penny“ verlangt? Als ich ſpäter Herren und Damen ſehr preſſirt nach dieſen Zelten eilen und dieſelben nach einer kleinen Weile viel langſameren Schrittes und mit einem unverkennbaren Ausdrucke der Befriedigung verlaſſen ſah, begann ich endlich zu begreifen und als Abends die Zelte abgebrochen wurden, bewies der Anblick der eingehegt geweſenen Stelle, daß ich das Richtige errathen hatte.

Der Mob beginnt ſchon am frühen Morgen das Feld zu bevölkern: die Tribünen füllen ſich erſt von Mittag ab und die Rennen nehmen um zwei Uhr ihren Anfang. Um dieſe Zeit iſt die Szenerie in der That eine grandioſe. Innerhalb des von der Rennbahn gebildeten Ringes, in welchen der Zutritt für Jedermann frei iſt, drängen ſich Kopf an Kopf und Schulter an Schulter weit mehr als hunderttauſend Menſchen; an den

Barrièren außerhalb der Bahn ist eine vier- bis fünffache Wagenburg aufgefahren und auf dem Dache jedes Fahrzeugs hat sich eine Colonie von Schaulustigen etablirt. Jeder Lustigmacher und Ausrufer, jede Trinkbude und Schauhütte, jede „Accomodation“ und jeder Schießstand hat sein Publikum und ein großes Publikum. Wer Geld verdienen will, der kann es hier auf die leichteste Weise. Die Pennies fliegen förmlich in der Luft umher und die Sixpence sind kaum minder leicht beweglich. Der Bettler, der, wie die Tafel auf seiner Brust besagt, blind „by railway accident“ ist, und der verschmitzt aussehende Bursche, der sein Gehör (!) im Aschantikrieg auf der Goldküste verloren haben will (das war im Frühling 1874; am 1879er Derby wird derselbe Bettler sein Gehör wol in Zululand verloren haben, denn er muß sich in der Zeitgeschichte auf dem Laufenden erhalten), ernten an diesem einen Tage so viel, daß sie einen kontinuirlichen Whiskyrausch für mindestens einen Monat garantirt haben. Um die Wetthütten wogt eine undurchdringliche, schreiende und gestikulirende Menge und die Wettagenten, in Hemdsärmeln und den unerläßlichen Cylinder mit Wettkarten besteckt, locken durch ihre Haranguen noch immer mehr Leute heran. Einen frappanten Gegensatz zu diesem lärmenden und ruhelosen Treiben bilden die Tribünen, namentlich die große eiserne Haupttribüne, in deren Logen die dem Derby treugebliebenen Vertreter der Aristokratie versammelt sind. Zwar wird auch hier gewettet, aber ohne Lärm und Gestikulation; auch hier herrscht gespannte Erwartung des Verlaufs der Rennen, aber Befriedigung oder Unmuth über das Resultat drückt sich nicht

wie drüben jenseits des Ringes durch donnerndes Gebrüll und Getöse, sondern durch — Telegramme aus. In den untern Räumen der Tribüne ist nämlich ein Telegraphenamt etablirt, wo zwanzig Beamte mit athemloser Hast und im Schweiße ihres Angesichts an der Bewältigung der Flut von Depeschen arbeiten, in welchen das Tribünenpublikum seinen Freunden in der ganzen Welt das Ergebniß der Rennen augenblicklich nach deren Beendigung mittheilt.

Die merkwürdigste Episode des Derby ist das Freimachen der Rennbahn, das „clearing". Dieselbe ist nämlich in ihrer ganzen Ausdehnung so dicht mit Menschen gefüllt, daß nirgends eine Stecknadel zur Erde fallen könnte. Unmittelbar vor dem Rennen löst sich eine Schaar Policemen von der Tribüne los, bildet eine Kette quer durch die Bahn und beginnt diese langsam, aber energisch entlang zu marschiren und die Menge vor sich her zu drängen. Das geschieht ohne Brutalität, ohne Heftigkeit, mit möglichster Schonung, aber unwiderstehlicher Konsequenz. Hinter den Policemen folgt eine Schwadron Reiter, welche die Nachzügler, die etwa von dem Geschwader zu Fuße nicht aus dem Wege geschafft worden wären, bestimmt von der Bahn fegt. Ist diese durch die lebendige Baggermaschine gänzlich gereinigt worden, so stellen sich Policemen zu beiden Seiten in kurzen Abständen auf, um zu verhindern, daß die Menschenflut nicht hinter den Reitern wieder zusammenschlage. In diesem Augenblicke erscheint plötzlich, von allen Seiten mit tausendstimmigem Halloh begrüßt, ein armes Hündchen auf der Bahn und galoppirt athemlos zwischen den lebendigen Hecken dahin, überall, wo

es ausbrechen will, mit Geſchrei und Fußtritten zurückgetrieben, von dem Lärm und der Angſt faſt der Beſinnung beraubt und ſchließlich von den heranſtürmenden Rennpferden über den Haufen geworfen. Dieſer Hund fehlt vor keinem Rennen und hat bereits eine ſprichwörtliche Bedeutung erlangt. Man nennt einen Menſchen, der einen Moment allgemeiner Spannung benutzt, um prätentiös aufzutreten und die auf ganz andere Dinge gerichtete Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken, einen „Derby dog“. Sein Erſcheinen wird vom ganzen Publikum erwartet und erregt trotzdem die ungemeſſenſte Heiterkeit. Unmittelbar, nachdem die Renner vorübergeſtoben ſind, bricht die Menge wieder in die Bahn ein und überflutet ſie aufs Neue, ſo daß ſich der Prozeß des „clearing“ ſammt dem Auftreten des Derby-Hundes vor jedem Rennen wiederholt, bis um ſechs Uhr die letzte Nummer des Programms erſchöpft iſt und das Publikum ſich zur Rückkehr nach London anſchickt.

Als ich bei der Eiſenbahnſtation anlangte, wollte ſich ein Zug eben in Bewegung ſetzen. Ich öffnete noch raſch eine Thür und ſprang in ein Coupé, wo gerade noch ein Platz leer war. In dem Augenblicke, als der Schaffner die Thüre hinter mir zuſchlug und die Lokomotive ihren Pfiff ausſtieß, hörte ich neben mir einen leiſen Schrei. Ich wandte mich um und ſah — die junge Schwedin, die mit mir zuſammen von Gothenburg nach London gekommen war. Wir Beide freuten uns herzlich des unvermutheten Wiederſehens und nun ging es an ein Erzählen, das bis zur Ankunft in London nicht aufhörte. Der Bruder war, wie mir ohnehin

nicht zweifelhaft war, nicht gekommen und als ihr dies endlich klar geworden, war ſie in ein bitteres Schluchzen ausgebrochen. Der Kapitän hatte ihr nun in der höflichſten und diskreteſten Weiſe ſeine Hilfe angeboten, die ſie wol oder übel annehmen mußte. Sie blieb über Nacht noch an Bord und am nächſten Morgen brachte er ſie ſelbſt zu einer ſchwediſchen Familie, bei der ſie in undefinirter Eigenſchaft, halb als Kindermädchen, halb als Zofe, vorläufige Unterkunft fand und mit der ſie auch heute in Epſom war. Engliſch konnte ſie noch immer nicht, aber ſie begann es ſchon zu verſtehen und wenn ihre Stellung auch nicht eine ſolche war, die ſie ihrer Bildung und Erziehung nach beanſpruchen konnte, ſo war ſie doch vorläufig mit der Fügung ihres Schickſals zufrieden. Sie ſchloß ihre Erzählung damit, daß ſie mir unter der ihr mitgetheilten Adreſſe geſchrieben, jedoch zu ihrer Verwunderung keine Antwort erhalten habe. In der That, ich war ſo nachläſſig geweſen, meine neue Adreſſe nicht anzugeben, als ich das Hotel verließ, und der Brief war mir nie zugegangen.

In London angekommen, nahmen wir Abſchied von einander und im nächſten Augenblick hatte ich ſie im Getümmel der Bahnhofshalle aus den Augen verloren. Vor dem Stationsgebäude harrte der Reiſenden ein eigenthümlicher Empfang. Eine Schaar Gaſſenjungen nahm jeden einzelnen Wagen und Fußgänger in die Mitte und forderte mit ohrzerreißendem Geſchrei „a brown“ oder „a copper“, nämlich einen Penny oder Halfpenny. Straßenweit verfolgten die Rangen ihr Opfer und ohne Löſegeld gab es kein Entkommen. Ich weiß

es ausbrechen will, mit Geschrei und Fußtritten zurückgetrieben, von dem Lärm und der Angst fast der Besinnung beraubt und schließlich von den heranstürmenden Rennpferden über den Haufen geworfen. Dieser Hund fehlt vor keinem Rennen und hat bei [illegible] Bedeutung erlangt. Man nennt einen [illegible] Moment allgemeiner Spannung benutzt [illegible] utreten und die auf ganz andere Ding[illegible] mkeit auf sich zu lenken, einen „Derby[illegible] ien wird vom ganzen Publikum erwar[illegible] m die ungemessenste Heiterkeit. Unmitt[illegible] nner vorübergestoben sind, bricht die Menge wieder in die Bahn ein und überflutet sie aufs Neue, so daß sich der Prozeß des „clearing“ sammt dem Auftreten des Derby-Hundes vor jedem Rennen wiederholt, bis um sechs Uhr die letzte Nummer des Programms erschöpft ist und das Publikum sich zur Rückkehr nach London anschickt.

Als ich bei der Eisenbahnstation anlangte, wollte sich ein Zug eben in Bewegung setzen. Ich öffnete noch rasch eine Thür und sprang in ein Coupé, wo gerade noch ein Platz leer war. In dem Augenblicke, als der Schaffner die Thüre hinter mir zuschlug und die Lokomotive ihren Pfiff ausstieß, hörte ich neben mir einen leisen Schrei. Ich wandte mich um und sah — die junge Schwedin, die mit mir zusammen von Gothenburg nach London gekommen war. Wir Beide freuten uns herzlich des unvermutheten Wiedersehens und nun ging es an ein Erzählen, das bis zur Ankunft in London nicht aufhörte. Der Bruder war, wie mir ohnehin

nicht zweifelhaft war, nicht gekommen und als ihr dies endlich klar geworden, war sie in ein bitteres Schluchzen ausgebrochen. Der Kapitän hatte ihr nun in der höflichsten und diskretesten Weise seine Hilfe angeboten, die sie wol oder übel annehmen mußte. Sie blieb über Nacht noch an Bord und am nächsten Morgen brachte er sie selbst zu einer schwedischen Familie, bei der sie in undefinirter Eigenschaft, halb als Kindermädchen, halb als Zofe, vorläufige Unterkunft fand und mit der sie auch heute in Epsom war. Englisch konnte sie noch immer nicht, aber sie begann es schon zu verstehen und wenn ihre Stellung auch nicht eine solche war, die sie ihrer Bildung und Erziehung nach beanspruchen konnte, so war sie doch vorläufig mit der Fügung ihres Schicksals zufrieden. Sie schloß ihre Erzählung damit, daß sie mir unter der ihr mitgetheilten Adresse geschrieben, jedoch zu ihrer Verwunderung keine Antwort erhalten habe. In der That, ich war so nachlässig gewesen, meine neue Adresse nicht anzugeben, als ich das Hotel verließ, und der Brief war mir nie zugegangen.

In London angekommen, nahmen wir Abschied von einander und im nächsten Augenblick hatte ich sie im Getümmel der Bahnhofshalle aus den Augen verloren. Vor dem Stationsgebäude harrte der Reisenden ein eigenthümlicher Empfang. Eine Schaar Gassenjungen nahm jeden einzelnen Wagen und Fußgänger in die Mitte und forderte mit ohrzerreißendem Geschrei „a brown“ oder „a copper“, nämlich einen Penny oder Halfpenny. Straßenweit verfolgten die Rangen ihr Opfer und ohne Lösegeld gab es kein Entkommen. Ich weiß

nicht, welchen Rechtstitel dieſe induſtrioſe Cockney-Jugend für ihre Bettelei hat, aber daß ſie ihr vermeintliches Recht mit der hartnäckigſten Zudringlichkeit geltend macht, das hat wol jeder mit dem ehrenvollen Staub des Turfs bedeckte Derby-Fahrer bei der Heimkunft zu ſeinem Aerger erfahren.

Das engliſche Theater.

Ein ſo großer Faktor im engliſchen Nationalleben der Sport iſt, ein ſo kleiner iſt das Theater. Alle Welt kümmert ſich um einen neu aufgegangenen Stern am Turf-Himmel und um den Derby-Sieger, Niemand um ein neues Stück und ſeinen Erfolg. Wer auf guten Ton hält, dem müſſen die Namen der berühmteren Jockeys, Cricketers und Ruderer geläufig ſein, dagegen hat er durchaus nicht die Pflicht, die hervorragenden Bühnenkünſtler zu kennen. Die großen Blätter widmen dem Sport täglich einige Spalten, dem Theater höchſtens einmal in der Woche kürzere Notizen. Die Sportzeitungen haben eine rieſige Verbreitung, die Theaterorgane werden außerhalb des engſten Kreiſes der Couliſſenbevölkerung gar nicht in die Hand genommen. Man drängt ſich in die Kirchen, um berühmte Prediger zu hören, aber nie in die Schauſpielhäuſer, um

große Menſchendarſteller zu ſehen. Das Theater, das in Wien und Paris in vielen ſelbſt hochgebildeten Familien faſt das einzige Konverſationsthema bildet, wird in engliſchen Geſellſchaften nie mit einer Silbe berührt. Jenes krankhafte Intereſſe für jedes Theaterküſtchen und jede Soubretten-Naſenſpitze, das man in den kontinentalen Großſtädten beobachten kann, iſt hier völlig unbekannt. Die großen Herren haben wol ſchon — zumeiſt während ihres obligaten Pariſer Aufenthaltes — gelernt, ihre Maitreſſen aus dem Kreiſe der Theaterdamen zu wählen, allein das ſind ihre Privatangelegenheiten, um die ſich das große Publikum keinen Deut kümmert. Die Wiſſenſchaft der Künſtlerinen-Liaiſons, die von den gehirnerweichten Müßiggängern der Pariſer Boulevards zu ſo hoher Entwickelung gebracht worden iſt, daß jeder von ihnen, wenn man ihn jäh aus dem Schlafe wecken würde, ohne Nachdenken die Namen aller vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Liebhaber der kleinen A. und der dicken B. ſammt den Summen, welche die letzteren ihren Anbetern gekoſtet, herſagen könnte, dieſe edle Wiſſenſchaft wird in London gar nicht kultivirt, wie es denn auch für die geringe Theilnahme, die das Publikum dem Theater entgegenbringt, charakteriſtiſch iſt, daß man in den Schaufenſtern aller Kunſthandlungen die Porträts von Politikern, Richtern, „Champions“ der verſchiedenen Sports und Schriftſtellern, aber nur äußerſt ſelten die von Schauſpielerinen ſieht.

Die vornehme Welt beſucht das Theater nur während der „Season“ und damals auch nur, um italieniſche Opernvorſtellungen zu hören, die vom Mai bis zum Auguſt in Coventgarden, Drury Lane und Her Majeſtys Theater ſtatt-

finden. Dieser Opernbesuch ist allerdings obligat: man muß nach dem Diner ballmäßig toilettirt in einer Loge eines der drei Operntheater gesehen werden und für das Fehlen bei dieser allabendlichen Revue der vornehmen Gesellschaft gibt es nur eine zulässige Entschuldigung: die Anwesenheit auf einer Soirée in einem dem Westendpublikum bekannten Hause. Man kann also die Oper während der Season als eine Fortsetzung von Rotten Row betrachten und die Unternehmer der verschiedenen Vorstellungen benützen denn auch diese Modetyrannei, welche die gute Gesellschaft zwingt, die Oper regelmäßig zu besuchen, um den Preis für eine Loge mit 5—10 Guineen (105 bis 210 Mark) zu bemessen. Wie äußerlich aber diese Gewohnheit ist, wie wenig sie aus musikalischer Neigung oder allgemeinem Theaterbedürfniß hervorgeht, beweist am Besten der Umstand, daß sich in London außerhalb der drei Season-Monate noch nie ein Opernunternehmer halten konnte und daß es sich als eine Unmöglichkeit erwies, in dem fabelhaft reichen London die Geldmittel für den Bau eines ständigen nationalen Opernhauses aufzubringen.

Außer Opern besucht die gute Gesellschaft nur noch eine Sorte von Theatervorstellungen, nämlich die Pantomimen, die in den vornehmen Theatern von Weihnachten bis Ostern gegeben werden. Es ist eine altenglische Sitte, die Kinder am „boxing day“ oder mindestens an irgend einem Abende zwischen Weihnachten und Dreikönig zu einer Pantomime zu führen, und in ihrer Begleitung erscheinen wol auch die Eltern oder sonstigen Verwandten im Theater. Alle andern Bühnenwerke, die nicht italienische Opern oder prächtig ausgestattete Pantomimen sind, existiren für die gute Gesell-

schaft nicht und sie setzt ihren Fuß, sofern sie es nicht der Mode oder den Kindern zuliebe thut, höchstens noch dann ins Theater, wenn irgend eine Pariser Bühnenzelebrität französische Vorstellungen gibt.

Ist es die Ursache oder die Folge dieser Indifferenz der besten Elemente der Nation? Genug, die englische dramatische Literatur ist im trostlosesten Verfall. Die großen zeitgenössischen Dichter Englands schreiben wol ab und zu Gedichte in dramatischer Form (so Tennyson seine „Queen Mary") allein es sind beabsichtigte Buchdramen und die Verfasser würden eine Aufführung wol selbst dann nicht gestatten, wenn ein kühner Theaterdirektor eine solche mit allerlei Regie- und Inszenirungskünsten ermöglichen würde. Die dramatischen Handwerker aber, unter denen es einige von bekanntem Namen gibt, bringen nur das jämmerlichste Zeug hervor und suchen ihre Effekte in gemeiner Hanswurstelei, in plärrender Henlmeierei oder in widerwärtig rohem Verbrecher- und Mordwesen. Uebrigens verhält sich selbst in diesem verwahrlosten Gebiete die Originalproduktion zu den Entlehnungen aus fremden Literaturen wie eins zu zehn. Unter den Entlehnungen sind wieder die ehrlichen Uebersetzungen mit Angabe des Ursprungs und Nennung des Verfassers eine seltene Ausnahme, die Regel sind sogenannte „Adaptationen", eine gewissenlose Hudelei und literarische Diebshehlerei, die darin besteht, daß man das erstbeste, in der Regel französische Stück nimmt, es durch Unterdrückung des Titels und Autornamens unkenntlich macht, es ohne nach der Zustimmung des Verfassers zu fragen mit etwas Rührseligkeit, einigen derbkomischen Prügelszenen und einer frischen, fröhlichen Mordthat für den

niedrigsten Geschmack aufspickt und durchwürzt und so dem Londoner Publikum auftischt, welches an dem Faulgerichte manchmal tausend Abende hintereinander schmaust.

Dieser tiefe Verfall der dramatischen Literatur in der Nation Shakespeares, Marlowes, Ben Jonsons, Beaumont und Fletchers u. s. w. ist eine überaus merkwürdige kulturhistorische Erscheinung. Man hat versucht, sie mit der Herrschaft des Puritanismus zu erklären und diese oberflächliche Ausrede ist zum Gemeinplatz geworden, der sich in allen Kultur- und Literaturgeschichten breit macht. Allein der Puritanismus hat nichts oder nur sehr wenig damit zu schaffen. Zur Zeit der Restauration war der Theaterbesuch eine der Leidenschaften der vornehmen Welt und niemals hat England so glänzende Schauspielhäuser, so geniale Künstler, so prächtige szenische Ausstattungen gekannt wie unter den beiden letzten Stuarts. Damals konnte es geschehen, daß englische Herzoge englische Schauspielerinen heirateten, ein Fall, der sich weder früher ereignet noch später wiederholt hat. Damals schrieben Dryden, Wycherley, Congreve, Vanbrugh, Farquhar und etwas später Sheridan ihre Komödien, denen der Kritiker, er mag über ihre Moral denken wie er will, gewiß weder Verve, blühende Erfindung und wahre Komik, noch musterhaften Dialog und unübertreffliche Charakterzeichnung absprechen wird. Kann man in dieser Epoche von einem äußerlichen Verfall des englischen Theaters sprechen? Gewiß nicht; und doch war sie später als die Herrschaft des Puritanismus, der angeblich den Verfall des englischen Theaters verursacht hat!

Wenn die dramatische Literatur Englands heute voll-

ständig unfruchtbar ist, so findet dies meiner Ansicht nach seine Erklärung nicht in der theologischen Weltanschauung, sondern in der gesellschaftlichen Verfassung der Nation. Die Tragödie mit ihren stürmischen und sich lärmend und gewaltthätig äußernden Leidenschaften kann einer Gesellschaft, deren erstes Gesetz es ist, nie den Gleichmuth zu verlieren, und der ein jeder Gefühlsausbruch als die Gipfelung der Geschmacklosigkeit und schlechten Lebensart erscheint, nicht anders als äußerst unsympathisch, wenn nicht direkt abgeschmackt und lächerlich vorkommen, sie wird also die Pflege dieser vornehmsten dramatischen Dichtungsart in keiner Weise ermuthigen. Bleibt noch das Lustspiel, allein auch dieses kann nicht aufkommen; denn um zu gedeihen, müßte es zunächst wahr sein, weil der positive englische Geist immer nur Thatsachen, scharfe Spiegelbilder des wirklichen Lebens, Charaktere mit Fleisch und Blut fordert und augenblicklich hinter jede Fiktion und jeden Conventionalismus kommt; wenn es aber wahr wäre, das heißt wenn es die Typen der englischen Gesellschaft auf die Bühne versetzen und ihre Hohlheit, ihre Hypokrisie, ihren Egoismus, ihre Geldgier schonungslos geißeln würde, welch einen Schrei der Entrüstung würden da die „obern Zehntausend“ ausstoßen! Wie würden sie über den unglücklichen Dichter herfallen! Man würde ihn der Lügenhaftigkeit und Immoralität zeihen, ihn Revolutionär, ja Petroleur nennen und er sähe sich für immer von allen „respektabeln“ Leuten verstoßen und geächtet. Das Leben der englischen Aristokratie schreit förmlich nach einem Satiriker; in jedem Westendsalon liegt das Material für hundert unsterbliche Lustspiele, stehen fünfhundert Komödienfiguren von der

Großartigkeit eines Tartuffe für den augenblicklichen Gebrauch bereit; der äußere Pomp und die innerliche Leere und Langweiligkeit, der religiöse und soziale „Cant", das Protektionswesen und der Pfund-, Shilling- und Pence-Dienst der obern Zehntausend sind ein Vorwurf für einen Lustspieldichter, wie ihn weder Molière noch Beaumarchais noch selbst der alte Aristophanes gehabt. Aber wer hätte den Muth, seine Hände nach diesen lockenden Schätzen auszustrecken? Und wenn sich schon ein so tollkühner, auf alle materiellen Lebenserfolge verzichtender Engländer fände, der die Komödie des vornehmen Englands schriebe und sich dadurch Alles, was in seinem Vaterlande Macht, Rang, Einfluß und Vermögen besitzt, zum unversöhnlichen Todfeinde machen wollte, wo fände er einen ebenso verwegenen Theaterdirektor, der das Brandstück aufführte, auf die Gefahr hin, daß ihm der Lord Chamberlain nach der ersten Aufführung die Konzession entziehe, wozu er das Recht hat und wogegen es keine Höherberufung gibt?

Nein, an den natürlichen Vorwurf des höhern Lustspiels, an die Lächerlichkeiten, Laster und Gebrechen der guten Gesellschaft, darf der englische Dramatiker, der nicht eben ein Märtyrer demokratischer oder reformatorischer Ideen werden will, nicht rühren und so bleibt ihm nur das Leben des niedern Volks mit seinen gemeinen Lastern und banalen Freuden als einziges Thema übrig und er kann nichts schreiben als Stücke, in denen der Policeman die Vorsehung ist, Taschendiebstähle die Emotionen besorgen, Feinde einander gesund abdreschen und Lustigmacher Purzelbäume schlagen. Die gute Gesellschaft interessirt sich für so pöbelhafte Menschen und Vorgänge nicht und so schreiben die Dramatiker dieses Schlags blos

für die Handwerker, Diener, Matrosen und Soldaten, welche allabendlich die Volkstheater Londons füllen, daselbst Bier trinken, Tabak rauchen, mit einander und mit den Schauspielern laute Zwiegespräche führen, die Liebhaber mit Pennies und die Bösewichter mit faulen Aepfeln oder Kartoffeln bombardiren und nach der Vorstellung ihren Ueberschuß an Vergnügenslust und Unterhaltungsbedürfniß in einer flotten Prügelei loszuwerden trachten.

Wo die Produktion so tief daniederliegt, da kann auch die Reproduktion, die Darstellung, nicht anders als aufs Aeußerste degenerirt sein. Und in der That, von der garstigen Unnatur und widerwärtigen Ziererei, die auf der englischen Bühne herrscht, kann sich der Fremde kaum eine Vorstellung machen. Das ist ein falscher Pathos, ein jämmerlich anmuthloses Niedlichthun, ein zärtelndes Quicken aus der Kopfstimme, ein schmählich plumpes Hüpfeln und Tänzeln und Wackeln, daß dem Zuschauer vor Widerwillen und Mitleid die Augen übergehen. Sagt man in London von einer Schauspielerin, sie habe Talent, so bedeutet dies durchaus nichts Anderes, als daß sie mit einem schlanken Wuchs, einer feinen Gesichtsfarbe und schönen Augen gesegnet sei. Als Künstlerin ist sie aber gewiß die gottverlassenste Zappelpuppe, die je vor einem Publikum künstlich die Augen verdreht und mit den steifen Gliedern umhergeschlenkert hat. Die Engländer rühmen sich, augenblicklich einen großen Schauspieler zu haben, den alten Shakespearedarsteller Irving. Ich habe mir den Mann unter Anderem in seiner berühmtesten Rolle, als Hamlet, angesehen. Welch ein Jammermensch! Welche groteske Parodie eines Schauspielers! Seine Bewegungen

sind Fechtmeister- oder Tanzlehrerposen, seine Stimme ist ein hohler Geisterton, der aus der Stiefelsohle herausgehaspelt zu sein scheint, und wenn er Affekte ausdrücken soll, so thut er dies durch Grimassen, die ein furchtsames Kind zu Fraisen-Anfällen erschrecken könnten. Die einzigen, wirklich hervorragenden Heldendarsteller, die England in den letzten zwanzig Jahren gesehen hat, waren charakteristischerweise außer den Amerikanern Booth der Elsässer Fechter und der Ungar Neville, also Fremde, denen Englisch eine erlernte Sprache war. Ebensowenig besitzt die englische Bühne Kräfte für das höhere Lust- und das bürgerliche Schauspiel und blos die gröbste Posse findet befriedigende Verkörperer. Der Clown ist eine englische Erfindung und soweit die Sache mit Maulschellen und Rippenstößen, mit Luftspringen und Zungeherausrecken abgethan ist, stellt der englische Komiker seinen Mann. In diesem Genre thut es heute keine Nation den Engländern gleich und diese scheinen die Erben der vollen Glorie unseres guten alten Hanswurst zu sein, den der unerbittliche Pedant Gottsched für alle Zeiten von der deutschen Bühne ausgerottet hat.

Und doch ist der gebildete Engländer weit entfernt davon, ein Verächter guten Bühnenspiels zu sein. In Paris ist er der eifrigste Theatergänger und überbietet in der Schwärmerei für die hervorragenden Künstler und besonders Künstlerinen selbst die eingeborenen Theaternarren. Als die Truppe der Comédie française während der 1879er Season im Gaiety-Theater Gesammtvorstellungen gab, da war dieses sonst nicht eben aristokratische Theater allabendlich von der Blüthe des Westends gefüllt. Das Londoner Publikum sah da ein Lust-

ſpiel, das wahr und natürlich dargeſtellt wurde, Frauen, die Anmuth, Männer, die Feinheit und Beweglichkeit hatten, eine Converſation, die nicht auf Stelzen ging, Heiterkeit, die nicht durch Prügel oder Bratenſpäße erregt, Rührung, die nicht durch weinerliche Grimaſſen oder eine hohle Kellerſtimme zum Ausdruck gebracht wurde, und angeſichts ſolcher Wunder war ſeines Entzückens kein Ende. Die franzöſiſche Tragödie muthete es dagegen weit weniger an. Es konnte ſich mit der ſingenden Deklamation, wie ſie in Paris, wie ſie in allen romaniſchen Ländern herrſcht, wie ſie in Deutſchland üblich war, ſolange es unter dem ſouveränen Einfluß der franzöſiſchen Schauſpielkunſt ſtand, nicht befreunden und nannte ſie unnatürlich, ja komiſch. Das iſt ein Urtheil, das man oft genug auch von Deutſchen ausſprechen hört, die eine Tragödie im Théâtre français ſpielen geſehen haben. Aber ich glaube, daß es ſich hier um eine nationale Eigenheit handelt, welche nicht nach abſoluten äſthetiſchen Grundſätzen beurtheilt werden kann. Die Deklamation, die ſich von unſerem gewöhnlichen Geſprächston weſentlich unterſcheidet, iſt meiner Anſicht nach ein Ueberlebſel. Wenn der Wilde in heftige Gemüthsbewegung geräth, ſo ſteigert ſich ſeine Sprache zum rhythmiſchen Geſang: ſeinen Zorn, ſeine Liebe, ſeine Eiferſucht, ſeine Trauer, alle die tiefen und wenig komplizirten Affekte ſeiner einfachen Natur drückt er, ohne deſſen Acht zu haben, ihm ſelbſt unbewußt, nicht in gewöhnlicher Rede, ſondern in einem Recitativ aus, welches die rohen Anfänge einer pathetiſchen Melodie erkennen läßt und auf die leicht erregbaren Hörer unvergleichlich tiefer wirkt als der wenig modulirte Tonfall des gleichgiltigen Geſprächs. Dieſe Be-

obachtung macht man noch heute, nicht etwa blos bei den nackten Menschenfressern der Südsee, sondern selbst bei vergleichsweise so hochstehenden, vom absoluten Naturzustande so weit entfernten Völkern wie die Serben und Bulgaren der Balkanhalbinsel, die Beduinen der Sahara oder die Kosaken der Ukraine. Das uns so auffällige deklamatorische Wesen der Romanen scheint mir nun nichts anderes zu sein als das verhüllte Nachleben dieser allen Völkern im Naturzustande gemeinsamen Eigenheit, in der Erregung nicht zu sprechen, sondern recitativisch zu singen. Hüten wir uns, diese Deklamationssucht schlechtweg als „theatralisch" und „affektirt" zu bezeichnen. Der Romane steht durch seine leichte Erregbarkeit und größere Leidenschaftlichkeit den Naturvölkern eben näher als der kühlere und gemessenere Germane und wenn die Zivilisation ihn auch genügende Selbstbeherrschung gelehrt hat, daß er bei aufwallendem Gefühle nicht mehr in den wilden Urgesang des primitiven Menschen ausbricht, so kann er sich bei solchen Anlässen doch nicht enthalten, deklamatorisch zu werden und so in einer schwachen und abgeblaßten Art an das charakteristische Recitativ der unzivilisirten Völker anzuklingen. Dem Romanen ist die halb singende Deklamation erzwahr und erznatürlich, so auf der Bühne wie im Leben. Dem Germanen und ganz besonders dem Angelsachsen scheint sie aber allerdings wunderlich und fremdartig. Seine Stammesart ist eine andere, wie seine Erziehungszwecke andere sind. Dieselben Gründe, die sich heute der Pflege der englischen Tragödie widersetzen, machen auch die Entwickelung eines tragischen Darstellertalents in England unmöglich und erfüllen das Londoner Publikum mit Abneigung gegen jede Art von

Deklamation und Emphaſe. Dem Engländer — dem Germanen überhaupt — ſcheint es eben, wie ich ſchon oben angedeutet habe, männlich, Gefühlserregungen zu unterdrücken, ſelbſt die heftigſte Leidenſchaft wol innerlich wühlen, aber nicht äußerlich wahrnehmbar werden zu laſſen; es dünkt ihn ſchwach und verächtlich, durch heftige Geberde, Mienenſpiel oder geſteigerte Stimme ſeine innere Aufregung zu erkennen zu geben, und ſo lehnen ſich ſeine Natur wie ſeine anerzogenen Begriffe von männlicher Würde gegen alles Uebertriebene und Geſteigerte in Ton und Geberde, alſo gegen Deklamation und Mimik auf. Das iſt vielleicht die völkerpſychologiſche Erklärung der Erſcheinung, daß nicht nur die Engländer, ſondern im Allgemeinen die germaniſchen Völker ſo viel weniger große Tragöden hervorbringen als die romaniſchen, wie ſie in Folge ihrer größeren natürlichen Gemeſſenheit und Schwerfälligkeit auch weniger Luſtſpieldarſteller produziren als die leichter beweglichen und graziöſeren Romanen, die dagegen im Derbkomiſchen, in der niedrigen Poſſe, mit den grobkörnigeren germaniſchen Spaßmachern nicht konkurriren können.

Die Season.

Mr. Stiff iſt ſchrecklich geärgert. Und er hat dazu auch alle Urſache. Man denke: Mr. Stiff hat einen vierundzwanzigjährigen Neffen, Plantagenet Slackpurſe, ein überaus wolgeborener, übrigens völlig pfennigloſer junger Mann, der an der Univerſität wiederholt den erſten Preis im Dauerlauf davongetragen hat und beim letzten Univerſitäts-Wettrudern einer von den „lightblues“ war; er hat nun Cambridge als wolbeſtallter M. A. (Master of Arts, entſpricht dem deutſchen Doktor der Philoſophie) verlaſſen und es iſt Zeit, ihn zu verſorgen; ſein Onkel hat für ihn eine Sekretärſtelle bei der Regierung von Neuſeeland mit vorläufig 360 Pfund jährlich und faſt gar keiner Arbeit ausfindig gemacht und um die Sache völlig ins Reine zu bringen bedarf es nur noch einer Unterredung mit dem eben in London anweſenden Premierminiſter von Neuſeeland, Sir

Julius Vogel. Aber dieser Sir Julius hat die Marotte, am 29. April wieder nach der Kolonie zurückzukehren, und so ist der bedauernswerthe Mr. Stiff gezwungen, einige Tage vor dem 1. Mai in der Stadt einzutreffen.

Welch ein Barbar, dieser Sir Julius! Er hat gut Knight Commander des Bathordens zu sein, der heilloseste Plebejer, der Jude, der Sohn des Deutschen sitzt ihm doch im Nacken. Wie kann ein wolerzogener Mensch auf die Idee kommen, zwei Tage vor dem 1. Mai London zu verlassen? Konnte er nicht auf das nächste Schiff warten? Fühlte er es denn nicht als Pflicht, mindestens einige Tage von der Season zu erhaschen? Hatte er denn gar nicht den Ehrgeiz, seine neue Ritterwürde mindestens einmal in Rotten Row zu lüften? Nein, dieser unbegreifliche Mensch bestand auf seinem Vorsatz und Mr. Stiff langte, um ihn noch anzutreffen, in äußerst übler Laune am 25. April „in town“ an.

Mr. Stiff besitzt ein prächtiges Haus in Princes Gate, Kensington, W.; er ist Mitglied des vornehmen Carlton Club, wo ihm für kürzeren Aufenthalt luxuriöse Zimmer zur Verfügung stehen, allein es fällt ihm natürlich nicht ein, in den Club oder gar in sein Haus zu gehen, sondern er nimmt in einem guten, aber ganz abgelegenen Hotel irgendwo um Oxfordstreet herum Absteigquartier, um sicher zu sein, daß ihn Niemand sehe und erkenne. Es wäre für ihn eine große Schande, vor Beginn der Season „in town“ gesehen zu werden. Jeder „respektable“ Mann muß jetzt noch daheim auf seinem Landgute sitzen und vor dem ersten Mai darf von ihm keine Nasenspitze in London gesehen werden, wenn er nicht will, daß die unverheirateten oder in London beamteten

und darum zum ständigen Aufenthalte in der Stadt gesellschaftlich berechtigten Mitglieder des Clubs die Köpfe zusammenstecken und zischeln: „Was hat Stiff? Will er Geld aufnehmen? Bereitet er einen Scheidungsprozeß vor? Weshalb treibt sich Stiff schon jetzt in der Stadt herum?“ Solches Gemunkel kann unserem Freunde natürlich nicht gleichgiltig sein. Mr. Stiff hat „einen Charakter aufrechtzuerhalten“, das heißt zu Deutsch eine Reputation zu wahren, denn im Gegensatz zum mystischen Deutschen, der im Charakter das tiefste, geheimste, innerste Wesen eines Menschen sieht, versteht der praktische Engländer unter diesem Worte blos die Meinung, welche sich fremde und flüchtig urtheilende Menschen nach den äußerlichsten Aeußerlichkeiten einer ihnen sonst völlig unbekannten Person bilden. Mr. Stiff hat also einen Charakter aufrechtzuerhalten und zwar einen sehr guten. Mr. Stiff's Mutter ist die Honourable Mrs. Stiff, geborene Dawdlaway, Tochter des fünften und Schwester des sechsten Lord Blockhead. Er besitzt ein Einkommen von 12,000 Pfund jährlich, oder, wie der Engländer dies weit charakteristischer ausdrückt, „er ist 12,000 jährlich werth“. Und nun nur noch ein Wort: sein Bankier ist Drummonds!! Wer nicht in englischen Dingen völlig unwissend ist, auf den wird diese Thatsache einen mächtigen Eindruck machen. Bei Drummonds zu „banken“ ist ein Privilegium, dessen sich nur die Auserlesensten rühmen können. Es kömmt in London sehr viel darauf an, wer Jemandens Bankier ist. Eine der zahlreichen kontinentalen Firmen zum Bankier zu haben, gilt als sehr schlechte Einführung, ja erweckt in manchen Fällen geradezu Mißtrauen. Die „Bank von England“ klingt schon

etwas beſſer; ſie acceptirt zwar ohne Wahl Jeden, der ſich präſentirt, und ihr zuliebe kann man auch ein Gauner und Sohn eines Gauners ſein, allein man muß bei ihr ein Guthaben von mindeſtens £ 500 haben und ſie ſendet die Einlage zurück, ſowie ſie unter dieſe Summe ſinkt; wer alſo auf die Bank von England zieht, der muß wenigſtens £ 500 werth ſein und das iſt immerhin ein gewiſſer, wenn auch noch ganz kleiner Grad von Anſtändigkeit. Allein Drummonds, das iſt etwas völlig verſchiedenes. Um auf dieſe Firma zu ziehen, muß man nicht blos eine gewaltige Einlage machen, ſondern auch glänzend empfohlen ſein; man muß eine Ahnenprobe beſtehen wie bei der Aufnahme in den deutſchen Ritterorden; man hat den Nachweis zu liefern, daß man keinerlei Geſchäft betreibt; und ſelbſt wenn alle dieſe Bedingungen erfüllt werden, iſt es noch ſehr fraglich, ob Drummonds einen neuen Klienten zulaſſen, es ſei denn er wäre der Erbe eines alten oder hätte in eine Klientenfamilie hineingeheiratet. Ein Checkbuch von Drummonds gilt denn auch in London als die beſte Referenz, ſelbſt bei der Wahl eines Schwiegerſohns, ein Geſchäftsmann, der einen Check auf Drummonds als Zahlung erhält, macht damit Staat, denn er iſt ein Beweis vornehmſter Weſtendkundſchaft; bei Drummonds zu banken iſt der Gipfel der Reſpektabilität. Mr. Stiff bankt bei Drummonds.

Es waren aſchgraue fünf Tage, die unſer trefflicher Stiff in London verbrachte. Er ſtand alle die Angſt aus, die ein ſteckbrieflich verfolgter Miſſethäter in ſeiner Vaterſtadt empfindet. Wenn ihn Jemand zufällig anſah, glaubte er entdeckt zu ſein. Er that nicht einen Schritt, wenn er nicht dazu

gezwungen war: faſt den ganzen Tag blieb er in ſeinem Hotelzimmer, das mit Schlüſſel und Riegel von innen verſperrt war; um Sir Julius zu beſuchen, bediente er ſich eines geſchloſſenen Wagens, in deſſen tiefſten Hintergrund er den Kopf drückte. Endlich ging aber dieſe ſchwere Prüfungszeit vorüber. Das Ernennungsdekret Plantagenet Slackpurſe's war ausgeſtellt, Sir Julius Vogel nach Neuſeeland zurückgereiſt und der erſte Mai brach an.

Dieſer glorreiche erſte Mai! Er bedeutete den offiziellen Anfang der Season und zugleich das Ende der Gefangenſchaft Mr. Stiffs. Was geſtern Verbrechen war, wurde heute Pflicht. Geſtern durfte man nicht, heute mußte man geſehen werden. In Rotten Row fand die erſte Revue der obern Zehntauſend ſtatt und dieſe waren dabei in voller Zahl. Im Weſtend öffneten ſich die bis dahin verhängten und verſchallten Fenſter der Paläſte, die auch äußerlich zu erkennen gaben, daß ſie wieder bewohnt ſeien. Nun traf auch Mrs. Stiff von ihrem Landſitze in London ein, zeremoniös empfangen von ihrem Gemahl, der ſein Hotel verlaſſen und ſie am Bahnhof erwartet hatte, um mit ihr zuſammen nach ſeinem Hauſe in Princes Gate zu fahren und ſo ſelbſt die einige Tage vorher angekommene Dienerſchaft glauben zu machen, daß er mit ſeiner Gattin zugleich erſt jetzt angelangt ſei.

Mrs. Stiff hatte ihre Schweſter mitgebracht, Miß Alice, ein herrliches, achtzehnjähriges Mädchen, das in der ganzen bezaubernden Blüthenfriſche einer kaum entfalteten engliſchen Schönheit prangte. Von Mrs. Stiff muß ich noch ganz beſonders ein Wort ſagen. Sie war die älteſte von acht Geſchwiſtern und die Tochter eines penſionirten Kapitäns,

der in einem irischen Dorfe in großem Stolze und noch größerer Dürftigkeit lebte. Sein Stolz erklärt sich daher, daß er — mit noch etwa fünfhundert andern Personen — Erbe einer Baronie war, welche 1513 zwischen den drei Töchtern des letzten Trägers des Titels in „abeyance“ fiel. Wenn nämlich in England ein Peer stirbt und keinen männlichen, wol aber weibliche Erben hinterläßt, so bleibt sein Titel zwischen den letzteren und ihren Nachkommen in Schwebe, bis diese auf einen einzigen zusammengeschmolzen sind, welcher dann wieder in die Peersrechte eintritt. Die Krone kann übrigens einen solchen in Schwebe befindlichen Titel zu jeder Zeit einem der Miterben zuerkennen. Die Nachkommen des Barons, auf dessen Titel Captain Percy Algernon Grosvenor Vere de Vere O'Beggar einen Anspruchs-Bruchtheil besaß, hatten sich leider mit irischer Fruchtbarkeit vermehrt und so waren des Kapitäns Aussichten auf die Lordschaft — es sei denn, eine Seuche rottete alle übrigen fünfhundert Miterben mit Stumpf und Stiel aus oder die Königin fand sich zu einer besonderen Gnade für ihn bewogen — nur überaus geringe, was ihn aber nicht hinderte, so stolz zu sein wie ein Herzog von Norfolk und von der in Schwebe befindlichen Baronie so zu sprechen, als sollte sie ihm morgen anheimfallen. Seine acht Kinder erbten von ihm seinen Hochmuth und seine historischen Ansprüche und das war ihr einziges Erbe. Doch nein, nicht ihr einziges, denn von ihrer Mutter hatten sie ein viel greifbareres und solideres Gut: jene blendende Schönheit, die eine beneidenswerthe Eigenheit der Irländerinen noch mehr als der Engländerinen ist.

Mrs. Stiff war zu achtzehn Jahren nach London ge-

bracht worden und hatte gleich den Rang einer „professional beauty", einer „Berufsschönheit" eingenommen. Dieses Wort hat im Englischen keinen zweideutigen Beigeschmack. Eine Berufsschönheit ist eine junge Dame, die weder reich noch sonderlich vornehm ist und nur um ihrer Schönheit willen während einer Season in die größten Häuser geladen wird. Es gehört dann für Prinzen von königlichem Geblüt und für Herzoge zum guten Ton, ihre Galadiners und ihre Soiréen mit der herrschenden Berufsschönheit zu schmücken, die Prinzessinen und Herzoginen zeigen sich in ihrer Staatskarrosse mit ihr in Rotten Row und lassen sie in der Oper in ihrer Loge sitzen, man nimmt sie nach Epsom und Ascot mit, sie darf nirgends fehlen, wo das high life vollzählig erscheint, und sie figurirt auf dem Programm der Abendunterhaltungen wie etwa ein renommirter Tenor oder eine berühmte Diva. Das dauert bis zum Ende der Season und wenn die Berufsschönheit sich bis dahin gut gehalten, wenn sie es verstanden hat, übler Nachrede zu entgehen und dabei doch geschickt zu manövriren, so ist gewöhnlich ein reicher Gatte der Schlußeffekt ihrer kurzen, aber brillanten Rolle. Freilich, war sie nicht kühl und klug genug, das Schifflein ihres guten Rufs ungefährdet durch die zahllosen Klippen des Londoner high life zu steuern, oder besaß sie nicht die Geschicklichkeit, einen Goldfink in ihren Netzen zu fangen, so ist der Rest ihres Lebens vergiftet durch die Erinnerung an einen dreimonatlichen Glanz, dem ewige Dunkelheit folgt. Denn man ist niemals ein zweitesmal professional beauty, jede Season kreirt ihre eigene, immer neue Schönheitskönigin, die am 1. August rücksichtslos entthront und von der vornehmen

Gesellschaft für immer verbannt wird, wenn es ihr nicht gelungen ist, in die letztere hineinzuheiraten. So gestaltet sich das Leben von Berufsschönheiten, die beim gewagten Glücksspiel nicht gewonnen haben, zu einer freien bürgerlichen Nachdichtung des verlorenen Paradieses.

Die älteste Tochter des Kapitän P. A. G. V. O'Beggar war nun vor acht Jahren eine professional beauty und schon in der ersten Hälfte der Season hatte sie die Genugthuung, Mr. Stiff, der damals ein hoher Dreißiger, also doppelt so alt wie sie war, um ihre Hand anhalten zu sehen. Er hätte auch ein hoher Sechziger sein dürfen, sie wäre ihm dennoch mit Enthusiasmus an den Hals geflogen, denn er besaß 12.000 Pfund Einkommen und war mit der ganzen torystischen Aristokratie versippt und verschwägert. Die Hochzeit fand mit großem Glanze statt und von da an wandelten sich die Geschicke des Hauses O'Beggar wie unter der Berührung eines Zauberstabes. Als das Kabinet Gladstone fiel und die Tories wieder ans Ruder kamen, war eine der ersten Ernennungen die des alten O'Beggar zum Kommandanten der Südküstenvertheidigung Irlands. Seine zweite Tochter heiratete einen jungen Dubliner Advokaten, der bald darauf Sekretär des Vizekönigs von Irland wurde, seine fünf Söhne, von denen der älteste fünfundzwanzig, der jüngste erst zwanzig Jahre alt war, hatten theils Offizierspatente, theils studirten sie mit reichen Stipendien in Cambridge und nun war nur noch das jüngste Kind unversorgt, die achtzehnjährige Alice, die Mrs. Stiff eben nach London mitgebracht hat, um sie in die große Welt einzuführen.

Alice hatte noch kaum etwas von der Welt gesehen;

der letzte sichtbare Punkt ihres Horizonts war bisher Dublin gewesen. Sie war auf ihrer grünen Heimatsinsel aufgewachsen gleich einem der üppigen wilden Rosensträucher, welche dort die Hecken bilden. Sie war schlank, kräftig und gesund wie ein Tännling, ihre dunkeln Augen leuchteten, ihre sammtenen Wangen waren lebhaft geröthet vom Inkarnat der ersten Jugendfrische und Lebensfülle, um ihre vollen Lippen spielte immer ein übermüthiges Lächeln, das ihre schönen Zähne zeigte, ihr war fortwährend sanglich zu Muthe und am liebsten hätte sie durch alle Zimmer des vornehmen Hauses in Princes Gate Purzelbäume geschlagen. Das Leben in London gefiel ihr über die Maßen und sie trank die Vergnügensfluten der Season mit solcher Gier, daß sie von der ersten Stunde an davon berauscht war.

Das erste, was Mrs. Stiff nach ihrer Ankunft in London that, war, daß sie mit Alice „shopping" ging; sie verbrachte zwei Nachmittage in den glänzendsten Magazinen des Westends und bestellte für sich und ihre Schwester etwa ein Dutzend Toiletten, deren jede Alice mit hellem Entzücken erfüllte, weil die bescheidenste von ihnen schwefelgelb mit schwarzem Aufputz war. Außerdem begannen schon vom ersten Tage ab die regelmäßigen Hydepark-Promenaden zu Roß und zu Wagen. Alice ritt viel lieber als sie fuhr. Saß sie im Sattel, so sah man sie nie anders als im Galopp dahinfliegen, hochgeröthet, die feuchte, würzige Luft des Parks mit tiefen Zügen einathmend und ihr schönes Pferd mit Ferse und Gerte fortwährend anfeuernd. Als die Kleider fertig und abgeliefert waren, hatte Alice bereits eine gewisse **Berühmtheit im Hydepark**, wo die blendend schöne, kühne

[redacted]

haben eine eigenthümliche Art, Jemanden ungeduldig zu machen, meine theure Alice. Ich frage zum drittenmal: wer ist Mrs. Halfbred? Wer ist ihr Vater? Mit wem ist sie verschwägert? Wer kennt sie?" „Mrs. Halfbred hat hier wenig Connexionen, aber sie ist nach London gekommen, weil ihr Mann über die Session hier sein muß, sie möchte gerade kein großes Haus machen, aber doch ein wenig in der Gesellschaft leben und ich gestehe, sie hat darauf gerechnet, daß wir sie anfangs unter die Flügel nehmen . . ." „Sie denken nicht daran, Alice. Wir haben wirklich nicht Zeit, uns mit allerlei Unbekannten viel abzugeben."

So wurde die Wahl getroffen und das Programm des Tages festgestellt. War dies geschehen, so fuhr der Wagen vor und die Damen verließen in grellfarbiger Promenadentoilette um zwölf Uhr das Haus. Einmal ging es in die Gemäldeausstellung, ein andermal in die Blumen- oder Pferde- oder Hundeschau; bald gab es im South Kensington-Museum, bald in der Albert Hall etwas zu sehen; nun lud ein fashionabler Westend-Geschäftsmann zur Besichtigung chinesischen Porzellans, nun ein Kunsthändler zum Besuch Doréscher Zeichnungen ein. Um die Wahrheit zu sagen, interessirten diese Sehenswürdigkeiten weder Mrs. Stiff noch Miß Alice sonderlich, aber man mußte doch hingehen, denn alle Welt war da und zu fehlen wäre eine Geschmacklosigkeit gewesen. Das dauerte bis zwei Uhr, dann kamen die Damen nach Hause, kleideten sich rasch um und machten entweder Besuche oder empfingen solche, wenn gerade ihr Nachmittag war, oder gingen zu musikalischen „Matinéen", die nach zwei Uhr beginnen und zwischen vier und fünf enden. Um fünf Uhr erschienen sie

[illegible] Stunden. [illegible] Damen und [illegible] zu sprechen. [illegible] zu [illegible] Bekannten zu grüßen, [illegible] zu [illegible] das Aufstehen [illegible] [illegible] [illegible]

deren Vorstellungen selten vor halb Eins zu Ende sind, oder zu einer „Evening party“. Nichts ist lieblicher als eine Londoner Soirée. In langer Reihe rollen die Wagen heran, lauter eigene Equipagen oder mindestens unnummerirte zweispännige Landauer, denn wenn man einen gewöhnlichen Miethwagen benutzen wollte, so wäre man für ewige Zeiten aus der guten Gesellschaft verbannt. Man wird von Lakaien an der Hausthüre empfangen und in der blumengeschmückten Vorhalle der Oberkleider entledigt. Nun geht es die teppichbelegte Treppe hinan zum Drawing Room, wo ein anderer Lakai nach dem Namen fragt und ihn mehr oder minder grotesk verstümmelt in den Saal hineinbrüllt. Man tritt ein, grüßt, wenn man kann, die Hausfrau, drückt, wenn man will, dem Hausherrn die Hand und trachtet sich bei irgend einem Fenster ein luftigeres und kühleres Plätzchen zu sichern. Gewöhnlich sind doppelt so viel Personen geladen als die Räume im besten Falle halten können und „a fearful crush“, ein schreckliches Gedränge, ist das erste Erforderniß einer glänzenden Soirée. Wenn man sich in den Salons frei bewegen kann, so ist die Hausfrau trostlos, dagegen glücklich, wenn es heißt, daß bei ihr fünfzehn Damen ohnmächtig aus dem Gewühl getragen wurden und die Spätgekommenen auf den untersten Treppenabsätzen bleiben mußten. Im Drawing Room erhält man ein gedrucktes Programm und sieht dessen Nummern der Reihe nach mit größter Gewissenhaftigkeit abspielen. Ein Tenor der italienischen Oper singt eine Arie, dann spielt ein deutscher Virtuose — ein Deutscher muß es sein — ein Konzertstück, hierauf produzirt sich eine Dame aus der Gesellschaft als Sängerin — gütiger Himmel, welche

Stimmen, welchen Vortrag, welche Lieder bekommt man da zu hören! — dann spielen Liebhaber oder „professionals“, Berufskünstler, ein einaktiges Lustspiel oder eine Operette, hierauf wird soupirt, wobei besonders der Champagner in Strömen fließt, und schließlich tanzt die junge Welt, so lange es ihr beliebt und gewiß bis zum anbrechenden Morgen, wenn nicht in den hellen Tag hinein. Gegen vier oder fünf Uhr fährt man in einer Stimmung, in welcher Erschöpfung und krankhafte Aufregung mit einander kämpfen, nach Hause, nicht ohne sich mit Befriedigung die Namen der „lions of society“ zu wiederholen, die man eben von Angesicht zu Angesicht gesehen hat. Denn eine Hausfrau, die sich respektirt, muß auf ihrer Evening party alle Berühmtheiten herumreichen können, von denen die Stadt eben spricht: die herrschende Berufsschönheit, die Primadonna von Her Majestys, den Sieger im letzten Feldzug, den eben heimgekehrten Afrikaforscher und Nordpolfahrer, den Verfasser des Sensationsromans von gestern, den französischen Maler, dessen Bild in der Royal Academy so viel bewundert wird, und den Schwimmer, der den Kanal durchschwommen hat. Der Hauptzug dieser Soiréen ist die Massigkeit: zahllose Gäste, ein endloses Programm, ein pantagruelisches Souper, unmäßiges Tanzen, Dutzende von Tagesberühmtheiten, unmenschliche Dauer und grausame Häufigkeit.

Freilich, der schönen Alice dauerten sie weder zu lang noch wiederholten sie sich zu häufig. Sie hatte nach London einen Schatz von Nervenkraft mitgebracht, der ausreichend schien, um selbst die unsinnigsten Anforderungen der Season zu befriedigen. Es war ihr ganz recht, daß sie Tag für

Tag erst am lichten Morgen ihr liebliches Haupt in die Pfühle drücken konnte. Sie verlangte keine Unterbrechung des rasenden Vergnügenswirbels und keine Ruhepause. Unermüdlich flog sie aus den Ausstellungen in die Konzerte, aus Rotten Row zu den Dinner Parties, aus der Oper in die Soiréen. Manchmal wechselten die letzteren mit einer „Conversazione" ab, eine andere Art von Londoner Evening-Parties, selten in Privathäusern, meist von den großen und vornehmen wissenschaftlichen und Kunst-Vereinen arrangirt, bei welchen Souper und Tanz eine sehr geringe Rolle spielen und auf halbwissenschaftliche Vorträge, Deklamationen, musikalische Aufführungen und Demonstrationen das Hauptgewicht gelegt wird. Besser als diese „Conversazioni", die ihr zu gelehrt schienen, gefielen ihr die zahlreichen Wolthätigkeitsbazars, bei denen sie als vielgesuchte, gefeierte Schönheit sehr oft mitzuwirken hatte. Es verging keine Woche, ohne daß sie ein- oder zweimal in irgend einem fashionablen Saale des Westend bald für eine Schule, bald für eine Volksbibliothek, bald für tahitische Missionäre oder die Ausschmückung einer Kirche in Basutoland Blumenbouquets oder Nippsachen verkaufte und für ihre geringwerthige, aber in das bezauberndste Lächeln gepackte Waare neben Checks und Fünfpfundnoten eine Wagenladung von Komplimenten einheimste, die ihr trotz ihrer Gleichförmigkeit über die Maßen wol gefielen. Bei Komplimenten wie bei Münzen sieht man eben nicht auf die Abwechselung im Gepräge, sondern auf die Anzahl . . .

Alice wollte Alles sehen und überall dabei sein. Es erregte ihren lebhaften Unmuth, daß bei den Dinners des **Lord Mayor** im Mansion House Damen nicht zugelassen

wurden. Sie hätte der Himmel weiß was dafür gegeben, einmal einem ſolchen alterthümlichen Feſte anwohnen zu können. Das mußte ſo ſchön und drollig ſein! Die ungeheure Vorhalle mit den Marmorſäulen — die Diener in langen ſchwarzen goldbordirten Mänteln, die den Gäſten die Coupons der prächtig ausgeſtatteten Einladungskarten abnehmen und ihnen einen gedruckten Plan des Speiſeſaals mit den Namen der Gäſte an den für ſie beſtimmten Plätzen überreichen — die Stadträthe, die Councillors, in ihren blauen oder violetten weitärmeligen Seidentalaren, die an allen Säumen mit feinem Pelzwerk beſetzt ſind, und mit dem ſchwarz und gelb geſtreiften Seidenbande über der Bruſt, woran die große Goldmedaille mit dem emaillirten Wappen der City hängt — die Aldermen mit ſcharlachrothen Talaren und der ſchweren Goldkette und dem Hofdegen und endlich der Lordmayor ſelbſt in ſeinem purpurrothen Sammtmantel mit langer Schleppe und breitem Hermelinkragen, um den Hals eine prächtige Goldkette mit einem großen, edelſteinbeſetzten Kleinod daran, welches wieder das Wappen der City zeigt; man wird dem Lord Mayor vorgeſtellt und ſchüttelt ihm die Hand, dann geht es in den blendend reichen Speiſeſaal, der Lord Mayor ſetzt ſich auf ſeinen rothſammtenen und goldenen Thron, den das Wappenſchild der City überragt, hinter dem Throne werden das Szepter und das Schwert, die Embleme ſeiner Würde, gekreuzt und iſt ein Theil des Gold- und Silbertiſchgeräths der City zur Schau geſtellt; der Kaplan des Lord Mayors ſpricht das Tiſchgebet, Lakaien in goldſtrotzender Livree, welche das Wappen des Lord Mayors neben dem der City in farbiger Stickerei

zeigt, tragen die endlose Reihe von Gerichten auf, die immer mit der „Lord Mayors Soup“, der Schildkrötensuppe, anhebt; dann beginnen die Toaste, vor deren jedem der hinter dem Thron des Lord Mayors auf einer Estrade stehende „Master of the Toasts“ mit dröhnender Stimme ankündigt, wessen Wol ausgebracht wird, und die Gäste auffordert: „Gentlemen, please to charge your glasses“, „Füllen Sie Ihre Gläser“, während er nach dem Toaste den Gästen die üblichen drei „Hip, hip, hurrah“ methodisch vorbrüllt; der Liebeshumpen, der legendäre „love cup“, macht die Runde, gefüllt mit Rothwein, in welchem Zweiglein eines duftenden Krautes schwimmen; jeder Gast erhebt sich zeremoniös, dasselbe thut sein Nachbar; beide verneigen sich gegen einander, wobei sie vermeiden müssen, die Köpfe zusammenzustoßen; der eine hebt den schweren Deckel ab, der andere nimmt ihn in die Hand; der eine erhebt den Humpen zur Höhe seiner Augen, der andere verneigt sich ein zweitesmal; der eine trinkt, wischt den Rand des Humpens säuberlich mit der Serviette ab und verneigt sich, der andere setzt den Deckel wieder auf, übernimmt den Humpen, neue beiderseitige Verneigung, dann beginnt die Zeremonie mit dem nächsten Nachbar von vorn und das dauert so lang, bis der Liebeshumpen die Runde um die ganze Tafel gemacht hat und wieder zum Lordmayor zurückgekehrt ist; nach dem love cup erscheint das gemeinsame Waschbecken, worein jeder seine Serviette taucht, um sich die Lippen und die Finger zu benetzen, und dessen wolriechendes Wasser bereits sehr unappetitlich aussieht, wenn es sich dem Ende seiner Rundfahrt nähert; hierauf wird wieder ein Tischgebet gesprochen und dann zieht sich die ganze Gesellschaft

in die glänzenden Staatsgemächer zurück, wo der Lord Mayor Cercle hält — Alice kannte alle diese malerischen Details von Schilderungen her, aber sie brannte vor Begierde, sie einmal selbst mitanzusehen, und als Mr. Stiff eine Einladung ins Mansion House erhielt, bestand sie darauf, als junger Mann verkleidet mit ihrem Schwager zu gehen, und es kostete die kühle und vernünftige Mrs. Stiff die größte Mühe, dem übermüthigen Mädchen diesen tollen Einfall aus dem Kopfe zu schlagen.

Inmitten dieses steten Tannels, in welchem eine Aufregung die andere jagte, gewährte nur der Sonntag einige Erholung. An diesem Tage gab es weder Feste noch Besuche noch Hyde Park-Promenade: man ging nur in die Kirche, wo man freilich wieder alle Bekannten traf, und allenfalls in den zoologischen Garten, den „Zoo", wo in Folge einer Laxheit in der Beobachtung des Sabbaths, gegen welche fromme Kirchenfürsten oft genug geeifert haben, die gute Gesellschaft selbst am Tage des Herrn ein Stündlein lang Corso zu halten pflegt. Den Abend verbrachte man daheim und benutzte ihn in der Regel zur Erledigung der rückständigen Korrespondenz, wobei man jedoch natürlich Sorge trug, alle Briefe vom Montag zu datiren, da es höchst anstößig wäre, nicht nur am Sabbath die profane Arbeit des Briefschreibens zu verrichten, sondern sich sogar dazu offen zu bekennen. Man ging früh zu Bette und Alice, die nicht mehr gewohnt war, vor Tagesanbruch einzuschlafen, verbrachte die schlummerlosen Nachtstunden in wonnigen Träumereien von allen den Festen, auf denen sie geglänzt hatte.

An einem ſolchen Sonntage war es, daß Mrs. Stiff ſehr übelgelaunt beim Frühſtück zu ihrer Schweſter ſagte: „Alice, ich muß mit Ihnen ein ernſtes Wort ſprechen.“ Das Mädchen blickte ſie fragend und neugierig an. „Sie haben ſich geſtern Abend bei Lady Blockhead faſt unaufhörlich mit dem jungen Moonſhine unterhalten.“ Alice erröthete und ſchlug die Augen nieder. Mrs. Stiff ſchwieg eine kleine Weile und fuhr dann ſtrengen Tones fort: „Auch in der Converſazione der Royal Society of Arts und bei der Honourable Mrs. Silly iſt Moonſhine nicht von Ihrer Seite gewichen. Glauben Sie denn, daß das nicht von aller Welt bemerkt wird?“ „Aber liebe Schweſter“, ließ ſich Alice ſchüchtern vernehmen, „Sie haben mir ja Mr. Taſſo Raphael Moonſhine ſelbſt vorgeſtellt und er iſt um ſo viel intereſſanter als alle die andern Strohköpfe mit ihrem ewigen Wetter- und Sportgeſpräch.“ „Ich leugne nicht, daß Mr. Moonſhine ein ſehr begabter Lyriker iſt und ich habe ihn Ihnen allerdings ſelbſt vorgeſtellt, weil ſeine jüngſt erſchienenen Gedichte in Aller Händen ſind und weil man ihn als wolerzogene Perſon kennen muß. Aber ich weiß aufs Sicherſte, daß er gar nichts beſitzt und gar nichts zu erwarten hat und da, wie Sie am beſten wiſſen, auch Sie gar nichts haben und wahrſcheinlich nicht gewillt ſind, von der Lektüre lyriſcher Gedichte zu leben, ſo bitte ich Sie dringend, ſich nicht weiter mit Taſſo Moonſhine zu kompromittiren.“

Alice unterdrückte einen leichten Seufzer und ſenkte den Kopf, aber ſie antwortete nichts und die Sache kam nicht weiter zwiſchen ihr und Mrs. Stiff zur Sprache.

Woche auf Woche verging und die Seaſon erreichte

ihren Höhepunkt mit einem Drawing Room der Königin, welchen im Auftrage und in Vertretung der letzterer der Prinz von Wales abhielt. Alice wurde bei Hofe vorgestellt und von da ab waren die Londoner Unterhaltungen für sie keiner weitern Steigerung fähig. Man befand sich im Juli, die Hitze begann drückend zu werden und Alice bemerkte, daß sie müde und abgespannt wurde. Sie war beim Frühstück schweigsam und verstimmt; sie patschte nicht mehr kindisch freudig die Hände zusammen, wenn ein Haufe neuer Einladungen hereingebracht wurde, sondern öffnete die Umschläge verdrossen; der Gedanke an neue Soiréen und Dinnerparties machte sie äußerst unmuthig: sie war nervös, gereizt, unstät; ihr Kopf war wüst und in den Gliedern lag es ihr bleischwer: sie erschrak, wenn sie sich im Spiegel sah: der Schmelz ihrer Wangen, der Glanz ihrer Augen waren dahin: ihr Gesicht sah welk aus und ihre Farbe war fahl mit einem leisen Stich ins Gelbliche: die von einem breiten blauen Ringe umgebenen Augen blickten matt und verschleiert hinter den schweren Lidern hervor: selbst die anmuthige Fülle ihrer herrlich entwickelten Gestalt hatte sich bedeutend verringert und ihre Formen waren herber und eckiger geworden.

Sie ritt eines Nachmittags wortlos neben ihrer Schwester im Hyde Park einher, als sie sich plötzlich zu ihr wendete und ihr sagte: „Ihr London beginnt mich schrecklich zu langweilen. Ich wollte, all diese Dinner- und Eveningparties wären vorüber und ich könnte mich in Irland wieder einmal gehörig ausschlafen.“ Mrs. Stiff blickte sie von der Seite mit sonderbarem Ausdruck an, erwiderte aber nichts. Alice fuhr mit steigender Bitterkeit fort: „Ich begreife wirklich

nicht, wie dieſe unerträgliche Season-Sklaverei ein vernünftiges Weſen unterhalten kann.“ Mrs. Stiff mäßigte den Trab ihres Pferdes zum Schritt und ſprach mit ſchneidender Ironie: „Ei Sie harmloſes Kind, Sie, glauben Sie in allem Ernſt, daß Sie nach London gekommen ſind, um ſich zu unterhalten?“ „Gewiß denke ich das.“ „Nun denn, geben Sie dieſen thörichten Irrthum je eher auf und halten Sie ſich von nun ab ſtets vor Augen, daß Sie nach London gekommen ſind, um eine gute Partie zu machen.“

Die Seaſide.

Welch ein erlöſendes Datum, dieſer von Tauſenden heiß erſehnte 1. Auguſt! Es bedeutet das offizielle Ende der Seaſon, welche die ganze vornehme Welt drei Monate lang in härteſter Sklaverei gehalten hat. Der plötzliche Kollaps des Londoner geſellſchaftlichen Lebens, den es verurſacht, iſt mit nichts zu vergleichen als mit dem eines prall gefüllten Ballons, der jählings einen Riß von oben bis unten bekommen hat. Das Weſtend ſtirbt über Nacht aus. Die Häuſer zeigen verhängte Fenſter und verriegelte Thüren. Hyde Park verödet und Rotten Row wird der Tummelplatz von Cityklerks und Ausländern. Die Opernheater ſtellen ihre Vorſtellungen ein, die Virtuoſen geben keine Konzerte mehr, die Ausſtellungsſäle ſchließen ihre Pforten. In der erſten Auguſtwoche verläßt alle Welt die Stadt. Es bleiben wol noch etwa vier Milliönchen Einwohner in London

zurück, aber das ſind nur die allerindifferenteſten Brown's und Smith's, die nicht in Betracht kommen. „Reſpektable" Perſonen, Leute von Namen und Stellung, ſind nach Schluß der Seaſon in den Straßen der Metropole ungefähr ebenſo häufig anzutreffen, wie Königstiger in den Fichtenwäldern Schottlands. Verſtehen wir uns: ich behaupte nicht, daß ſie nicht in London ſeien, ich ſage nur, daß man ſie nicht in den Straßen treffe. Denn es kömmt immerhin vor, daß Einer oder der Andere aus der guten Geſellſchaft in Folge zwingender Gründe ſeinen Aufenthalt in der Hauptſtadt in den Auguſt hinein verlängert, aber welche Vorſichtsmaßregeln trifft er dann, um dieſe beſchämende Thatſache vor Aller Augen zu verbergen! Er bewohnt die Hinterzimmer ſeines Hauſes, während man der Straßenfaçade desſelben kunſtvoll das ausgeſtorbene Anſehen einer pompejaniſchen Villa gibt; er geht nur Abends aus und ſchleicht ſich dann an den Mauern der dunkeln Straßenſeite hin wie ein italieniſcher Bravo in einem Melodrama. Und wenn ſein intimſter Freund bei ihm vorſprechen wollte, ſo würde er von der Dienerin, welcher die Hut des Hauſes anvertraut iſt, die Auskunft erhalten: „Am 1. Auguſt nach dem Kontinente verreiſt!"

Die gute Geſellſchaft zieht ſich nun entweder auf ihre Landgüter zurück oder macht Badereiſen. Das iſt die Zeit jener großartigen Gaſtfreundſchaft, welche der ſchönſte und ſympathiſcheſte Zug des engliſchen Geſellſchaftslebens iſt. Die Familien, die einen Landſitz haben, laden ihre Freunde von Nah und Fern zu ſich und eine ſolche Einladung gilt immer für einige Wochen, ja man kann, ohne indiskret zu ſein, bis tief in den Herbſt hinein bleiben. Die Gaſtfreundſchaft

der vornehmen Engländer iſt vielleicht etwas ſchwerer zu erlangen als die vielgerühmte orientaliſche, aber ſie iſt ebenſo großmüthig, zartfühlend und rückhaltslos wie dieſe; der Gaſt kommt an, wird vom Hausherrn begrüßt, eventuell der Hausfrau vorgeſtellt und hat dann förmlich vom Hauſe Beſitz ergriffen. Er bewegt ſich ſo zwanglos und iſt ſo ſehr Herr ſeiner Zeit, ſeiner Neigungen und ſeiner Thätigkeit, als ob er in einem Gaſthofe leben würde. Er hat nur Rechte und gar keine Pflichten. Er wird von zahlloſen Aufmerkſamkeiten umgeben, aber die Zartheit des Wirths ſcheut den Dank des Gaſtes, der immer nur die ihm zur Verfügung geſtellten Diener zu ſehen bekommt, die Herrſchaft jedoch blos dann wenn er direkt das Bedürfniß empfindet, ſie aufzuſuchen. Er lebt in dem fremden Hauſe wie im eigenen; liebt er die Einſamkeit, ſo kann er ſie ſelbſt mitten in einer lärmenden Gäſteſchaar finden; liebt er Geſellſchaft, ſo hat er ſie im Bereiche der Hand. Wünſcht er einen Ritt zu machen, ſo hat er es nur dem Diener zu ſagen und zur beſtimmten Stunde ſteht das Pferd geſattelt am Fuße der Treppe. Dasſelbe geſchieht mit Wagen, Booten, Angelzeug, Flinten ꝛc. Er kann, wenn er will, alle Mahlzeiten allein auf ſeinem Zimmer einnehmen oder in den gemeinſchaftlichen Speiſeſaal kommen. Tagsüber kann er ſich in der Toilette der größten Zwangloſigkeit hingeben und ſeinen Sports in Knickerbockers und nägelbeſchlagenen Schuhen obliegen. Nur beim Diner, zu dem die Schläge des in der Vorhalle hängenden Gongs die Hausgenoſſen rufen, iſt Soiréetoilette: Frack, weiße Kravate, lichte Handſchuhe, unerläßlich und nur bei dieſer Mahlzeit wird man einigermaßen an die zeremoniöſe Steif-

heit der engliſchen Umgangsformen erinnert. In dieſem freien, herzlichen Verkehr, inmitten einer anmuthigen Natur, kann weder Ermüdung noch Langeweile aufkommen. Die Geſellſchaft wechſelt von Tag zu Tag die Phyſiognomie, einige Gäſte gehen, andere kommen an ihre Stelle und man lebt fröhlich und ſorglos wie die Höflinge in den Märchenkomödien Shakeſpeares, bis die vorgerückte Jahreszeit dieſem poetiſchen Sommerleben ein Ende macht.

Wer nicht auf ſeine Beſitzungen geht, der reiſt nach dem Kontinent und erholt ſich in Boulogne-ſur-Mer, Cannes, den Pyrenäen, Italien oder am Rhein von den Mühſeligkeiten der Seaſon. Es iſt einer der eigenthümlichen Widerſprüche des an Kontraſten ſo reichen engliſchen Charakters, daß ſich in ihm eine fanatiſche Anhänglichkeit ans eigene Heim mit einer Unſtätigkeit vertragen, wie wir ſie bei keinem andern Volke der Welt wiederfinden. Der beſſer ſituirte Engländer, beſonders aber die Engländerin, vermag es nicht, an einer Stelle lange auszuharren. Alle drei, vier Monate empfindet dieſe Geſellſchaftsklaſſe das unabweisbare Bedürfniß eines Luftwechſels, einer Veränderung der Szenerie. Die überreizten Nerven, an welche die engliſche Nationalkultur und geſellſchaftliche Lebensordnung die exzeſſivſten Anforderungen ſtellen, verlieren alsbald alle Energie und verſagen den Dienſt, wenn ſie nicht durch eine neue Umgebung, welche mit neuen Eindrücken auf ſie einwirkt, aus ihrer lähmungartigen Erſchlaffung wachgerüttelt werden. Dieſe Erſcheinung iſt den engliſchen Aerzten wolbekannt und wenn ihre Patienten ſich über jene ebenſo unfaßbaren als quälenden Leiden, welche eine Folge der Nervenerſchöpfung ſind, bei ihnen beklagen, ſo haben ſie

für dieſe charakteriſtiſche Verſtimmung, Uebellaunigkeit, Trägheit, Energieloſigkeit aller geiſtigen und körperlichen Funktionen blos eine Anordnung: einen ſchleunigen Wechſel der Umgebung und wenn derſelbe in nichts anderem beſtehen ſollte als darin, daß das Schlafzimmer aus dem erſten Stock in den zweiten verlegt wird! Daher lebt denn auch jeder Engländer, der es nur irgend thun kann, in einem Zuſtande fortwährender Wanderung. Er verbringt die Hälfte ſeines Daſeins in einheimiſchen Boarding Houſes und fremden Hotels und ſein eigenes treugeliebtes „Home“ iſt nur ein Hauptquartier, von dem aus er ſeine ſteten Expeditionen plant und unternimmt. Das Bindeglied, welches den ſcheinbaren Gegenſatz zwiſchen ſeiner Heimatsliebe und Wanderluſt vermittelt und aufhebt, iſt die Zähigkeit, mit der er auch in der Fremde an all ſeinen inſularen Sitten und Lebensgewohnheiten feſthält. Er reiſt, aber ohne die Heimat zu verlaſſen; er nimmt ſeine engliſche Atmoſphäre mit ſich und ſpricht auch in der Fremde nur engliſch, ſchläft in engliſchen Betten, fordert im Hotel engliſch möblirte Zimmer und engliſch garnirte Waſchtiſche, ißt unter allen Himmelsſtrichen ſein engliſches Beefſteak, trinkt ſeinen engliſchen Baß oder Guinneß, lieſt ſeine engliſchen Zeitungen und geſtattet weder den Menſchen noch den Dingen, ihn daran zu erinnern, daß er in einem fremden Lande ſei. Der Kontinentale macht ſich über dieſe engliſche Eigenheit gern luſtig und wirft dem Engländer vor, daß er bei einer ſolchen Reiſemethode nichts ſieht und nichts lernt. Aber das iſt ein ſehr voreiliger Tadel, den der engliſche Reiſende gar nicht verdient. Er will ja nichts ſehen und lernen, er will nur einen Ortswechſel mit

ſich vornehmen. Er reiſt nicht zu ſeiner Inſtruktion, ſondern zu ſeiner Geſundheit. Er will ſich in der Fremde keine ethnographiſchen Kenntniſſe, ſondern neue Nervenenergie für die nächſte Seaſon holen. Ihm iſt der Kontinent eine große Badeanſtalt, in der er zur Kur lebt, und ihm vorzuwerfen, daß er die Völker, unter denen er reiſt, nicht ſtudirt, iſt gerade ſo berechtigt, wie einem Lungenkranken vorzuwerfen, daß er in Davoz ſich nicht um die politiſchen Verhältniſſe der Schweiz kümmere und in Madeira keine ſpaniſchen Sprach- und Literaturſtudien treibe.

Der große und univerſelle Kurort des Engländers iſt übrigens in erſter Linie nicht der Kontinent, ſondern die „Seaſide", die Küſte ſeiner eigenen Heimatsinſel. Wie Antäus durch die Berührung der Erde, ſo findet er durch die Berührung der See ſeine Kraft wieder. Die Reiſe nach einem Küſtenorte iſt nicht das Privilegium der obern Zehntauſend, ſondern eine Gepflogenheit, die nur der Proletarier nicht kennt. Die Vornehmen gehen theils unmittelbar nach Schluß der Seaſon, theils im Herbſte, wenn ſie vom Kontinente heimkommen oder wenn die konventionelle Friſt des Landaufenthalts vorüber iſt, auf einige Wochen an die See; die Kaufleute, Beamten u. ſ. w., die ſelbſt nicht aus der Stadt abkommen können, ſchicken mindeſtens ihre Frauen und Kinder dahin, und ſelbſt die dürftigen Clercs verſagen es ſich nicht, am Sonnabend London zu verlaſſen und mindeſtens bis Montag früh die erquickende Salzbriſe des Meers zu athmen. Die Eiſenbahnen begünſtigen dieſe Nationalſitte durch eine praktiſche Fahrordnung und fabelhaft billige Preiſe und die Küſten-

orte sind auf dieselbe eingerichtet, indem sie zum Theil fast durchgehends aus Hotels und Boarding Houses bestehen.

Es gibt unzählige Seebäder das ganze englische Seegestade entlang, besonders aber an der Südküste. Die Bedingungen zu solchen sind eben überall vorhanden, wo ein Ort an der See liegt. Man hat da überall den unvergleichlichen Ausblick auf das Meer, das von zahllosen Seglern und Dampfern belebt ist, am Horizont blitzen mit einbrechender Nacht die Feuer von Leuchtthürmen auf, Ruder- und Segelboote stehen für Ausflüge zur Verfügung, die grandiose Symphonie der Brandung tönt Tag und Nacht, smorzando bei schönem Wetter, furioso und fortissimo bei stürmischem, die Luft ist vom kräftigen Athem der See parfümirt und die Temperatur wunderbar mild und gleichmäßig, dank dem Golfstrom, diesem gewaltigen Heizapparate, der aus ganz England ein Treibhaus macht. Wenn dennoch das eine Seebad vernachlässigt, das andere unangenehm überlaufen ist, so hängt dies weniger mit der schönen landschaftlichen Lage, der bequemeren Eisenbahnverbindung und dem angenehmeren Badestrande als mit der wechselnden „Fashion" zusammen, die bald den einen, bald den andern Ort auf Kosten der Rivalen begünstigt.

Die Entwickelung der Seaside Orte bewegt sich in einem Kreise, den jeder von ihnen rascher oder langsamer durchläuft. Irgend ein Yachtbesitzer entdeckt auf einer seiner Kreuzungen im Kanal eine stille, sonnige Bucht mit einem Fischerdörfchen daran. Die Verlassenheit der Gegend, der Schwung der bewaldeten Dünen, ein plätschterndes Bächlein, das sich hier ins Meer ergießt, erregen sein Wohlgefallen und er beschließt, einige

Tage oder Wochen hier zu verweilen. Er miethet ein beſcheidenes Haus und lädt einige Freunde zu ſich. Die letzteren finden die Gegend anziehend und kaufen oder bauen ſich Cottages im Orte. Im Weſtend beginnt man von dem letztern zu ſprechen und auf ihn neugierig zu werden. In der nächſten Saiſon kommen nicht nur die Gäſte vom vorigen Jahre, ſondern auch ihre Bekannten und deren Bekannte; der Beſuch wird immer zahlreicher und ſchon erſcheinen neben den vornehmen Gäſten die City-Geldprotzen, die immer der Witterung der Ariſtokratie nachſpüren. Der Ort iſt nun ausgeſprochen faſhionable. Die Fiſcher legen ihr Gewerbe bei Seite und werden Lohndiener, Ruderbootsleute, Badewärter; ihre Hütten verwandeln ſich in Boarding Houſes; unternehmende Kapitaliſten erbauen glänzende Hôtels, Lords und Börſenjobbers prächtige Villen; die nächſte Eiſenbahn ſendet einen Flügel bis zum Orte; die großen Weſtendfirmen, die bedeutenden Banken errichten „Branch-Eſtabliſhments“; Mudie eröffnet eine Filiale ſeiner in der Welt einzig daſtehenden „Circulating Library“ (Leihbibliothek): es bildet ſich ein lokales Vergnügungskomité, welches Wettrennen, Regattas, Yacht-Races veranſtaltet; die Virtuoſen, welche mit Schluß der Seaſon London verlaſſen haben, ſtatten dem Orte ihren Beſuch ab und geben Konzerte, ja ein ſpekulativer Kunſthändler verſucht es ſogar mit einer kleinen Gemäldeausſtellung. Der Ort hat damit den Höhepunkt ſeiner Entwickelung erreicht. Die Bahnverwaltung läßt Extrazüge zwiſchen ihm und der Hauptſtadt verkehren; die „german bands“, die gewiſſen Straßenmuſikanten, die wir in London kennen gelernt haben, ſtellen ſich ein und geben ihre grauſamen

Konzerte: ihnen folgen die Nigger-Minstrels und pseudo-italienischen Orgeldreher, welche wieder nur die Vorläufer von Punch und Judy sind: ganz London, besonders aber die City, ergießt sich an jedem Sonn- und Feiertage über den unglücklichen Ort, der so voll wird, daß die Besucher auf Wirthshaustischen übernachten müssen. Die Straßen unterscheiden sich nicht mehr von denen Londons: dasselbe Gedränge, dieselben Formen aufdringlichen musikalischen und mimischen Bettels, dieselben langweiligen Typen. Das Cocknethum hat von dem fashionablen Badeorte souverainen Besitz ergriffen. Jetzt folgt der absteigende Theil der Entwickelung. Die gute Gesellschaft beginnt es hier unheimlich zu finden, es behagt ihr nicht, in der Flut von Brown's und Smith's ersäuft zu werden: die Drehorgeln und deutschen Musikbanden reizen ihre Nerven: das um sie immer vorlauter werdende City-Englisch, das sich durch Unterdrückung der Anfangs-H's auszeichnet, erbittert sie und eines schönen Tages kömmt sie mit sich überein, den Ort unleidlich zu finden. Sie verkauft oder vermiethet ihre Villen und sucht sich ein anderes Bajae, während das von ihr verlassene Nest der vollständigen Verpöbelung anheimfällt. Die eleganten Hôtels werden verwahrlost, in den Boarding Houses reißt ein anstößiger Ton ein, auf den Trottoirs machen die Gestalten von Rotten Row denen von Regent Street Platz und bald heftet sich an den Namen des ehemals fashionablen Ortes das Epithheton „shocking". Sind die Sachen einmal so weit gediehen, dann hebt Smith wieder die Nase in die Luft, erschnuppert die Richtung, in welcher die gute Gesellschaft davon gezogen ist, und stürzt sich fröhlich schnaufend auf die Fährte, sowie er

ſie entdeckt hat. So beobachtet man ſeit einem Jahrhundert eine groteske Hetzjagd, in welcher der Ariſtokrat das Wild und der Cockney der Hund iſt; dieſer iſt jenem immer auf den Ferſen und treibt ihn immer wieder auf, wenn er ſich irgendwo lagern will. Heute iſt das franzöſiſche Boulogne-ſur-Mer, die Inſel Wight, St. Leonards on Sea faſhionable; Haſtings iſt es noch; Brighton beginnt ſich zu encanailliren; in Ramsgate und Margate iſt die Vercockneyung vollſtändig und unheilbar.

Ich freilich, der ich nicht die Ambition habe, zu der obern Zehntauſend Englands gezählt zu werden, hatte keine gar ſo große Angſt vor dem Cityduſte und ließ mich von den Cockneys nicht abhalten, meine Seaſide-Saiſon in Brighton zu verbringen, nachdem ich eine überaus erfriſchende Tour durch die zauberiſch anmuthige Inſel Wight gemacht hatte. Schöne unvergeßliche Spätſommertage von Brighton! Der Himmel war blau, die See ruhig, die Luft weich und würzig. Jeden Morgen ging ich auf den neuen „Pier“, eine mehrere hundert Fuß weit in die See hinausreichende Landungsbrücke, und las meine Zeitung oder träumte, während unter dem hölzernen Brückenfelde die ſchwache Brandung melodiſch rauſchte und in das Gemurmel der Wogen die Muſik der Kurkapelle tönte, die faſt den ganzen Tag auf dem Pier thätig iſt. Der Pier iſt der Sammelplatz der Kurgäſte von Brighton, unter denen das zarte Geſchlecht das unvergleichlich ſtärker vertretene iſt. Da ſitzen die blonden Schönheiten in langen Reihen an der Seite zärtlicher Mütter, die eifrig im letzten Heft der „Belgravia“ leſen, oder auch ohne einen ſolchen Schutz, deſſen ihr unabhängiger Geiſt ohne Schaden entrathen kann, und

setzen ihren hispahnen Teint den Sonnenstrahlen und ihre reizende Erscheinung den indiskreten Blicken der Dandies aus, die unermüdlich sind, den Pier auf und ab zu wandeln und die Damen durch ihr ins Auge geklemmtes Monocle unter den lustigsten Gesichtsverzerrungen und Grimassen zu mustern. Es war hübsch zu beobachten, wie diese Damen unter dem vereinigten Einflusse einer einförmig ruhigen Lebensweise, der guten Luft und der See förmlich aufblühten und täglich frischer und reizender wurden. Sie kamen von London bleich, übernächtig, verdrossen, muttätig und welk an; allein alsbald erschienen wieder die Rosen auf ihren Wangen, die Augen wurden heller und fröhlicher, die Formen runder und üppiger und nach vierzehn Tagen waren die apathischen, blasirten Westend-Puppen wieder in die lebhaften, prächtigen, lebensfrohen Mädchen Altenglands umgeschaffen und das Bedürfniß der „Flirtation", dieses untrüglichste Zeichen wiederkehrender Frische und Nervenspannkraft, war so lebhaft in ihnen erwacht, daß die promenirenden Swells gar nicht wußten, welchem der ihnen zahllos zugeworfenen aufmunternden und einladenden Blicke sie zuerst ihr in eine Grimasse gefaßtes Monocle zuwenden sollten.

Gleich in den ersten Tagen meines Brighthoner Aufenthalts ward mir die Genugthuung, unter den Heiratsanzeigen der Times zu lesen, daß Miß Alice O'Beggar, jüngste Tochter von P. A. G. V. O'Beggar, Esq., von O'Beggar House, Karkarkirty, Grafschaft Sligo, Irland, sich mit Mr. John Thomas Rake, ältestem Sohne von Sir Joshua Pewter Rake, Bart., verheiratet habe. Eine Bekannte lieferte zu dieser Nachricht den Kommentar, daß der alte

Sir Joſhua ein ſehr reicher Brauer und ſein Sohn ein ehemaliger Lebemann ſei, der ſich zur Frömmigkeit und Ehe bekehrt habe, ſeit er vollſtändig kahl geworden ſei. So hat Mrs. Stiff doch ihre Pläne verwirklicht und die ſchöne Alice hat ſich nicht umſonſt den Kaſteiungen einer Londoner Seaſon unterworfen!

Auch ſonſt fehlte es mir nicht an Nachrichten von den Londoner Bekannten und an Begegnungen mit ihnen. Ich traf unter Anderem den deutſchen Profeſſor, den ich in meinem „ſuperioren" Boarding Houſe kennen gelernt hatte. Eine elektriſche Kur, der er ſich unterzogen hatte, war inſofern erfolgreich geweſen, als ſein Tic auf der einen Seite geheilt war und nur noch die Hälfte des Geſichts geheimnißvoll-melancholiſch lächelte, was ihn aber noch räthſelhafter und unheimlicher machte als früher. Mit dieſem auf der einen Seite ironiſch lächelnden, auf der andern ſchwermüthig ernſten Geſichte erzählte er mir eine lange Geſchichte von meinen ehemaligen Hausgenoſſen, in der die galante Dame in Schwarz und der Reverend Gentleman und der polniſche Graf ſehr aktive Liebhaber-Rollen ſpielten; eines Tages war es zu einem heftigen Streit zwiſchen dem Polen und dem Clergyman gekommen, die Landlady hatte anfangs allen dreien gekündigt, ſpäter aber ſich wieder mit Monſiu li Coomte verſöhnt und nur das Pärchen hinauskomplimentirt, das ſich nun in einem andern Boardinghouſe in Ruſſel Square für ſeine Mißgeſchicke in Brookſtreet gemeinſchaftlich zu tröſten ſucht.

Eine andere Begegnung, die ich um dieſelbe Zeit hatte, machte einen ungleich tiefern Eindruck auf mich. Ich ſaß mit dem Profeſſor auf dem Pier und ſprach mit ihm über

gleichgiltige Dinge, als plötzlich eine ſehr auffallend gekleidete Dame in einem grell bunten Seidenkleide am Arme eines überreifen Elegant heranrauſchte. Ich blickte auf und ſah die Dame an, in demſelben Augenblicke wandte dieſe ihren Kopf nach mir, unſere Blicke begegneten ſich — ich erkannte die junge Schwedin von der „Mary“! Sie wurde feuerroth und blieb plötzlich ſtehen; doch nur einen Moment; dann wandte ſie ſich haſtig um und eilte mit ihrem Begleiter, den ſie förmlich nachſchleifte, vom Pier weg in die Stadt zurück. Es war nicht ſchwer, den Zuſammenhang der Dinge zu errathen. Die Szene, die ſich vor mir abgeſpielt hatte, ließ nur eine einzige Deutung zu und ich blieb von ihr tagelang tief verſtimmt.

Das unglückliche Geſchöpf mochte nach unſerem unvermutheten Zuſammentreffen Brighton ſogleich verlaſſen haben, denn ich ſah ſie weder hier noch ſonſtwo jemals wieder.

An der Wiege Shakeſpeare's.

Wer würde in England ſein und nicht den Wunſch empfinden, das Geburtshaus Shakeſpeares zu ſehen? Wir waren eine größere Geſellſchaft, welche beſchloß, dieſe Ehrenpflicht eines jeden Gebildeten in Gemeinſchaft zu erfüllen, wozu wir übrigens auch eine äußere Veranlaſſung hatten, da der Mayor von Stratford upon Avon uns zum Beſuche der Vaterſtadt des größten Engländers dringend eingeladen hatte. Trotz der Jahreszeit herrſchte abſcheuliches Regenwetter, als wir, an einem Hochſommertage, um zehn Uhr Vormittags die Paddington-Station verließen; die Sonne war verhüllt, der Himmel bleiern und ſchwere Wolkenvorhänge rollten fortwährend auf und nieder. Dennoch konnte ſelbſt dieſe ungünſtige Beleuchtung die Schönheit der Landſchaft, durch die wir dahinfuhren, nicht zerſtören. Der Zug durcheilte die anmuthigſten und fruchtbarſten Gegenden Englands,

die Grafschaften Oxfordshire und Warwirkshire. Vom Waggonfenster sah man leichtwelliges Land, das sich nur in der Ferne am Horizonte zu ausgesprochener Hügelbildung erhob, im Vordergrunde dagegen aus einem lieblichen Wechsel sanft abfallender Wiesen, flacher Aecker, buschigen Unterholzes und dichten Rieds bestand.

Nirgends in der Welt wird dem Baume eine solche Verehrung gewidmet wie in England, wo der druidische Waldkultus noch heute fortzuleben scheint. Man pflanzt Bäume, wo man nur irgend kann; man überstreut damit die Aecker und Wiesen, man läßt sie den Lauf der Bäche und den Gang der Landstraßen begleiten, man krönt mit ihnen jede Bodenerhöhung und lehnt sie an jedes Haus und jede Scheune. Der Gutsbesitzer, der sein Land in Pacht gibt, zählt sie bei der Uebergabe der Ländereien dem Farmer einzeln zu und fordert sie am Tage des Ablaufs der Pachtung wieder von ihm. Einen Baum fällen heißt sich muthwillig in einen schweren Besitzstörungsprozeß verwickeln. So sorgfältig sind selbst nach der Bibel unsere Haupthaare nicht von Gott gezählt wie in England die Bäume von den Grundbesitzern. Und wer wagt dennoch zu sagen, daß die Engländer keinen Schönheitssinn haben? Ein Blick auf das Land zeigt uns im Gegentheil bei seinen Besitzern und Pflegern ein feines, wunderbar ausgebildetes Gefühl für das Anmuthige und Malerische in der Natur. Die Engländer lieben nicht die geradlinigen, regelmäßigen Alleen, diese Erfindung des methodischen und in Kategorien denkenden französischen Geistes. Sie wollen den Baum nicht gedrillt, in Regimentsfront aufmarschirt sehen, sondern lassen ihm seine Individualität. Er

soll als Baum, nicht als geometrische Figur wirken. Sie pflanzen ihn einzeln oder in kleinen Gruppen, isolirt inmitten des Feldes. So kann er sich voll und stolz entwickeln und ganz zur Geltung kommen. Jeder Baum in der englischen Landschaft ist denn auch eine Studie, ein volles, harmonisches Bild, das auf seinen Corot wartet. Wie herrlich ist eine solche vereinzelte Blutbuche mit ihrem purpurnen Laub mitten in dem saftigen tief sammtgrünen Rasen, dessen Frische und Ueppigkeit in der Welt ihres Gleichen nicht hat! Wie prächtig ein vollausgewachsener, allein stehender Weißdorn, niedrig, weitläufig, rund, über und über mit weißen Blüthen bedeckt und von Ferne dem beschneiten Haupte eines ehrwürdigen Greises nicht unähnlich! Wie unvergleichlich schön sind die alten mächtigen Linden, die eben jetzt im Stolze ihres reichsten Laubschmucks prangten! Und neben dem einzelnen Baum hat die englische Landschaft noch einen andern charakteristischen Zug: die Hecke. Jedes Feld, jede Weide ist von lebendigen Zäunen eingefaßt, die nach offiziellen Schätzungen volle fünf Perzent des urbaren Landes einnehmen. Der Farmer achtet den Verlust für nichts, den er durch die Vervielfältigung der Hage erleidet. Sein stark ausgeprägtes Eigenthumsgefühl findet Befriedigung im Anblick der sichtbaren Begrenzung seines Besitzes, die zugleich eine grüne Mauer gegen Blick und Fuß des fremden Eindringlings ist, und sein Natursinn erfreut sich an dem blüthenüberschneiten Strauchwerk, in dessen dichtem Gezweige der Zaunkönig und das Rothkelchen, die Meise und die Nachtigall nisten.

Hinter den Hecken weiden prächtige, kurzhörnige Kühe und schwarzköpfige Schafe, über die Wiesen huschen Rebhühner,

Fasanen und Hasen hin, die zu wissen scheinen, daß jetzt Schonzeit ist und wir keine Aasjäger sind, jenseits der Baumkronen tauchen alle kleine Weile alte, viereckige, gezinnte Steinthürme aus der Normannenzeit, hochgiebelige, behäbig aussehende Bauernhäuser, Fabriksschlöte, Kirchthürme und rothe Ziegeldächer kleiner Orte und alleinstehende stolze Herrenhäuser auf, letztere das steinerne Ebenbild ihrer Bewohner: hochmüthig, verschlossen, abwehrend von außen, voll inniger, warmer, zuvorkommender Gastlichkeit im Innern.

Die Fahrt ging an Oxford, das mit seinen zahlreichen wunderlichen Spitzthürmen von Kirchen und Colleges in den dicken Wolken herumgabelte, und an Leamington vorüber, einem Städtchen, das für den kostspieligsten Aufenthaltsort Englands gilt. Es ist nämlich der Mittelpunkt eines berühmten Fuchsjagd-Distriktes, es werden hier acht Jagdmeuten unterhalten und zur Jagdzeit, das ist von November bis April, wird es von vielleicht fünfhundert Gutsbesitzerfamilien des Landes bewohnt, die blos hieherkommen, um dem Reitjagdsport zu huldigen. Diese allwinterliche Invasion überreicher Müßiggänger vertheuert dann alle Lebensbedürfnisse so sehr, daß beispielsweise die Miethe eines einfachen Hauses über die Jagdsaison 6—800 Pfund kostet, so viel wie ein Palast in Grosvenor- oder Belgrave-Square in London.

Es war nahezu zwei Uhr, als wir in Stratford ankamen, wo uns mehrere Wagen am Bahnhof erwarteten und nach der Townhall, dem Stadthause, führten. Stratford ist eine typische englische Landstadt. Kaum ein oder zwei Fabrikschlöte berußen in ihrer Umgegend den blauen Spiegel des Himmels. Der Pfiff der Lokomotive schrillt nicht allzuoft durch die

Luft; Alles ist Friede, Stille, Behäbigkeit. Die Straßen schlängeln sich in mannigfachen Krümmungen. Die Trottoirs sind rein, breit und menschenleer. Den Fahrdamm stampft höchstens alle Viertelstunden einmal der schwere Huf eines Yorkshire-Rosses. Die Häuser sind alt, sonderbar gegiebelt, mit rothen Halbrohr-Dachziegeln gedeckt, zum Theil mit verwittertem Holzschnitzwerk geschmückt, meist inmitten eines grünen Rasenflecks oder einer Baumgruppe stehend, durch die Straßenzeile freundnachbarlich verbunden, aber durch gesonderte Hofstelle und Hecke zurückhaltungsvoll getrennt. Die wenigen Krämer und Handwerker kennen noch nicht den Luxus vergoldeter und lackirter Schilder, sondern schreiben in schlichter, alter Weise Namen und Gewerbe über der Ladenthür an die Mauer. Die Einwohner, ein schwerer, breiter, auf starke Beine sicher gestellter Schlag, scheinen nicht oft Fremde zu sehen, denn wir erweckten sichtlich ihr lebhaftes Interesse. Aber sie sind zu sehr Briten, als daß sie ihre Neugierde allzusehr merken lassen sollten, und selbst die Kinder wurden ihrem anerzogenen stolzen Gleichmuth höchstens durch einen raschen, verstohlenen Seitenblick nach den ausländischen Gästen untreu.

Die Townhall ist ein stattliches Gebäude inmitten der Stadt. Man tritt zuerst in eine weite Vorhalle, die mit dem Porträt einer ältlichen, schlicht gekleideten Dame geschmückt ist, welche nach dem symbolischen Löffel zu urtheilen, den sie in der Rechten hält, nichts Anderes sein kann als eine emeritirte Köchin. Vermuthlich ein künstlerisches Monument, das der dankbare Stadtrath nach einem besonders gelungenen Freundesmahle der Urheberin eines begeisternden Roastbeefs gesetzt hat. In dieser Halle wurden wir vom

Mayor aufs Liebenswürdigste empfangen. Er hatte uns zu Ehren seine Amtstracht angelegt, einen langen bademantelähnlichen Talar aus schwarzem Stoff mit weiten Schleifärmeln und baumelnden Quästchen an allen Säumen. Wir wurden ihm, wie es die Landessitte erheischt, einzeln mit Namensnennung vorgestellt und schüttelten ihm der Reihe nach die breite, biedere Rechte.

Nach kurzem gemüthlichem Gespräch in der Vorhalle begaben wir uns alle in den Festsaal im ersten Stock, wo ein Frühstück für uns angerichtet war. In diesem weitläufigen, rechteckigen Raume befindet sich neben andern, gleichgiltigen, Bildern auch das Porträt Garricks, der sich an den Sockel einer Büste Shakespeares lehnt, eines der herrlichsten und mit Recht berühmtesten Meisterwerke Gainsboroughs. Ueber der Eingangsthüre des Saals springt ein hölzerner Söller vor, der für die Festfiedler bestimmt ist und ganz an gewisse Gemälde der Niederländer und Paolo Veroneses erinnert. Ueberhaupt konnte man sich angesichts dieses Saals mit seinem Musikantenbalkon, seinen altmodischen Wandleuchtern in Lyraform und seinen nachgedunkelten Bildern, angesichts des Mayors in alterthümlicher Tracht, des vergoldeten Szepters, des Symbols munizipaler Macht, das neben seinem Platze an den Tisch gelehnt war, und der Diener in Perrücke und heraldischem Wamms in einen niederländischen Rathhausprunksaal des sechzehnten Jahrhunderts versetzt glauben.

Vom Frühstück, einem vollwichtigen englischen Luncheon in ich weiß nicht mehr wie viel Gängen, nur einen Zug: Jeder Gast fand vor seinem Gedeck in einem Stengelglase ein prächtiges Sträußchen, um sich damit das Knopfloch zu

schmücken. So beblümte sich die ganze Gesellschaft und erhielt trotz unzeremoniöser Reisekleidung ein heiteres, festliches Ansehen. Nach dem Mahle, das mit dem üblichen kurzen Dankgebete eingeleitet und beschlossen wurde, machten wir uns zum Besuche der Shakespeare-Stätten auf.

Zuerst ging es nach dem Hause, wo der Dichter 1564 geboren wurde. Man hat dieser geweihten Stätte das Aussehen gelassen, welches sie vor drei Jahrhunderten hatte. Es ist ein einstöckiger, niedriger Bau, der mit dem Giebel nach der Straße gewendet ist und an dessen Stirnwand die wagrecht, senkrecht und schräg gestellten Holzbalken blosliegen, so daß sie eine eigenthümliche dunkle Zeichnung auf dem Weiß der getünchten Mauer bilden. Man tritt von der Straße direkt in ein geräumiges, niedriges Gelaß, welches einst zugleich Küche und Speisezimmer war und dessen große Feuerstelle mit dem Kesselhacken noch heute ihre alterthümliche Einrichtung hat. Nebenan ist ein Wohnzimmer, in welchem man eine Art Shakespeare-Museum eingerichtet hat. Man sieht hier erste Ausgaben Shakespeareſcher Stücke, Bücher, die ihm gehört haben können, Ringe, Kelche, Stöcke und ähnliche Dinge, die sein Eigenthum gewesen sein sollen, andere Gegenstände, die aus seiner Zeit oder aus dem Besitz seiner Freunde und Verwandten stammen, oder die aus dem Holze der Bäume seines Gartens und der Balken seines Hauses angefertigt sind, Aktenstücke, welche sich auf den vielfach vererbten und übertragenen Grundbesitz des Dichters beziehen, alles Objekte, die theils zweifelhaft sind, theils mit dem Dichter nur in sehr mittelbarem Zusammenhange stehen. Sowie wir der Kirche ihren Reliquienkultus nachahmen, fallen

wir nothwendig in dieselben Bedenklichkeiten wie sie und um angesichts des Shakespeare-Museums in Stratford überzeugt und ehrerbietig zu sein muß man einen ebenso starken Glauben haben, wie um an der Echtheit alles in Rom fuderweise verkauften Heiligengebeins nicht zu zweifeln. Hochinteressant ist indeß das niedrige, gedrückte Zimmer selbst mit seinen freiliegenden Deckenbalken, welche auf Konsolen aufliegen, die zu plumpen Rittergestalten mit Helm, Schild und Speer ausgeschnitzt sind.

Durch ein drittes Zimmer des Erdgeschosses gelangt man über eine leiterartige Treppe auf den ersten Stock in das Zimmer, wo angeblich der Dichter geboren wurde. Es ist ein mäßig großer Raum mit einem mächtigen Kamine und einer alten sich senkenden Decke, welche durch eisernes Lattenwerk vor dem Einsturz bewahrt wird. Es steht hier nur ein alter hölzerner Lehnstuhl und ein Schreibpult, das gewiß nicht aus der Zeit Shakespeare's sein kann. Jedes liniengroße Fleckchen von Wand und Decke, jedes der vielen kleinen, bleigefaßten Scheibchen des alterthümlichen Glasfensters ist mit unzähligen Namen überschrieben und bekritzelt, die eine ganz eigenthümliche Wandtapete bilden. Unsere Gesellschaft hatte den guten Geschmack, ihre Namen nicht unter die Million bereits angeschriebener zu mischen. Sie ließ dieses alle Mauern dick überziehende Spinnweb von Eitelkeit und indiskreter Verehrung unberührt und ungestört.

Als Kind pflegte mich die Stelle über den Bergen, wo ich in meiner Vaterstadt die Sonne aufgehen sah, mit tiefen Träumereien zu erfüllen. Ich fühlte eine brennende Sehnsucht, dahin geführt zu werden, und war überzeugt, daß

ich dort das Schlafgemach der Sonne und ihr goldenes Bett und große Vorräthe rosenfarbiger Wolken finden werde. Als ich aber an einem Pfingsttage einmal wirklich in die Berge, nach der eingebildeten Morgenpforte, mitgenommen wurde, war ich bis zur stundenlang anhaltenden Weinerlichkeit enttäuscht, als ich dort weder das Schlafgemach der Sonne noch ihr goldenes Bett noch die rosenfarbenen Wolken, sondern nur das gewöhnliche Gras und Moos der Berge und einen weiten Gesichtskreis sah, dessen Schönheit ich damals noch nicht zu würdigen verstand. Auch dieses Zimmer war eine Morgenpforte, die Stelle eines Sonnenaufgangs, und ich hatte die unausgesprochene, uneingestandene, geheime Empfindung, hier ich weiß nicht was, aber gewiß etwas Erstaunliches und Wunderbares zu finden, vielleicht einen hellen Schein, der aus dem Boden hervorbricht, vielleicht einen blauen Falter, der lautlos und langsam in der Stube umherschwebt, vielleicht unerklärliche Blumendüfte oder geheimnißvolle Vogelstimmen, aber ich sah und hörte und empfand nichts. Es wollte über mich nicht die Weihe einer erhabenen Präsenz kommen und mein Geist wandte sich mit verzweifelter Hausbackenheit von der fraglichen mystischen Bedeutung des Ortes zu sicherer kulturhistorischer Betrachtung, den außerordentlichen Fortschritt in Wolstand, Geschmack, Behaglichkeit und Lebensgenuß erwägend, den ein Vergleich zwischen dem heutigen und dem elisabethinischen Wohnhause des englischen Bürgers erkennen läßt.

Aus dem Geburtshause Shakespeares gingen wir nach der Stelle, wo einst das vor achtzig Jahren von einem Vandalen Namens Gastrill niedergerissene Sterbehaus des Dichters

ſtand und wo jetzt ein öffentlicher Garten angelegt iſt, den ein monumentales Gitter mit den Wappenſchildern des Dichters und ſeiner Vaterſtadt und dem Monogramm des Erſteren umgibt. Die Fundamente des Hauſes ſind andächtig konſervirt und im Garten mit ausgemauerten Stollen eingefaßt und mit eingerahmtem Drahtgeflecht bedeckt. Gegenüber dem Garten liegt die einfache, aber ſchöne gothiſche Kirche, in deren Chor die Gebeine des Dichters und ſeiner Frau ruhen. Hier befindet ſich die berühmte Inſchrift:

„Good frend for Jesus sake forbeare,
to digg the dust encloased heare:
bleste be the man that spares thes stones,
and curst be he that moves my bones."

„Guter Freund, um Jeſu willen unterlaſſe es, den hier eingeſchloſſenen Staub aufzuwühlen; geſegnet ſei, wer dieſe Steine ſchont, verflucht, wer meine Gebeine rührt"; hier auch, in einer bogenförmigen Niſche an der Wand, die bemalte Holzbüſte des Dichters, die einzige, der man Aehnlichkeit zuſchreibt und die zufolge allgemeiner Annahme nach der Todtenmaske von einem wenig geſchickten und darum ſklaviſch nachahmenden Bildſchnitzer angefertigt wurde. Auch an dieſem rührend ſchlechten Bildniſſe behält die kahle Stirn ihre olympiſche Gewaltigkeit und die Schädelbildung ihre unvergleichliche Schönheit. In der Sakriſtei der Kirche ſieht man das Taufbecken, das zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts in Gebrauch geſtanden hat und über das der kleine William gehalten worden ſein muß, und das Kirchſpielregiſter, wo die Heirat des alten Shakeſpeare (das Regiſter hat überall Shakſpere), die Geburt Williams, ſeine Verheiratung und ſein Tod eingetragen ſind, ſo ſchablonenhaft und gleichgiltig

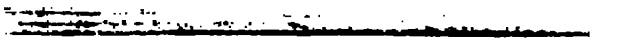
wie die gleichen Daten aus dem Leben der indifferenten Toms und Johns und ohne Spur eines Bewußtſeins, daß dies weltgeſchichtliche Daten ſeien.

Noch beſuchten wir den unfertigen „Gedenkbau", eine ſchöne bunte Ziegelkonſtruktion in normänniſchem Styl, die nach ihrer Vollendung ein ausſchließlich zu Shakeſpeare-Darſtellungen beſtimmtes Theater, eine Shakeſpeare-Bibliothek und -Bildergalerie enthalten wird. Der Bau wird 20,000 Pfund koſten, von denen 11,000 bereits gezeichnet ſind. Die Bewohner von Stratford haben allein mehr als die Hälfte dieſer Summe aufgebracht und ſich dadurch ihres großen Mitbürgers Shakeſpeare würdig erwieſen.

Dieſer Beſuch ſchloß den eindrucksvollen Tag. Es war prächtiges Wetter geworden, als wir uns gegen ſieben Uhr wieder in unſeren Zug einſchifften, um nach London zurückzukehren. Die Mohamedaner nennen diejenigen, die zum Grabe des Propheten gewallfahrtet ſind, „Hadſchis". Wir hatten alle die ſtolze Empfindung, nunmehr „Hadſchis" zu ſein und eine heilige Mekka-Pilgerfahrt vollbracht zu haben.

VI.

Französische Provinzfahrten.



Paris und die Provinz.

Paris iſt die leuchtende Spitze Frankreichs, wie die Flamme die leuchtende Spitze der Kerze iſt. Wie die Kerze für die Menſchen allen Werth, allen Glanz, alle Bedeutung erſt durch ihre Flamme erhält, ſo wird Frankreich erſt durch Paris zu dem, was es für die Menſchheit und ihre Kultur iſt. Aber wie die Flamme ihr ſtolzes Daſein nur auf Koſten der Kerze friſten kann und wie dieſe ſich in ihrer eigenen leuchtenden Glorie verzehrt, ſo verbrennt Paris in ſeinem herrlichen Feuerwerke einen großen Theil der Kraft Frankreichs und dieſes erſchöpft ſich beinahe in der Nothwendigkeit, die ſprühende Flamme ſeiner Hauptſtadt zu nähren. Es hat ſicherlich für eine Nation unendliche materielle und moraliſche Vortheile, wenn ſie in einer prächtigen Metropole eine großartig ornamentale Vertretung beſitzt, aber eine ſolche Repräſentation iſt nicht umſonſt zu

haben, sie kostet vielmehr enorme Opfer. Ich habe an anderer Stelle*) ausgeführt, daß die Pariser Bevölkerung sich nicht aus sich selbst heraus erneuert und vermehrt, sondern durch Einwanderung aus der Fremde. Paris verbraucht ein gewaltiges Menschenmaterial, das es aus der Provinz heranzieht; es entvölkert die Gaue des Landes, damit seine weiten Straßen und Plätze stets mit dem malerischen Gewimmel seiner Millionen gefüllt bleiben; alle die — ohnehin nicht allzu reichlich fließenden — Bevölkerungsquellen Frankreichs, alle die Schaaren von Ausländern, welche sämmtliche Nationen Europas Guß auf Guß heransenden, genügen kaum, um in der riesenhaften Verdampfungspfanne Paris die Menschenflut durch stetes Zuströmen auf demselben Hochstand zu erhalten und man darf wol die Frage aufwerfen, ob Paris, dessen Einwohnerzahl sich jährlich um 100,000 vermehrt, ohne daß die Geburten über die Todesfälle einen Ueberschuß ergeben würden, nicht mit eine Hauptursache des Stationärbleibens der Bevölkerung Frankreichs ist.

Die Monarchie durch das glänzende Hofleben, welches den ganzen Adel aus der Provinz nach der Hauptstadt, beziehentlich Versailles zog, die Republik und das Kaiserreich durch die starre Zentralisation, welche jedes Sonderleben der Gemeinde und Landschaft ertödtete und das ganze Land zu einer Gliederpuppe erniedrigte, deren Bewegungsdrähte in der Hauptstadt zusammenlaufen, haben bewirkt, daß man Paris heute in der That als die Zusammenfassung des Begriffs

*) S. desselben Verfassers „Aus dem wahren Milliardenlande, Pariser Studien und Bilder" (2 Bde., Leipzig 1878), I. Bd. S. 10 ff.

Frankreich betrachten kann. Paris behauptet: „Ich bin Frankreich!“, die Provinz widerspricht nicht laut und Europa wiederholt voll Ueberzeugung das Axiom, welches denn auch in vielen Hinsichten wahr ist. In der Literatur, der Wissenschaft, den schönen Künsten ist Paris allerdings Frankreich. Was außerhalb der Hauptstadt geschrieben, gedacht, gemeißelt, gemalt und komponirt wird, ist nicht der Erwähnung werth. Jedes Talent beeilt sich, nach Paris zu kommen und hier zu bleiben. In ganz Frankreich wohnen außerhalb der Hauptstadt nicht fünf Menschen, deren Namen einen europäischen Klang haben. Nur Dialektdichter entschließen sich dazu, in ihrer Provinz zu bleiben. Autran, der vor zwei Jahren starb, war das einzige Beispiel eines Dichters und Akademikers, der fern von Paris lebte, wie heute der ehemalige Boulevardier Alfonse Karr, der in Nizza seine Rosen und Veilchen züchtet, das einzige Beispiel eines spezifisch pariserischen Schriftstellers ist, der sich freiwillig in die Provinz verbannt. Es gibt an den Colleges und Fakultäten der Provinz brillante Kräfte, aber sie betrachten den Aufenthalt in der Provinz als eine Art Strafzeit, deren Ende sie ungeduldig herbeisehnen, und die Versetzung nach Paris als höchste Belohnung erfolgreicher Thätigkeit. Es haben sich da und dort literarische und wissenschaftliche Akademien gebildet, die zahlreiche Mitglieder zählen, zum Theil sogar ihre gelehrten Verhandlungen regelmäßig publiziren, Preisfragen ausschreiben und Belohnungen vertheilen; die Regierung ermuthigt und unterstützt diese Provinzakademien, indem sie jährlich Vertreter derselben zu einer Art Kongreß zusammenberuft, auf dem jede einzelne über ihre Thätigkeit im abgelaufenen Jahre Rechenschaft gibt und von

Staatswegen an die verdienſtvollſten und rührigſten unter ihnen Auszeichnungen in Geſtalt von Gold- und Silbermedaillen verliehen werden. Allein dieſe Provinzakademien bilden das Geſpött der Pariſer, ihre Gelehrſamkeit gilt für ſchwachköpfig und beſchränkt, man ſchreibt ihnen die drolligſten Entdeckungen und fabelhafteſten Verwechſelungen zu, die Journaliſten hängen ihnen die tollſten Witze an und die Luſtſpieldichter benutzen ſie als unerſchöpfliches Thema zu poſſenhaften Situationen. Wie in der Monarchie der Herrſcher allein alle Gnaden, Ehren und Titel verleiht, ſo vergibt in Frankreich blos Paris Ruhm und Anerkennung und ſo wacht kein Czar über ſeine Vorrechte wie Paris über dieſes Privilegium. Die Lokalzelebritäten, die in andern Ländern jede größere Stadt beſitzt, ſind in Frankreich unbekannt; es kann hier nicht geſchehen, daß Jemand in ſeinem Geburtsorte für einen großen Künſtler, Dichter, Gelehrten gilt, ohne daß Paris von ihm Kenntniß hätte. Jedes Renommée muß ſich in Paris ſein Diplom holen. Erſt wenn man über Paris in ſeine Vaterſtadt zurückkehrt, kann man hier für etwas gelten; die Provinz geſtattet ſich nicht, aus eigener Machtvollkommenheit Berühmtheiten zu kreiren. Es war eine unerhörte Neuerung, daß im Winter 1878—1879 ein junger Komponiſt es wagte, eine neue Oper zum erſtenmale in Lyon aufführen zu laſſen. Das Ereigniß brachte faſt eine Revolution hervor. Lyon war fieberhaft erregt, Paris unruhig und geſpannt. Alle großen Pariſer Blätter ſandten Spezialkorreſpondenten nach der ſüdlichen Stadt, um den Vorfall in allen ſeinen Phaſen zu beobachten. Nun denn, Lyon, die zweitgrößte Stadt Frankreichs, eine Stadt mit 325,000 Ein-

wohnern, hatte nicht den Muth, ein Urtheil über das neue Stück abzugeben. Jeder einzelne Zuſchauer war verlegen, rathlos, uneinig mit ſich ſelbſt. Er ſagte ſich, daß das Stück ſpäter doch wol auch in Paris gegeben werden dürfte und ſein Urtheil an dieſe formidable höhere Inſtanz berufen werden würde, und er fühlte ſich förmlich erdrückt von der ungewohnten Verantwortlichkeit. Sollte er applaudiren? Und wenn Paris ſpäter ziſchte? Sollte er ziſchen? Wenn aber Paris jubelte? In beiden Fällen war er, der Lyonnaiſe, ein provinzialer Einfaltspinſel, über deſſen böotiſchen Unverſtand die Hauptſtadt ſich luſtig machen würde. Und ſo hatte denn die Oper blos einen Neugierde-Erfolg, der Niemanden kompromittiren kann, Paris aber, verletzt darüber, daß ein Künſtler es wagen konnte, anderswo für ſein Werk den Ritterſchlag zu holen, hat bis heute das Stück ignorirt. Das war ein Auflehnungsverſuch gegen die äſthetiſche Souveränetät von Paris, aber er iſt kläglich geſcheitert.

Es gibt denn auch in der Provinz, ſelbſt in den größten Städten derſelben, nur ein überaus beſchränktes, überaus geringfügiges geiſtiges Leben. Man würde dort umſonſt ein Atelier, einen Kunſthändler ſuchen. Selbſt Städte mit mehr als dreimalhunderttauſend Einwohnern beſitzen keinen einzigen Verleger, wenn man nicht etwa den Drucker eines „Paroiſſien“ oder Bauernkalenders mit dieſem Ehrentitel ſchmücken wollte. Was ſollte auch ein Verleger in der Provinz beginnen? Kein Schriftſteller von Talent würde ihm eine Arbeit verkaufen, da ſie, in der Provinz erſcheinend, von vornherein todtgeſchlagen wäre. Die Departementalpreſſe, obwol ſehr zahlreich, hat nicht die geringſte politiſche Bedeutung und

Politik jedoch ist dies bereits viel weniger der Fall. Wol maßt sich Paris auch in diesem Gebiete die volle Souveränetät an, allein das Land hat dieselbe nie auf die Dauer anerkannt und in den wichtigsten Momenten gegen die Führerrolle von Paris protestirt. Das Land lehnte sich gegen Paris auf an dem Tage, an welchem es Napoleon III. sieben Millionen „Ja" in die Urnen warf, die vielleicht doch nicht überall einen doppelten Boden gehabt haben, während Paris sich in zweimalhunderttausend Exemplaren der giftigen Rochefort'schen Laterne berauschte; es protestirte gegen Paris, als es die „Ruraux", die unbekannten, reaktionären, provinzialen Lokalstaatsmänner in die Nationalversammlung wählte, und noch mehr, als es Versailles zum Sitze der Regierung erhob und die Kommune mit einer bestialischen Wuth und Grausamkeit niederwarf, wie sie selbst Rußland dem besiegten Polen gegenüber nicht an den Tag legte. Die Provinz sagt zu Paris: „Empfange für uns die Fremden, unterhalte und erstaune für uns die Welt, sei für uns geistreich, elegant, liebenswürdig, sende uns neue Moden, neue Stücke, neue Bücher, neue Kunstwerke, neue Entdeckungen und Erfindungen, wir werden Alles mit Jubel aus deiner Hand empfangen, wir werden dir bei all diesem Thun die Wange streicheln und auf die Schulter klopfen, allein hüte dich, über die Grenzen der Befugnisse, die wir dir freiwillig eingeräumt haben, hinauszuschweifen. Maße dir nicht an, uns regieren und Gesetze geben zu wollen, denn sonst müssen wir dich sofort unter Kuratel stellen und in der Politik heißt Kuratel Belagerungszustand." In Paris ist das allgemeine Stimmrecht der Arbeiter, in der Provinz ist es der Bauer. Der

Arbeiter ist ein Luftballon, der haltlos im Raume umherfliegt, der Bauer ein Steinhaus, das mit festem Fundament in der Scholle wurzelt; der Arbeiter voltigirt, der Bauer sitzt; dieser hat weder den Wunsch noch die Fähigkeit, jenem in seinen leichten und launenhaft wechselnden Bewegungen zu folgen, und darum sind die politischen Luftsprünge von Paris fast ohne jede Bedeutung für das ganze Land.

Und noch in einem Punkte, in einem überaus wesentlichen, ist Paris nicht Frankreich, nämlich in der Art und im Charakter seiner Bevölkerung. Wer den Pariser kennt, der ist noch sehr weit entfernt, den Franzosen zu kennen. Der französische Nationalcharakter erleidet im glühenden Hochofen von Paris und unter der Einwirkung der ihm dort beigemischten äußerst zahlreichen fremden Elemente tiefe Veränderungen. Ein Kristall, den der Chemiker zusammen mit verschiedenen anderen agressiven Stoffen in seiner Retorte einem heftigen Feuer aussetzt, verändert so seine Form, seine Farbe, seinen Aggregationszustand, seine sämmtlichen physischen und chemischen Eigenschaften und wird etwas Anderes, das nicht immer auch etwas Schöneres ist.

Es ist überhaupt ein hochwichtiges und hochinteressantes, aber bisher noch nie von einem Berufenen unternommenes Studium, das der spezifischen Veränderungen, welche der menschliche Charakter im Allgemeinen und der einer jeden Kulturnation im Besondern in der Großstadt erleidet. Freilich, das Material zu diesem Studium liegt noch nicht seit Langem vor. Das heutige großstädtische Leben datirt erst vom Augenblicke, wo allenthalben die Freizügigkeit eingeführt wurde, und diese ist auf dem Kontinente kaum ein Viertel-

jahrhundert alt. Früher lebte man in der Großſtadt unter andern Verhältniſſen wie heute. Man konnte ſich nicht ohne Weiteres daſelbſt niederlaſſen. Man mußte Vermögen, eine Geſchicklichkeit, eine Stellung nachweiſen; man mußte Verbindungen und Gutſteher haben und ſich auf Freunde berufen können; man übernahm Pflichten und erhielt Rechte; man bekam ſofort einen feſten, woldefinirten Platz in einem großen geſellſchaftlichen Bau eingeräumt. Heute iſt das Alles anders geworden. Man kommt aus der Fremde und man iſt da. Man kennt Niemanden und wird von Niemandem gekannt. Kaum daß das Auge der Polizei den neuen Ankömmling einen Moment lang fixirt, meiſt ohne daß dieſer es bemerken würde. Man iſt ganz auf ſich ſelbſt geſtellt und hat zuzuſehen, wie man unter den neuen Verhältniſſen ſein Daſein einrichtet. In der Großſtadt wird unter ſolchen Umſtänden der Menſch zu einem iſolirten Weſen, welches der Welt ſo vorſichtig und mißtrauiſch und welchem die Welt ſo fremd und feindlich gegenüberſteht, als wäre es ein wildes Thier in der libyſchen Wüſte. Der Menſch wird in der Großſtadt ſchlechter und finſterer; er verliert von ſeinem Menſchenthum. Der Arme wird neidiſcher, begehrlicher, feindſeliger, der Reiche übermüthiger, protziger, prahleriſcher. Das Herz wird enger und der Geſichtskreis wird weiter. Man weiß mehr und man liebt weniger. Man wird flüchtig, denn man hat zu viel zu thun; die Eindrücke werden oberflächlicher, denn man empfängt ihrer zu allen Stunden ſo viele, daß man in drei Tagen aufgerieben wäre, wenn man jeden derſelben tief und nachhaltig wirken laſſen wollte; man wird energiſch und brutal, denn wohin käme man, wenn man auf alle die

Hunderttausende, mit denen man fortwährend in Berührung kommt, freundlich-zuvorkommend und selbstlos Rücksicht nehmen wollte? Und man wird vor Allem in seinen gesellschaftlichen Beziehungen kühler und reservirter, da man ja die Personen, mit denen man umgeht, nicht ganz genau kennen, nicht stets unter den eigenen Augen halten kann und nie ganz sicher ist, ob man seine Neigung und Freundschaft nicht an Unwürdige wegwirft. Die innigen, dauernden Sympathien, die man auf dem Lande trifft, kommen in der Großstadt fast niemals auf; der Verkehr mit Bekannten ist ein äußerlicher und es kann leicht geschehen, daß eine stadtbekannte Persönlichkeit, die großes Haus macht und täglich Gäste an der Tafel hat, keinen einzigen intimen Freund besitzt und vielleicht gar keinen besitzen will. Was aber den modernen Großstädter ganz besonders charakterisirt, das ist sein Losgelöstsein von jeder historischen Vergangenheit. Die geheimnißvollen Einwirkungen einer Vergangenheit, an der man sich eines Antheils bewußt ist, die gemüthlichen Beziehungen zwischen dem Individuum und der Umgebung, die mit den Jugenderinnerungen und mit der Geschichte des Geschlechts tausendfältig verknüpft ist, alle die mächtigen moralischen Einflüsse, welche die durch Orte und Dinge stets wiederholte Mahnung an die hingegangenen Generationen auf das menschliche Gemüth ausübt und den auf der Erbscholle sitzenden Menschen gleichsam in beständigem Verkehr mit den Schatten der Ahnen erhält, diese Einflüsse kennt der Großstädter nicht und sie geben ihm nicht wie dem in historischem Boden Wurzelnden einen Halt in moralischen Krisen oder die Würde und das Verantwortlichkeitsgefühl, ohne welche es keinen männlichen Charakter gibt.

Viele Eigenheiten des Yankee-Wesens erklären sich aus diesem Losgelöstsein von jeder historischen Vergangenheit und in diesem Punkte ist fast jeder Großstädter ein Yankee. Man hat den Fürsten Bismarck lange Jahre um seines berühmten Ausrufs willen verspottet: „Die großen Städte sollten vom Erdboden vertilgt werden!“ Und doch äußert sich in diesem zornmüthigen Schrei vielleicht nur das Bedauern über die unleugbare Verflachung und Vergemeinerung, welche der menschliche Typus in der Großstadt erfährt.

Was von den Großstädten im Allgemeinen gilt, das findet natürlich auch auf Paris seine Anwendung. Der Umwandelungsprozeß, der aus dem Franzosen einen Pariser macht, nimmt ihm gewisse Tugenden, die den Franzosen auszeichnen, und entwickelt in ihm gewisse Laster, die der Franzose nicht kannte. Der Franzose ist von Natur zutraulich, leichtgläubig, offenherzig; er wird in Paris unter der Herrschaft der Ueberzeugung, daß er auf Schritt und Tritt von kosmopolitischen Abenteurern und zweideutigen Existenzen umwimmelt sei, mißtrauisch und zurückhaltend; der Franzose ist gutmüthig und liebenswürdig, in Paris wird er kaustisch und malitiös; sein ursprüngliches behagliches Selbstgefallen verschärft sich hier leicht zu Größenwahn und Unduldsamkeit; seine kluge Voraussicht und sein reger Sinn für das eigene Interesse nimmt hier die Form von Egoismus und harter Gewinnsucht an. Selbst die Höflichkeit, diese schöne Stammestugend aller Romanen und besonders der Franzosen, leidet unter dem Beispiele, das die brutalen Fremden geben, und der Pariser gewöhnt sich leicht die Rücksichtslosigkeit an, die er bei den englischen und deutschen Besuchern seiner Stadt mit

[redacted]

Leute von Landernau und Noisy-le-Sec gar so albern sein, wenn sie im Stande sind aus ihrer Mitte so viele geistreiche und witzige Menschen für die Hauptstadt zu liefern? Von hundert berühmten Parisern sind neunzig und mehr geborene Provinzler. Gambetta ist ein Südfranzose wie es Thiers war; Victor Hugo ist ein Champenois, wie Daudet ein Provençale ist; die „bons villageois“ redigiren die geistreichen Pariser Zeitungen, schreiben die brillanten Pariser Komödien und füllen die urbanen Pariser Salons; sie erinnern sich sogar in ihrem stolzen Paris noch ein wenig ihrer bescheidenen Heimatprovinz, halten im Geheimen landsmannschaftlich zusammen und schwelgen bei regelmäßigen Banketten, welche die Söhne derselben Gegend einmal im Monat vereinigen, in provinzialen Erinnerungen, wie denn die Normannen in Paris ihr Monatsdiner, genannt „diner de la pomme“, und die Provençalen ein solches unter dem Titel „la cigale“ (die Grille) haben.

Paris stellt mit seinem Glanze wol den Rest des Landes in den Schatten, aber in diesem Schatten findet ein Auge, welches sich von der Metropole nicht blenden ließ, genug des Schönen und Merkwürdigen. Werfen wir denn einen Blick auf die französische Provinz, dieses wenig gekannte, verleumdete, geringgeschätzte und verspottete Land, und suchen wir die französische Nation an ihren kleinstädtischen und dörflichen Herden intimer kennen, achten und lieben zu lernen, als dies in der Hauptstadt möglich ist.

Wenn das halbmythiſche Burgunderreich, einer der früheſten und mächtigſten Germanenſtaaten, die ſich aus und auf den Trümmern des römiſchen Galliens aufbauten, auch nicht von ganz denſelben Grenzen umzirkt war wie das mittelalterliche Herzogthum Burgund, ſo fällt dieſes doch größtentheils mit jenem zuſammen und es erbt mit dem Namen auch den Zauber der Erinnerungen, die ſich an denſelben knüpfen. Das iſt das Land, von dem der Sänger der Nibelungen ſpricht:

„Ez wuohs in Burgonden ein vil edel magedîn,
Daz in allen landen niht schoeners mohte sîn . . .“

Hier iſt die Heimat der unglücklichen Chrimhilt; hier herrſchten die drei Könige, die „ir pflagen“, Günther und Gernot und Giſelher der junge, „ein uzerwêlter degen“, hier lebte und lehrte in lichteren Zeiten der heilige Bernhard, von hier aus machten ſich Philipp der Unerſchrockene und Johann ohne Furcht zum Schrecken ihrer franzöſiſchen und provençaliſchen Nachbarn; von hier endlich zogen die Heere Karls des Kühnen gegen die Schweizer aus, um ſich bei Granſon und Murten blutige Köpfe zu holen. Goldüberſponnen von der Nachmittagsſonne lag die Stadt vor mir; gerade unter meinem Fenſter hatte ich die Porte Guillaume, ein altes Stadtthor im römiſchen Triumphbogenſtyl, deſſen zahlreiche Verkröpfungen, Halbſäulen und Sockeln in der kräftigen Beleuchtung tiefe Schatten warfen und mit dieſem maleriſchen Wechſel heller und dunkler Töne dem Bauwerke einen Anſchein größerer Bedeutung gaben, als es in Wirklichkeit beſitzt; da war die gothiſche Kirche St. Benigne, die mit ihrem hohen Dachrücken, ihrem ſchmalen Portal und ihrem endloſen, dünnen Dachreiter eine lebhafte Phantaſie an

einen plumpen feudalen Ritter in ſchwerem Eiſenpanzer erinnern kann, der, ſeine Turnierlanze ſenkrecht in die Höhe gereckt, zu Schimpf oder Ernſt ausreitet; hinter Thor und Kirche dehnte ſich die Stadt mit engen Straßen, hohen Häuſern und häufigen Thürmen; wie ich das bunte Bild lange betrachtete, ſchwamm es mir vor den Augen, die feſten Züge verwiſchten ſich, ein goldener Nebel überflutete das Sehfeld und in die Wirklichkeit ſpukten wunderliche Traumgeſtalten herein. Ich ſah Chrimhilt langſamen Schrittes zur Kirche wallen; ſie trug ein reiches Kleid aus byzantiniſchem Goldbrokat, ihr ſüßes Angeſicht war von einem weißen Schleier bedeckt und ihr ſeidenes Haar, mit Perlen durchwoben, flutete über den Rücken hinab: ſie begleiteten ihre königlichen Brüder, die kühnen Recken mit dem dröhnenden Schritt und dem klirrenden Eiſenkleid: im Gefolge fehlte der allzu getreue Lehnsmann nicht, deſſen tückiſche Blutthat das ganze Geſchlecht verderben ſollte, und neben ihm ſchritt ſein ſanfter Freund Volker von Alzeie, der „Fidelaere", einher. Wie mein bezauberter Blick von der Kirche zum Thore ſchweifte, da wechſelten Zeit und Leute und ich fand mich um ein Jahrtauſend in der Geſchichte vorgerückt: aus dem Thore quollen die Gewalthaufen Karls des Kühnen, Lanzknechte mit dem kecken Sturmhute, deſſen eiſerner Ranſt vorn und hinten in die Höhe fährt und deſſen eigenartige Form als „Bourguignon" bekannt iſt: Ritter in blinkendem Stahlkleid auf ſchweren normänniſchen Roſſen, die ſtolzeſten Wappen der Chriſtenheit auf ihren vergoldeten und verſilberten Schilden führend: an ihrer Spitze er ſelbſt, der tapferſte Krieger ſeiner Zeit, der Herzog Karl in reicher mailändiſcher Rüſtung, das

bartlose Gesicht frisch geröthet, die kleinen adlerscharfen Augen blitzend, wie er auf dem schönen Porträt im Dijoner Museum erscheint; die Fähnlein mit den blauen und goldenen Schrägbalken Burgunds flatterten lustig im Wind; die Trompeten schmetterten hell und die Bürger in gelben und braunen Wämmsern mit geschoppten Aermeln und breiten Ledergürteln riefen den ausziehenden Kriegern anfeuernde Abschiedsworte zu. Soll ich mir das muntere Treiben nicht näher ansehen? Hinunter denn und mitten unter die wimmelnden Haufen!

. . . Ich fand die Straße still und menschenleer, als ich hinunterkam. Durchs Thor zogen langsam zwei schwere Wagen mit Weinfässern hochbeladen; vor dem Portal der Kirche St. Benigne hockte eine alte, häßliche Bettlerin, die mir, als ich vorüberging, zudringlich die Hand entgegenstreckte und den zahnlosen Mund zu einem Schimpfworte öffnete, als ich ihr nichts gab; die ganze Romantik war verschwunden und es blieb nichts übrig als eine recht prosaische französische Provinzstadt mit 40.000 Einwohnern, die weder von den Nibelungen noch von Karl dem Kühnen etwas wissen. Daß sie die Nibelungen nicht kennen, verzeihe ich ihnen; der letzte Bearbeiter des Gedichts macht ja selbst „Wormze an dem Rine" zur Hauptstadt *seines* Burgunds und wenn mir meine Phantasie die sagenhafte Chrimhilt in Dijon zeigte, so that sie dies kraft einer bessern geographischen Erziehung, als der ritterliche Sänger im zwölften Jahrhundert sie erhalten konnte; allein daß Karl der Kühne in seiner Hauptstadt vergessen werden konnte, ist schnöder Undank und offenbare posthume Illoyalität. Was Wunder übrigens, daß ich in Burgund keine lebendigen historischen Reminiszenzen und kein parti-

kulariſtiſches Selbſtgefühl antraf, da ich doch auf früheren Reiſen ſelbſt in der Normandie und Lothringen, ſelbſt in Rouen und Nancy keine ſehr ſtarken provinzialen Erinnerungen vorgefunden hatte, obwol die eine dieſer Provinzen die mächtigſte, eigenartigſte, hiſtoriſch bedeutendſte Frankreichs war und die andere ſeit kaum einem Jahrhundert mit dieſem verbunden iſt!

Der herzogliche Palaſt wurde durch ungeſchickte Um- und Zubauten in ein fades Rococo-Präfekturgebäude umgebeſſert, an welchem nur noch ein kurioſer viereckiger Thurm mit kielbogigen Fenſtern und Zinnen an die frühere Beſtimmung des Schloſſes mahnt; das ſonſt recht intereſſante Dijoner Muſeum iſt an ſpezifiſch burgundiſchen Alterthümern kläglich arm und die Namen Johanns ohne Furcht und Karls des Kühnen ſind den Burgundern nicht näherſtehend, nicht geläufiger als die Karls des Großen oder Ludwigs des Vierzehnten. Der romantiſche Reiſende wird das bedauerlich finden, allein der Politiker muß nothwendig anders darüber denken. Ihm wird dieſe Erſcheinung Bewunderung einflößen; er wird an ihr die großartige, die unwiderſtehliche Anziehungskraft ermeſſen können, welche der franzöſiſchen Staatsidee innewohnt. Kein anderer moderner Staat hat es ſo wie Frankreich verſtanden, die verſchiedenartigen hiſtoriſchen Individualitäten, aus denen jeder zuſammengeſetzt iſt, in eine einheitliche, ungetheilte Nation zu verſchmelzen, und von Ludwig XI. angefangen, der zuerſt die feudalen Herzogthümer und Grafſchaften in einen einzigen franzöſiſchen Staat zuſammenſchweißte, bis zum Revolutionskonvent, der die alten Provinzbenennungen abſchaffte und die Departementaleintheilung

durchführte, verdienen alle Staatsmänner, die am Aufbau des französischen Nationalbewußtseins mitgearbeitet haben, den höchsten Preis und unbegrenztes Lob.

Da es solchergestalt für den Aufspürer alter Erinnerungen keine lohnende Beschäftigung gab, so war das Feld dem gewöhnlichen Beobachter allein überlassen. Ich fand die Straßen sehr rein, wiewol infam gepflastert; eine Ausnahme machte blos der stolze „Place d'Armes", ein großer Halbkreis, dessen Sehne von der Präfektur gebildet wird und an welchem sich die elegantesten Kaffeehäuser und Restaurants Dijons befinden. Hier treiben sich fortwährend die Offiziere der starken Garnison herum, hier lungern auch die lokalen Elegants bis tief in die Nacht hinein und auf den breiten Asphalttrottoirs dieses Platzes kann man sich gegen neun Uhr Abends auf einem der Pariser Boulevards glauben.

Was jedem Fremden in Dijon sofort auffallen muß, das ist die große Zahl der Hunde, denen man begegnet. Vor jedem Laden, vor jeder Hausthüre sonnen sich einige dieser Thiere und zwar durchwegs dicke, große, wolgenährte Exemplare. Ich glaube, daß ein solcher Ueberfluß an fatten, nichtsthuenden Hunden in einer Stadt ein ebenso sicheres Anzeichen von Wolstand sei wie auf dem Dorfe die Größe und Anzahl der Düngerhaufen. Die herzerbarmenden verhungerten Köter Konstantinopels und die armen lastenschleppenden Hunde, die man blos in unserem gefühlvollen Deutschland und „gemüthlichen" Wien sowie leider in neuerer Zeit auch noch in Brüssel antrifft, können natürlich nicht als solcher Beweis gelten; ich spreche eben blos von vollgefressenen Luxushunden, die sich gleich indischen Brahmanen

blos mit Müßiggang und Beſchaulichkeit abgeben. Man muß übrigens blos die Menſchen in Dijon betrachten, um ſofort zu erkennen, wie berechtigt der Schluß von der Hundezahl auf den Wolſtand war. Es iſt ein heiteres, geſundes, tüchtiges und ſchönes Geſchlecht, das Dijon und ganz Burgund bewohnt; die Männer groß und ſtark, freilich auch etwas ſchwerfällig, die Frauen zierlich und behend, faſt Alle lichthaarig und blauäugig, im Ganzen weit mehr den Schweizern und Süddeutſchen als den übrigen Franzoſen ähnlich. Das Leben in Burgund iſt ein wahres Schlaraffenleben und erſt ſeitdem ich es kennen gelernt habe, weiß ich was mit dem Sprichwort „leben wie Gott in Frankreich“ gemeint iſt. Auch auf den Tiſch des gewöhnlichen Bürgers kommen bei jeder Mahlzeit, deren er zwei hauptſächliche im Tage hat (das Diner wird hier nicht wie in Paris um 7 Uhr Abends, ſondern nach alter Gepflogenheit um 12 oder 1 Uhr Mittags, das Souper dagegen kaum vor acht Uhr eingenommen), vier oder fünf Fleiſch- und Fiſchgerichte; dazu fließt der köſtliche Burgunderwein, den ich für meinen Theil dem Bordeaux vorziehe, geradezu in Strömen und ich bekenne frei, daß ich mich, ſo lange ich in Dijon war, von keinem Frühſtücks- und Mittagstiſche erhob, ohne noch eine gute Weile danach von gewiſſen Schwindelempfindungen heimgeſucht zu ſein, die man, ohne mir Unrecht zu thun, immerhin mit dem Tiſchgetränke in Verbindung bringen mag. Natürlich iſt eine ſolche Lebensweiſe dem Hang zur Melancholie nicht günſtig und wenn die Leſe nicht gerade beſonders ſchlecht gerathen iſt, dürfte es in Dijon ſchwierig ſein, dieſe Erde in ihrer eigentlichen Natur als Jammerthal zu erkennen. So hallen

denn auch die Straßen von Dijon immer von luſtigen Geſängen wider, auf jedem Munde ſitzt ein heiteres Lächeln und eine freie Scherzrede und ich begreife vollkommen, daß die beiden ausgelaſſenſten und muthwilligſten Geiſter Frankreichs, Crébillon und Piron, in Dijon geboren wurden. Leute, die den Widerſpruch lieben, werden mir freilich entgegenhalten können, daß andererſeits doch auch der Leichenredner Boſſuet ein Sohn Dijons ſei, allein dieſen Widerſachern antworte ich, daß der hochernſte Kanzelredner entweder nicht in Dijon erzogen wurde oder an einer Magenkrankheit gelitten haben muß, die dem burgundiſchen Segen die erheiternde Einwirkung auf ſein Gemüth unmöglich machte.

Eine Wahrheit wird dem Reiſenden ſchon in den erſten Stunden ſeines Dijoner Aufenthaltes klar werden: um die altberühmte franzöſiſche Höflichkeit kennen zu lernen, muß man in die franzöſiſche Provinz gehen. Die „Rue Guillaume“ in Dijon beiſpielsweiſe iſt nicht viel weniger belebt als die „Rue Vivienne“ in Paris; allein man wird niemals geſtoßen oder angerannt, vielmehr weicht Jeder behutſam dem Entgegenkommenden aus, wobei er ihm im Vorübereilen freundlich zulächelt und die Hand grüßend zum Hutrande erhebt. Dieſelbe Zuvorkommenheit und Lebensart findet man im Theater, im Café, in der Kirche. Ueberall bemerkt man bei Jedem das Beſtreben, dem Andern, auch wenn er ein Wildfremder iſt, angenehm zu werden, auf ſeine Bequemlichkeit zartfühlende Rückſicht zu nehmen und ſelbſt bei flüchtigſter Begegnung einen freundlichen Eindruck in ihm zurückzulaſſen. Gewiſſe Pariſer, die ſehr geiſtreich ſind und von ihren angelſächſiſchen Beſuchern den lebensklugen, rückſichtsloſen Egoismus abge-

lernt haben, der dieſe im Verkehr mit Unbekannten nicht eben ſympathiſch macht, nennt dieſes wolgezogene beſcheidene Benehmen provinzielle Naivetät; ich aber bin Sonderling genug, dieſe kleinſtädtiſche Naivetät der Pariſer „Flottheit“ vorzuziehen.

Alle dieſe Beobachtungen ſind ohne Zweifel ſehr lehrreich und bildend, aber nach viertägigem Aufenthalt in Dijon fand ich dennoch, daß ich mich ſchon zur Genüge mit der Erkenntniß des Unterſchieds zwiſchen hauptſtädtiſchen und provinziellen Manieren durchdrungen, auch die Lokalphyſiognomie ſchon hinreichend in mich aufgenommen habe, und ich begann zu bemerken, daß ich mich langweile und daß Dijon bei nur einigermaßen windigem Wetter ein ſehr ſtaubiger Aufenthaltsort ſei.

Sollte ich darüber unmuthig werden? Wozu blickten mir denn die hohen Berge der Côte d'Or handgreiflich nahe ins Zimmer herein? Wozu winkten mir denn die rhomboedriſchen Kirchthürme koketter Dörfer von allen Seiten? Und ich machte mich auf und trabte heitern Muthes auf den eigenen Beinen ins ſonnige Land hinaus. Es waren ſchöne, eindrucksvolle, erinnerungsreiche Ausflüge. Einen Tag nahm ich die nahen Bergdörfer Talant und Fontaines, am andern dehnte ich die Wanderung bis Val-Suzon aus, einen dritten Tag ſuchte ich das Thal von Jouvence auf. Talant iſt ein altes Neſt, von einer Ringmauer umgeben und keck auf die Braue eines ſteilen Berges hingebaut. Fontaines zeigt modernere Züge und iſt darum minder intereſſant. Um dieſe beiden Dörfer haben ſich 1871 garibaldiniſche Truppen und

Deutſche herumgeſchlagen und die Lokalchronik bewahrt die Erinnerung großer franzöſiſcher Siege, von denen der deutſche Generalſtabsbericht kein Sterbenswörtchen vermeldet.

Ueberall, wo ich mit Dijoner Empfehlungen vorſprach, in Bauernhäuſern und auf Pfarrhöfen, fand ich freundlichſte Aufnahme und unabänderlich eine dringende Einladung zu Tiſche. Die Bauernhäuſer floſſen über von Reichthum und waren muſterhaft rein, die Pfarrhöfe Sitze von Bildung und harmoniſchem Menſchenthum. Keiner der Bauern, bei denen ich Mahlzeiten einnahm oder übernachtete, wollte Geld annehmen, ja ſie wieſen es gewöhnlich mit wahrem Unwillen zurück.

Und ſelbſt meine Chrimhilt vom Traumbild des erſten Tages fand ich leibhaftig wieder. Es war in einem Bauernhauſe zu Neuilly. Sie hatte blonde Zöpfe, blaue Augen und ein ſüßes Lächeln, das mich den leuchtenden Frühlingstag vergeſſen ließ. Ich fragte ſie nach ihrem Siegfried, den ſie nicht kannte, wofür ſie aber in anderen, ſehr intereſſanten Dingen bemerkenswerth ſicheren Beſcheid wußte; und wäre die freundliche Mutter nicht immer gar ſo aufmerkſam bei der Hand und um den fremden Gaſt beſchäftigt geweſen, ich glaube, es hätte ſich leichtlich ein Aventiure der Nibelungen zwiſchen mir und der ſchönen Chrimhilt abgeſpielt . . .

Nach einer Woche riß ich mich vom Dijoner Lotterleben los und ſetzte meinen Weg nach Mâcon fort. Mit dieſem letztern Orte war ich bald fertig. Nach einem Tage ſchon konnte ich den hübſchen ſteinernen Quai, die große Bogenbrücke zwiſchen der Stadt und der Vorſtadt St. Laurent und

die neugebaute romaniſche Kathedrale bis auf den letzten Buchſtaben auswendig. Abends irrte ich in den höchſt unvollkommen beleuchteten und anſtößig gepflaſterten Straßen umher und wußte nicht was mit mir anzufangen. Auf meine Erkundigungen gab man mir die Auskunft, daß ein Theater exiſtirt habe, eine Singſpielhalle zu Stande kommen werde und ein Wettſchießen im Plane ſei. So wurde ich mit der Abwandlung verſchiedener Zeitwörter durch alle Zeiten und Formen bedient, allein dieſe ganze grammatikaliſche Diverſion lief doch eigentlich nur auf ein einfaches „nichts da!“ hinaus. Die Eingeborenen, das ſah ich bald, hielten ſich an das Horaz'ſche

„Lenesque sub noctem susurri
Composita repetantur hora“,

allein an dieſer ganz anmuthigen und wünſchenswerthen Abendunterhaltung war mir, dem Fremden ohne Bekanntſchaft, kein Theil gegönnt und ſo blieb mir nichts übrig, als um neun Uhr die Decke über die Ohren zu ziehen.

Am nächſten Morgen nahm ich den erſten Zug und fuhr nach Paray-le-Monial, das man von Mâcon in drei Stunden erreicht. Ich hatte an den Pfarrer eine Empfehlung aus Paris, die mir eine überaus freundliche Aufnahme verſchaffte. An ſeiner Seite beſichtigte ich die romaniſche Kirche, deren älteſter Theil aus dem XI. Jahrhundert ſtammt, ein neugegründetes Kloſter und eine intereſſante Ruine aus dem XV. Jahrhundert. Ich weiß nicht, ob den Leſern der Name Paray-le-Monial noch geläufig iſt, da er in letzter Zeit durch Lourdes vollkommen in den Schatten geſtellt wurde, allein

vor einigen Jahren war er in Aller Munde. Kurz nach dem Frankfurter Friedensschlusse unternahmen zahlreiche Mitglieder der damaligen Nationalversammlung eine mit dem allergrößten Eclat in Szene gesetzte Wallfahrt hieher und empfahlen ihr unglückliches Vaterland dem besondern Schutze des „Herzens Jesu". Es ist ein dunkles Blatt der modernen Kulturgeschichte, auf welchem die Erzählung von der Paray-le-Monialer Bußfahrt verzeichnet steht. Nach trostlosen Niederlagen auf dem Schlachtfelde erlitt damals Frankreich eine neue, schwere, geistige Niederlage. Paray-le-Monial schien das Andenken der Encyklopädisten zu verwischen, wie Sedan das Andenken Jenas ausgelöscht hatte. Diese Pilgerfahrt des damaligen offiziellen Frankreichs war ein Widerruf des achtzehnten Jahrhunderts, das nur durch Frankreich zum „Jahrhundert der Aufklärung" gemacht worden war. Die ultramontane Bewegung, die in der alten Kirche zu Paray begann, ist seither freilich zum Stillstand gelangt. Die Machthaber von 1871 sind in die Dunkelheit zurückgejagt worden, aus der nur ein großes Nationalunglück sie hervorgescheucht hatte, wie ein Erdbeben alle Käuzchen und Fledermäuse aus ihren Löchern in Thürmen und Ruinen heraustreibt, und das heutige offizielle Frankreich bekennt sich wieder zur Verwandtschaft mit Voltaire und Diderot. Es war eine kurze Mode, diese Eruption apostolischen Eifers, und sie ist vollständig vorübergegangen, nachdem während ihrer Herrschaft allenthalben Kirchen und Klöster in die Höhe geschossen waren, das Unterrichtswesen an den Klerus ausgeliefert, die freie Forschung angefeindet, das Dogma für das staats-

rettende Prinzip erklärt und faſt ein Heiliger zum Oberbefehlshaber der franzöſiſchen Armeen ernannt worden war wie in früheren Jahrhunderten in Portugal und Spanien. Allein trotz ihrer kurzen Dauer iſt aus dieſer Frömmigkeitsmode eine traurige Lehre zu ziehen, die Lehre, daß es auch in Frankreich mit der vielgerühmten Aufklärung nicht gar ſo weit her ſei. Am Hofe Ludwigs XV. und XVI. war allerdings Freigeiſterei guter Ton, allein der Atheismus der guten Geſellſchaft war eine ariſtokratiſche Exkluſivität wie Champagnertrinken und Tabakſchnupfen aus diamantbeſetzten Doſen und die Maſſe des Volks verſagte ſich völlig dieſen wie jeden andern vornehmen Luxus. Im Herzen der Nation ſaß damals und ſitzt noch heute der Ultramontanismus tief gewurzelt. Man muß nur mit offenen Augen durch Frankreich gehen, um zu dieſer Ueberzeugung zu gelangen. Tritt wann du willſt in eine Kirche, du wirſt ſie immer mit Betern mehr oder minder gefüllt finden, im kleinſten Dorfe ebenſo wie in dem großen Paris; ſieh dir die Wände und Pfeiler der Kirchen und Kapellen an, du wirſt die Unzahl der angehängten „ex voto“ und als Opfer dargebrachten Wachsbilder kaum mit dem Blicke ermeſſen können; frage die Prieſter, ſie werden dir erklären, daß ſie dem Beichtbedürfniſſe der Gläubigen kaum gerecht zu werden vermögen. Jeder Altar durch ganz Frankreich iſt mit friſchen Blumen geſchmückt, jede Heiligenſtatue mit Flitter und Putz behängt, eine vernachläſſigte Stätte der öffentlichen Andacht iſt nicht zu finden und nirgends, nicht im berüchtigten Spanien, nicht im verſchrienen Süditalien hat die Werkheiligkeit, die ſich auf die äußerlichſten Gegenſtände

des Kultus und auf alle seine Diener erstreckt, eine solche Vertiefung und Ausbreitung erreicht wie in dem Frankreich, welches das Vaterland der Aufklärung ist.

Seien wir jedoch nicht ungerecht. Frankreich steht ja in diesem Punkte noch immer viel höher als die anderen großen Nationen, die die Arbeit des Menschheitfortschrittes zwischen sich theilen. Hier sind es mindestens nur die Frauen und die in der Kirche vor den modernen demokratischen Ideen eine letzte Zuflucht suchenden Aristokraten, welche die ultramontane Gemeinde bilden und ehrlichen klerikalen Eifer bekunden, während die Männer des Mittelstandes blos dem gesellschaftlichen Herkommen zu liebe und weil dies in Folge des zähen Fortlebens alter Vorstellungen noch immer als eine Anforderung der Wolanständigkeit gilt, an den äußerlichen Uebungen des Glaubens theilnehmen und dabei über Religionssachen sehr kühl und vernünftig denken. Anderwärts aber ist der klerikale Geist durch alle Schichten des Volkes verbreitet und den äußern Praktiken entsprechen innere abergläubische Vorstellungen und Gefühle. Wir haben gesehen, wie es um diesen Punkt in den skandinavischen Ländern und England bestellt ist, und daß auch in Deutschland die große Masse nicht aufgeklärter sei als in Frankreich, beweisen die Erscheinungen, welche den Kulturkampf begleitet haben, beweist die Existenz des Zentrums im Reichstage, die Macht und Verbreitung der ultramontanen Presse, die Möglichkeit des „Wunders von Marpingen."

Wir stehen hier eben vor einem allgemeinen Phänomen, das sich nicht auf ein einzelnes Land beschränkt. Seit hundert

Jahren breitet ſich über die Oberfläche des geiſtigen Lebens Europas eine trügeriſche Decke von Aufklärung aus, auf welcher uns die Worte „lichtes Zeitalter“, „freie Forſchung“, „wiſſenſchaftliche Erkenntniß“ entgegenleuchten. Allein unter dieſem ſchön gewobenen Teppich gährt der unholde Aberglaube des Aberglaubens und der blinden Kirchlichkeit. Die Geiſtesariſtokratie ſchüttelt ein altes Vorurtheil nach dem andern von ſich, allein die Maſſe der Völker lieſt dieſelben ſorgſam wieder auf. Die Naturforſchung müht ſich in ihren Laboratorien an der Erklärung des Lebensräthſels, aber die Menge geht an dieſen Werkſtätten gloßend vorüber und hört nach wie vor vergnügt und gedankenlos auf den Klang ihrer alten Kirche nieder. Der materielle und der geiſtige Fortſchritt bewegen ſich nicht parallel. Der erſtere geht in gerader Linie ſtetig und unaufhaltſam vorwärts, der letztere bewegt ſich ſpiraliſch: er beſchreibt einen Halbkreis nach vorn, dann wieder einen Halbkreis nach rückwärts und das Zentrum ſeiner Kreisbewegung rückt nur unmerklich vorwärts. Darum wechſeln Epochen ſcheinbarer Erleuchtung mit ſolchen finſtern Rückfalls ab: darum kann in Berlin ein Jahrhundert nach Leſſing eine „antiſemitiſche Liga“ gegründet, darum in Frankreich hundert Jahre nach Voltaire eine große offizielle Wallfahrt nach Paray-le-Monial veranſtaltet werden. Es wird noch ſehr, ſehr lange dauern, bis die Aufklärung nicht blos Privilegium der Menſchheitselite und Modeſirniß frivoler Halbgebildeter, ſondern auch Bewußtſein und Ueberzeugung der Volksmaſſen ſein wird. „I believe in the immortality of Humbug“, „ich glaube an die Unſterblichkeit des Schwindels“,

war das Glaubensbekenntniß des geiſtreichen Dean Milman und ich theile dasſelbe mit ihm. Darum iſt mein Rath an Jedermann: Habt ihr Kinder und könnt ihnen keine Million hinterlaſſen, ſo laßt ſie Geiſtliche werden; in dieſer Stellung iſt ihnen noch auf etliche Jahrhunderte hinaus Macht, Ehre, Reichthum und Wolleben in dieſer Welt geſichert.

Lyon.

Ich will nicht bei den Details meiner Rückreiſe von Paray-le-Monial nach Mâcon verweilen und ebenſowenig durch eine ergreifende Schilderung, wie ich im ſchlechten und theuern „Hôtel des Etrangers“ zu Mâcon Haare laſſen mußte, das Mitgefühl des theilnahmsvollen Leſers zu erwecken ſuchen: genug, einige franzöſiſche Goldfüchſe hatten, nicht ohne meine Sympathien mitzunehmen, den Beſitzer wechſeln müſſen und ich fand mich endlich an Bord des anſehnlichen Dampfers, der den Paſſagierdienſt auf der Saône zwiſchen Châlon und Lyon beſorgt.

Ich ſegnete meinen Einfall, die langweilige Eiſenbahn ſeitwärts liegen zu laſſen und mindeſtens einen kleinen Abſchnitt meines Weges in etwas mehr patriarchaliſcher Art, nämlich zu Waſſer, zurückzulegen. Auf dem Schiffe gab es viele Leute: vorn dörfliche und kleinſtädtiſche Würdenträger, Kauf-

leute und ſonſtige „Honoratioren“, die aus der Departements-hauptſtadt an ihren häuslichen Herd zurückkehrten, hinten eine ganze Schaar alter Weiber und junger Mädchen, die, wie es ſcheint, Gemüſe, Geflügel und Lämmer nach Mâcon zu Markte getragen hatten und nun mit ihren leeren Körben, zum Theil auch noch mit ihrer krähenden, ſchnatternden und blöckenden Waare heimfuhren. Die Frauenzimmer ſtaken alle in Holzſchuhen und trugen als Kopfputz einen breitkrämpigen, flachen Strohhut, aus deſſen Mitte ſich ein ſenkrechter Zylinder, mindeſtens eine halbe Elle hoch, erhebt; man kann ſich nichts Schnackiſcheres und zugleich Geſchmackloſeres denken als dieſen Röhrenhut, allein unter ſeinem Ranfte lachte manch ein bemerkenswerth ſchönes Geſicht hervor. Die Jungen und die Alten kicherten und klatſchten durch einander, daß das Rauſchen der von den Schaufelrädern aufgewühlten Wellen und das Schnauben der Dampfmaſchine luſtig übertönt wurde, allein auch das Männervolk auf dem erſten Platze gab ihnen an Zungengeläufigkeit und Wortverſchwendung nichts nach. Der Inhalt ihres Geſprächs war mir ſehr intereſſant. Wenn in Paris irgendwo einige Franzoſen beiſammen ſind, ſo erhebt ſich ſofort unter ihnen eine wild leidenſchaftliche politiſche Diskuſſion, in welcher der Parteihaß zum dramatiſcheſten Ausdrucke kommt. In dieſen Debatten herrſcht das Schimpfwort; an die Stelle der Argumentation tritt das Fauſtſchütteln, die Grimaſſe, das Zungenherausrecken. Der Legitimiſt nennt den Repualikaner Beutelſchneider und Petroleur, der Republikaner den Legitimiſten Dummkopf, Reaktionär, Mann der lettres de cachet und des Hirſchparks, beide zuſammen nennen den Bonapartiſten einmüthig Landesverräther und

Galeerensträfling, und das wird so lange wiederholt, so lange bis zur Heiserkeit geschrieen, bis schließlich jede Partei von der andern wirklich buchstäblich glaubt, was das Agressionsbedürfniß der politischen Leidenschaft in Momenten der Unzurechnungsfähigkeit oder doch Kritiklosigkeit über sie erfunden hat. Und dennoch gibt es in jeder Partei ehrliche, wolgesinnte Männer, die der loyalen Beweisführung zugänglich wären und die nichts wollen als das Beste des Vaterlands; aber sie können einander nicht finden, einander nicht die Hand reichen, denn zwischen ihnen starren gleich furchtbaren Mauern die verbrecherischen Beschuldigungen, mit denen seit Jahren jede Partei die andere überhäuft hat.

Anders in der Provinz. Hier kommen die politischen Gegner miteinander in stete gesellschaftliche Berührung und diese bricht den Gegensätzen die gefährlichste Spitze ab. Das Echo des fieberhaft aufgeregten Gezänks in Versailles und Paris wird schwächer und schwächer, je weiter man sich von der Hauptstadt entfernt. In der Provinz wird mild debattirt und schwach polemisirt und persönliche Achtung und Freundschaft überdauert den politischen Zwiespalt. In der Provinz wird weniger gestikulirt und mehr gearbeitet; man hört weniger das Geschrei politischer Heerlager und mehr den fröhlichen Gesang, der die Arbeit des Handwerkers und Pflugmanns begleitet, und unter dem trüben Schaum, den das Gepfluder der Professionspolitiker an der Oberfläche hervorbringt, liegt der tiefe, klare Ozean des Volkslebens mit Perlen und Korallen im Schoße.

Auch meine Mitreisenden auf dem Flußdampfer politisirten, aber durchaus ruhig und objektiv. Die politischen

Gegner ironiſirten einander mit gutmüthigen Witzen, über die Alles vom Herzen lachte, aber es fiel ihnen nicht ein, ſich ärgerlich zu erregen. Ernſt und zornig wurden ſie nur, als ſie auf den letzten Krieg zu ſprechen kamen. Denn es iſt eine bemerkenswerthe und unheimliche Thatſache, daß den Franzoſen, die man leichtlebig und gedächtnißlos nennt, in dieſem Falle das Vergeſſen ſo überaus ſchwer wird. Noch heute, nahezu ein Jahrzehnt nach den ſchmerzlichen Kataſtrophen und dem Friedensſchluſſe, können — namentlich in der Provinz — nicht drei Franzoſen zuſammen ſein und politiſiren, ohne nach einer kleinen Weile auf das Thema des jüngſten Krieges zu gerathen. Gedankengang und Führung des Geſprächs ſind dann ſtereotyp: die Führer waren mit preußiſchem Golde erkauft, die Truppen ſiegten trotz ungeheurer Uebermacht des Feindes in allen Schlachten, die Preußen ſtahlen Uhren, ihre Offiziere beſchmutzten in beſtialiſcher Weiſe die Wohnzimmer der beſſern Häuſer, im nächſten Kriege wird man ihnen das Alles mit Zinſen heimzahlen u. ſ. w. Mir iſt es immer tief ſchmerzlich, dieſes Fortleben eines tiefgewurzelten Völkerhaſſes zu beobachten, und ſo zog ich es auch diesmal vor, mich von der diskutirenden Gruppe zu entfernen und mir am Buge des Schiffes ein ſtilles Plätzchen auszuſuchen, wo ich ungeſtört den Tag und die Landſchaft genießen konnte.

Es hatte in der Nacht geregnet und die Luft war ziemlich kühl, aber die Sonne ſchien Einem durch Leib und Seele bis ins tiefſte Herz hinein, der Himmel war makellos rein, dunkelblau und tief, daß man glaubte, bis ins Paradies hinein und bis an die Stufen des Weltthrons ſehen zu

können, und in der Luft und auf Erden fühlte man das Weben und Wirken des jungen Frühlings. Die Bäume waren noch kahl, wiewol es schon gleich einer schwachen grünen Flamme um ihre Kronen züngelte und ein leichter, zarter Laubanflug an den dünnsten Reisern aus der Ferne mehr geahnt als gesehen werden konnte; dagegen war der Rasen bereits kräftig entwickelt und ins sattgrüne saftige Gras woben das blaue Veilchen, die goldene Butterblume und die lichtgelbe Kleeblüthe ihre bunten Farben. Es war ein reiches, gottgesegnetes, hochkultivirtes Land, durch welches der Strom dahinfloß. Ueber die breite Saône spannte sich mindestens einmal in jeder Meile eine solide Brücke aus Stein und Eisen, ihre Ufer waren fast der ganzen Länge nach mit Steinanwurf oder förmlichen Quais versehen; zu beiden Seiten liefen Eisenbahnen, prächtige Landstraßen und kaum minder gutgehaltene Gemeindewege; wo wir an Ortschaften vorüberkamen, da konnten wir in schöne, alterthümliche Städtchen oder lachende Dörfer hineingucken, fast alle mit Gasbeleuchtung versehen, viele mit stattlichen Häusern, stolzen Schlössern und netten Kaufläden, alle mit reinen Straßen und wolgekleideten Bewohnern. In den Feldern schritten die Landleute in ihrer nie fehlenden blauen Blouse hinter den stattlichen pflügenden Zugpferden einher, auf den Wiesen lagerte herrliches Vieh, von den Weingärten, die sich auf den sonnbeglänzten Hügelchen an den beiden Flußufern vom Fuße bis zum Gipfel emporziehen und denen man keinerlei Verwüstung durch die Reblaus anmerkte, tönte lustiger Gesang der Arbeiter, die mit Karst und Haue da droben emsig waren, es war ein Bild von Satt-

heit, Ueppigkeit und Ueberfluß, wie ich es noch nie und nirgends gesehen hatte. Wo sind da die Spuren des Krieges, wo die Narben, welche die Amputation der fünf Milliarden gelassen hat? Wo sind die Schwären und Schwielen, die der heftige Steuerdruck verursacht? Man suche so viel man will, man wird nichts finden. Die Menschen, das Vieh, die Felder blühen; ringsumher wird unter den tausend rauchenden Schlöten der Fabriken Gold gemacht und in Aeckern und Weinbergen brauen sich unermeßliche Reichthümer. Dieses Frankreich ist ein Kanaan, wo Milch und Honig fließt; es fühlte vier Jahre nach dem Friedensschlusse die Folgen des Krieges nicht mehr als ein Elephant das Gewicht des Führers fühlt, der ihm auf dem Halse sitzt.

Thoissey und Belleville und Villefranche und Anse und andere Städtchen und Dörfer, malerisch die grünen Ufer entlang verstreut, hatten wir hinter uns gelassen, bis wir endlich nach fünfstündiger Fahrt in Lyon ankamen. Ich muß lange nachdenken, um mich einer Stadt zu entsinnen, die einen zugleich so angenehmen und so imposanten Eindruck auf den Fremden macht wie diese zweitgrößte Stadt Frankreichs. Stockholm mit seinen Seeflächen, Felspartien und grünen Inseln ist ohne Zweifel sehr schön, aber die Straßen und Gebäude sind nicht sonderlich bedeutend. Nur Edinburg mit seiner stolzen Stadtpracht in einem Rahmen von ausgesuchten Naturschönheiten läßt sich mit Lyon vergleichen, das überhaupt merkwürdigerweise mit seinen sechs- bis siebenstöckigen Häusern, alten Befestigungswerken und steilen Aufstiegen lebhaft an die schottische Königsstadt erinnert. Städte werden mit Recht als ein Gegensatz zur freien Natur ge-

dacht; ſie zerſtören dieſe, löſchen ſie aus und überziehen ihre Stelle mit Menſchenwerken, die nur ſelten für das Vernichtete entſchädigen. Allein Lyon iſt eine jener wenigen Städte, die die Landſchaft nicht zu zerſtören vermocht haben und in denen unter der Decke gleichförmiger Straßen und kahler Häuſer noch der anmuthige Wechſel von Berg und Thal und Fluß und Wald hervorblickt.

Die Lage Lyons iſt eine eigenthümliche und hochmaleriſche. Von Oſten kömmt der breite Rhôneſtrom aus der Schweiz herübergeſchwenkt, aus dem Norden ſteigt die Saône herunter, um ſich mit dem wilden Bruder zu vereinigen; eine Weile fließen die beiden Wäſſer neben einander her, zuerſt durch einen Felſenzug, dann nur noch durch einen ſchmalen flachen Landſtreifen getrennt, und können ſich nicht finden. Endlich biegt der Rhône aus ſeiner Bahn rechts ab und geht, wie es ſich für den Stärkern geziemt, dem kleineren Fluſſe entgegen, nimmt ihn in ſich auf und ſetzt den Weg dann mit ihm vereinigt gegen Süden fort; dieſem kleinen hydrographiſchen Romane ſehen ringsherum 800—1000 Fuß hohe grüne Berge zu, die ganz nahe bis an die Ufer der einander ſuchenden Flüſſe herantreten. Die Stadt hat die vereinigten Flußthäler in Beſitz genommen; auf dem meſopotamiſchen Alluvium, welches ſich als Riegel oder Barre im letzten Theil ihres getrennten Laufes zwiſchen die beiden Flüſſe ſchiebt, liegen die eleganteſten Straßen und Plätze, auf dem Gneishügel, der die Landzunge nach Norden hin begrenzt, baut ſich eine Bergſtadt, das berühmte Viertel „croix rouge“, mit ſteilen Straßen und Treppen terraſſenförmig auf, während ſein Haupt ein ſtarkes Fort krönt; an den Seiten

der beiden Bergzüge, die die Flüſſe bis zu ihrer Vereinigung begleiten, klettern unanſehnliche Straßen und alterthümliche Häuſer empor, bis es ihnen zu ſteil und zu unbequem wird und ſie innehalten, um die Gipfel den Reben zu überlaſſen, die ihre Wurzeln in den fruchtbaren Löß ſchlagen und ihre Ranken in die weiche, wolig warme Luft Südfrankreichs hinausſenden.

Die Partie Lyons, die ich mir die meſopotamiſche zu nennen erlaubt habe, kann an Pracht und Reichthum mit den eleganteſten Vierteln der europäiſchen Großſtädte wetteifern; da iſt der Place Terreaux, ein ſtreng regelmäßiges Quadrat mit einer Fontaine in der Mitte, umgeben von ſymmetriſchen, gleich hohen Monumentalbauten, unter denen beſonders der Palaſt der ſchönen Künſte und das Stadthaus in reichem franzöſiſchem Renaiſſance-Styl auffallen, da der Place des Jacobins, in einen Blumengarten umgewandelt, den eine marmorne Baluſtrade mit Skulpturgruppen an den vier Ecken einhegt, und der ungeheure Place Bellecour, der an Größe der Esplanade des Invalides in Paris nichts nachgibt, mit einem Reiterſtandbild Ludwigs XIV. von der Meiſterhand Pugets; da ſind die großen Parallelſtraßen Rue Centrale, de Lyon und de l'Hôtel de Ville, in denen ein Prachtgebäude ſich ans andere reiht; ihre Asphalt-Trottoirs ſind königlich breit und holländiſch rein; Zeitungskioske und gewiſſe andere öffentliche Baulichkeiten, die nicht für geiſtige Bedürfniſſe beſtimmt ſind, erinnern an die großen Boulevards von Paris; elegante Wagen füllen den breiten Straßendamm; das Volksleben iſt bunt, rauſchend, überſchäumend; die Kaufläden ſind luxuriös und zugleich geſchmackvoll und werden von denen des Palais

Royal und der Rue de la Paix nicht in den Schatten geſtellt; in den Schaufenſtern leuchten die goldenen Farben der Lyoneſer Seide und, um mich aus dem hohen Fluge poetiſcher Betrachtung zu einer platt praktiſchen Bemerkung herabzulaſſen: ich erkannte mit unwilligem Erſtaunen, wie ſündhaft übertrieben man mich in allen Großſtädten bisher meine Seidenſchirme und Kravaten hatte bezahlen laſſen, wenn ich die mir geläufigen Preiſe mit denen verglich, die ich hier in allen Kaufläden verzeichnet fand. Ich hoffe, der Leſer wird mir die naheliegende Weisheit zutrauen, daß ich mich hier mit den erwähnten Artikeln des täglichen Gebrauchs für eine gute Weile verſah.

Nicht weniger als zweiundzwanzig Brücken ſpannen ſich über die beiden Flüſſe, die durch Lyon ſtrömen. Die zahlreichen mit Waaren hochbepackten Laſtwagen, die langſam durch alle Straßen raſſeln, die vielen Flachboote und Zugdampfer, die fortwährend die Wellen der Saône und des Rhône furchen, ſprechen für den großen Handelsverkehr der Stadt und die glänzenden Cafés, die faſt die ganze Nacht geöffnet bleiben, die Theater und öffentlichen Vergnügungsorte, die kein leeres Plätzchen aufweiſen, und die luſtigen Geſänge, von denen die Straßen in den geſtörten Nächten widerhallen, zeigen, daß die Bevölkerung nicht blos zu arbeiten und zu erwerben, ſondern auch ſich ihres Daſeins zu erfreuen weiß.

Und mitten in dieſes großſtädtiſche Weſen ragt eine romantiſche, reiche, ſchöne Natur herein. Fünf Schritte hat man zu gehen, um aus dem Gewimmel des lauten Marktes in die herzerhebende Stille und Einſamkeit der Bergeswelt

versetzt zu sein; man muß nur den Hügel hinansteigen, dessen Gipfel die Kirche Unserer lieben Frauen von Fourvière krönt. Diese ist eine alte, kleine romanische Kirche mit sehr hohem achteckigem Thurme über dem Chor und auf der obersten Spitze dieses Thurmes steht eine eherne, über und über vergoldete Riesenbildsäule der heiligen Jungfrau, die ihr Antlitz der unter ihr liegenden Stadt zuneigt und ihre Hände segnend über dieselbe ausbreitet; sie übersieht von ihrem luftigen Standpunkte alle die Lande weit umher und dem Auge, das sie hinwieder aus der Ferne sucht, erscheint sie, von der Sonne angeglüht, wie eine lichte Flamme, die aus dem weißen Thurme gen Himmel zuckt. Die Kirche ist ein altberühmter Wallfahrtsort und auch als ich den Berg hinanstieg, wallte desselben Wegs eine vielhundertköpfige Pilgerschaar mit Kreuzen und Fahnen, mit frommem Gesang und stetem Fingerspiel am Rosenkranz.

Das ist einer jener Pfade den Berg empor, auf denen Goethes Gedicht „der Wanderer" dem Geiste eingegeben werden kann. Aus tausend Augen blickt eine entfernte Vorzeit auf uns und unsere Sohle tritt einen Boden, den die Geschichte geheiligt hat. Man weiß, daß Lyon eine der ältesten Römerstädte Galliens ist; sie wurde vom Legionär Daulus 44 v. Chr. gegründet, die Kaiser Augustus und Tiberius verliehen ihr große Privilegien, Claudius war sogar in ihr geboren und erwies sich seiner Vaterstadt kaiserlich wolwollend, indem er ihr eine großartige Wasserleitung zum Geschenke machte und im Senate eine warme, selbstverständlich von Erfolg gekrönte Rede hielt, worin er für die Zulassung von Galliern in den Senat eintrat.

Es scheint, daß schon in jenen entfernten Zeiten das

„Redenhalten zum Fenſter hinaus“ wolbekannt war; nur war es dem Redner damals etwas ſchwieriger als heute, ſein Wort dem Publikum, für das es eigentlich berechnet war, zugänglich zu machen. Heute genügt ein freundliches Erſuchen an einen willfährigen Zeitungsreporter; damals mußte die Rede in eine Bronzetafel gegoſſen und nach der entlegenen Provinz geſendet werden. Die ſpezielle Rede des Kaiſers Claudius iſt nun richtig angekommen und hat ihre Wirkung gethan; die dankbaren Lugduner haben dem kaiſerlichen Gönner ein Reiterſtandbild errichtet, wovon noch Spuren vorhanden ſind, und auch die Tafel mit der Senatsrede iſt glücklicherweiſe im 16. Jahrhundert aufgefunden worden und bildet gegenwärtig eines der Prachtſtücke in dem an galloromaniſchen Alterthümern ſehr reichen Muſeum zu Lyon.

Der Berg, auf dem Notre Dame de la Fourvière ſteht, iſt mit römiſchen Alterthümern überſäet; aus dem Graſe hervorlugend und in Gartenmauern eingefügt, überraſchen uns Inſchriftenplatten; unſer Fuß ſtrauchelt über den Grabſteinen römiſcher Legionsſoldaten; zerbrochene Urnen, verſtreute Ziegel mit römiſcher Marke liegen überall umher; eine Quelle, die an der Wegſeite hervorſprudelt, iſt mit dem eingemauerten verſtümmelten Kopf einer antiken Götterſtatue verziert. Unſern Weg kreuzen die Reſte einer mächtigen Waſſerleitung, durch die ſich jene großen Hygieniker ihr köſtliches Trinkwaſſer viele Meilen weit aus eiskalten, nektariſchen Waldquellen hergeholt hatten; an fünf oder ſechs Stellen erheben ſich bedeutende Reſte römiſcher Landhäuſer, nette Villen kleiner Leute offenbar, die ſich für ihre Sommerwohnungen keinen großen Luxus gönnen konnten, die ſich mit

wenigen und ziemlich beſchränkten Gemächern begnügten und ihren Hauptgenuß in der friſchen Luft und in der Ausſicht fanden.

Aber welche Ausſicht iſt das auch! Vom Gipfel des Berges überſpannt der trunkene Blick einen unendlich weiten Horizont, deſſen Rahmen eines der ſchönſten Bilder des ſchönen Frankreichs einſchließt. Uns zu Füßen die große Stadt mit ihren ſchnurgeraden Straßen und weiten Plätzen; die beiden Flüſſe, die ſich ſilbern durch lachende Thäler ſchlängeln und mit zahlreichen Inſelchen wie mit Smaragden beſetzt ſind; im Norden das abwechſelungsvolle Hügelland des Beaujolais; im Weſten und Süden die ſchroffen Kämme und Gipfel der Ardèches; im Nordoſten die blauen, verſchwimmenden Umriſſe des Jura; weit weit im Oſten, aber dem Blicke noch bequem erreichbar, die ganze große Alpenwelt mit blinkenden Schneefeldern und leuchtenden Gletſchern und dem königlichen Montblanc, auf deſſen Alles überragendem Haupte die Wolken im Vorüberziehen ruhen. Es iſt ein Panorama, an welchem das Auge ſtundenlang ſchwelgen kann, ohne ſich ſattzuſehen. Und ich war noch dazu mit günſtigſtem Wetter begnadet: nur über dem Laufe der Flüſſe wallte ein leiſer Nebel, mehr Duft als Nebel; der Himmel war faſt wolkenlos und die Luft von einer Reinheit und Durchſichtigkeit, daß ſie wie eine Fernglas näherbringend wirkte. Stundenlang ſaß ich denn auch auf einem behauenen Steine im Lararium, dem Götterzimmer eines verfallenen Römerhauſes, vielleicht an derſelben Stelle, wo vor achtzehnhundert Jahren der Erbauer dieſer Ruine, ein römiſcher Steuereinnehmer oder manipelführender Unteroffizier, ins galliſche Land hinausgeſehen hat, und ließ meine Augen nach

Herzensluſt vom Montblanc nach dem Jura und von der Saône nach dem entfernten Loire-Gebiet reiſen; kein Blick und kein Laut ſtörte die Stille und die Einſamkeit um mich her; ein frühes Grillchen ließ ſich nahebei hören, aus der Kirche tönte gedämpfter Orgelklang und Geſang in meine Ruine, aber die gefiederten Sänger waren noch nicht da, um die ſtille Luft zu beleben; ein Hund, der juſt vorüberlief, ſchnüffelte eine Minute ins römiſche Haus herein, allein da die penaria cella, die Speiſekammer, ſchon ſeit anderthalb Jahrtauſenden leer iſt, hielt er ſich nicht weiter auf, ſondern ſetzte ſeinen Trab mit der den Hunden eigenthümlichen Nachdenklichkeit fort. Das war der einzige Beſucher, der zu dieſer Stelle, ſozuſagen mitten in einer volkreichen Stadt, während zweier Stunden kam.

Der Tag war weit vorgerückt, als ich in die Stadt hinunterſtieg. Ich kam wieder an den Pilgern vorüber, die gerade aus der Kirche ſtrömten. Ich glaube, ſie hatten ihren Nachmittag beſſer verwendet als ich; ſie waren als Sünder heraufgekeucht und hatten ſich oben einen großen Ablaß geholt und waren nun rein wie ſchneeweiße Englein, ich aber, ach! war noch derſelbe arge Sünder, als welcher ich hinaufgekommen war.

Die Heimat der Troubadours.

Es iſt wunderbar, welchen Einfluß acht Tage und vielleicht auch zwei Breitengrade auf die Pflanzenwelt üben können. Als ich Mâcon verließ, waren an den Bäumen noch kaum die Spitzen der Blattknospen geſprengt; mittlerweile hatte es in den Nächten tüchtig geregnet und am Tage hatte die Sonne mit aller Macht geſchienen und als ich von Lyon abreiſte, um mich weiter nach dem Süden zu begeben, da fand ich die wonnigſte Frühlingswelt, von der ein Dichter träumen kann. Wie hätte ich jauchzen mögen, als ich durch dieſe zauberiſche Landſchaft hinflog! Wie hätte ich den grauſam eiligen Eiſenbahnzug ſtilleſtehen laſſen mögen, um all dieſe überwältigende Schönheitsfülle länger in trunkener Selbſtvergeſſenheit anſtaunen zu können! Kein Raſen mehr in den Thälern und an den Berghängen, ſondern tauſendfarbige Blumenteppiche; die Flieder-

bäume eine rothe Flamme wie der Dornbuſch Moſis; die Mandelbäume eine Lawine von Blüthenſchnee; ſelbſt die langweiligen Pappeln in den Alleen in eine zarte Blüthenwolke gehüllt, trockenen Philiſtern gleichend, die ſich einmal im Jahr, etwa am erſten Mai, ein Schwärmereichen erlauben; die Welt war voll von Glanz und Duft und in dieſem Jubelleben fehlte auch der Sang nicht mehr; denn ſchon waren die Vorpoſten der Wandervögel aus Afrika herübergekommen und zwiſchen den blüthenſchweren Zweigen der Bäume tönte bereits das helle Lied meines liebſten Waldſängers, der Amſel. Die Telegraphendrähte, welche das Bahngeleiſe begleiteten, glichen den fünf Linien eines Notenblattes und die zwiſchen ihnen zahlreich ſitzenden Singvögel mutheten mich an wie Noten zwiſchen den Linien der Skala. Das war gewiß ein herrliches Muſikſtück, das ſich da vor meinen Augen entrollte, und ein Mozart hätte ſicher die Partitur zu leſen verſtanden, welche die Vögelchen auf den Telegraphendrähten bildeten. In den Schroffen und Schründen der Gebirge des Dauphiné zur Linken und der Ardèches zur Rechten lagen wol noch ſchmutzige Schneemaſſen vom Winter her, allein zwiſchen ihnen beiden war das leibhafte, lichte Paradies über die Erde gegoſſen.

Das war die rechte Zeit, um die Provence zu ſehen, das Land des Sonnenſcheins, der Lieder und der Liebe. Ich hielt mich wol pflichtſchuldigſt einige Stunden in Avignon auf, um die alte gezinnte Stadtmauer und den Palaſt der Päpſte und das hiſtoriſche Muſeum zu beſichtigen, allein das war es nicht, was ich in dieſer Gegend ſuchte. Es war mir recht gleichgiltig, daß die Päpſte hier fünfundſiebzig Jahre

lang Hof gehalten, ich kam ja nicht hieher, um verstaubte Geschichtsdaten aus meinem Gedächtnisse herauszustöbern, sondern um am frisch schäumenden Quell lebendiger Dichtung zu trinken. Und mir ward reichlich, wonach mich verlangte, in Aix, in Nîmes, in Arles, in allen Städten und Dörfern des anmuthigen Landes, wo im Schatten der Oel- und Myrthenbäume die provençalische Zunge klingt.

Seit der Zeit, da die Menestrels mit ihrer Harfe von Schloß zu Schloß und von Hof zu Hof zogen und überall das ewige Lied von Liebesglück und Liebesweh erklingen ließen, ist der Gesang in der Provence nicht ausgestorben. Und kann es anders sein in diesem Lande, wo der Himmel ewig blaut und wo in den sphinxenhaft schönen Angesichtern und unergründlich tiefen Augen der Frauen das süße und unheimliche Mysterium der Astarte dunkelt? Welche Köpfe, welche Augen, welche Büsten! Ich habe nie etwas ähnliches gesehen. Phönizier und Griechen, Gallier und Römer und Sarazenen, alle Völkerschaften, die der Reihe nach kürzer oder länger in diesem Lande gewaltet haben, scheinen den besten Zug der jeder von ihnen eigenthümlichen Schönheit in der Physiognomie der Landesbewohner zurückgelassen zu haben; die Griechen den schlanken, feinen Bau der Glieder und die herrlich entwickelte Büste, die Römer die dichten, stolz geschwungenen Augenbrauen und das tiefschwarze, wie Niello glänzende Haar, die Gallier das leichte Blut und den ewig heitern Sinn, die Sarazenen das mandelförmige, schwimmende Gazellenauge. Das Alles findet sich vereint in der Provençalin und dazu noch eine Anmuth des Gliederspiels, die die Bewegung zum Tanz, und eine Sonorität der Stimme,

die das Wort zum Gesange macht. Schade daß dieses Prachtstück der Schöpfung nicht ganz vollkommen sein kann. Das edle Gesicht der Provençalin wird durch eine ganz männliche Behaarung grausam entstellt, die schon beim zehnjährigen Mädchen als schwacher Flaum erscheint und bei der Zwanzigjährigen bereits Husaren- und Sappeur-Dimensionen angenommen hat. Ich weiß wol, daß es einen unreinen Geschmack gibt, der für einen Schnurrbart auf weiblicher Lippe, wegen der ihm wahrscheinlich mit Unrecht zugeschriebenen symptomatischen Bedeutung, geradezu schwärmt. Allein hier handelt es sich nicht mehr um einen „Schatten, der auf der Oberfläche spielt", um eine „dunkle Tinte, die das Roth der Lippe hervorhebt" und wie die lüsternen Bewunderer dieser kuriosen Schönheit sie sonst noch zärtlich zu besingen pflegen, sondern um einen richtigen Schnurr-, Kinn- und Backenbart, der nach dem Scheermesser schreit und namentlich im reiferen Alter hexenhaft abstoßend wirkt. Mich erinnert diese übel angebrachte Behaarung an die Sitte der Süditalienerinen und Griechinen, auffallend schöne Kinder durch häßliche Tracht, schlampige Coiffüre oder ein ähnliches Mittel zu entstellen, um so den bösen Blick, das malocchio, von ihnen abzuwenden. Es scheint, als hätte die Natur die blendende Schönheit der Provençalinen zu bedenklich gefunden und sie durch den zugelegten Bartwuchs ein wenig entstellen wollen, um sie vor der jettatura zu schützen!

In diesem ganzen Lande zwischen den Alpen und den Pyrenäen, zwischen Lyon und dem mittelländischen Meere, doch hauptsächlich um die anmuthigen Ufer der Durance und

des Rhône, ist die Herrschaft der provençalischen Sprache noch ungebrochen. In Frankreich allein sprechen elf Millionen dieses Idiom, das außerdem von den nah verwandte Dialekte sprechenden drei Millionen Catalanen und Valencianern in Spanien und anderthalb Millionen Genuesen und Liguriern in Italien verstanden wird, so daß es an allen nordwestlichen Buchten des mittelländischen Meeres die ganze Küste entlang von Valencia in Spanien bis Spezia in Italien Kurs hat. Diese Sprache, die einst so vornehm und hoch entwickelt war und eine so reiche Literatur hatte, ist seit Jahrhunderten zu einem mißachteten Bauerndialekt verkümmert. In der allerletzten Generation namentlich wurde das Provençalische hart angegriffen, ja in seiner Existenz bedroht. Seit die Eisenbahnen in diese Gegend eingebrochen sind, überschwemmen die Nordfranzosen die Provence und in dem durch diese Invasion entstehenden Kampfe zwischen der Langue d'oc und der Langue d'oïl, zwischen der genäselten, gewispelten und silbenverschluckenden Sprache der Pariser Boulevards und der volltönenden, weichen, rhythmischen Sprache der Provence muß die erstere siegen, da sie die Kirche, die Schule, die Verwaltung, die Literatur und die vornehme Gesellschaft für sich hat, während die letztere sich blos auf die Bauernbevölkerung, das Großmuttermärchen und den Volksgesang stützen kann. In den großen Städten stirbt denn auch das Provençalische allgemach aus. Der Commis aus Paris macht mit seiner langue verte Staat und wird vom naiveren Provinzler bewundert; das zeitungleseude Publikum betrinkt sich alltäglich in dem nichtigen leeren Bierschaum des Pariser Zeitungs-

jargons und verliert Sinn und Empfindung für ernste, kernige, gehaltvolle Sprache; so kommt es, daß der Marseillaise sich bereits seines Dialekts schämt und höchstens noch mit seinen Dienstboten provençalisch spricht. Allein man muß nur ein wenig ins flache Land hinausgehen und man wird alsbald Dörfer und Flecken finden, in denen man nicht verstanden wird, wenn man Französisch spricht, und sich thatsächlich an den allgegenwärtigen Gendarmen oder an ein Schulkind wenden muß, um auf eine französische Ansprache eine französische Antwort zu bekommen. In den letzten Jahren hat sich überdies ein gewisser Widerstand gegen die Französirung des Landes und die Verdrängung des Provençalischen organisirt; Gesellschaften zur Pflege der heimischen Sprache und Literatur sind gegründet worden, Tendenz-Publikationen erscheinen regelmäßig, Nationalfeste werden abgehalten, Preise für Arbeiten in der heimischen Sprache ausgeschrieben und feierlich vertheilt, es ist mit einem Worte eine tiefgehende, weitverbreitete Bewegung, die nicht verfehlt hat, hier das hervorzubringen, was sonst nirgendwo in Frankreich zu finden ist: provinzielles Selbstgefühl und Achtung für den eigenen Dialekt.

Die bedeutendste und angesehenste dieser Gesellschaften ist die der „Felibres", die ihren Sitz in Avignon hat. Der Name bedeutet „Dichter", „Sänger", und in diesem Namen liegt auch die äußerliche Tendenz des Vereins, der die Pflege der provençalischen Poesie an die Spitze seines Programms geschrieben hat. Die Gesellschaft veranstaltet jährlich ein großes, mehrtägiges Nationalfest und gibt einen Almanach

heraus, an dem sich die besten Talente betheiligen und der in Tausenden von Exemplaren in den Händen der Landbevölkerung zirkulirt. Der schönste Beweis für die lebendige Wirkung, welche diese Publikation auf den Volksgeist übt, liegt darin, daß die Gedichte, heute im Druck erschienen, morgen bereits in der Spinnstube und auf der Heerstraße gesungen werden.

Vielleicht in keinem zivilisirten Lande der Welt hat sich die Poesie so in ihrer ursprünglichen Naivetät und Unabsichtlichkeit erhalten wie in der Provence. Hier dichtet man noch, um einem innern Drange nach Wolklang und Gleichmaß zu genügen, und nicht, um gedruckt zu werden, literarischen Ruhm zu erringen und in die Akademie gewählt zu werden. Man singt am häuslichen Herde und im Walde mit dem Heimchen, mit der Nachtigall um die Wette und kümmert sich nicht mehr als Heimchen und Nachtigall darum, ob man Zuhörer hat oder nicht. Das Dichten ist hier der natürliche Ausdruck einer Stimmung wie das Lachen oder Weinen; Jedermann ist mehr oder weniger Poet, allein Niemandem fällt es ein, daraus einen Lebensberuf oder ein Gewerbe zu machen. Jasmin, ein größerer Lyriker als irgend ein moderner Goldschnittpoet, war Coiffeur in Agen und hielt seinen Laden bis an seinen letzten Lebenstag offen, auch dann noch, als sein Porträt schon in allen Hütten der Provence neben dem Bilde der heiligen Jungfrau de la Garde hing und vornehme Herren aus Paris eigens nach Agen kamen, um ihm die Hand zu drücken und ihm ein schmeichelhaftes Wort zu sagen; Réboul, den Jeder, der seine Gedichte gelesen, neben

Béranger ſtellen wird, war Bäcker in Nimes und ſein Brod war darum nicht ſchlechter, weil ſeine Verſe entzückend waren. Miſtral, der Poet des ſchönen und rührenden Epos „Mireio“, iſt der Sohn eines Gärtners und ſelbſt in beſcheidener Lebensſtellung; Roumanie, der bedeutendſte und wol auch bekannteſte unter den lebenden Dichtern der Provence, iſt Buchhändler in Avignon und ich glaube, er hält ſich nicht einmal einen Commis, denn er bediente mich perſönlich, als ich bei ihm vorſprach, um mir ein Exemplar von „Leis Martegalado“, den luſtigen Verſen der Martigals, bei ihm zu kaufen und bei dieſer Gelegenheit ſeine Bekanntſchaft zu machen.

Die gegenwärtige provençaliſche Poeſie iſt ein ganz eigenthümliches Gewächs; ſie iſt einigermaßen aus der alten Art geſchlagen; ſie kennt nur noch übermüthige Laute, luſtiges Lachen, leichte Scherze, feingeſpitzte Stachelworte; die ernſten Töne ſcheint ſie ganz verlernt zu haben. Von der ſüßen, ſchwärmeriſchen Melancholie der Meneſtrels, von dem nachtigallenhaften Zauber der rührenden Liebesklagen jener Wanderſänger hat ſich keine Tradition erhalten. Die Welt iſt im Laufe der Jahrhunderte ernſter, düſterer, peſſimiſtiſcher geworden, nur die provençaliſche Poeſie hat ſich in umgekehrter Richtung entwickelt und iſt heute ganz Sonnenſchein, ganz Lebensfreude, ganz Jubel und Luſt. Diejenigen provençaliſchen Dichter, die bereits Bücherpoeſie machen, verſuchen wol auch ab und zu die ernſten Regiſter tönen zu laſſen, allein dieſe Laute finden in den Häuſern und Hütten der Provence kein Echo und bleiben todter Buchſtabe, während die übermüthigen Päane von Liebesluſt und Weltgenuß alsbald von den

Lippen des Volks widertönen. Wenn man zuerſt deutſche Weltſchmerzpoeſie aus der Lenau'ſchen Schule und dann provençaliſche Dichtung von Roumanie lieſt, ſo hat man die Empfindung, als hätte man einen Leichenzug verlaſſen und wäre in einem Hochzeitshaus eingekehrt, wo Becher klingen, Lieder tönen und junge Leutchen einander verliebt anblicken.

Südfranzosen und Nordfranzosen.

Wir haben gesehen, daß die provençalische Bewegung, deren bedeutendste Verkörperung die „Felibres“ sind, äußerlich rein literarische Allüren hat. Dennoch hat sie nicht verfehlt, manchen französischen Zentralisten zu beunruhigen, und es sind oft Stimmen laut geworden, welche die Aufmerksamkeit der Regierung auf diese Bewegung hinlenkten, dieselbe als eine politische denunziirten und ihre strenge und rasche Unterdrückung forderten, da sie sich sonst aus einer literarischen und linguistischen leicht zu einer scharf partikularistischen, ja in letzter Linie sezessionistischen entwickeln könnte.

Manche an sich unbedeutende, aber in ihrem Zusammenhange sehr charakteristische Erscheinung der letzten Zeit scheint diesen mißtrauischen Warnern Recht zu geben. Es ist nicht zu leugnen, daß dem Felibrismus eine partikularistische Tendenz

innewohnt, welche der mit so großen Opfern erkauften französischen Nationaleinheit gefährlich werden könnte. In einer Unterredung mit einem deutschen Journalisten, welcher über dieselbe in einem großen Wiener Blatte berichtete, erklärte der Felibre Mistral ganz offen, daß der Entwickelungsgang der französischen Politik ihm gar nicht behage und es in der Provence viele Personen gebe, welche in einer Lostrennung dieser Provinz und des Languedoc vom übrigen Frankreich und einer Vereinigung derselben mit Catalonien und Valencia zu einer sprachverwandten und stammeseinheitlichen Republik ihr politisches Ideal finden. Diese Unterredung, welche im Frühling 1879 stattfand, erregte in Frankreich großes Aufsehen und ungeheure Entrüstung. Die Pariser Blätter fielen mit der größten Leidenschaftlichkeit über Mistral her und verlangten, daß er unter die Anklage des Hochverraths gestellt werde, falls er die ihm von dem fremden Journalisten in den Mund gelegten Aeußerungen nicht für erlogen erklären könne. Mistral ließ die hauptstädtische Presse eine Weile wüthen, dann entschloß er sich zu einer verlegenen und obskuren Aeußerung, des Sinnes, daß der deutsche Journalist ihn bei seiner immerhin unvollkommenen Kenntniß der französischen Sprache mißverstanden haben dürfte, daß seine Worte entstellt und übertrieben wiedergegeben worden seien, daß er ein guter französischer Patriot sei und dies oft genug bewiesen habe u. s. w. Ein eigentliches Dementi brachte er jedoch nicht zuwege und so darf man annehmen, daß seine Aeußerungen der Hauptsache nach doch wol richtig wiedergegeben worden seien. Das ist umso wahrscheinlicher, als solche Ideen der Losreißung von Frank-

reich und Vereinigung mit Catalonien nicht blos ab und zu in der Provence, ſondern auch — und zwar viel häufiger — in den Nordoſtprovinzen Spaniens angetroffen werden.

Derartige im erſten Augenblick bis zur Lächerlichkeit unſinnig ſcheinende Wünſche wären übrigens blos der extremſte Ausdruck jener tiefen Gegenſätze, die noch heute trotz mehrhundertjährigen innigſten Beiſammenlebens unter der Herrſchaft derſelben Staatsordnung und Geſetze zwiſchen dem Norden und Süden Frankreichs beſtehen. So verſchieden iſt nicht der Schwabe vom Pommer, nicht der Sizilianer vom Piemonteſen, kaum der Deutſche vom Franzoſen, wie der Provençale vom Normannen. Der Unterſchied zwiſchen Beiden tritt in den wichtigſten wie in den nebenſächlichſten Dingen zu Tage: in der körperlichen Erſcheinung, in der geiſtigen Phyſiognomie, im Charakter, in den Neigungen und Gewohnheiten, ja ſelbſt in der Lebensweiſe, der Nahrung ꝛc. Der Südfranzoſe iſt klein, mager, ganz aus Knochen und Sehnen beſtehend, dunkelhaarig, ſchwarzäugig, meiſt von mattem, gelblichem oder olivenfarbenem Teint, der Nordfranzoſe im Gegentheil groß, breit, derb, mit ſtarker Neigung zur Korpulenz, häufig blond und lichtäugig und von hellerer Hautfarbe. Der Südfranzoſe iſt überaus beweglich, flink, gewandt, im höchſten Maße nervös und beſtändig aufgeregt, der Nordfranzoſe etwas ſchwerfälliger, etwas langſamer und unvergleichlich ruhiger. Der Südfranzoſe trinkt Wein, der Nordfranzoſe Bier, Cider, Branntwein: jener liebt als echter Südländer die klaſſiſchen Würzen der Mittelmeervölker: Knoblauch und Zwiebel, dieſer verſchmäht jeden hohen Geruch und Geſchmack in ſeiner Küche. Der Südfranzoſe iſt ein

Freund greller und lebhafter Farben und neigt in seiner Tracht zur Extravaganz, der Nordfranzose zieht diskrete, gebrochene Töne vor und sucht im Unauffälligen, Harmonischen, Korrekten das Wesen der Eleganz.

Diesen äußerlichen Eigenschaften entsprechen solche des Geistes und Charakters. Der Südfranzose spricht fortwährend und sehr rasch; er ist entzückt, sich reden zu hören; er hat eine überaus lebhafte Phantasie, welche ihn zu Uebertreibungen, ja zur Unwahrheit verleitet; er prahlt, schneidet für sich und Andere auf, lügt in der naivsten und kolossalsten Weise, ohne jede böse Absicht, fast gegen den eigenen Willen, mitgerissen von dem Schwunge seiner Einbildung, in welcher sich die Dinge der Außenwelt ungeheuerlich vergrößert und verzerrt abspiegeln, verleitet von seinem Ueberredungseifer und dem Wunsche, auf die Hörer Eindruck zu machen, welcher ihn veranlaßt, Alles, was er sagt, in der stärksten, effektvollsten Form, natürlich auch mit brillanten Ausschmückungen und Hinzudichtung besonders wirksamer Details, zu sagen. Dieses Aufschneiden und Uebertreiben liegt so sehr in seinem Wesen, daß es seiner Kontrole und seinem Urtheile entgeht und er der erste ist, an seine Münchhausiaden zu glauben. Sehr bezeichnend für diese Eigenthümlichkeit ist eine Anekdote, die ich unter den Tausenden auswähle, welche die Nordfranzosen zur Charakteristik ihrer südlichen Landsleute erfunden haben. Ein Pariser trifft in Marseille einen Eingeborenen, seinen Bekannten, und fragt ihn mit spöttischem Lächeln: „Was gibt's Neues? Ihr habt ja immer etwas Außerordentliches — ist heute nichts Wunderbares vorgefallen?“ „Doch“, antwortet der Marseillaise schlagfertig, „am Hafeneingang hat

sich eine ungeheure — Sardine gezeigt, die so groß ist, daß sie die Einfahrt verlegt, so daß ein Schiff, welches heute früh einlaufen wollte, gezwungen war, vor dem Hafen vor Anker zu gehen". Der Pariser lacht, der Marseillaise lacht ebenfalls, beide schütteln einander die Hände und gehen auseinander. Unser Marseillaise hat irgendwo in der Rue de la République zu thun und bleibt da etwa eine halbe Stunde. Nach dieser Zeit schlendert er gemächlich zur Cannebière hinab, um in ein Café zu gehen, als plötzlich ein Freund in großer Hast und Aufregung an ihm vorüberstürmt. Er hält ihn gleich an und fragt äußerst neugierig: „Wohin so eilig? Was ist denn los?" Der andere antwortet mit fliegender Hast, indem er seinen Lauf fortsetzt: „Weißt Du die große Neuigkeit nicht? Heute früh hat sich am Hafeneingang eine ungeheure Sardine gezeigt, die so groß ist, daß sie die Einfahrt verlegt, so daß ein Schiff, welches eben einlaufen wollte, gezwungen war, vor dem Hafen vor Anker zu gehen. Ich eile nun, mir das Wunder anzuschauen." Da bleibt unser Freund einen Augenblick lang nachdenklich stehen, dann sagt er zu sich selbst: „Ich muß doch auch hingehen nachzusehen. Wie wenn es denn doch wahr wäre?!"

Der Nordfranzose ist von Alledem das Gegentheil. Er ist nüchtern, kühl, voll Selbstbeherrschung, vorsichtig darauf bedacht, in seinen Behauptungen sich nicht zu weit zu versteigen, und von bemerkenswerther Wahrhaftigkeit. Er ist ein Feind jeder Uebertreibung und liebt die mathematische Genauigkeit. In seinem Geiste ist das Urtheil die ausgebildetste, die Phantasie die verkümmerteste Fakultät. Er sieht die Dinge wie sie sind, bewahrt von ihnen ein scharfes, in

allen Proportionen richtiges Bild und schildert sie wie er sie gesehen hat. Derselbe Vorfall, von einem Normannen und einem Provençalen beobachtet und von beiden geschildert, wird im Munde des einen zu einem amtlichen Protokoll, im Munde des andern zu einem Märchen aus Tausend und Einer Nacht! Der Nordfranzose spricht epigrammatisch, der Südfranzose metaphorisch. Gemeinsam ist Beiden blos der Hang zur Verspottung, der aber beim Nordfranzosen nur in feiner Ironie, beim Südfranzosen dagegen in derber Anzüglichkeit Befriedigung sucht.

Der Südfranzose ist leicht zugänglich, entgegenkommend, überschwänglich; es ist sehr leicht, auf ihn einen Eindruck zu machen, aber allerdings ist dieser Eindruck weder tief noch nachhaltig; seine Freundschaft besteht in endlosen Betheuerungen und erdrückenden Umarmungen; er ist impulsiv und ungestüm in seinen Handlungen und voll Wankelmuth und Inkonsequenz, weil er das, was er thut, erst klar beurtheilt, wenn es bereits halbgethan ist. Der Nordfranzose verbirgt dagegen unter sehr leutseligen Formen eine vorsichtig-mißtrauische Zurückhaltung, die man erst bei längerem Verkehr entdeckt; er gibt sich niemals ganz und bewahrt stets einen Winkel der Seele für sich, den er weder mit den Blutsverwandten, noch mit der Gattin, noch mit den intimsten Freunden theilt. Er prüft sorgsam und erwägt lange, ehe er etwas unternimmt, hat aber dann eine Zähigkeit und Ausdauer im Bethätigen seines Willens, in der er selbst vom Engländer nicht übertroffen wird. Es ist auf ihn trotz seiner mit glatter Freundlichkeit einhergehenden kühlen Reserve viel mehr Verlaß als

auf den überſtrömenden, händedrückenden, augenwiſchenden und Alles verſprechenden Südfranzoſen.

Wenn über den franzöſiſchen Charakter von Ausländern ſo viele ſchiefe Urtheile gefällt werden, ſo liegt dies hauptſächlich daran, daß der Fremde die verſchiedenen Typen innerhalb der Nation nicht gehörig auseinanderzuhalten weiß und ſie mit einander verwechſelt und identifizirt. In Frankreich ſelbſt macht man aber die nothwendigen Unterſcheidungen und begeht niemals den Fehler, alle Franzoſen in einen Topf zu werfen. Die Kontraſte zwiſchen Nord- und Südfranzoſen ſind ſo ſcharf zugeſpitzt, daß aus ihnen eine lebhafte gegenſeitige Abneigung der beiden hervorgeht. Der Nordfranzoſe verabſcheut und verſpottet den Accent, das laute Sprechen, die heftige Geſtikulation des Südfranzoſen; er hält ihn für einen Komödianten, nennt ihn Poſeur und „Hableur", Plaudertaſche, und wirft ihm Unbeſtändigkeit vor: „Gascon" iſt in ſeinem Munde ein Schimpfwort, welches einen Lügner und Großthuer bedeutet. Der Südfranzoſe vergilt dieſe harte Beurtheilung und dieſe Antipathie mit gleicher Münze: ihm iſt der Nordfranzoſe ein Egoiſt, ein gewinnſüchtiger Geldmenſch, ein trockener Pedant; er nennt ihn zweideutig und hinterhältig und behauptet, man könne aus ihm nie ein gerades, entſchiedenes, unverklauſulirtes „Ja" oder „Nein" herausbringen; und wenn er ihm nichts Böſeres anzuhängen weiß, ſo ſagt er ihm nach, er ſei ein Einfaltspinſel und ein Provençale könne drei Nordfranzoſen in den Sack ſoppen.

Dieſe Gegenſätze, dieſe Abneigung zwiſchen den beiden Hauptgruppen der Nation haben übrigens nichts Ueberraſchendes, ſondern finden eine vollkommen ausreichende

Erklärung in ethnographischen und historischen Gründen. Die heutige, äußerlich so einheitlich erscheinende französische Nation ist in Wirklichkeit ein sehr kompliziertes Völkergewebe, in welchem das gallische Element für das ganze Land die Kette, dagegen in den verschiedenen Theilen des Landes sehr verschiedene Völkerstämme den Einschlag bilden. Im Süden herrscht die römische, im Norden die germanische Blutbeimischung bedeutend vor und so wiederholt sich in Frankreich, etwas gemildert und ausgeglichen allerdings, der große Gegensatz zwischen romanischem und germanischem Volksthum, der in den letzten anderthalb Jahrtausenden die Haupttriebkraft der europäischen Geschichte gebildet hat.

Das alte Gallien war die zivilisirteste und blühendste Provinz des römischen Reiches und in allen Dingen eine Fortsetzung Italiens; es war zugleich der loyalste Bestandtheil des unermeßlichen Staates und fiel ihm am spätesten ab; Gallien suchte noch dem Reiche treu zu sein, als das Reich nicht mehr existirte: dieses Glied fuhr einige Jahre lang fort, mechanisch seine früheren organischen Dienste zu leisten, als das Haupt bereits abgeschlagen war. In Gallien blühten römische und griechische Kunst und Literatur; gallische Redner waren im Forum Roms selbst berühmt und die Rhetoren, diese Feuilletonisten des Alterthums, die ihre leichten Aufsätze nicht in Zeitungen veröffentlichten, sondern einem Eintrittsgeld zahlenden Publikum vortrugen, hatten nirgends ein dankbareres Publikum und machten nirgends ergiebigere Rundreisen als in Gallien. Und mitten in diese hohe Zivilisation brach der germanische Einfall barbarisch verwüstend herein; das übermüthige Eroberervolk setzte seinen schweren Fuß achtlos auf

die römische Kultur und zermalmte sie, wohin es trat; seine ungezügelte Wildheit und kriegerische Tüchtigkeit erfüllte die Gallier mit Furcht, seine brutale Geringschätzung aller Geistesbildung mit Abscheu und Verachtung. Die Gallier brachten den Westgothen, Burgundern und Franken dieselben Empfindungen entgegen wie die Italer den Vandalen und Longobarden oder die Byzantiner den Osmanen.

Die germanischen Eroberer blieben nur in den nördlichen und östlichen Theilen Galliens, in der Ile de France, in Burgund, im Dauphiné, in dichten Massen beisammen; nur dort bildeten sie einen wesentlichen Theil der Bevölkerung; in den Süden, in die Provence und das Languedoc, drangen sie dagegen nur partienweise vor und dort saßen sie wie später die Normannen in England blos als Lehnsherren über dem Volke, während dieses selbst nahezu unvermischt gallisch blieb. Selbst die Aristokratie Südfrankreichs war nicht ausschließlich germanisch, da ein Theil der von den überrheinischen Eroberern vorgefundenen gallischen Primaten, adelsstolze Patrizierfamilien, die in vielen Fällen den römischen senatorialen Rang besaßen, seine Stellung und Vorrechte auch unter dem neuen Regime bewahren konnte, freilich um den Preis einer schmerzlichen Verrohung und Annahme der rauhen Barbarensitten der germanischen Standesgenossen.

Bald genug beugten die Eroberer das Haupt unter den sanften Zwang der höheren Bildung und suchten sich die Kultur der Unterworfenen anzueignen. Sie legten ihre Sprache ab und radebrechten Römisch mit ihrem germanischen Accent, der den Galliern grotesk und odios erscheinen mußte. Als Venantius Fortunatus, der letzte bedeutende Name der

spätrömischen poetischen Literatur, blos ein Jahrhundert nach der fränkischen Invasion die Höfe der Söhne Chlothers I. besuchte, wurde er allenthalben mit übertriebener Zuvorkommenheit aufgenommen, man affektirte Verständniß und Vorliebe für lateinische Poesie, man bemühte sich, selbst lateinische Verse zu machen, und begann sich sogar bereits seines barbarischen Ursprunges zu schämen. Dennoch blieben die Eroberer den Besiegten die Fremden und die Wilden und ihre täppischen Bemühungen, sich die Gesittung der Unterworfenen anzueignen, steigerten nur deren Verachtung für ihre Herren.

Während im Norden römisches Recht und römische Verwaltung verschwanden und statt ihrer das fränkische Gesetz und die germanische Gauverfassung in Kraft traten, hielt der Süden auch nach der Eroberung an seinen alten Institutionen fest. Die Städte bewahrten ihre munizipalen Einrichtungen, die später auch im Norden nachgeahmt wurden und schließlich zur Vernichtung der Feudalität und zur Begründung des monarchischen Despotismus führten, ihr Steuerwesen war nach den römischen Satzungen geordnet, das römische Recht fuhr fort, ihre Zivil- und Kriminalangelegenheiten zu regieren, sie fühlten sich als die Erben der alten Kultur, berufen, diese gegen die sie umgebenden Barbaren zu vertheidigen, was sie denn auch oft genug — man denke nur an die zahlreichen aquitanischen Städteaufstände im sechsten und siebenten Jahrhundert — mit den Waffen in der Hand thaten.

Also schon im frühesten Beginn der französischen Monarchie kam dem Süden vom Norden die Eroberung und die Barbarei und der Bewohner des Landes südlich der Loire empfand für

den Nachbar jenſeits dieſes Fluſſes Haß und Verachtung. Im ſpätern Mittelalter war der Süden dem Norden an Kultur unvergleichlich überlegen. Die germaniſche Feudalität, von Anfang ſchon ſehr ſchwach, war zu Ende des elften Jahrhunderts faſt bis auf die letzten Spuren überwunden; die Freiſtädte gediehen herrlich und waren Herde der Gelehrſamkeit, des Handels und Kunſtfleißes; die Sprache Südfrankreichs war hochentwickelt und ſchien die Erbin der römiſchen Weltſprache werden zu ſollen, wie ſie ihre ſchönſte und wolgebildetſte Tochter war. Selbſt in Italien zogen die Gebildeten und Vornehmen ſie der einheimiſchen neolateiniſchen Vulgärſprache vor: an allen Höfen und in allen Burgen wurde ſie gepflegt, wer auf Bildung und Lebensart Anſpruch erhob, mußte ſie verſtehen; ſie war weiter und tiefer verbreitet als heute die franzöſiſche Sprache: Alfonſo II. von Aragonien, Richard Löwenherz von England, der römiſche Kaiſer und deutſche König Friedrich Barbaroſſa dichteten in ihr und Dante war ihrer ſo vollkommen mächtig, daß er neben ſeinen italieniſchen Verſen auch viele provençaliſche ſchrieb. Als ein anderes Zeichen der hohen Kultur des Südens ſei die religiöſe Duldung und das erſte Aufdämmern des Freidenkens angeführt. Die Juden waren zahlreich, wolbegütert und geehrt; die Univerſität von Montpellier unterhielt freundlichſte Beziehungen zu den mauriſchen Schulen von Córdoba und Toledo; wenn die Kreuzzüge dort begeiſterte Theilnahme fanden, ſo iſt dies vielleicht weniger dem chriſtlichen Fanatismus als dem romantiſchen Hang zu fernen Reiſen und Abenteuern zuzuſchreiben; im Volke ſchien die Erinnerung an das klaſſiſche Heidenthum aufzuwachen; es wandte ſich von

der überall sonst herrschenden mittelalterlichen Askese ab und huldigte einer heitern Weltanschauung, welche die finstere Fleischabtödtung verwarf und sinnlichen Lebensgenuß als schönsten Daseinszweck proklamirte; es wurde rationalistisch, indem es die alten arianischen Lehren schwach umgemodelt wiederbelebte, und erhob sich sogar zu einem an Atheismus grenzenden Pantheismus, indem es die kühnen Ideen des Averroes gierig aufnahm. Während die Literatur des Langue d'oïl die ehernen „Chansons de Geste" hervorbrachte, urgermanische Konzeptionen in romanischer Sprache, durchweht vom Hauche der Skaldenpoesie, Ausgeburten einer kriegerischen Phantasie, die nur in Blutthaten schwelgt, am liebsten auf Schlachtfeldern zwischen Todten und Sterbenden weilt, keine höhere Tugend kennt als Tapferkeit und Treue gegen den Herrn und keinen herrlicheren Genuß, als einem Feinde mit dem Schwerte die Brust aufzureißen, hatte die Literatur des Langue d'oc blos die Liebe zum Inhalt; alle die zahllosen Aubaden und Serenaden, Pastourellen und Tensons, Chansons und Ritournellen drehten sich ewig um denselben Gegenstand: um Minnewerbung und Frauengunst; die süßlich-schwärmerische, würdelos speichelleckende, verhimmelnde Anbetung des Weibes, diese charakteristischeste Schwäche der romanischen Volksseele, die in der Religion den Marienkult, in der Kunst die Madonnen Raphaels, in der Literatur die Rime Petrarcas und das Paradies Dantes, in der Kultur den mittelalterlichen Frauendienst und die moderne gesellschaftliche Herrschaft des Weibes in den romanischen Ländern erzeugt hat und in der ich nichts Anderes sehen kann als eine ungezügelte fleischliche Begehrlichkeit, die sich ein mystisch-poetisches Mäntelchen

umhängt, damit ſie ſich mit einer Art Anſtand in einer Weltordnung ſehen laſſen könne, deren Sittlichkeitsbegriffe von der chriſtlichen Lehre der Fleiſchabtödtung und Sündhaftigkeit alles Genießens abgeleitet ſind, — die hündiſche Anbetung des Weibes, ſage ich, war der einzige Gedanke, der den Hörern aus der Leier der Troubadours entgegentönte, und wenn ab und zu eine „Sirvente“ kriegeriſche Klänge anſchlug, ſo erinnerte dies nur daran, daß ihre adeligen Sänger einige Tropfen germaniſchen Blutes in ihren Adern hatten.

Das war der Kulturzuſtand Südfrankreichs, als plötzlich unter einem religiöſen Vorwand der Norden im ſcheußlichen Albigenſerkriege über es herfiel, es mit Feuer und Schwert verwüſtete, ſeine Bewohner zu Hunderttauſenden ſchlachtete, ſeine blühenden Städte dem Erdboden gleichmachte und ſeine Kultur aufs Neue mit eiſerner Ferſe ausſtampfte. Mit dem Wolſtand und dem Frieden, mit den Städten und ihren berühmten Schulen ging dem Süden auch ſeine Bildung verloren; ſeine Literatur verödete, ſeine Sprache wurde im Ausland von der Langue d'oïl verdrängt und mußte ſelbſt im eigenen Lande in allen höhern Verwendungen, in der Juſtiz, in der Schule, in der Verwaltung, dieſem verhaßten Idiom Platz machen, ſo daß ſie zuletzt zu einem platten Dialekt von Bauern und Dienſtmägden herabſank, aus welcher Erniedrigung die Felibres ſie gegenwärtig wieder zu ihrem alten Glanze erheben möchten.

Zweimal binnen acht Jahrhunderten war alſo Südfrankreich von Nordfrankreich mörderiſch überfallen, erobert, verwüſtet, ſeiner Ziviliſation und zuletzt ſogar ſeiner Literatur

und Sprache beraubt worden und von der zweiten Invasion hat es sich nie wieder erholt, so daß es im heutigen Frankreich die untergeordnetere Rolle spielt, obwol es noch immer mit erbitterter Hartnäckigkeit an der Vorstellung festhält, daß es das eigentliche Kulturelement in der Nation bilde und die heutige französische Zivilisation ausschließlich sein Werk sei. Die Erinnerung an diese zweimalige Invasion, lebhaft und brennend im Geiste der Gebildeten, glimmt noch allenthalben in der provençalischen Volksseele und hält eine instinktive, nur selten ihrer Gründe sich bewußte Abneigung gegen die Nordfranzosen rege, die häufig zu politischen Gegensätzen führte. Als der Norden in der großen Revolution die royalistische Contrerevolution unternahm, stellte der Süden die rötheſten Republikaner und wüthendsten Vendéebekämpfer, als nach den hundert Tagen der Norden bonapartistisch war, erklärte sich der Süden fanatisch für die royalistische Sache und zerriß napoleonische Marschälle in den Straßen seiner Städte. Die strenge Zentralisation hat zu verhüten vermocht, daß diese Abneigung des Südens gegen den Norden, in der der alte Haß des Galloromanen gegen den germanischen Barbaren fortlebt, zu einer die Staatseinheit gefährdenden Stärke anwachse; allein der Antagonismus bleibt unter der uniformen Decke der zentralistischen Einrichtungen sichtbar und bildet einen schlummernden, aber nicht erloschenen Vulkan unter den Fundamenten des französischen Staatsbaus. Wenn zwei geschmiedete Eisenstücke zu einem einzigen Werkstücke zusammengeschweißt werden, so pflegt sich dieses später unter der Einwirkung einer besonders heftigen Gewalt an der [illegible] zu spalten, wo die ursprünglichen Bestandtheile sich [illegible]

ander vereinigen. Die heutige Einheit Frankreichs iſt für alle gewöhnlichen und ſelbſt für viele außerordentliche Vorkommniſſe eines ziviliſirten Staatslebens feſt und widerſtandskräftig genug; ob aber in äußerſten Kataſtrophen, vor denen das Schickſal Frankreich bewahren möge, die Zuſammenſchweißung zwiſchen dem Norden und Süden nicht brechen würde, wer vermöchte das mit Zuverſicht zu ſagen!

Marſeille.

Das Meer! Das Meer! Meine Bruſt wurde weiter und mein Herz pochte raſcher, als ich nach langer Zeit wieder einmal an der Küſte ſtand und die Brandung zu meinen Füßen donnern hörte und hinausſah auf die unendliche blaue Fläche, die nur durch wenige kleine, blendend weiße Kalkinſeln unterbrochen wird. Da hatte ich wieder das große Waſſer und die ſchwellenden, langen Wogen und die ſilbernen Schaumkämme und heran- und hinweggleitenden Schiffe; da hatte ich wieder Maſten und Segel und Dampferrauchfänge und Matroſengeſang und den feuchten, friſchen, ſalzigen Athem der See, der wie ein elektriſcher Strom alle Nerven durchrieſelt und wie ein Verjüngungsbad dem erſchlafften Körper Spannung und Kraft wiedergibt. Seit ich, von England kommend, bei Dieppe die franzöſiſche Küſte betreten, hatte ich die See nicht mehr geſehen und die Sehnſucht nach ihr begann ſchon in meine Träume hineinzuſpielen.

Damals, als ich von ihr Abſchied nahm, machte ſie mir ein grämliches Geſicht; es war Ende October, die Wäſſer des Kanals waren trüb, bleiern, von Stürmen aufgewühlt und die ſechsſtündige Ueberfahrt von Newhaven nach Dieppe ein Martyrium und kein Genuß. Wie anders das Wiederſehen! Da war es Frühling und die Bläue der See wetteiferte mit der Bläue des azurenen Himmels und ſie lächelte ſo zauberiſch, ſo lockend, wie wenn ſie nichts Anderes könnte als lächeln und murmeln und lullen!

Vielleicht war es die Freude, welche ich beim erſehnten Anblick des Meers empfand, die mich Marſeille ſo ſchön finden ließ, aber dieſe Stadt machte auf mich einen überaus günſtigen Eindruck. Sie iſt anmuthig in ihrer Erſcheinung und intereſſant in ihrem öffentlichen Leben. Marſeille iſt jedenfalls die kosmopolitiſcheſte Stadt Frankreichs, ſelbſt Paris nicht ausgenommen. In ihrem Hafen wehen die Flaggen aller Nationen, in ihren Straßen tönen alle Sprachen, die um das Mittelmeerbecken, dieſen Hexenkeſſel verrückt durch einander geworfener Völkerſchaften, geſprochen werden und Firmentafeln mit griechiſchen, armeniſchen, türkiſchen, arabiſchen, hebräiſchen, ruſſiſchen und chineſiſchen Inſchriften ziehen auf Schritt und Tritt unſern Blick auf ſich. Neben dem lichten Teint des Nordländers dunkelt das Schwarz eines Vollblutnegers und oft genug ſieht man Chineſen in ihren weiten blauen Kattunjacken und mit den orthodoxeſten Zöpfen gruppenweiſe durch die Straßen wandeln, ohne daß ſie ſonderliche Aufmerkſamkeit erregen würden. Unter den 300,000 Einwohnern, die Marſeille zählt, ſind nahezu 80,000 Italiener; die ſpaniſche Kolonie iſt ebenfalls mehrere tauſend Seelen

ſtark; ſie nährt ſich mit bemerkenswerther Verleugnung ihres ſprichwörtlichen Nationalſtolzes zum großen Theil von den unritterlichen Gewerben des Hundeſcheerens und Stiefelwichſens und eine zahlreiche griechiſche Kolonie kämpft mit ihr um das Monopol in dieſen Induſtrien. Man wird ſich vielleicht wundern, daß dieſe Gewerbe, die bei uns nur ſchwach kultivirt ſind und größtentheils zur Hausinduſtrie gehören, hier ſo viele Münder zu ernähren vermögen, allein man muß wiſſen, daß die Hundeſchur ſich hier — wie in Spanien und Italien — nicht blos auf die langhaarigen Sorten wie Pudel u. ſ. w. beſchränkt, ſondern auf alle bellenden Vierfüßler erſtreckt und daß man fortwährend dem erſtaunlichen Anblick eines auf dem Rücken ganz kahl geſchorenen Bulldogs oder Dachshunds begegnet. Und was das Stiefelwichſen anbelangt, ſo iſt daſſelbe als häusliche Thätigkeit hier völlig unbekannt. Dagegen gibt es in den Hauptſtraßen Hunderte und Hunderte eleganter Läden, in denen die Schuhe für zehn Centimes gereinigt und für 25 ſogar lackirt werden. Ich glaube, die freie Kunſt des Stiefelwichſens hat hier die höchſte Entwickelung erreicht, deren ſie überhaupt fähig iſt. Man denke ſich einen eleganten Salon mit großen Spiegeln und Oelgemälden; darin eine Reihe hoher thronartiger Fauteuils, mit rothem Sammt tapezirt; der Klient läßt ſich auf einem ſolchen Thron nieder, ſtellt jeden Fuß auf ein beſonderes, ſchön ſtyliſirtes ſtählernes Poſtament, zwei uniformirte Männer bemächtigen ſich der Extremitäten und bearbeiten ſie gleichzeitig und während ſie flink mit ihren Bürſten werken, reinigt und glättet ein dritter Mann den Hut, das Objekt all dieſer Aufmerkſamkeiten aber lieſt gemächlich eins der zahlreichen Journale,

die im Laden aufliegen. Iſt nicht zwiſchen den zerlumpten Shoeblacks, die mit ihren plumpen hölzernen Kaſten mitten in den kothigen Straßen Londons herumlungern, und dieſen eleganten Tempeln der Schuhreinigung ein ebenſo großer Abſtand wie zwiſchen der wandelnden Garküche des Jahrmarkts und den Salons der Maison dorée?

Noch eine andere Erſcheinung hat mich in Marſeille ungemein überraſcht. Ebenſo zahlreich wie die Stiefelwichsläden, ja noch häufiger als dieſe, ſind öffentliche Anſtandsorte, ebenfalls großartige Unternehmungen mit eleganteſter Einrichtung und einem ſtarken Dienerperſonale. In den Hauptſtraßen ſind ſie zu Dutzenden zu finden und jeder einzelne der Läden enthält zehn, ja zwanzig Kabinete. Dieſe Häufigkeit, wie ſie ſonſt nur in Kurorten mit laxativer Tendenz, wie Marienbad oder Kiſſingen, vorkommt, verbunden mit dem geringen Preis, der für alle die Herrlichkeit blos 5 Centimes, 4 Pfennige, beträgt, brachte mich anfänglich auf die Vermuthung, daß vielleicht eine beſondere Eigenſchaft des ſtädtiſchen Trinkwaſſers dieſen Inſtituten maſſenhaften Zuſpruch und finanzielle Proſperität ſichere; allein als ich mich beſſer in der Stadt umgeſehen hatte, fand ich eine andere, die richtige Erklärung dieſer Lokalerſcheinung. Wer Paris nicht blos vom Grand Hotel her kennt, weiß, daß es dort in allen ältern Häuſern, ſelbſt in großen Miethkaſernen mit ſechs Stockwerken, nur eine einzige Kloake im oberſten Geſchoß gibt, deren Greuel zu beſchreiben mir erlaſſen ſei; nun denn, in Marſeille iſt dieſes ſchöne Prinzip logiſch weiterentwickelt und bis zur Vollendung geführt worden: hier iſt der Anſtands-

ort einfach abgeſchafft; von zwanzig Privathäuſern beſitzt günſtigſtenfalls nur eines einen ſolchen und wo keiner vorhanden iſt, da bleibt es der Findigkeit der Einwohner überlaſſen, ſich mit ihren natürlichen Bedürfniſſen in der einen oder andern Weiſe abzufinden. Die anſtändigen Leute bedienen ſich natürlich der Vortheile, die ihnen privater Unternehmungsgeiſt bietet, und opfern willig täglich die 5 Centimes, mit denen ſich die gaſtfreundlichen Gegenſätze der Reſtaurants begnügen; allein wer dieſen einſchichtigen Sou nicht geben kann oder will, der iſt darum auch nicht in Verlegenheit, wie ein entſetzter Blick in die Nebengaſſen und namentlich auf die Umgebung des alten Hafens ſofort erkennen läßt.

Dieſer unglaublich weitgehende Cynismus iſt einer der Züge, die Marſeille eine weſentlich orientaliſche Phyſiognomie verleihen. Die grellfarbig geſtreiften Zeltdächer über den Straßenläden, die engen, gewundenen, auf und niederſteigenden Straßen in der alten Stadt, die hohen, ſchmalen Häuſer, aus deren Fenſtern bunte Lumpen und Lappen heraushängen, die Geldwechsler auf den Straßen mit den Haufen verſchiedenartiger Scheidemünze vor ſich, die Fiſch- und Muſchelhändler, die mit gellendem Geſchrei umherrennen, in der einen Hand den Korb mit der unappetitlichen Waare, in der andern eine Hebelwage von archaiſtiſcher Konſtruktion, die ſonngebräunten Mädchen mit den Körben voll Orangen, Datteln, Roſinen und Feigen auf dem Kopfe und einer nie verſtummenden lärmenden Anpreiſung ihrer ſüßen Waare auf den Lippen, die öffentlichen Schreiber, die in hölzernen Buden an den

Straßenecken ihre Kunden erwarten und mit ihrer literariſchen Beſchäftigung einen Kerzen-, Tinten- und Zündhölzchenhandel verbinden, alle dieſe Erſcheinungen erinnern mehr an Kairo oder Smyrna als an eine franzöſiſche Stadt erſten Ranges.

Was aber hauptſächlich an die Nähe des Orients mahnt, das iſt das hochausgebildete Lazzaronithum, in welchem Marſeille mit Neapel konkurriren kann. Es ſcheint, daß ein volles Drittel der hieſigen Bevölkerung von Müßiggang lebt, der durch accidentelle Mahlzeiten ſelten und kurz unterbrochen wird. Alle Cafés, Bierhäuſer und Abſinthlokale ſind ſtets überfüllt; wo irgend ein Platz zum Sitzen oder Liegen vorhanden iſt, da läßt ſich ſofort eine Gruppe Nichtsthuer nieder: die häufigen Steinbänke auf den Boulevards, die Stufen vor den Häuſern, die breiten Steinplatten der Quais und Molos, die Boote, Fäſſer und Waarenhaufen im Hafen, alle ſind beſiedelt, ſo lange die Sonne ſcheint, und wenn es Abend wird, machen ſich alle die ſonnverbrannten Lungerer auf die Beine und ſchwärmen, Weibsvolk, Männer, Kinder und Hunde durcheinander, mit Geſchrei und Geſang und Gelächter gleich einem aufgeſcheuchten Volke Bienen bis tief in die Nacht hinein in den Straßen herum. Es dauerte mehrere Tage, bis ich mich daran gewöhnte, in dieſen maulaufſperrenden, ſchwatzenden und geſtikulirenden Menſchenhaufen, die an manchen Stellen faſt den Verkehr unterbrechen, nicht einen Auflauf, ſondern einen gewöhnlichen Zug der Marſeiller Straßenphyſiognomie zu erblicken.

Um Marſeille ſchön zu finden, muß man nicht in die alten Quartiere gehen. Dieſe ſcheinen ſich noch heute in

demſelben Zuſtande zu befinden, wie die erſten Gründer der Stadt, unternehmende Phoker, ſie 600 Jahre vor Chriſtus errichtet haben. Sieht man dieſen Urweltſchmutz, dieſe geſchwärzten Häuſer von prähiſtoriſcher Bauart, die abenteuerliche Tracht der Bewohner und den unnennbar bunten Kram in den dunkeln Kaufläden, ſo erwartet man, in irgend einer dieſer verworrenen Zickzackſtraßen einem phöniziſchen Glaſer, karthagiſchen Leinwandhändler oder großgriechiſchen Töpfer zu begegnen, und iſt ganz erſtaunt, einen modern uniformirten Schutzmann zu treffen oder mit einem Menſchen zuſammenzuſtoßen, der auf dem Einmann-Trottoir in die Lektüre des „Petit Marſeillais“ vertieft einherſchlendert.

Ganz anders präſentiren ſich die modernen Quartiere. Die Hauptſtraße, die den wunderlichen Namen „Cannebière“ führt, rechne ich zu den Sehenswürdigkeiten Frankreichs; die Boulevards, hier zum Theil „Courſe“ (italieniſch Corſo) genannt, ſind breit, leidlich rein, mit prächtigen Platanen und Linden bepflanzt; auch in den Nebenſtraßen finden ſich elegante Kaufläden und geſchmackvoll arrangirte Schaufenſter und in dieſem Theile der Stadt ſcheint nur das Pflaſter des Bürgerſteigs antike Traditionen bewahrt zu haben. Es beſteht nämlich aus Ziegeln, die auf die Kante geſtellt und zu einer Zickzackfigur aneinander gefügt ſind, eine Pflaſterungsmethode, der wir in den Häuſern jener minder wolhabenden antiken Griechen und Römer begegnen, die ſich nicht den Luxus eines Moſaikeſtrichs geſtatten konnten.

Die Umgebung von Marſeille iſt reich an ſchönen Punkten. Meilenlange ſchattige Alleen hundertjähriger Bäume ſtrahlen

nach allen Richtungen ins offene Land hinaus; elegante Villen und Gärten sind anmuthig umhergestreut und da und dort erheben sich hohe, wilde Felsengruppen, die einen romantischen Zug in dieses freundliche Landschaftsbild bringen. Auf einem der höchsten dieser Felsen steht die Kirche Notre Dame de la Garde, die in der ganzen Provence und auch bei dem italienischen und spanischen Schiffsvolk, das mit Marseille verkehrt, einer hohen Verehrung genießt. Aehnlich der heiligen Jungfrau de la Fourvière in Lyon ist die ganz vergoldete Marienstatue auf die Thurmspitze der Kirche gestellt und bildet den ersten Punkt, dessen der Schiffer auf hoher See bei seiner Annäherung ans Land ansichtig wird. Den Stolz Marseilles bildet mit Recht der Prado, eine sechs Kilometer lange, leider schattenlose Promenade an der Meeresküste, die namentlich in der Abendkühle einen prächtigen Spaziergang mit der Aussicht auf die offene See, die aus- und einfahrenden Schiffe, den Leuchtthurm und die kleinen Inseln, die sich im Angesicht des Hafens über den Meeresspiegel erheben, gewährt.

Eine dieser Inseln hat einen Ruf, der über die Grenzen Europas hinausgeht, und der Fremde, der nach Marseille kommt, würde es für eine schwere Sünde halten, sie nicht zu besuchen. Es ist die Insel, auf welcher das Château d'If erbaut ist.

In diesem einsamen, sonndurchglühten, trostlosen Gebäude war Philipp Egalité vor seiner Hinrichtung gefangen: hier hielt das Revolutionstribunal von Marseille seine durch Blutthaten berühmten Sitzungen, hier waren nach dem 1851er

Staatsstreiche und der Niederwerfung des 1871er Kommuneaufstandes Hunderte von Unglücklichen zusammengepfercht, die in den dumpfen, finstern Kasematten und bleikammerartig schwülen Zellen ihr Todesurtheil oder ihre Deportation nach Cayenne oder Neukaledonien erwarteten. Doch besser als von diesen historischen Thatsachen wird wol vielen Lesern Schloß If daher bekannt sein, daß Alexander Dumas den Anfang seines Romans „Monte Christo" hieher verlegt hat; wenigstens kümmert sich von den Hunderten Fremder, die jährlich die einsame Klippe besuchen, kaum einer um die geschichtlichen Erinnerungen, die sich an dieses alte Staatsgefängniß knüpfen, während so ziemlich Alle nach dem Loche, das der Graf Monte Christo in die Wölbung seines Gefängnisses gegraben, nach der Sonnenuhr, die er sich an der Mauer konstruirt hat, nach dem Felsen, von dem er, in einen Sack genäht, ins Meer geworfen wurde, fragen und ein sehr gläubiges und andächtiges Gesicht machen, wenn ihnen der schlaue Wächter alle die verlangten Merkwürdigkeiten zeigt. Der Vorgänger des gegenwärtigen Schließers, ein alter Murrkopf von ausgedientem Unteroffizier, erregte nicht geringen Unwillen bei den Besuchern, wenn er ihnen auf die dringenden Fragen nach den Monte Christo-Kuriositäten barsch erwiderte, von all diesem Schnickschnack wisse man hier nichts und in If sei nie ein Gefangener Namens Graf Monte Christo registrirt worden; er verletzte damit die heiligsten Gefühle poetischer Pensionärinen und erschütterte schmerzlich ihren festen Glauben an das gedruckte Wort und die Folge davon war natürlich, daß man beim Abschied die Hand nicht

zu weit öffnete. Der gegenwärtige Concierge, ein junger hübscher Mann mit verschmitzt blinzelnden Schwarzaugen, versteht die Welt besser; er zeigt so viele Monte Christo-Reliquien, als man nur immer will, er verkauft sie sogar und erfindet immer neue Details aus dem Leben des illustren Gefangenen, wobei er sich, wie er mir offen sagte, sehr gut steht. Mundus vult decipi!

Sein Leben ist übrigens kein beneidenswerthes; jetzt, wo im Schlosse kein Gefangener verwahrt wird, ist er mit seiner Frau, zwei Kindern und einem alten Pensionär allein auf der Insel. Jeden dritten Tag kommt ein Regierungsboot aus Marseille und bringt ihm und den Bewohnern der benachbarten Insel, auf welcher sich das Marine-Hospital befindet, Lebensmittel, deren er stets für längere Zeit in Vorrath haben muß, da bei hochgehender See eine Landung auf der Klippe unmöglich ist. Sein Trinkwasser bezieht er aus einer Zisterne und wenn diese in heißen, regenlosen Sommern austrocknet, so ist er auch darin auf das Erscheinen des Provisionsboots angewiesen. Die Oberfläche der Insel ist eine weiße, in der Sonne heißglühende Kalksteinplatte, so kahl und dürr wie eine Schiefertafel. Der Concierge bringt sich zwar in einem Boote vom Festlande Erde herüber und legt sich einen kleinen Garten an, in dem er etwas dürftiges Gemüse zieht, allein ein einziger heftiger Gewitterregen, ein einziger „Mistral", der heiße Sturm, der aus der Sahara herüberweht, schwemmt oder bläst ihm seinen ganzen Garten ins Meer hinaus. Dennoch gibt es Wesen, die freiwillig dies unfreundliche Heim mit der Concierge-Familie theilen;

es iſt dies ein Schwalbenpaar, das unter dem Dache ihrer Wohnung niſtet; gerade an dem Tage, als ich die Inſel beſuchte, war es zur großen Freude der beiden Kinder aus Afrika eingetroffen und flatterte geſchäftig um die alte Brutſtätte, die Winterſchäden ausbeſſernd und die Sommerreſidenz neu in Stand ſetzend.

Der Sozialismus in Frankreich.

Frankreich hat in Europa den Ruf, Heimat und Hauptſitz des Sozialismus überhaupt und ganz beſonders der extremſten Form desſelben, nämlich des Kommunismus zu ſein, jenes modernen Geſpenſtes, vor dem der Reiche in ſeinem Marmorpalaſte erbleicht und das die Regierungen mit Bannſpruch und Exorzismus zu bekämpfen ſuchen, und in Frankreich ſelbſt bezeichnet man die großen Städte des Südens als Brütepfuhl, wo die kommuniſtiſche Peſt geheckt werde. Thatſache iſt, daß die kommuniſtiſche Bewegung im Jahre 1871 blos in Lyon und Marſeille ein Echo fand, während das ganze übrige Frankreich ſich der neuen Revolution gegenüber feindlich oder gleichgiltig verhielt; Thatſache iſt ferner, daß das Viertel der „Croix rouge“ in Lyon an Radikalismus von jeher mit Belleville und Montmartre gewetteifert hat und daß die Arbeiterkongreſſe

seit Jahren in Lyon oder Marseille stattfinden. Allein die letztern Erscheinungen können nicht auffallen, da die genannten Städte eben wirklich große Arbeiterzentren sind, und was die Theilnahme am Kommuneaufstand betrifft, so ist dieselbe nicht so ohne Weiters als Beweis kommunistischer Gesinnung der Massen in Lyon und Marseille zu betrachten, sondern kann wol auf einen ochlokratischen Instinkt zurückgeführt werden, der in allen großen Volkszentren angetroffen wird und dem jede Umsturzbewegung, fast ohne alle Rücksicht auf deren Tendenz, sympathisch ist. Ich habe mir redliche Mühe gegeben, in Lyon und Marseille die Gesinnungen der Arbeiterklasse kennen zu lernen, und vielleicht gelingt dies dem Arzt, der uneigennützig und liebevoll den kranken Arbeiter, seine Frau, sein Kind, zuerst im öffentlichen Krankenhause und dann in seiner eigenen dürftigen Wohnung, behandelt, leichter als manchem Andern. Freilich hatte auch ich wiederholt das Mißgeschick, für einen Agent provocateur gehalten zu werden und auf meine Fragen und Erkundigungen sehr barsche Abfertigungen zu erhalten, allein in der Regel flößte ich meinen Proletarier-Freunden genügendes Vertrauen ein, um von ihnen rückhaltslose, bemerkenswerth offenherzige Antworten zu bekommen. Nun denn, alle meine Bemühungen führten mich zur Ueberzeugung, daß der französische Arbeiter in den großen Städten des Südens unendlich klüger, diskreter, kühler, praktischer und patriotischer ist als die ehrgeizigen und eigennützigen Berufspolitiker, die ihn regieren.

Frankreich thut seinem Süden und Europa thut Frankreich schweres Unrecht mit der Beschuldigung kommunistischer Neigungen. Wenn der Kommunismus wirklich irgendwo las

knöpfen wie zur Zeit der legitimistischen Verschwörung im Jahre 1873. Proudhon allerdings war ein Mann aus dem Volke, von armer, niedriger Herkunft und ursprünglich Setzer wie Franklin. Allein diejenigen, die 1848 seine Ideen verwirklichten, waren wieder aus der „guten Gesellschaft" und sahen in der „Nationalbank", den „Nationalwerkstätten" ꝛc. nur ein bequemes Regierungsmittel, das ihnen über momentane politische Verlegenheiten hinweghelfen sollte. Bleibt der Kommuneaufstand von 1871, dieses große Argument derjenigen, die Frankreich des Kommunismus zeihen. Von diesem schwarzen Datum ist es besser nicht zu sprechen; denn vor Allem waren die ersten Führer und Anstifter der Bewegung wieder Leute wie Rochefort, Pyat, Courbet, Aristokraten, brillante Schriftsteller, Künstler, Männer der Diamantringe, weißen Wäsche und Champagnaden, und dann war die Bewegung selbst eine eminent politische, keine sozialistische. Das Volk von Paris war überreizt und in seinem geistigen Gleichgewichte gestört von sechs Monaten unerhörter Aufregungen und Entbehrungen; Nationalversammlung und Regierung thaten Alles, um den Verdacht zu rechtfertigen, daß eine Wiederherstellung der Monarchie oder des Kaiserreichs geplant werde, was Paris nicht zu dulden fest entschlossen war. Das sozialistische Moment spielte erst später in den Aufstand hinein. Die unklaren Köpfe, die ihn leiteten, wurden offenbar durch den bloßen Gleichklang der Worte darauf geführt, den Kommunalismus in den Kommunismus hinüberzuleiten, und so ist es nur kraft eines ungeheuerlichen, grotesken Calembours, des kolossalsten und verhängnißvollsten Wortwitzes, den die Weltgeschichte je gemacht hat, daß dieser

politiſche Aufſtand überhaupt einen ſozialiſtiſch-kommuniſtiſchen Anſtrich erhielt. Allein während einige Narren ſich mit pompöſen Uniformen und operettenhaft drolligen Titeln herausputzten, blieb die überwältigend größere Mehrheit der Nation und ſelbſt der Pariſer ruhig und vernünftig. Dieſe Mehrheit arbeitet auch heute kaltblütig in ihren Fabriken, Werkſtätten, Feldern und Weingärten und proteſtirt mit jedem Sou, den ſie klug ſparend beiſeite legt, gegen die Lehre von der Gütergemeinſchaft, mit der ſich jene winzige Minorität im Kaffeehauſe beim Abſinthſchlucken unterhält.

Kommuniſtiſche Tendenzen wären begreiflich in Rußland, wo die Aufhebung der Leibeigenſchaft durch den Kaiſer und gegen den Willen des Adels der Nation bewies, daß der Wille eines einzelnen Mannes kräftiger ſei als das Recht des Beſitzes, wodurch in unkultivirten Geiſtern der feſte Begriff des Eigenthums nothwendig erſchüttert und verwirrt werden mußte; es iſt ein ganz vernünftiges Raiſonnement, ſich zu ſagen: „Ich habe geſtern meinem Grundherrn gehört und bin ihm heute weggenommen worden; heute gehören ihm noch Felder und Wälder, können wir ihm nicht morgen auch dieſe wegnehmen?“ Das wäre umſo logiſcher gefragt und dem Gedankengange des ruſſiſchen Bauers umſo entſprechender, als der Kommunismus in Folge des gemeinſamen Beſitzes der Gemeindegemarkungen und der in vielen ſlaviſchen Stämmen (Kroaten, Slavonier) noch heute beſtehenden „Hausgemeinſchaften“ tief im ſlaviſchen Volksbewußtſein wurzelt und dem ſlaviſchen Geiſte kongenial iſt.

Noch begreiflicher wären kommuniſtiſche Tendenzen in England, wo, wie wir geſehen haben, der ganze Grundbeſitz

des Landes sich in wenigen Händen befindet, während die unendlich überwiegende Masse der Nation aus modernen Nomaden ohne Interesse am Boden besteht. Es gibt da keine Bauern, nur elend bezahlte Taglöhner im Dienste von allerdings meist wolhabenden, aber rechtlosen Pächtern, die jeden Tag vom Gutsherrn weggejagt werden können, auch wenn ihre Familie, stets in schutzloser Geduldetheit, schon seit Jahrhunderten auf derselben Hufe sitzt. Ferner lebt in Großbritannien mehr als ein volles Viertel der Nation, $8\frac{1}{2}$ Millionen Individuen von 32, in Großstädten mit mehr als 100.000 Einwohnern (die Bevölkerung von London nach den neuesten Berechnungen mit 4,200.000 Einwohnern angenommen) und in diesen Großstädten machen die eigentlichen Proletarier, nämlich Taglöhner und Fabrikarbeiter, ein sehr starkes Prozent der Bevölkerung aus. Das alte barbarische Gesetz, welches blos dem Erstgeborenen volles Erbrecht einräumt, wäre auch ein theoretischer Grund zur Unzufriedenheit gerade in den gebildetsten und wolhabendsten Kreisen. Dazu kommt, daß der Reichthum nirgends so unvorsichtig, so herausfordernd, ich darf wol sagen so unverschämt ist wie in England, wo Lord Dupplin im März 1876 das Pferd „Tetrarch" um 10.000 Guineen, 210.000 Mark, Lord Dudley 1874 gar ein Sèvres-Theeservice bei einer Auktion von Christie und Mason um 10.000 Pfund, 200.000 Mark kaufen konnte, während in London jährlich Menschen verhungern, weil sie nicht einen halben Penny auf Brod erlangen können!

In Rußland, in England also wäre es begreiflich, wenn sich die Massen um die rothe Fahne schaarten; allein in

Frankreich fehlen alle Bedingungen für die Verbreitung kommunistischer Ideen. Das liberale Erbrecht der Revolution, obwol von manchen Nationalökonomen angefochten, weil es einerseits eine allzu weitgehende Zerstückelung des Bodens zur Folge habe und den Bauer veranlasse, die natürliche Vermehrung seiner Familie künstlich zu beschränken, hat doch auf der andern Seite den nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil, die weitaus größere Majorität der Nation durch Besitzesinteressen an die Scholle zu knüpfen. Die Anzahl der Grundbesitzer ist in keinem Lande so groß wie in Frankreich. Latifundien sind nur noch in einzelnen Provinzen (Bretagne, Gascogne) in größerer Zahl zu finden, im ganzen übrigen Frankreich ist der Boden in kleine Bauerngüter aufgetheilt und Eigenthum seiner Bearbeiter. Die Folge davon ist, daß die Masse der Nation auf dem Acker festsitzt und nicht nach den Großstädten strömt wie der besitz- und darum haltlose Engländer. Wir haben soeben gesehen, daß von 32 Millionen Briten nicht weniger als $8^1/_2$ Millionen in Städten von mehr als 100.000 Einwohnern leben; in Frankreich steht das Verhältniß so, daß von 37 Millionen Einwohnern blos 3.390.000, also etwas mehr als ein Elftel, in Städten von mehr als 100.000 Einwohnern leben. Solcher Städte gibt es in Großbritannien und Irland 21, in Frankreich 9; Städte mit mehr als 30.000 Einwohnern sind in jenem Lande 76, in diesem blos 42. Man begeht also keine Ungenauigkeit, wenn man die Engländer ein Volk von Städtern, die Franzosen ein Volk von Bauern nennt, was — bei ungefähr gleicher Kultur — jedenfalls ein unendlich gesünderer Volkszustand ist als jener. Armuth herrscht

in Frankreich blos in einigen unfruchtbaren Gegenden, überall ſonſt lacht uns Wolſtand, Gedeihen und Zufriedenheit entgegen. Der Bauer hat öfter als blos Sonntags ſein Huhn im Topfe, er ißt ein Brod und trinkt einen Wein wie in Deutſchland nicht einmal der wolhabende Städtebewohner, der Handwerker und Fabrikarbeiter erhält liberale Löhne bei billigen Lebensmitteln und Bekleidungsartikeln, eine der ſolideſten Tugenden des franzöſiſchen Nationalcharakters, weiſe Sparſamkeit, führt dahin, aus nahezu jedem Franzoſen einen Kapitaliſten zu machen, und da wollte man ernſtlich behaupten, daß ein ſolches Volk von Grundbeſitzern und Rentiers, ein Volk mit ſolchen Neigungen und Inſtinkten, das unter einem ſolchen Himmel, auf einem ſolchen Boden und unter ſolchen Vererbungsgeſetzen lebt, kommuniſtiſche Neigungen hegen könnte?

Wenn man die einſchlägigen Verhältniſſe ſtudirt hat, ſo kommt man ſchließlich dahin, dieſe Anſchuldigung für ſo albern zu halten, daß man ſich kaum entſchließen kann, ſie zu widerlegen. Etwas Anderes aber iſt es freilich, wenn man nicht von der unvernünftigſten Form des Sozialismus, nämlich dem Kommunismus, ſondern vom Sozialismus im Allgemeinen ſpricht, das heißt von der Unzufriedenheit mit der herrſchenden wirthſchaftlichen und geſellſchaftlichen Ordnung und vom Beſtreben, dieſelbe ſo zu ändern, daß ihre Ungerechtigkeiten beſeitigt oder doch gemildert werden und der eigentliche Produzent aller Güter, der Arbeiter, an ſeinen Hervorbringungen einen gerechtern Genußantheil erhalte als gegenwärtig. In dieſem Sinne gibt es allerdings in Frankreich eine ſoziale Bewegung. Der franzöſiſche Arbeiter iſt zu intelligent und denkfähig, als daß er nicht über ſeine Lage

[redacted]

ein anderer französischer Bürger, den Präsidenten der Republik nicht ausgenommen. Wol gibt es noch einzelne Nachzügler der nationalen Entwickelung, die aristokratische Neigungen affektiren und sich den Anschein geben, an „blaues Blut", Stammbäume und Wappenschilder zu glauben; allein diese kleine und immer kleiner werdende Gruppe erregt nur die endlose Heiterkeit der großen Majorität und wird in keiner Hinsicht mehr ernst genommen. Es hat nahezu eines Jahrhunderts bedurft, bis die von der großen Revolution proklamirte Gleichheit aus dem Gesetzbuch ins Nationalbewußtsein gedrungen ist, allein heute, nach drei Generationen, ist dieses Wort wirklich und vollständig zu Fleisch geworden. Die französische Gesellschaft ist eine ebenso gründlich demokratische, wie die englische eine aristokratische ist. Dem französischen Arbeitersohne stehen alle Carrièren offen, da die Erziehung schon jetzt billig ist und bald unentgeltlich sein wird, da alle vom Staate zu vergebenden Stellen durch den Konkurs erlangt werden, bei welchem trotz möglicher vereinzelter Mißbräuche im Allgemeinen doch das Talent und der Fleiß, nicht aber Geburt und Reichthum siegen, und da besonders für die politischen Carrièren nicht die Connexion, sondern die öffentliche Meinung, dieser eminent demokratische Faktor, maßgebend ist. Die französische Gesellschaft nähert sich jenem idealen Zustande, wo das Individuum nicht nach seiner Beschäftigung und Stellung, sondern nach seinem Charakter taxirt wird, wo man jeder Art nützlicher Arbeit den gleichen moralischen Werth zuerkennt und wo, wenn nicht die materiellen, so doch die moralischen Güter allen Bürgern gemein-

sam sind. Dieser geistige Kommunismus beginnt in Frankreich bereits zu herrschen; alle Museen und öffentlichen Anstalten sind stets unentgeltlich zugänglich und der Arbeiter kann mit dem Millionär zugleich in der Schönheit der Venus von Milo und der Mona Lisa schwelgen, sich am Spiel der Affen im Jardin des Plantes erfreuen und die Modelle des Musée des Arts et Métiers studiren; in populären Konzerten hört der Arbeiter zugleich mit dem Millionär gegen ein rein nominelles Eintrittsgeld die Meisterwerke Beethovens, die Vorlesungen in der Sorbonne und im Collége de France sind frei und öffentlich, man errichtet populäre Schauspielhäuser und Operntheater und unentgeltliche Volksbibliotheken, man veranstaltet volksthümliche Vorträge und kein Franzose kann sich beklagen, daß er wegen Armuth oder niedriger Stellung von den höchsten geistigen Genüssen, welche die heutige Zivilisation bietet, ausgeschlossen sei. Und das letzte Wort ist ja in dieser Hinsicht noch nicht gesprochen; wer weiß, ob wir es nicht erleben, daß die subventionirten Theater ebenso unentgeltlich zugänglich sein werden, wie es die Vorträge der weltberühmten Professoren schon heute sind, und daß damit auch die Unterschiede der Sitzränge wegfallen und die früher Kommenden eben die bessern Plätze haben werden, die Verspäteten aber mit den schlechtern werden vorlieb nehmen müssen, wie dies unter dem Empire bei den Freitheatern am Napoleonstage zu geschehen pflegte.

Die soziale Frage reduzirt sich unter solchen Umständen in Frankreich auf eine rein wirthschaftliche Frage, auf die Frage der Altersversorgung des Arbeiters und seiner Be-

theiligung am Kapitalsgewinn. Eine Alters-Verſorgung, wie ſie der engliſche Arbeiter im „Workhouſe“ findet, iſt dem franzöſiſchen Arbeiter tief verhaßt; er verachtet ein Almoſen und iſt viel zu ſtolz und ſelbſtbewußt, als daß er ſich Gnaden erweiſen ließe, wo er ein Recht zu haben fühlt. Er fragt ſich nicht uneben, ob er denn dem Staate und der Geſellſchaft minder nützlich iſt als der Soldat, der eine Penſion erhält, während er, wenn er arbeitsunfähig geworden iſt, einfach betteln gehen kann? Freilich, wenn der Arbeiter, wie dies ſeitens einzelner Fabrikanten bereits geſchieht, am Kapitalsgewinn betheiligt wird, ſo iſt er in die Lage verſetzt, für ſeine alten Tage durch Vermögenserwerbung oder Rentengenußſicherung ſelbſt zu ſorgen. Allein ob die Frage der Altersverſorgung ſchließlich auf dieſem oder auf einem andern Wege, etwa wirklich durch Gewährung einer ſtaatlichen Penſion, geregelt wird, ihre Löſung wird ſie finden, und zwar ihre friedliche Löſung, und Frankreich wird der Welt das erhabene Schauſpiel einer Geſellſchaft bieten, in der es keine Stände, ſondern blos Erwerbsgruppen gibt, in der jedes Mitglied an ſeinem richtigen, ſelbſtgewählten Platze iſt und den ihm gebührenden Antheil an den gemeinſam produzirten Gütern hat, aus der unverſchuldete Armuth und Elend verbannt iſt und die eine Form des Zuſammenlebens darſtellt, welche den Bedürfniſſen der modernen Menſchheit wol auf lange hinaus genügen dürfte.

Eine andere als friedliche Löſung der auf ihren einfachſten Ausdruck reduzirten ſozialen Frage wäre nur in einem Falle zu befürchten, wenn nämlich eine neue politiſche Reaktion ſie

wieder mit politischen und gesellschaftlichen Elementen verquicken, das heißt durch Beschränkung des allgemeinen Stimmrechts und Aufhebung der sozialen Gleichheit die politische und gesellschaftliche Emanzipation der heute nur mehr nach ihrer wirthschaftlichen Emanzipation ringenden Arbeiter rückgängig machen wollte. Eine solche Reaktion, wiewol sehr unwahrscheinlich, ist trotz dem allgemeinen Stimmrecht dennoch nicht ganz unmöglich und zwar wegen des natürlichen Antagonismus zwischen der Großstadt und dem Lande.

Das ist wieder eine Seite der modernen Kultur und Politik, die noch kaum genügend beachtet wurde. Jedes entwickelte Land wird heute von zwei ganz verschiedenen Nationen bewohnt, nämlich den Städtern und den Landleuten. Diese beiden Nationen sind einander in allen Dingen so unähnlich wie nur zwei beliebige verschiedene Völker; sie haben je eine andere Zivilisation, andere Bedürfnisse und Anschauungen, führen eine andere Lebensweise und stehen auf einer andern Bildungsstufe. Es ist diesen beiden Nationen fast unmöglich, unter der Herrschaft derselben Gesetze zu leben, da der einen schädlich ist, was der andern nützt und umgekehrt. Dieser Antagonismus nun ist in jedem hochentwickelten Staatswesen eine stets drohende Ursache gefährlicher Erschütterungen. Das allgemeine Stimmrecht, theoretisch ein absolut sicheres Ventil gegen Revolutionen, weil es die friedliche und gesetzliche Bethätigung des Volkswillens ermöglicht, kann dennoch unzureichend werden, wenn die Nation der Städter von der Nation der Landleute regelmäßig überstimmt wird und die erstere, daran verzweifelnd, jemals ihren Willen gegen die

Halsstarrigkeit der Landbevölkerung friedlich durchzusetzen, sich gegen diese gewaltsam auflehnt. Diese Auflehnung bleibt eine Emeute, wenn sie besiegt wird, sie wird zur Revolution, wenn das Land schließlich der städtischen Bewegung folgt, aber manchmal führt auch das Land einen Akt gewaltsamer Unterdrückung gegen die Städte aus und das ist dann ein Staatsstreich.

Der Antagonismus zwischen Stadt und Land besteht in Frankreich wie in allen Kulturstaaten. Er hat den 1851er Staatsstreich und die Besiegung der Kommune ermöglicht. Heute streben die Großstädte nach Versammlungs- und Assoziationsrecht und Preßfreiheit, nach wirthschaftlicher Arbeiteremanzipation, absoluter Entkirchlichung des Staates und Dezentralisation. Wenn das Streben nach diesen Zielen zu ungestüm würde, könnte das Land wol erschrecken und einen neuen „Gesellschaftsretter" zum Staatsstreich wider die Städte waffnen. Allein wenn einerseits die Nation der Städter in ihrer Vorwärtsbewegung auf die naturgemäß größere Langsamkeit der mit ihr nun einmal zusammengespannten andern Nation der Landleute kluge Rücksicht nimmt und andererseits die letztere überzeugt werden kann, daß sie bei rascherem Ausschreiten nicht dem Ruin, sondern dem Heile näherkommt, dann ist nicht abzusehen, wie der innere Friede Frankreichs je wieder gestört werden könnte.

Daß man in Frankreich die „soziale Gefahr" von reaktionärer Seite nicht schlafen läßt und sie fortwährend wie eine Heerfahne hochgeschwungen umherträgt, ist verständlich; sie soll das auseinander gelaufene Heer der Reaktion wieder

verſammeln und ihr neue Zuzüge werben. Allein ein elendes, klägliches Parteimanöver ſollte doch nicht die Macht haben, eine große Nation in böſen Ruf zu bringen und den ganzen Erdtheil mit Beſorgniſſen zu erfüllen. Möchten doch die europäiſchen Haſenfüße näher zuſehen! Was ſie für ein Heer von Petroleurs halten, ſind ja nur etliche ſchlechtbezahlte Statiſten, die auf Befehl legitimiſtiſch-klerikaler und bonapartiſtiſcher Regiſſeure auf der politiſchen Bühne Frankreichs erſcheinen! Sie können ruhig ſchlafen, von Frankreich her droht ihren geliebten Feuerſichern keine Gefahr.

VII.

Bilder aus Spanien.

Diſſolving Views.

Am vorletzten Apriltage 1875 verließ ich Marſeille auf dem großen ſpaniſchen Dampfer „Guadiana“ und kam am nächſten Morgen in San Feliu an, einer kleinen Rhede im äußerſten Nordoſten Spaniens, wenige Meilen von der franzöſiſchen Grenze. Unſer Schiff vermittelte den Verkehr zwiſchen Marſeille und den ſpaniſchen Küſtenplätzen bis Cádiz. In jedem bedeutenderen Hafen zwiſchen dieſen beiden Städten legte es an und blieb einen bis zwei Tage liegen, ſo daß die Fahrt von Marſeille bis Málaga, wo ich den Dampfer verließ, volle zwölf Tage währte. Das mag für den eiligen Reiſenden, dem es darum zu thun iſt, raſch an ein beſtimmtes Ziel zu gelangen, ärgerlich langſam ſein, mir war dieſe Läſſigkeit hochwillkommen, denn ſie geſtattete mir, eine ganze Reihe der intereſſanteſten Städte Spaniens in größter Bequemlichkeit zu ſehen. In dieſem

Zeitraum von nahezu zwei Wochen entrollte sich vor meinen Augen das ganze Panorama der spanischen Ost- und Südküste und fast jeder Tag brachte ein neues, überraschend schönes Bild.

San Feliu ist ein winziges Nest, dessen Einwohner sich hauptsächlich mit der Kultur und Ausfuhr der Korkeiche beschäftigen. Die Einwohner sprechen keine Silbe kastilianisch, sondern blos ihren katalanischen Dialekt, der dem Provençalischen so nahe steht, daß man sich mit ihnen leicht verständigen kann, wenn man einige Kenntniß dieser letztern Sprache hat. Auf einem Hügel neben der Stadt liegt ein Fort mit Steinwällen und Gräben und in weitem Kreise zieht sich um den Ort ein Amphitheater von Bergen, den Ausläufern der Pyrenäen, auf deren nackten Kämmen man unbewegliche Gestalten unterscheiden konnte, deren Silhouette sich scharf vom tiefblauen Himmel losschnitt. Das waren die Vorposten der karlistischen Armee, von der jenseits dieser Vorberge eine starke Abtheilung stand, welche, wie man in San Feliu erzählte, einen Handstreich gegen die Stadt plante. Die Stimmung war in Folge dessen eine sehr erregte und die das Fort besetzt haltenden Alfonsisten bereiteten sich geräuschvoll zu einer eventuellen Vertheidigung vor. Diese Episode des Bürgerkrieges war der erste Eindruck, den ich von Spanien empfing.

Der Vorhang der Dunkelheit rollte nieder und stieg wieder empor und Barcelona lag in seiner vollen Herrlichkeit unter der Glut der Sonne des ersten Mai vor mir. Den weiten Hafen füllten Schiffe aller Nationen, auf den Quais herrschte geräuschvolles Leben, über dem Fort, welches den

hohen Monjuich krönt, wehte luſtig die alte Flagge Spaniens, zwei rothe Barren im goldenen Felde, belegt mit dem Schilde von Caſtilien und Leon. Ich ging ans Land und war binnen wenigen Minuten auf der Rambla, der prächtigen Hauptſtraße von Barcelona. Man nennt in Spanien Barcelona eine beinahe ganz franzöſiſche Stadt; in der That, ihr Verkehr mit Marſeille iſt äußerſt lebhaft, ihre franzöſiſche Kolonie ſehr zahlreich, die große Mehrzahl ihrer Bewohner des Franzöſiſchen kundig. Und dennoch, wie intenſiv iſt hier bereits die ſpaniſche Lokalfarbe und wie abweichend die Phyſiognomie Barcelonas von der jeder franzöſiſchen Hafenſtadt! Die Rambla entlang ziehen ſich im Schatten üppig entwickelter Bäume zwei Reihen kleiner Hütten hin, die ſo niedlich und rein und kokett ausſehen, daß man ſie eigentlich Vogelbauer nennen möchte. Sie ſtehen auf einem würfelartigen Unterbau von Steinen und ſind aus glaſirten und bunt bemalten Thonplatten zuſammengefügt, deren Glanz weithin zwiſchen dem grünen Laube der Straßenallee hervorglitzert. In dieſen Fayencekäfigen ſitzen gleich ebenſovielen netten Kanarienvögelchen hübſche junge Mädchen in hellfarbigen Kleidern und bieten den Vorübergehenden friſche Blumenſträuße an, deren Duft die ganze Rambla parfumirt. Obwol bereits viele Bekehrungen zur banalen europäiſchen Mode ſtattgefunden haben, herrſcht die nationale Tracht doch noch bei Weitem vor. Die Arbeiter tragen die rothe „Gorra“, die phrygiſche Mütze, deren breites Ende vornüber hängt, alle Welt, ſelbſt die wolgekleidete Mittelklaſſe, geht in „alpargatas“, oder, wie man hier ſagt, in „espardeñas“, Sandalen aus einem Strohgeflecht mit einem aufſtehenden Zeug-Vorſtoß

für die Zehen und Ferse und zwei Bändern, die vom vordern zum hintern Rande laufen; die Soldaten bis zum Alferez (Unterlieutenant) haben alle diese Fußbekleidung, welche die Zehen und den nackten Mittelfuß frei sehen läßt, und viele von ihnen gehen ganz barfuß, was sich zur Uniform und Bewaffnung und zur prätentiösen Militärmütze wunderlich genug ausnimmt. Allein wenn die Soldaten keine Schuhe haben, so besitzen sie dafür eine unglaubliche Anzahl von Orden; ich habe Unteroffiziere gesehen, auf deren Brust ich neunzehn Ehrenzeichen aller Art, Kreuze, runde und vieleckige Medaillen aus braunem, gelbem und weißem Metall und jedes an einem andersfarbigen Bande, gezählt habe. Wenn jeder dieser Orden der Lohn einer Waffenthat ist, so muß die heutige spanische Armee aus lauter Cids bestehen!

Die Frauen sind alle so hell und bunt gekleidet, daß sie von Weitem wie ein Gewimmel von Elstern aussehen. Ihre schlampig nachschleifenden Kleider sind weiß, lichtblau oder hellgelb, ihre Schuhe aus blauem, weißem oder grünem Glanzleder und immer vom Kleide abstechend und dunkel ist nur die schöne Mantilla, die ihr volles, braunes, ein wenig ins Gelbliche spielendes Gesicht einrahmt, über die Stirne fast bis ins Auge fällt, rückwärts bis zum Gürtel niedersteigt und sich vorn über dem Busen kreuzt. Wie die Frauen die Mantilla, so tragen die Männer die nationale Capa, den großen, dunkeln, schweren Radmantel aus Tuch, dessen sich der Spanier bis tief in den Sommer hinein und bei einer Hitze bedient, die dem Fremden selbst das leichteste Zeugkleid zu schwer erscheinen läßt. Diese Capa ist ein Erbstück der alten Herrlichkeit, der letzte Rest jener imposanten

Tracht, die im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert von ganz Europa bewundernd nachgeahmt wurde. Es ist aber auch ein stolzer und unbezahlbarer Anblick, ein katalanisches Ehepaar in reiferen Jahren die Rambla entlang lustwandeln zu sehen; der Gatte aufrecht, steif, den Radmantel mit kühnem Schwunge über die linke Schulter geschlagen, einen Fuß gemessen und stramm vor den andern setzend und den Kopf manchmal gelinde zu würdevollem Gruße neigend, und neben ihm die Gemalin, deren großes, dunkles, demüthig gesenktes Auge melancholisch unter der Mantilla hervorblickt und welcher der in seine Capa und in seinen Stolz eingehüllte gestrenge Eheherr niemals den Arm bietet. So schreiten sie dahin, wenig mit einander sprechend, kaum rechts oder links blickend, ein köstliches Bild jener sprichwörtlichen spanischen „Grandeza" oder Großartigkeit, die man übrigens nur im Norden und nicht im heitern und zwanglosen Andalusien findet.

Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht herrscht auf der Rambla ein fröhliches Getöse, das selbst in der Gluthhitze des Mittags nicht verstummt. Da rufen Knaben die „Campana de Gracia" aus, ein durch ganz Catalonien sehr verbreitetes Wochenblatt in katalanischer Sprache, dort rennen zerlumpte Männer unter großem Geschrei umher und suchen den Vorübergehenden Lotterielose anzuhängen, zwischen ihnen wandert der „Traginer", der Eseltreiber aus dem Gebirge, dahin und preist den Wein oder das Wasser oder das Gemüse, welches sein „burro" auf dem Rücken trägt. Die zahlreichen Kaffeehäuser, welche die Rambla rechts und links einsäumen, sind mit einer Menge gefüllt, welche kaum eine

Minute lang an einem Tiſche ſtillſitzt, ſondern in fortwährender Bewegung unter lautem, erregtem Geſpräch ab und zu ſtrömt. Die Theilung der Arbeit iſt in dieſen Kaffeehäuſern ſo weit getrieben wie kaum bei der Nadelfabrikation. Der Gaſt tritt ein und ruft einen Kellner, was hier durch lautes Händeklatſchen geſchieht. Ein Individium erſcheint und fragt was man wünſche. „Einen Milchkaffee", antwortet man. „Cafetero!" ruft der Mann mit dröhnender Stimme, die durch den Saal hallt, und geht weiter, um nach einem andern eintretenden Gaſte zu ſehen. Nun nähert ſich ein zweites Individuum mit einer Taſſe und einem dampfenden Blechgefäß und gießt ſchwarzen Kaffee ein; dann ruft er ebenſo laut wie ſein Vorgänger „Lechedor!" und entfernt ſich würdevollen Schrittes. Der dritte Kellner kömmt, gießt Milch zum Kaffee und geht mit dem Rufe: „Azucarero!" Ein viertes Individuum erſcheint, bringt ein Täßchen mit Zucker und verſchwindet wieder mit dem Rufe: „Aguador!" Nun erhält man von einem fünften ein Glas Waſſer und wenn man etwa noch eine Zeitung wünſcht, ſo ſtößt dieſer den Schrei „Periódicos!" aus, worauf ein Zeitungskrämer, der vor der Thüre hockt, herbeieilt und ſeine Waare zum Kaufe anbietet. Man kann ſich denken, wie lange es unter ſolchen Umſtänden dauert, bis die verſchiedenen Kompetenzen ſich zur gemeinſamen Herſtellung eines Milchkaffees geeinigt haben, und welch ein Geſchrei fortwährend das Café erfüllt.

An den Ecken der Straßen, welche in die Rambla münden, ziehen große Maueranſchläge das Auge des Fremden auf ſich; er ſieht da in plumpem Holzſchnitt einen Stier mit geſenktem Haupt und ſtoßbereiten Hörnern, vor dem in Tanzmeiſter-

pose ein Mann in Kniehosen, mit Achselbändern und einem entblößten geraden Stoßdegen in der Hand steht; das sind Ankündigungen von Stiergefechten, die entweder bereits stattgefunden haben oder erst stattfinden werden; wenn er noch in keiner andern Erscheinung des Straßenlebens spanische Lokalfarbe gefunden hat, so würde der Fremde sie in diesen Plakaten finden.

Die Nebenstraßen, in die man von der Rambla gelangt, sind bis auf wenige Ausnahmen schmal und gewunden; breite und gerade Straßen passen nicht für das spanische Klima; die Bauart der Städte bezweckt Ausschließung der Sonne, nicht Einlaß derselben; darum herrscht denn auch zwischen den hohen Häusern, deren Schatten sich quer über die Gasse legen, eine wolige Kühle und wenn man von den weiten, offenen, sonnenüberfluteten Plätzen in eine solche Gasse tritt, hat man das erfrischende Gefühl, als tauchte man in ein kaltes Bad. Die Häuser sind größtentheils vier- und fünfstockhohe Gebäude mit massiven Steinportalen, über denen alte Wappen prangen. Tiefe, dunkle Läden, die ein Mückengarn statt einer Thüre haben, öffnen sich auf die Straße; in der Einfahrt hockt auf niedrigem Holzschemel ein Flickschuster, der unvermeidliche Zapatero, dessen fröhlicher Gesang die ganze Gasse erfüllt.

Es gibt überhaupt kein sangesfroheres Volk als die Spanier. Zu jeder Arbeit begleiten sie sich mit „coplas", kurzen Strophen, oft mit einem Refrain, deren jeder von ihnen Hunderte und Hunderte auswendig kann. Die Näherin, die Zigarrenarbeiterin an ihrem Werktisch, der Handwerker vor seiner Arbeit, der Zecher in der Schenke beim Glase Wein, der Maurer, der gemächlich Ziegel auf Ziegel schichtet,

singt unausgesetzt einen Copla nach der andern, nun von Liebe und Eifersucht, nun von der Herrlichkeit einer Stadt oder Provinz, nun von der heiligen Jungfrau und dem heiligen Jaga, immer in denselben hohen Falsett-Ton, immer mit denselben Tremolos und Schnörkelungen der Stimme, immer mit derselben, in der Strophe gedehnten und einförmigen, im Refrain lebhaften und lustigen Melodie, die anfangs überaus fremdartig berührt, die man aber bei längerer Bekanntschaft so schön, so eindrucksvoll, so charakteristisch findet, daß man von ihr wie von einem Koboldchen besessen ist und sie nicht mehr aus Ohr und Seele loswerden kann.

Und so ist es unmöglich, in den engen Straßen von [illegible] einen Schritt zu thun, ohne katalanische und [illegible] und Seguidillas zu Hunderten zu hören, [illegible] oder den offenen Hausfluren [illegible] den tönenden Häusern stehen stille, [illegible] vergittert sind, die [illegible] haben. Durch die Gitter, [illegible] und nach dem Hofe abschließen, [illegible] viereckigen innern [illegible] umgeben, in dessen [illegible] und in dem eine wunder- [illegible] Das ist ein Bild, das fast [illegible] man kann sich kaum denken, [illegible] und mit modernen Sorgen im Kopf unter diesen schattigen Arkaden lustwandeln und diese königlichen breiten Freitreppen auf und niedersteigen, welche aus den obern Stockwerken in den Patio hinunterführen, und man bevölkert den Raum unwillkürlich mit verschollenen

Menschen in Purpursammt und Brocat und mit all den Herrlichkeiten der untergegangenen Jahrhunderte.

Wir gelangen durch ein Gassengewirr auf einen großen freien Platz, die Plaza del Palacio, wo die Börse und das Regierungsgebäude steht, letzteres ein architektonisches Unicum und zugleich ein melancholisches Wahrzeichen spanischen Verfalls. Es ist nämlich ein einfacher Steinwürfel ohne jegliche Architektur, der sich aber seiner Dürftigkeit schämt und dieselbe auf dummschlaue Weise zu verbergen sucht. Die nackte Façade ist nämlich über und über mit dem reichsten gothischen Maßwerk — bemalt; über allen Fenstern und Thüren erheben sich verschwenderische Wimperge, hundertdienstige Pfeiler, die in Fialen mit phantastisch üppigen Krabben und Kreuzrosen auslaufen, streben vom Boden bis zum Dache, es ist eine wahre Orgie gothischen Zierrats, aber ach, blos mit Tünche durch die Schablone an die kahle Mauer gepinselt! So hüllt der arme Teufel von Hidalgo, der da unten im Eingange des grotesken Regierungspalastes steht, die Bettelhaftigkeit seiner Unterkleider in die stolze Capa, unter deren Herrlichkeit die zerfaserte Hose und der in einer Espardeña steckende nackte Fuß hervorjammern.

In der vollen alten spanischen Pracht steht dagegen noch die gothische Kathedrale da, das großartigste Bauwerk Barcelonas. Wie in allen spanischen Kirchen, erhebt sich auch in dieser Kathedrale in der Mitte des Hauptschiffs dem Chor gegenüber und mit ihm durch ein doppeltes Eisengitter verbunden der „Gegenchor", der „trascoro", von wo die Responsen gesungen werden. Bänke und Stühle gibt es in spanischen Kirchen nicht. Die Gläubigen knieen oder stehen,

die schwächlichen Frauen tragen ein Klappstühlchen mit sich, das man immer unter ihrem Arm bemerken kann, wenn sie durch die Straßen nach der Kirche huschen. Auf den Marmorfliesen des Estrichs, unter den zugigen hohen Spitzbogen, zwischen den altergeschwärzten, ewig mit feuchtem Dunst beschlagenen Pfeilern herrscht immer eine Kühle, die zur Temperatur der Straße den erquickendsten Gegensatz bildet. Was Wunder, daß der Spanier so gern in die Kirche geht? Das ist ihm eine Erfrischung und eine Erholung. Sieh da diesen schwitzenden alten Mann, der eben eintritt! Er greift ins Weihbecken, nicht um sich die Fingerspitzen kaum merklich zu benetzen, wie dies bei uns geschieht, sondern um eine Handvoll vom heiligen Naß zu schöpfen und sich damit die Stirne und die heißen Wangen gründlich zu waschen. Nach dieser ersten prächtigen Abkühlung schlendert er gemächlich zum Gitter des Chors, breitet sein Sacktüchlein säuberlich auf die Marmorplatten des Fußbodens, kniet hin, lehnt die langsam trocknende Stirn an die angenehm kalten Eisenstäbe, schließt die Augen, murmelt etwas Weniges und ist einige Minuten darauf tief eingeschlafen. Bequemer hat sichs jener Andere gemacht, der dort auf der Stufe des Trascoro sitzt und mit offenem Munde laut schnarchend schläft. Diese schlummernden Menschen und herein- und hinauslaufende Hunde sind Anblicke, die in spanischen Kirchen nicht auffallen.

Vom Boden der Kanzel über einer der Haupteingangspforten der Kathedrale hängt ein riesiger Maurenkopf aus Holz, wol zur Erinnerung an irgend eine christliche Heldenthat gegen die Ungläubigen, frei herab. Als ich den Blick

zufällig in jene Richtung erhob, sah ich plötzlich dieses kolossale Haupt, das langsam hin- und herschwankte, während das durch die bunte Glasmalerei der gegenüberliegenden Fensterrose strömende und gefärbte Sonnenlicht es mit gelben, rothen und blauen Flecken bemalte, daß es in den scheußlichen Farben der Verwesung spielte. Dieser Anblick, der mir unvorbereitet und überraschend ward, machte einen so jähen und schreckhaften Eindruck auf mich, daß ich im ersten Moment unwillkürlich zusammenfuhr.

An die Kirche stößt ein Patio mit gothischen Kreuzgängen und einer Orangenwildniß um die Fontäne in der Mitte. Hier lungern zu allen Tageszeiten Dutzende von Bettlern herum, die, auch noch in ihren Lumpen würdevoll, zigarettenrauchend und mit einem Papierfächer sich Kühlung zuwehend auf dem Boden hocken oder an den Pfeilern lehnen und an den Besucher im Tone ernster Mahnung die Ansprache richten: „Ritter, einen kleinen Ochavo im Namen der göttlichen Barmherzigkeit!“ Das klingt gar nicht wie Bettel, sondern wie eine abstrakte Aufforderung zur Erfüllung einer frommen Pflicht, der Pflicht des Almosengebens, und man muß bereits durch längern Aufenthalt in Spanien abgestumpft sein, um den salbungsvollen Gewissensprediger mit einem schnöden: „Gehen Sie mit Gott, Bruder!“ abweisen zu können.

Am Meere neben der Stadt erhebt sich ein hoher Berg mit einem Fort auf dem Gipfel, der Monjuich; diesen bestieg ich am zweiten Tage meines Barceloner Aufenthalts, um der herrlichen Aussicht auf die grünen Thäler Cataloniens und das blaue Meer und die weiße Stadt zu genießen.

Auf den Berg führt eine ſchöne gepflaſterte Chauſſee, die von Kaktusdickicht eingehegt wird. Wie ich ſo dahinſchritt, bemerkte ich plötzlich unter den Flieſen der Straße einen flachen Stein mit einer hebräiſchen Inſchrift. Es war das Fragment eines jüdiſchen Grabſteins aus dem Mittelalter. Der Friedhof war zerſtört worden und ſeine Monumente hatte man zerſchlagen und zur Pflaſterung der Straßen benützt. Die Leiche, die dieſer alte Grabſtein einſt bedeckte, iſt längſt in alle Winde zerſtoben und in alle Winde zerſtoben ſind auch die Nachkommen des todten Mannes, auf deſſen Namen der Fuß des Wanderers tritt. Nichts iſt von dieſem unglücklichen Geſchlechte übriggeblieben als die Erinnerung des großen Verbrechens, das Spanien an ſeinen treueſten Bewohnern begangen. Wie eine zu oberflächlich eingeſcharrte Leiche ſtarrt dieſes eingeſargte Verbrechen mit den hundert Todtenknochen alter Steine, halbzerſtörter Inſchriften und melancholiſcher Ruinen unter der Decke der Vergangenheit hervor und erhebt ſeine unverjährte Anklage in allen Städten und auf allen Landſtraßen.

Am Abend des zweiten Tages verließ der „Guadiana“ Barcelona und ſetzte ſeine Fahrt nach Valencia fort. Das Meer war ſtill und glatt und in der lauen Flut ſpielten ganze Herden von Delphinen, die wenige Ellen vom Schiffe entfernt bald mit hohem Satze aus dem Waſſer ſchnellten, bald köpflings niedertauchten, um plätſchernd und ſchnaufend wenige Schritte weiter wieder zum Vorſchein zu kommen. Die Nacht ließ wieder ihren Vorhang vor dem Wandelbilde ſinken und als er aufging, lagen wir im Grao, dem Hafen von Valencia. Hier war gerade eines der zahlloſen Kirchen-

feste, an denen der Spanier sich jeder Arbeit enthält, und das Schiff mußte wieder bis zum zweiten Tage da bleiben, um die für Valencia bestimmte Ladung löschen zu können. Vom Grao führt eine Eisenbahn nach dem wenige Kilometer entfernten Valencia, welche auf der ganzen Strecke durch einen Orangenwald läuft, der die Zweige mit den duftenden goldenen Früchten förmlich in die Waggonfenster hereinreicht. Auf dem großen Marktplatze von Valencia sitzen unter bunten Zelten Hunderte dicker, alter, schwatzender Händlerinen mit großen Haufen Datteln, Feigen, Orangen, Artischoken, Broden und Wurstwaaren vor sich. Hier begegnen wir jenen sonderbaren spanischen Brodformen, die uns von den Bildern Murillos und Velazques her bekannt sind. Das sind Kränze, Sterne, Dreiecke, Keile, Ziegel aus einer trockenen, schweren, bröckelig-spröden und salzlosen Masse, die man nur zerkauen kann, wenn man das beneidenswerthe Gebiß und die charakteristischen mächtigen Kinnbacken des Spaniers hat. An dem bunten und lärmenden Marktplatze erhebt sich die schöne gothische „Lonja" (Börse), wo zahlreiche Händler mit dem ewigen Cigarillo im Munde herumgehen und einander gold- und silberglänzende gewundene Seidensträhne zeigen. Das ist die Seidenbörse und von diesen feisten, heitern Männern in kurzer Tuchjacke mit der rothen „Faja" (Shawlgürtel) um den Leib und dem konischen, breitkrämpigen Sammthut, dem Sombrero, auf dem glattgeschorenen Kopf hat mancher eine Million Duros und mehr im Vermögen. In den zahlreichen Gäßchen, die auf den Marktplatz münden, sind nach alter Sitte die verschiedenen Gewerbe neben einander vereinigt; hier gibt es blos Goldarbeiter, da blos Seiden-

läden; in dieser Gasse sind alle Bäcker, in jener alle Schuster der Stadt; diese Gasse tönt vom Klirren der Schmiede und Schlosser, jene duftet vom mannigfaltigen Kräuterwerk der Apotheken; eine Gasse enthält blos Barbierläden, in denen auch zur Ader gelassen wird, was durch ein drastisches Gemälde auf dem Schilde, einen sitzenden Mann mit entblößtem Arm darstellend, aus welchem in weitem Bogen ein Blutstrahl springt, auch dem Lesensunkundigen deutlich gemacht wird. Der Aderlasser, Sangrador, spielt im Leben des Spaniers eine große Rolle. Wie man anderwärts sein regelmäßiges Bad nimmt, so läßt man sich hier regelmäßig vom Barbier eine Quantität Bluts abzapfen, dessen der Spanier immer zu viel zu haben behauptet.

Die nächste Stadt, vor der der „Guadiana" anlegte, war Alicante. Den Hafeneingang vertheidigt ein überaus kühnes Fort, das gleich einem Adlerhorste an der Braue eines unzugänglichen hohen Berges klebt. Am Strand zieht sich eine malerische, aber vollkommen schattenlose Palmenallee hin, die erste, die ich in Europa im Freien sah. Das Stadthaus von Alicante ist ein Seitenstück des Regierungspalastes zu Barcelona. Dieser hat eine gemalte gothische Façade, jenes hat auf dem Thurm sogar ein gemaltes Zifferblatt, da die Stadt offenbar nicht reich genug ist, um sich den Luxus einer wirklichen Thurmuhr gestatten zu können. So zeigt denn den glücklichen Bewohnern von Alicante das — Zifferblatt ihrer fiktiven Thurmuhr stets ½12 und sie werden nicht durch die wandernden Zeiger, diese lästigen Mahner, an das rasche Dahinschwinden des Lebens erinnert.

Ein anderes Bild: am folgenden Morgen erwachten

wir vor Cartagena. Die Stadt zeigte noch zahlreiche Spuren der kurz vorher ſtattgehabten kantonal-kommuniſtiſchen Revolution und der Belagerung durch die Regierungstruppen. Die Mauer, welche die Stadt umgibt, war an vielen Stellen zerſchoſſen und durchlöchert; durch das klare Waſſer ſah man am Grunde des Hafenbeckens viele Bomben und Granaten, die vom Seeſalz bereits weiß inkruſtirt zu werden begannen; in der ſchönen, von den eleganteſten Kaufläden eingefaßten Calle de la Marina español lagen einige Häuſer in Trümmern; die hohen, maſſiven Gewölbe der Kathedrale waren durchlöchert, daß der blaue Himmel in die Kirche hereinlachte, und die Meſſe wurde in einer Kapelle geleſen, die durch einen rothen Seidenvorhang vom zerſtörten Hauptſchiffe abgeſondert war. Bei den Wechslern lagen ſilberne Duros, welche die Inſurgenten während der Belagerung geprägt hatten, zum Verkaufe aus und viele der Einwohner trugen ſolche Belagerungsmünzen an der Uhrkette als Andenken.

Der nächſte Tag brachte uns nach Almeria. Das iſt nicht mehr Europa, ſondern Afrika. Alles erinnert hier an Wüſtenoaſen und an Beduinen. Almeria gleicht nicht mehr einer Stadt, ſondern einem Zeltlager. Es gibt kaum Straßen und Plätze, ſondern nur zufällige Zickzacklinien regellos umhergeſtreuter Häuſer. Dieſe ſind würfelförmig, blendend weiß getüncht, mit flachem Dache, auf dem ein Gärtchen angelegt iſt und eine kleine Kuppel ſich erhebt, unter der die Bewohner in der Kühle des Abends ſitzen. Leicht gekleidete ſchlanke Frauen mit dunkelbraunem Geſichte und blitzenden mandelförmigen Augen ziehen ſingend Morgens und Abends die ſteil bergabſteigenden Fußpfade zwiſchen den Häuſern hinab zum

einzigen Brunnen der Stadt und schöpfen Wasser in den amphoraförmigen Lehmkrug, den sie in der Pose einer antiken Karyatide auf der rechten Schulter tragen und mit erhobenem Arme stützen. Hinter der Stadt erhebt sich, sie beherrschend, ein hoher Fels, der eine Veste trägt, welche noch von den Mauren erbaut worden ist. Sie ist noch wol erhalten, aber völlig verlassen. Die weitläufigen, gezinnten Außenmauern, die starken Thore, die hohen, mit glasirten Platten belegten Thürme, die festen Gewölbe, die als Vorrathskammern und Mannschaftswohnungen gedient hatten, die tiefen Zisternen, Alles ist noch wie am Tage, da die Mauren die Festung verlassen haben, allein kein menschliches Wesen regt sich in ihr: zwischen den Thurmzinnen baut der Sperber sein Nest, vor die Schießscharten haben gräulich große Kreuzspinnen einen Vorhang gezogen, in den Höfen wächst kniehohes Gras und um die Zisternen hausen grüne Schlänglein und Eidechsen, die raschelnd auseinanderfuhren, als der Tritt meines Fußes sie aus ihrer Ruhe aufscheuchte. Mir wars, als wandelte ich in einem Geisterschlosse: die Ausgestorbenheit rings um mich war mir unheimlich: ich wagte kaum aufzutreten, aus Furcht, unholde Geheimnisse zu erwecken, die in diesem geborstenen Gemäuer schlummerten.

Am zwölften Tage der zauberischen Fahrt, die alle Schönheit und alles Elend Spaniens, seine Bürgerkriege und seine historischen Verbrechen, seine Dome und Vesten, seine Ruinen und seine Orangenhaine, an meinem Auge vorübergeführt hatte, langte das Schiff in Málaga an. Hier verließ ich den „Guadiana", allein die Schiffsgenossen, die mir Freunde geworden waren, ließen mich nicht ziehen, ohne mit mir ein

letztesmal in einer Poſada ein Glas geleert zu haben. Ein Guitarrero ſpielte und ſang Coplas, aus „Cañas“, originellen Glasgefäßen, die wie ein abgeſchnittenes und gehöhltes Stück Bambus oder Zuckerrohr ausſehen, tranken wir duftenden „Manzanilla“ und die Freunde wieſen mir die andaluſiſche Kunſt, den Wein aus der Caña faſt bis zur Decke emporzuſchleudern und wieder im Gläschen aufzufangen, daß nicht ein Tröpflein danebenfällt. Dann eine letzte Umarmung, ein letzter Händedruck, die guten, lieben Menſchen fuhren weiter, die einen nach Gibraltar, die andern nach Cádiz, wo ich ſpäter einen von ihnen wiedertraf, ich aber blieb in Málaga, um meine Reiſe landeinwärts fortzuſetzen.

Die Alhambra.

Nach einer unvergeßlichen Eiſenbahnfahrt, die in wunderbarem Wechſel zuerſt durch die ſchauerliche Wildniß der Sierra de las Cabras mit dem toſenden Guadalhorce in einem tiefen Abgrunde zur Seite und dann durch die paradieſiſch ſchöne „Vega“ (Kulturebene) von Antequera und das blühende Thal des Genil führte, traf ich ſpät am Abend von Málaga in Granada ein. Der Mai iſt der Regenmonat für Granada; ſelten vergeht da ein Tag ohne mehr oder minder ausgiebige Niederſchläge und wer bei den Wettermächten beſonders gut angeſchrieben iſt, dem kann es widerfahren, daß er in dieſem wunderſchönen Monate acht Tage lang vor Regen und Koth die troſtloſe Hotelſtube nicht verlaſſen kann, in welchem Falle man nur dann nicht zum Selbſtmörder wird, wenn man beſonders große Lebensziele hat. Nun denn, die Dinge ließen ſich bei meiner Ankunft

in Granada bedenklich genug an. Die Nacht war so finster, daß man die Finger nicht vor den Augen sah; die wenigen Reisenden stürzten mit Geschrei und Getümmel nach dem einzigen Wagen, der die Verbindung zwischen dem entlegenen Bahnhof und dem „despacho central", dem Stadtbureau der Eisenbahn, herstellt. Der Mayoral (Kutscher) war in übelster Laune und empfing uns sogar ohne die üblichen Anpreisungen von Fuhrwerk und Gespann; mit einem Fluch setzte er die schellenbehangenen Maulthiere in Bewegung und während der ganzen, fast dreiviertelstündigen Fahrt hörte er nicht auf, Verwünschungen bald zu murmeln, bald zu brüllen. Die Reisenden hüllten sich fröstelnd bis zur Nase in die capa und ließen in ihrem Unmuthe selbst das cigarillo ausgehen; ein Gußregen stürzte in Strömen nieder und pochte wie mit ungeduldigen Fingern an das lederne Dach und an die Seiten des Wagens, der von Zeit zu Zeit in eine tiefe mit Wasser und Schlamm gefüllte Grube der schlechten Straße hineinrumpelte, um mit einem harten Ruck wieder herausgerüttelt zu werden, daß wir alle mit den Stirnen gegeneinanderfuhren wie kämpfende Böcke. Nie vorher und nie hernach hat mir Spanien so abscheulich geschienen wie an jenem Abend, in welchem mein Verdruß den Vorläufer einer langen Reihe ähnlicher Tage sah. Kaum in der Fonda angelangt, ging ich gleich zu Bette, zog die dünne Decke über die Ohren und schlief unter Donner, Blitz und Regengeplätscher ein, noch im Schlafe von quatschigen, naßkalten, regnerischen Traumstimmungen verfolgt.

Aber die Launen einer schönen Frau und eines schönen Himmelsstriches wechseln rasch. Als ich am nächsten Morgen

erwachte, wagte ich nicht gleich nach dem Wetter zu lugen, ſondern lag noch eine kleine Weile ſtill im Bette und horchte. Von der Straße tönte Wagengeraſſel, Peitſchengeknall, Schellengeklingel und Rufen des Zagal's (Maulthiertreibers) herauf, Geräuſche, die die Abfahrt des Poſtwagens nach Lanjaron in der Sierra begleiteten, aber das fatale Klatſchen fallender Regenſchnüre hörte ich nicht. Darauf ein muthiger Sprung ans Fenſter, ein Riß am Vorhange, ein Blick hinaus und ein Jauchzen entfuhr meiner Bruſt und ich war nahe daran, wie ich ging und ſtand hinauszuſtürmen, um nur nicht einen Augenblick länger Zimmerluft zu athmen. Ein Zauberer war in der Nacht durch das Land geſchritten und hatte der verwunſchenen Schönheit ihre urſprüngliche Huldgeſtalt wiedergegeben. Ja, das war Andaluſien, das bezauberndſte Land in Europa, und das war ſeine Sonne, ſein Himmel, ein flammender Goldtopas, eingeſetzt in einen makelloſen, leuchtenden, durchſichtigen Saphir! Und dieſe Luft, dieſe weiche, leiſe bewegte, mit Wolgeruch geſchwängerte Luft! Man konnte ſich ein Märchenprinz zu ſein dünken, der auf weichen Kiſſen von Seide ruht und dem junge Sklavinen mit mächtigen Pfauenfächern die üppige, parfumirte Luft des Harems zuwehen.

Ich war bald genug vor der Thüre und dem luſtigen Treiben auf der Plaza Nueva für diesmal den Rücken kehrend, ſtieg ich langſam die Cuesta de los Gomeres hinan. Das iſt eine ziemlich lange, hügelauf führende Straße mit gutem Ziegelpflaſter und reinlicher gehalten, als es die meiſten Nebengaſſen andaluſiſcher Städte gewöhnlich ſind, die Häuſer rechts und links ſehen behaglich und wolhabend aus, über

den Thüren sind Steinbilder und Wahrzeichen, der Flur ist durch prächtig geschmiedete Eisengitter abgeschlossen und mit schön gemusterten, spiegelblanken Azulejos gepflastert, den Patio, in den man im Vorübergehen einen raschen Blick wirft, umgeben marmorne Säulengänge, in seiner Mitte murmelt der unvermeidliche Springbrunnen, auf den Balkonen vor den Fenstern blühen Blumen und liebliche Mädchenköpfe und aus dem Innern dringt kühle Luft und Vogelgezwitscher und lustiger Gesang jungfrischer Kehlen. Wie ich so durch diese Schönheit und Glückseligkeit dahinschritt, da war es mir, als sei ich nicht mehr der Fremdling, sondern von diesem elysischen Lande adoptirt und dürfe mit seinen übrigen Kindern theilhaben an dem gemeinsamen Erbe von götterhaftem Daseinsbehagen und ungezählten Reichthümern der Natur. Andalusische Himmelsbläue und andalusische Sangesfreude zogen mir in die Brust und in mir war's so geruhig, so maienhaft und sonnengolden wie in den träumerischen Patios, an denen ich vorüberkam.

Am Ende der Straße erhebt sich ein steinernes Thor in Triumphbogenform, dessen Schlußstein über der Wölbung das Wahrzeichen Granadas, die aufgesprungene, reife Granate zeigt. Es ist die puerta de las granadas und sie bildet die Grenze zwischen der prosaischen Alltagswelt und einem Zaubergrunde, wo die Geister der Vergangenheit hausen und dem Berufenen aus grünen Lauben und altersgrauem Gemäuer leise Worte zuflüstern. Schüttle den Staub von den Füßen und tritt durch dieses finstere Thor! Es ist ein heiliger Grund, auf den du trittst. Freilich, bist du einer von jenen Tastsichtigen, die nur sehen, was sie auch greifen können,

ſo wirſt du nichts finden als ſchlecht gehaltene Kieswege, ſonnenüberflutete Höfe und verödete Zimmer mit bunten Wänden; haſt du aber die Gabe, nicht mit den Händen, ſondern mit der Erinnerung und Ahnung zu ſehen, dann thut ſich nun vor dir eine morgenländiſche Märchenwelt auf, goldene Paläſte wachſen aus dem Grunde empor, in den Höfen tummeln ſich mauriſche Ritter in rubinbeſetzten Panzern, in den Gemächern liegen auf weichen Teppichen glutäugige Frauen, im halbdunkeln Bade, wo ſchwere Düfte die Sinne betäuben, umſchmeicheln laue Wellen den ſammtenen Leib der Sultana und auf dem Balkon, hinter einer Perſiane aus feinen Binſen verſteckt, ſeufzt eine verſchleierte Prinzeſſin einem unter Hörnergeſchmetter und luſtigen Abſchiedsrufen davonſprengenden Jünglinge lange nach. Du biſt, ſehend aber ungeſehen, ein Gaſt am üppigen Hofhalte Alhamar's des Großen, des Erbauers der Alhambra, die Todten ſteigen aus ihren Gräbern und füllen mit friſchem, buntem Leben jedes Winkelchen des Königspalaſtes und ein verſchollenes Jahrhundert blüht voll und prächtig wieder auf vor deinen Augen, du Glücklicher!

Nun, da wir die puerta de las granadas hinter uns haben, finden wir uns im Angeſichte von drei Wegen: wir ſchlagen den zur Linken ein, der ſteiler und einſamer iſt als der mittlere und rechte, aber gerade zum Haupteingange der Alhambra führt. An der einen Seite ſteigt eine hohe Ziegelwand neben uns empor, die über und über mit einem Epheuteppich umwoben iſt und an der alle kleine Strecke weit ein ſchmächtiger Waſſerfall niederrauſcht, an der andern ſenkt ſich jäh zu ziemlicher Tiefe ein Abhang hinab, der

ganz mit Bäumen und Sträuchern bewachsen ist. Unvergleichlich ist dieser öde Pfad zwischen wallenden Epheuschleiern und murmelnden Wasserfällen zur Linken und der duftenden Baumwildniß zur Rechten! Das Auge sieht mit einer Art wonnigen Grausens in diesen grünen Abgrund nieder, in dessen Tiefe ungesehen ein wilder Bach dahinbraust; wie der Blick, so kann auch der Sonnenstrahl nur über die dicken Kronen der Bäume gleiten, aber das üppige Gewirre der maifrischen Blätter nicht durchdringen. Ueber der im leisen Winde rauschenden und hin- und herwogenden Laubfläche heben einige blaßgrüne Palmen und schlanke Pappeln ihr Haupt in die Höhe; zwischen den Kronen der Ulmen-, Feigen- und Orangenbäume blitzt die dunkelrothe Blüthe der Granate hervor; von ihnen verborgen blüht in bescheideneren Tiefen die wilde Rose, die ihre Anwesenheit durch Düfte verräth, und wo das Gestrüpp und das Gewirr von Blatt und Zweig am dichtesten ist, mitten aus den im vollen Blüthenschmucke rothflammenden Rosenbüschen heraus tönen die Stimmen von Nachtigallen wie neue Gottes-Offenbarungen, wie Offenbarungen des Lebensgeheimnisses, das in der Frühlingswelt schaffenskräftig webt und wirkt.

Je höher der Pfad hinansteigt, umso niedriger wird die Mauer zur Rechten, umso tiefer der Abgrund zur Linken und wir gelangen zuletzt auf einen kleinen freien Platz, wo wir eine vielgerühmte, aber ganz geschmacklose Fontäne, den „pilar de Carlos primero“ und den stolzen Hufeisenbogen der puerta del juicio (Pforte des Urtheils) vor uns haben, den Haupteingang in die Alhambra. Dieses Thor ist eigentlich ein Thurm, eine kleine Veste, einst mit Fallgattern wolverwahrt

und ſtark bewacht, und der Weg hindurch macht zweimal ſcharfe Biegungen, ſo dem Einbrechenden das Vordringen erſchwerend und dem Vertheidiger den Widerſtand erleichternd. An einer Stelle iſt ein altes, dunkelbraunes Muttergottesbild in die Wand eingelaſſen und davor ſchwingt ſich langſam eine metallene Lampe mit ewigem Lichte hin und her; aber halbverwiſchte Inſchriften in geſchnörkelten arabiſchen Zügen ſtarren dem chriſtlichen Symbol von allen Seiten ins Geſicht und ſcheinen, obſchon mit halberloſchener Stimme und von der lebenden Generation unverſtanden, doch mit dem alten finſtern Moslemtrotze dem Eindringlinge zuzurufen: „La illahi il allah!“ Nur Gott iſt Gott! Nur Mohamed ſein Prophet! Von einer Niſche in der Wand des Thorweges wird behauptet, daß hier die glänzenden Sultane, die in der Alhambra hauſten, den Geringſten ihres Volkes Recht und Urtheil ſprachen und der Name des Thors ſcheint die Sage zu bekräftigen.

Wir ſind nun im innern Umkreiſe der Alhambra und nachdem wir wenige Schritte durch einen engen, gekrümmten Gang dahingewandelt ſind, breitet ſich vor uns der weitläufige Plaza de los algibes, Platz der Ciſternen, aus. Links erhebt ſich der Thurm de la vela, deſſen Glocken in dem durchbrochenen Mauerwerk frei ſichtbar hängen und jedesmal am 2. Januar vierundzwanzig Stunden lang ununterbrochen geläutet werden, zum Andenken an den Tag, an welchem die Chriſten unter Ferdinand dem Katholiſchen in dieſes letzte Bollwerk des Islams auf der Halbinſel als Eroberer einzogen. Einen großen Theil des Platzes bedecken Gras, Geſtrüpp und einige wolgepflegte Blumenbeete, aber

die schönste Blume entfaltet sich dort zu unserer Rechten, es ist der Königspalast der Alhambra.

Außenseite und Eingang sind recht unscheinbar, denn die Hauptfront verdeckt der angeklebte Palast Karls V., ein unvollendeter Rundbau im Renaissance-Styl, von ungeschlachter Größe und nun eine verwahrloste Ruine; allein umso überraschender, umso gewaltiger wirkt das Innere, in das man durch die Wohnung des Direktors gelangt. Gleich das Erste, was wir sehen, ist der patio de los arrayanes, der Myrthenhof, das Herrlichste, was dieser Ort uns zu bieten hat. Ein langes Rechteck, mit Marmor gepflastert, an allen vier Seiten von einem Bogengang umgeben, den feine, wie von Silberschmieden gehämmerte, mit Arabesken bedeckte Marmorsäulen bilden. In der Mitte des Hofes ein großes Becken, in das man auf zwei Stufen hinabsteigt und das ein unbewegtes Gewässer erfüllt. Um diesen Teich, ihn ganz einschließend, eine dicke, mauergleich glattgeschorene Hecke von Myrthen. Die Wände hinter den Kolonnaden sind bis zur Brusthöhe mit reichen Azulejos, den schon früher erwähnten glasirten Quadratziegeln, darüber aber bis hinauf zum Friese mit Arabesken in Gyps bedeckt. Die Bogen, die sich von Kapitäl zu Kapitäl schwingen, sind ausgezackt, durchbrochen, wie geflochten, in Wirklichkeit das, was man sie oft genannt hat: Spitzen aus fußdickem Alabaster. Washington Irving und nach ihm Andere haben gesündigt, wenn sie wünschten, daß in diesen Myrthenhof die alte Herrlichkeit wieder einkehre, die Kolonnade sich wieder mit einer beturbanten Ritterschaar, der Hof mit einem bekaftanten Sklaventrosse fülle und aus den schmalen Doppelfenstern dunkle Augen auf das Treiben

niederblicken. Nein, es ist besser so wie es ist; dies Dornröschen ist am schönsten in seinem tiefen Zauberschlafe und ich wollte um alle Welt nicht, daß der junge Fant käme und es wachküßte. Das Schönste am Myrthenhofe ist seine Stille und Vereinsamung; in diesen Säulengängen soll nichts sich regen als das bunte Wechselspiel von Sonne und Schatten, das mit der vorrückenden Stunde von Azulejo zu Azulejo, von Arabeske zu Arabeske weiterwandert; dieser glatte Wasserspiegel soll nichts widerspiegeln als den wolkenlosen Himmel und die verflochtenen Zweige der Myrthen; ungestört soll die Wasserblume im Becken blühen und darüber ein einsamer Falter spielen und in der Hecke ein scheuer Zaunkönig sich wiegen: so zieht ein Stück des Frühlingszaubers aus der freien Welt da herein zwischen diese Wände, die von Menschenhänden aufgerichtet wurden, und der Farbenflor der Azulejos und das blühende Geranke der Arabesken und der Wald der schlanken Säulen scheint ein Werk der Natur und eine Fortsetzung des Waldes draußen und der Myrthen und Wasserblumen hier innen zu sein, wie sie durch freies Wachsthum aus dem Boden emporgestiegen, wie sie durch Sonnenstrahl und Thau und Regen zu Farbenpracht und Formenreichthum gebracht.

Und nun die Räume, die sich von allen Seiten in die Kolonnaden des Myrthenhofes öffnen. Da ist zunächst der Gesandtensaal, die Sala de los embajadores, ein weiter und hoher viereckiger Raum mit Mosaik-Fußboden und einer altersbraunen geschnitzten Holzdecke, die ebenso reiche Muster zeigt wie alle Wände. Durch die Pforte, vor der ein Springbrunnen plätschert, und durch drei hohe und schmale Fenster

strömt gedämpftes Licht herein, das einzelne Theile der Wände und des Estrichs so hell aufleuchten läßt, als wären sie entzündet, während der große Rest in ewiges, geheimnißvolles Zwielicht gehüllt ist. Die Arabesken an den Wänden sind in Blau, Roth und Gold gehalten und zwischen diesen glühenden Farben schlingen sich wie ein zartes Gewebe weiße Linien, die sich zu immer wechselnden Figuren ineinanderwirren. Wer vermöchte mit Worten einen Begriff von den regellosen Formen zu geben, die sich im tropischen Urwald dem Auge offenbaren, wenn tausend Schlingpflanzen sich um Bäume aller Arten und Gestalten in den wunderlichsten Windungen flechten und zwischen ihre Maschen fremdartige Blüthen und ungekannte Früchte und vielfältig gestaltetes Laub einrahmen, während durch das kaleidoskopisch planlose Bild grellfarbige Vögel und Schmetterlinge und Affen und Eichhörnchen huschen? Wer der kapriziösen Schlängelung der Ranke und der erfindungsreichen Unordnung eines Laubdickichts und den Gaukellinien des Goldkäferfluges mit der Feder zu folgen im Stande wäre, der könnte es auch unternehmen, von den Einzelheiten der Dekoration in der Alhambra eine Schilderung zu entwerfen. Wer aber das nicht vermag oder glaubt, daß es die Grenze des Wortes überschreite, der lege die Feder hin und schaue, bewundere und schweige.

Und wie der Gesandtensaal sind all die übrigen Säle und Gemächer des Palastes; aber dennoch ist jeder Raum individuell behandelt und eine Schöpfung für sich; hier sind Azulejos, dort ist Mosaik der Estrich; hier ist die Decke eine

flache Holzschnitzerei, da eine erhöhte Kuppel, dort ein wunderbares Stalaktitengewölbe, die phantastischeste und überraschendste Schöpfung der maurischen Baukunst; hier ist Roth die herrschende Farbe, dort Gold, da Blau, in einem anderen Gemache Grün und wieder in einem andern Weiß. Und nicht zwei Muster, die sich gleichen, ob wir nun auf die Säulen oder auf die Bögen oder auf Wände und Decken blicken. Ich kann mir nicht helfen, aber ich muß wieder auf den oben ausgesprochenen Gedanken zurückkommen: diese maurischen Künstler haben ein neues Stück ursprünglicher Natur geschaffen. Wie die Natur, so kennen auch sie keine Symmetrie im gewöhnlichen, engen Sinne des Wortes, und wie die Natur, so wollen auch sie, daß man ihre Formenerfindung und Bildungsmannigfaltigkeit aufsuche und durch anhaltende Detailbeschauung erfasse.

Große und weite Räume findet man, die Sala de los embajadores ausgenommen, in der Alhambra nicht. Es scheint, daß die Mauren keinen Sinn hatten für die ausgedehnten Gemächer, wie beispielsweise die Römer sie in ihren Kaiserpalästen besaßen, mit ihren einfachen, leicht zu übersehenden Formen und ihren weiten Perspektiven, die gleichsam die Brust freier athmen lassen und die Seele zur Entfaltung ihrer Schwingen auffordern. Hier ist Alles eng, klein, winkelig, unregelmäßig; aber ich sehe in diesen beschränkteren Verhältnissen eine tiefe Nothwendigkeit und einen psychologischen Zusammenhang zwischen der architektonischen Umgebung und dem Temperamente der Bewohner. Die nüchterne Regelmäßigkeit und bei allem Reichthum der Gliederung eigentlich

doch herrschende Armuth der Detaildekoration in den römischen Sälen ist für kalte Verstandesmenschen, die urwaldgleiche Formenmannigfaltigkeit und der wildwuchernde Kleinschmuck der Alhambra-Gemächer für die warmen, poetischen Söhne des Morgenlandes das Angemessene; jene sprechen zum Verstande, diese zur Phantasie, in jenen kann man denken, aber in diesen träumen. Der Maure liegt in seinem kühlen Gemache auf schwellendem Lager und sein Blick starrt ins Leere hinaus; er richtet das Auge gedankenlos auf die nächste Wand, dort wo der Sonnenstrahl wie mit leuchtendem Finger hinweist. Anfangs sieht er nur einen Farbenfleck und einige gesetzlose Schnörkellinien; allein bei längerer und längerer Betrachtung gewinnt das Formlose Form und das Leblose Leben; die scheinbar sinnlose Linie wächst zu einem Blüthenzweige mit Blättern, Blumen und phantastischen Früchten an, aus Zweigen baut sich ein Dickicht auf, nach allen Richtungen greift die wunderbare Vegetation um sich und je länger man diesem Wachsthume folgt, umso reicher sieht man es sich entfalten und um so klarer und bestimmter tritt jede einzelne Ranke, jede einzelne Blüthe, jedes einzelne Blatt hervor. Nun wandert der Blick in einem tropischen Urwalde umher, schattenhaft angedeutete, aber vom orthodoxen Künstler nicht bestimmt umrissene Thiergestalten dämmern im Laube und plötzlich sieht das Auge aus dem Gezweige einen göttlichen Ausspruch hervorblühen, als wäre im Walde eine Stimme Gottes laut geworden. Denn Vieles, was anfangs Arabeske scheint, verdeutlicht sich bei längerer Betrachtung zur Inschrift und man liest überall und überall die frommen Ausrufungen: „Nur Gott ist Gott

und Mohamed ſein Prophet!“ „Gott allein iſt der Sieger!“ „Herr des Rechts, ſei mir ein gnädiger Richter!“

So ſpricht die mauriſche Dekoration zur Phantaſie und zum Gemüthe und je tiefer man ſich in ſie verſenkt, umſo lebhafter beſchäftigt ſie beide. Kein Bild eines Malers, kein köſtliches Geräth kann den Blick von ſo geſchmückten Wänden abziehen, das kann nur eine größere Meiſterin: die Natur! Wir ſehen denn auch die Ausſicht auf die Landſchaft bewußt als den höchſten Schmuck der reichſten Gemächer in der Alhambra behandelt. Gehen wir durch den mit dem Myrthenhof an Schönheit nicht zu vergleichenden Patio de los leones (Löwenhof) in die Sala de las dos hermanas, den Saal der zwei Schweſtern, und wir werden ein Beiſpiel für dieſe Anſicht finden. Der „Saal“ iſt eigentlich ein kleines Zimmer, aber wunderbar reich in Gold und Azur dekorirt und in ſeiner Farbenpracht ſo friſch glänzend, als wäre er geſtern verfertigt und als ſollten heute die ſchönen Sultanstöchter hier einziehen, deren Ankleide- und Arbeitszimmer dieſer Raum war und von denen er den Namen hat. In die vordere Wand iſt eine weite Oeffnung gebrochen und an ſie eine Fortſetzung des Zimmers gefügt, eine Art Laube oder Balkon, der frei über der Tiefe hängt. Es iſt der Mirador de Lindaraja und das Bild, das ſich hier vor dem Auge entrollt, ein ſolches, das ſich vielleicht in ganz Europa nicht wiederholt. Unter ſich hat man den jähen Abſturz des vielleicht ſechshundert Fuß hohen Hügels, auf dem die Alhambra ſteht; in der ſchwindeligen Tiefe breitet ſich eine ſanftgewellte Thalfläche aus, durch die der Genil und Darro ihre Silberfäden

ſpinnen und die mit blaſſen Oliven- und dunkelgrünen Orangenbäumen bedeckt iſt, gegenüber ſteigen die Hügel der Generalife und des Albaycin an, der eine mit den Luſtgärten der Sultane gekrönt, der andere das Zigeunerviertel tragend, zwiſchen beiden wird ein Theil der Stadt Granada ſichtbar und weiterhin, in der unvergleichlich reinen Luft ſcheinbar zum Greifen nahe, ſteigen die mächtigen Spitzen der Sierra Nevada empor, deren leuchtende Schneegipfel mir in der Hitze Granada's wie ein unglaubliches Wunder erſchienen.

Und in dieſem Balkon, dem Mirador de Lindaraja, ſaßen einſt zwei junge Königstöchter in Goldſchmuck und Seide; hinter ſich hatten ſie das reichſte Gemach des reichſten Palaſtes der Welt, vor ſich die entzückendſte Landſchaft Spaniens und ſie waren doch nicht glücklich, wenn die Sage, die von ihnen erzählt, die Wahrheit berichtet!

Die Stunden verflogen mir wie Minuten bei meinem erſten Beſuche in der Alhambra; wie im Traum wandelte ich durch die Höfe, Moſcheen, Bäder und Gerichtsſäle und mir war's wie ein unerquickliches Erwachen aus lieblichem Traume, als ich mich wieder vor der Thüre und auf dem Platze der Ziſternen befand. Ein Aguador (Waſſerverkäufer) trieb ſeinen Eſel zur Hauptziſterne und ſchöpfte ſein Fäßchen mit dem eiskalten, kriſtallhellen Waſſer dieſer großartigen Reſervoirs voll, die vom Darro geſpeiſt werden, ich wartete bis er ſeine Arbeit gethan hatte, kaufte ihm um einen ochavo ein Glas Waſſer ab und ſtieg dann mit ihm zuſammen wieder in die Stadt hinunter.

Er fragte mich unterwegs, ob ich die Alhambra geſehen

habe; ich bejahte; ob es etwas Aehnliches in der Welt gebe; ich machte ſeiner Vaterſtadt ein Kompliment. Darauf lachte er zufrieden und ſang luſtig die in ganz Spanien wolbekannte copla:

„Qui no ha visto a Sevilla,
No ha visto maravilla,
Pero qui no ha visto a Granada,
No ha visto nada!“

„Wer nicht Sevilla geſehen hat, der hat kein Wunder geſehen; aber wer nicht Granada geſehen, der hat gar nichts geſehen!“

Der Fandango.

Eine Woche, die mir kaum ein Tag ſchien, blieb ich in Granada, dann beſchloß ich meine Reiſe fortzuſetzen. Es war kaum 3 Uhr Morgens, als ich die Stadt verließ, um nach dem Bahnhof zu fahren. Traumhaft ſind dieſe Straßen bei Tage, noch traumhafter in der Nacht. Tiefe Schatten, die von keiner künſtlichen Beleuchtung verſcheucht wurden, wechſelten mit hellem Mondlicht ab; hie und da wurde ein Nachtwächter mit Laterne, Horn und Hellebarde ſichtbar, der langſam an den ſchlafenden Häuſern hinſchritt und Verſe zum Lobe der heiligen Jungfrau und der guten Stadt ſang, und in einer der dunkeln Nebenſtraßen brachte ein unſichtbarer Verliebter ſeiner Geliebten eine Serenade mit Geſang und Guitarrenbegleitung. Ich trug dies wunderbare Nachtbild den ganzen Tag in der Seele, bis ich am Abend in Cádiz ankam, wohin ich diesmal

direkt gereiſt war, ohne mich in Córdoba, Sevilla und Jerez aufzuhalten, die ich erſt ſpäter beſuchen wollte.

Was Cádiz an Sehenswürdigkeiten hat, die große, neue Kathedrale und der Hafen mit den Feſtungswerken, die blumengeſchmückte „Alameda de Apodaca“ und das Theater, das kann in einem Tage beſichtigt werden. Allein wenn man alles dies geſehen hat, dann kennt man noch immer das nicht, was eigentlich den Stolz von Cádiz bildet.

Córdoba, Sevilla und Granada, Jaen, Málaga und Jerez, alle größeren Städte Andaluſiens rühmen ſich, die beſten Guitarreros und Fandangotänzerinen zu beſitzen, alle aber geben einmüthig zu, daß der zweite Preis unſtreitig Cádiz gebühre. Ich zweifelte unter ſolchen Umſtänden nicht daran, daß die Gaditaner Recht haben, wenn ſie in beiden Künſten den erſten Rang für ſich in Anſpruch nehmen. Allein wie mußte ich es beginnen, um die größten Sehenswürdigkeiten der Stadt, ihre Guitarreros und ihre Tänzerinen kennen zu lernen? Ich war ganz fremd in Cádiz, wo ich in einer Casa de huespedes, einer Art bürgerlicher Penſion, ähnlich den engliſchen Boarding-Houſes, nur weit angenehmer, billiger und gemüthlicher, wohnte, und ſo viel wußte ich ſchon von ſpaniſchen Sitten und Lebensgewohnheiten, um überzeugt zu ſein, daß man als Fremder und aufs Gerathewol nicht zu einer echten ſpaniſchen Volksunterhaltung gelange. Groß und freudig war daher meine Ueberraſchung, als eines Mittags mein Pupilero, der Beſitzer der Casa de huespedes, in mein Zimmer trat und mich einlud, an einem kleinen Familienfeſte mit Geſang und Tanz theilzunehmen. Ich griff natürlich mit beiden Händen zu und auf meine Erkundigung erzählte

er mir über die Veranlassung des Festes, daß im Nachbarhause eine Witwe mit zwei reizenden Töchtern wohne, deren ältere, Julia, heute ihren Namenstag feire; da habe man beschlossen, mit den nächsten Freunden der Familie einen Ausflug nach einer Posada vor der Stadt zu unternehmen und dort einige Nachmittagsstunden in Heiterkeit zu verbringen.

Bald tönte von der Straße Rädergerassel, Hufegeklapper und Schellengeklirre herauf und der Pupilero kündigte an, daß der Wagen vor dem Thore halte. Es war eines jener wenig geräumigen, omnibusartigen Fuhrwerke, deren sich spanische Städtebewohner bei ähnlichen Anlässen bedienen. Vor den Wagen waren drei stattliche Maulthiere gespannt, deren Geschirr mit Bändern und Kokarden geschmückt und deren Köpfe mit rothen Troddeln behängt waren. Große Blumensträuße und Zweige auf dem Kutschbock und Wagendache zeigten an, daß das Fuhrwerk für eine Vergnügungsfahrt aufs Land gerüstet sei. In demselben saß bereits die Heldin des Tages mit ihrer Mutter und Schwester und einer Freundin, der Pupilero, seine Frau und ich zwängten uns zu ihnen, eine junge Negerin, die bei uns im Hause bedienstet war, setzte sich neben den Mayoral auf den Bock, der Eigenthümer des Wagens aber, ein reicher Unternehmer, dessen Stall etwa achtzig Zug- und Sattelpferde enthält, stellte sich aufs Trittbrett, steckte Kopf und Oberleib durchs Fenster des Wagenschlags ins Innere und machte so die Fahrt mit. Auf allen Balkonen der Nachbarhäuser wurden hinter der gelüfteten Ecke der schattenspendenden Binsenmatten reizende Mädchenköpfe mit neugierigen Glutaugen sichtbar und während

uns zahlreiche jugendfrische Stimmen übermüthige Scherzworte und fröhliche Glückwünsche zuriefen, ließ sich der Mayoral seine lange Peitsche einigemale um den Kopf sausen, schrie seine Maulthiere bei ihren Namen an und davon jagten wir über das grausam holprige Pflaster in den heißen Maitag hinein.

So lange wir zwischen den Häuserzeilen der Stadt dahinfuhren, kam unter den Insassen des Wagens keine rechte Geselligkeit zum Durchbruche. Die Mädchen blickten scheu und verstohlen von der Seite nach dem Fremden, den ihnen der Pupilero als „un muy agradable caballero francés", „einen sehr angenehmen französischen Herrn" vorgestellt hatte, da mein Vaterland in seinen geographischen Erinnerungen keinen Platz einnimmt und „französisch" ihm zur Genüge die Vorstellung des Entfernten und Fremdartigen einzuschließen schien; auf Schmeichelworte, für die jede Spanierin, auch die vornehmste und welterfahrenste, von einer geradezu rührend naiven Empfänglichkeit ist, antworteten sie unter Erröthen mit einem leisen „gracias", „Dank", und begegneten sich unsere Blicke, so schlugen die Mädchen die Augen nieder. Julia, die ältere der beiden Schwestern, war ein hübsches, blühendes Geschöpf von üppigen Formen, mit halbverschleierten, schwimmenden Augen und einer Läßigkeit der Haltung und Bewegungen, die auf einen mehr träumerischen, passiven und willfährigen Charakter schließen ließ. Gerade ihr Gegenstück war ihre jüngere Schwester, Maria Raphaela: knospenhaft unentwickelt, zart, schlank, von herben Formen und schneidigem Wesen; sie hielt keinen Augenblick lang Ruhe; bald hatte sie mit den feinen, dünnen Händchen an den wunderbar schwarzen und

dicken Haarflechten zu ordnen, bald an der Mantilla zu nesteln; ihre blitzenden Augen waren immer in Bewegung, herumflackernd wie ein Irrlicht, über Gesichte und Dinge hinwegzuckend wie ein Lichtstrahl. Man mußte dieses queckſilberne Wesen voll Elastizität und mühsam verhaltener Explosionskraft ansehen, um zu glauben, was der Wagenbesitzer mir zuflüsterte: daß sie nämlich für die beste Fandangotänzerin in Cádiz gelte.

Sie war es denn auch, die zuerst die allgemeine Verschüchtertheit bannte. Verschiedene Leute auf der Straße entlockten ihr drollige Bemerkungen, die wieder zu Gegenbemerkungen herausforderten, auf die sie stets eine schelmische Antwort bereit hatte; die Konversation kam in Gang, das Lachen übte seine ansteckende Wirkung und bald waren wir Alle munter und lautredig und zwanglos, als wären wir Freunde seit Kinderjahren gewesen. Mittlerweile hatten wir die Stadt verlassen, auch schon die Festungswerke passirt, wir waren durch das Bogenthor der letzten Bastei gerollt und befanden uns auf der staubigen, sonnenüberfluteten Landstraße, die nach dem „Puerto de tierra“, dem Landhafen, führt. So heißt nämlich die schmale Landzunge, die Cádiz mit dem Festlande verbindet. Dort befand sich das Ziel unserer Fahrt, eine einfache Landschenke, knapp am Meeresrande gelegen und rings von mannshohem Kaktus umwuchert. Wir wurden an der Thüre vom Wirth empfangen, der uns gleich nach einer großen, auf die See blickenden Hinterstube führte, die nichts enthielt als einen großen Tisch und hölzerne Bänke um denselben. Die Hitze war groß, wir entledigten uns Alle der Kleidungsstücke, die man bei weitherzigster Auffassung für

überflüßig halten kann, und die Damen erfriſchten ſich an einem wunderlichen Getränk aus kohlenſaurem Waſſer und Eſſig, in das ſie ein leichtes, ſchaumig aufgetriebenes Backwerk aus Zucker und Eiweiß tunkten. Bald machte dieſes unliebliche Gebräu einem würdigeren Getränke Platz. Der feurige Manzanilla perlte in der caña, dem originellen, rohrſtengelförmigen Weingläschen der Andaluſier, das wir bereits kennen gelernt haben, eine Flaſche war bald geleert, eine zweite folgte, die Augen entzündeten ſich, die Wangen flammten, die Mädchen wurden übermüthig, plötzlich erſchien der Wirth mit einer Guitarre in der Stube und ſperrte die Thüre hinter ſich zu. Dieſe Handlung wurde vom Pupilero und Fuhrmann mit einem jubelnden Halloh begrüßt, der Wirth aber ſagte nichts, ſondern ſetzte ſich ans untere Ende der Tafel und begann zu präludiren; zuerſt ſpielte er abgeriſſene Akkorde, dann formloſe Läufe, endlich eine erkennbare Melodie. In dieſe fielen die Anweſenden ein, aus voller Kehle mitſingend und mit den Füßen und den cañas im Takte dazu ſtampfend und klopfend. Etwa fünf Minuten hatte der tolle Geſang gewährt, als die Mutter der beiden Mädchen mit Hand und Kopf Julia zu winken begann und ihr „Ya! ya! lla! lla!“ zurief. „Ya! ya! lla! lla!“ echoten die übrigen, alle Hände lockten, alle Köpfe winkten, alle Kehlen riefen und unter einem Sturm von Jauchzen und Jubeln und Händeklatſchen ſtieg Julia nach kurzer, blos formeller Weigerung von der Bank auf den Tiſch. Flaſchen und Gläſer waren zuvor herabgeräumt worden und ſie hatte die ganze Platte zu freier Verfügung für ſich. Mit niedergeſchlagenen Augen und gerötheten Wangen ſtand ſie ein kleine Weile da, ſcheinbar

unbeweglich, in Wirklichkeit den Oberkörper leiſe von rechts nach links wiegend und mit den Händen zum Takte der Muſik das Kleid ein wenig emporaffend; die Guitarre ſchwirrte lebhafter, die Umſitzenden ſangen lauter, mit den Refrains der kurzen Strophen wechſelte der anfeuernde Ruf: „Alza! Alza!“ „Auf denn, auf!“ und durch den Leib des Mädchens zitterte eine neue haſtige Bewegung. Sie faßte das Kleid kräftiger, ihr kleiner Fuß, ihr delikater Knöchel wurden ſichtbar, in raſchem Wechſelſchritt hüpfte ſie bald vor- bald rückwärts, jetzt ſcheinbar ſchwebend, jetzt hart aufſtampfend, jetzt flink umſchwenkend, bald die Arme über der Bruſt gekreuzt, bald einem der Umſitzenden winkend, aber immer dezent, immer anmuthig, in der ſanften Bewegung träumeriſch, in der leidenſchaftlichen noch immer zurückhaltend, eine ſchöne Verkörperung des Ringens zwiſchen Hingebung und ſchüchternem Bedenken, zwiſchen Liebesdrang und keuſcher Mädchenhaftigkeit. So tanzte ſie etwa fünf Minuten lang, bis ihre Bewegungen wieder leiſer wurden, um allmälig ganz zu erlöſchen, und ſie unter allgemeinem Händeklatſchen wieder vom Tiſche herabſtieg.

Eine kurze Pauſe folgte, die mit Trinken und Scherzen ausgefüllt wurde. Darauf ſtimmte der Wirth eine neue Melodie an, wieder begann das Singen und Stampfen und Klopfen und Alzarufen, welches diesmal Maria Raphaela galt, und mit einem unfaßbar raſchen Schwunge ſchnellte ſie auf den Tiſch empor. Das war nun ein Tanz! Um all dieſem Wirbeln, dieſen Windungen und Sprüngen folgen zu können, hätte es ſo vieler Augen bedurft, wie eine Spinne ſie hat. Wie ein Blitz fuhr ſie hieher und dorthin, jetzt

wurde ihr rothes Strumpfband ſichtbar und jetzt ſchien ſie in ihr Kleid wie in eine Wolke gehüllt. Dabei hatte ſie eine Leichtigkeit, die mir kaum mehr irdiſch ſchien. Dieſes Mädchen vermochte, was die talmudiſche Legende von Naphthali, dem Sohne Jakobs, erzählt, daß er nämlich über ein Feld mit reifem Weizen laufen konnte, ohne die Halme zu knicken. Sie ſprang in die Luft und als ſie wieder niederfuhr, wurde der Tiſch nicht erſchüttert; ſie wiegte die Hüfte und ſchwang die Arme und drehte ſich rechts und links und hüpfte und wirbelte und doch war an der Tiſchplatte keine Bewegung zu ſpüren. Es ſchien, als ſpielte der Wind mit einem losgeriſſenen Blatte oder als züngelte eine Spiritusflamme auf dem Tiſche umher. Die Zuſchauer waren toll vor Entzücken, ſie ſprangen auf, ſie ſtreckten die Arme nach dem Mädchen aus und ſuchten es zu haſchen, wobei es ihnen jedoch immer geſchickt entglitt, ſie jauchzten, ſie ſchrieen, ſie klatſchten und als Maria Raphaela endlich müde wurde, da ſtieg ſie nicht vom Tiſche, ſondern wurde von ſechs Armen herabgehoben.

Wieder eine kurze Pauſe, darauf neues Locken zum Tanzen, neues Singen und Klopfen und diesmal beſtiegen beide Schweſtern den Tiſch. Sie führten eine förmliche Pantomime auf, von einer Naturwahrheit, einer Lebendigkeit, von einem dramatiſchen Intereſſe, wie ſie mir noch kaum je auf einer Bühne entgegengetreten ſind. Maria Raphaela warb um Liebe, Julia lehnte ab. Bat die eine zärtlich, ſo wurde die andere ſchwankend und weich, wollte jene nun ihres Vortheils wahrnehmen und ungeſtüm werden, ſo begann dieſe zu ſchmollen und wandte ſich verletzt ab. Die eine wollte

haſchen, die andere entſchlüpfte mit einer leichten Wendung; die eine wollte überwältigen, die andere fuhr erſchrocken zurück. So währte dieſes wunderbar ausdrucksvolle Spiel mit tauſend Abwechſelungen eine gute Weile, bis die Beiden ſich in die Arme ſanken und Hand in Hand vom Tiſche auf den Boden ſprangen.

Nun ſteckte die allgemeine Erregung auch die Mutter der beiden Mädchen an und ſie begann auf dem Fußboden einige Tanzbewegungen auszuführen. Kaum wurde dies bemerkt, als Alles unter tollem Gelächter und Händeklatſchen auf ſie eindrang und ſie im Nu auf den Tiſch gehoben war. Sie ſträubte ſich wol ein wenig und wollte wieder hinunter, allein es half ihr nichts, ſie mußte tanzen. Sie that es auch, anfangs etwas befangen, ſpäter ſelbſtvergeſſener, und je länger ſie tanzte, umſo mehr wich das Alter von ihr, umſo reicher kam Jugendverklärung über ſie. Die am meiſten ſangen und jauchzten und ſtampften, waren ihre Töchter. Sie ſchienen ganz toll vor Stolz und Freude, daß ihre Mutter es im Fandangotanzen noch mit allen jungen Gaditanerinen aufnehmen konnte.

Wer zählt die Stunden, wenn man glücklich iſt? Der Zeiger auf der großen Bauernuhr rückte weiter, wir bemerkten es nicht; die Sonne ſank tiefer und tiefer, wir hatten kein Auge dafür; vor dem Fenſter ſtanden der Mayoral und die Negerin und einige vom Lärm herbeigelockte Zigeunerkinder und grinſten ſelig in die Stube herein; der Wirth goß aus ſeiner behexten Guitarre eine heiße Melodie nach der andern über uns aus, die Männer waren ſchon heiſer vom Singen, die Weiber hatten ſchon geſchwollene Hände vom Klatſchen,

die Kleider und Mantillas hingen den Mädchen schon in Fetzen vom Leibe, da die rasenden Zuschauer ihnen nach jedem Tanze große Stücke Stoff aus den Kleidern herausgerissen und sich an die Brust gesteckt hatten, die beiden Schwestern und ihre Freundin und die Alte aber tanzten noch immer und die Frau des Pupilero hätte es vielleicht auch versucht, wenn sie nicht zu dick gewesen wäre und zu viel Wein getrunken hätte.

Endlich wurde es Abend und in die Stube zog Dunkelheit ein und die Tänzerinen begannen zu klagen, daß sie erschöpft seien. Jetzt erst legte der Wirth die Guitarre hin und umarmte die sich sträubenden Mädchen eins nach dem andern, ein Beispiel, das wir Alle jubelnd nachahmten. Noch etwa eine Stunde lang blieben wir in der Posada, Manzanilla trinkend und ein blos aus Seeprodukten: Muscheln, Hummern, Fischen, bestehendes Mahl verzehrend, dann spannte der Mayoral an und heimwärts gings in lustiger Fahrt.

Wie wir auf der weißen Landstraße dahinfuhren, hatten wir den Ausblick auf die ganze Unendlichkeit des atlantischen Ozeans. Am Himmel stand schon der Mond, in der Ferne sahen wir silberglänzende Segel über den Meeresspiegel gleiten, die Stadt vor uns, in rothes Abendlicht gehüllt, schien gleich einer Lotosblume aus der See hervorzublühen. Vom Wasser her wehte ein nach der Hitze des Tages doppelt wolthuendes kühles Lüftchen und uns zur Seite grollte die Brandung, die mit der steigenden Flut lauter und donnernder wurde. Wir athmeten eine Luft, die aus Salzduft und Blumengerüchen zusammengesetzt schien. Im Innern des Wagens schnarchten der Pupilero und seine Frau, vom Weine und

der Aufregung überwältigt; der Fuhrmann hing müde am Wagenſchlag und war einigemale in Gefahr hinabzufallen; die Alte lehnte in der Ecke und blickte nach dem Monde, nur ich war voll wach; in meinen Ohren ſchwirrte und ſummte noch immer die Guitarre und der Zauber des Moments drang auf alle meine Sinne ein. Maria Raphaela ſaß an meine Seite gepreßt und lehnte ihren ſchönen Kopf auf meine Schulter, daß ihr warmer Athem mir fortwährend über's Geſicht wegſtrich; gegenüber aber hatte ich Julia, deren ſchwermüthiges Auge unverwandt an dem meinen hing.

Daß Fahrten wie dieſe nicht ewig währen können!

Der Himmelfahrtstag in Sevilla.

Die Straße, die von Cádiz nach Jerez de la Frontera führt, iſt die ſchönſte von Spanien und eine der ſchönſten von Europa. Sie iſt in ihrer ganzen Länge nivellirt wie eine Eiſenbahn; kleine Hügel durchbricht ſie in Einſchnitten, Bodenſenkungen überſteigt ſie mit gemauerten Viadukten und zu beiden Seiten wird ſie von einer Baluſtrade begleitet, die eine etwa drei Fuß hohe fortlaufende ſteinerne Arkade darſtellt. Das Land, welches dieſe luxuriöſe Straße durchzieht, iſt öde und unfruchtbar. Rechts und links dehnen ſich Salinenanlagen aus und das Auge ſieht nichts als die ſeichten Teiche, in denen das Meerwaſſer verdampft wird, und neben ihnen hohe Pyramiden aus dem gewonnenen Salze, die in der Sonnenglut mit blendendem Glanze glitzern und funkeln. Allein in dem Maße, wie man ſich Jerez nähert, wird die Landſchaft lebendiger, die Vegetation reicher, die

Salinen und Salzſümpfe verſchwinden und zuletzt fährt man durch die üppigen Weingärten dahin, in welchen der köſtliche „Sherry", dieſer noch unentthronte Lieblingswein der Engländer, wächſt.

Jerez iſt eine Art engliſcher Enclave mitten in Andaluſien. Auf den Straßen hört man ebenſoviel engliſch wie ſpaniſch, die Bevölkerung beſteht zum anſehnlichen Theil aus engliſchen Weinhändlern und auch die wolhabenderen Eingeborenen leben während der Seaſon gewöhnlich in London, wo ſie Häuſer und Geſchäftsfirmen haben. Wäre nicht die hohe Palme auf dem „Paſeo" (Promenade) und der mauriſche Alcazar mit ſeinen verfallenen viereckigen Zinnenthürmen, man dächte gar nicht daran, daß man ſich in Spanien befindet. Nachdem ich in der „Bodega" (Weinmagazin, denn Keller gibt es hier nicht) des freundlichen Don Pedro Gonzales ein Glas von ſeinem uralten „Tio Pepe" und „Soleras" getrunken hatte, war ich mit dem Intereſſanteſten, was Jerez zu bieten vermag, bekannt geworden und ich verließ am zweiten Tage die Stadt, um nach Sevilla weiterzuziehen.

Ich habe ſchon die Copla zitirt, die von Sevilla ſingt:

„Qui no ha visto a Sevilla,
No ha visto maravilla!"

„Wer Sevilla nicht geſehen, der hat ein Wunder nicht geſehen." Und in der That, ein Wunder iſt dieſe Stadt mit ihrer alten Zinnenmauer, den blühenden geheimnißvollen Gärten ihres Alcazars, ihrer Kathedrale, welche größer iſt als St. Peter in Rom, und ihrer Giralda, dem herrlichen 320 Fuß hohen viereckigen Maurenthurm aus bunten Ziegeln, von dem die Legende erzählt, daß ihn bei einem

Erdbeben, welches im ſechzehnten Jahrhundert ſtattfand, die zwei Schutzheiligen von Sevilla, Juſta und Rufina, vom Boden erhoben und ſo lange in der Luft hielten, bis die Erſchütterungen vorüber waren und ſie ihn wieder in Sicherheit zurückſtellen konnten. Weich und warm umſchmeichelt uns hier die Luft, die mit den Wolgerüchen zahlloſer Orangengärten geſchwängert iſt; mit ſchwachem Gefälle und langſamer Strömung fließt der Guadalquivir vorüber, als wäre es ihm leid, ſich von der ſchönen Stadt loszureißen; in den engen, alten Straßen herrſchen kühle Schatten, in denen ſich die ewig heitern Bewohner zigarettenrauchend und ſcherzend von früh bis ſpät ergehen; Sevilla hat keine Promenade, wo die vornehme Welt luſtwandelt, ſondern eine Gaſſe, welche als Corſo dient: das iſt die gewundene Calle de las Sierpes (Schlangengaſſe), gewöhnlich kurzweg Sierpes genannt, die von der Plaza de la Conſtitucion bis zur Plaza del Duque führt; hier liegen die Cafés, die beſten Hotels, die ſchönſten Läden, die Clubs, die Poſt; Wagen und Reiter ſind hier nicht zugelaſſen, blos der Waſſerverkäufer und der Gemüſe- und Obſthändler darf ſeinen Eſel durchtreiben; jede halbe Stunde wird das reine, ebene Pflaſter mit Waſſer begoſſen und während der heißen Stunden des Tages ſind Leinwandſegel quer über die ganze Straße gezogen, um die Sonnenſtrahlen von ihr abzuhalten. Die Alameda de Hercules, einſt der Corſo von Sevilla, iſt nun vernachläſſigt und verfallen und die gute Geſellſchaft hat ſie für die Sierpes aufgegeben, wo man zu allen Stunden des Tages die ſchönſten Frauen und die ſtolzeſten Männer, die reichſten Mantillas und die eleganteſten Capas Andaluſiens trifft. Hier und in allen

andern Gassen steht ein altes, historisches Haus neben dem andern. Ueber ihren Eingangspforten sind Wappen verschwundener Geschlechter und arabische Inschriften sichtbar, die nur zum Theil entfernt wurden. In den marmorgepflasterten Patios wachsen Orangenbäume und Myrthen, die großentheils noch von den Mauren gepflanzt wurden. Ihr Andenken und das Peters des Grausamen beherrscht noch immer die Stadt, in der es kaum eine Familie geben dürfte, die nicht maurisches und jüdisches Blut in den Adern hätte. Der „goldene Thurm" am Guadalquivir hat die Schätze Peters des Grausamen verwahrt; das Haus in der Nähe der Kathedrale, dessen Façade in der Höhe des ersten Stocks in einer Nische das wunderliche alte Steinbild schmückt, das einen Mann mit einem Strick um den Hals darstellt, verewigt das Andenken an einen der hübschesten Züge aus dem Leben dieses widerspruchsvollen Königs. Er hatte die Bekanntschaft eines gemeinen Kohlenbrenners gemacht und an seinem natürlichen Verstande und Witz solches Wolgefallen gefunden, daß er ihn zum Polizeimeister von Sevilla ernannte. Eines Abends war der König zu einer Geliebten gegangen und von deren Gatten bei ihr überrascht worden. Der König hatte ihn getödtet und war ruhig in seinen Palast zurückgekehrt. Man fand den Leichnam und erhob ein wildes Geschrei nach dem Mörder, da der Getödtete ein angesehener Mann war. Peter der Grausame ließ seinen Polizeimeister rufen und fragte ihn, ob er von dem begangenen Morde Kenntniß habe. „Ja, Herr", antwortete der ehemalige Kohlenbrenner. „Hast Du Dich schon des Mörders bemächtigt?" „Nein, Herr." „Und weißt Du nicht, was Deine Pflicht ist?"

„Gewiß, Herr, und ich werde sie erfüllen.“ „Ei, ei“, lächelte der König höhnisch. „Du sprichst sehr zuversichtlich. Weißt Du denn, wer der Mörder ist?“ „Noch nicht, Herr, aber ich mache mich anheischig, binnen drei Tagen seinen Hals in der Schlinge zu haben, widrigenfalls mein eigener Kopf verwirkt sei.“ „Topp“, sagte der König, „binnen drei Tagen hat der Mörder den Strick um den Hals oder Du gehst selbst zum Galgen.“ Nach drei Tagen kam der Polizeimeister zum König und sprach: „Herr, ich habe den Mörder.“ „So, so?“ „Und er hat den Strick um den Hals.“ „Ei?“ „Wenn der König die Gnade haben will, mir zu folgen, so wird er sich selbst davon überzeugen.“ Der König ging sehr aufgeräumt mit dem Polizeimeister, der ihn in den Vorsaal führte, hier von einem Gegenstande, der verhüllt in der Ecke stand, den Vorhang wegriß und dem König — seine eigene Büste mit dem Strick um den Hals zeigte. Der König wurde einen Augenblick lang unmuthig, dann aber reichte er dem Polizeimeister die Hand, dankte ihm für seine Unerschrockenheit, that Kirchenbuße und befahl, daß das Steinbild zum ewigen Andenken am Hause des Ermordeten angebracht werde, wo es noch heute zu sehen ist.

Der Alcazar von Sevilla, die Residenz seiner maurischen Könige, ist so prächtig und so wolerhalten wie die Alhambra selbst. Schon die hohe Eingangspforte mit dem Hufeisenbogen und dem alabasternen Spitzenwerk und den Thorflügeln aus Holzmosaik ist ein Juwel an Schönheit und ein Juwel ist jedes einzelne der Gemächer mit ihren Marmor- und Mosaikfußböden, ihren Gewölben, die bald mit Stalaktiten behängt sind, bald aus vergoldetem und überreich geschnitztem

Holzgetäfel bestehen, und ihren Wänden, die bis zur Decke hinan mit vielfarbigen Azulejos bekleidet sind, auf welchen sich das Wappen der Könige von Sevilla (in goldenem Feld ein rechter Schrägbalken, blau, der oben und unten von einem Löwenrachen gehalten wird und in Gold die arabische Inschrift trägt: „Nur Gott ist Gott und Mohamed sein Prophet") tausendfach wiederholt. Die Alhambra hat nichts, was dem großen Badesaal im Alcazar an die Seite gestellt werden kann. Ueber dem weiten Raum wölbt sich eine Kuppel, deren dickes Mauerwerk nur an wenigen Stellen von kleinen Oeffnungen in der Form von Sternen durchbrochen ist, welche mit rothem Glase geschlossen sind. Der Tag scheint also in diesen geheimnißvollen Raum, den ein diskretes Halbdunkel füllt, nur in Gestalt schwach glimmender rother Sterne herein. Die Mitte des Saales nimmt ein weites, seichtes Marmorbecken ein, zu dem man auf Stufen hinabsteigt. In den Ecken sind durchbrochene Steinplatten in den Boden eingelassen, durch die aus unterirdischen Räumen wolriechende Dämpfe in den Badesaal aufstiegen. Hier schwelgten die verweichlichten letzten Maurenkönige mit den Schönen ihres Harems, bis das Schwert des heiligen Ferdinand — es liegt noch im Dome zu Sevilla — sie über die Schwelle dieses üppigen Gemachs jagte, das bis dahin nie der Fuß eines andern Mannes als des Königs betreten hatte.

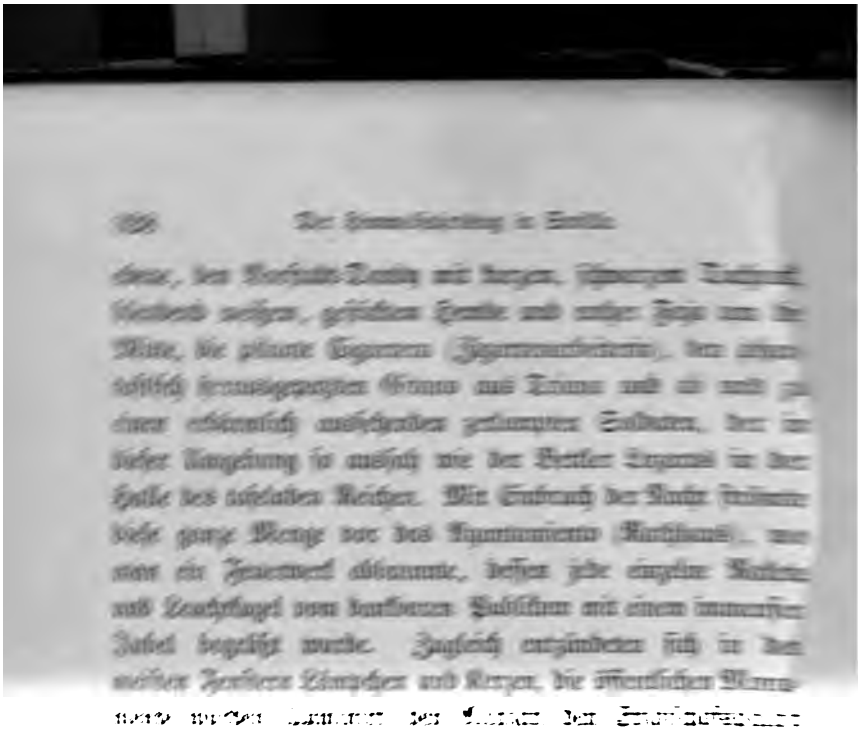
Kaum eine Woche nach meiner Ankunft in Sevilla fand das Himmelfahrtsfest statt. Man hatte mir gesagt, daß die Stadt — mit Barcelona und Cartagena — eine der Hochwarten des religiösen und politischen Radikalismus auf der

iberiſchen Halbinſel ſei, allein ich muß trotzdem ſagen, daß ich das erwähnte Kirchenfeſt nirgends mit ſo viel Pomp, ſo tiefer Inbrunſt und einem ſo großartigen äußern Apparat habe feiern geſehen wie gerade hier.

Manchen Tag vorher war mit den Vorbereitungen zur feſtlichen Ausſchmückung der Stadt begonnen worden und am Mittwochabend zeigte ſie ſich bereits in ihrem vollen Feiertagsſtaate. Es gibt Städte, die, wenn ſie ſich ſchmücken, ſo ausſehen wie Taglöhner im Sonntagskleid; zu ihren Fabrikſchlöten und kahlen Miethkaſernen paſſen Guirlanden und Flaggen wie Handſchuhe auf die groben Fäuſte eines Holzſpalters; andere dagegen gleichen auch in ihrer Alltagstracht einer Königin in Straßentoilette und wenn ſie ein Feſtgewand anlegen, ſo iſt es, als hätten ſie einen Hermelinmantel über die ſtolzen Schultern geworfen und eine Krone auf das vornehme Haupt geſetzt. Sevilla iſt eine von dieſen hoheitsvollen Städten; immer iſt ein eigener Schmelz von Feſtlichkeit über ſie ausgegoſſen, bei dieſer Gelegenheit aber konnte man ſich in den Hallen eines Herrſcherpalaſtes glauben, der für ein Krönungsbanket ausgeſchmückt iſt. Die Calle Sierpes, die unregelmäßige Plaza de San Francisco, die Calle Genova, Escobas und die übrigen Straßen, die vom San Fernandoplatze zur Kathedrale führen, boten einen wunderbaren Anblick dar. Die Fronten der meiſten Häuſer bedeckte vom Kranzgeſimſe bis zum Straßenpflaſter herab ein Ueberzug von koſtbaren Stoffen, meiſt rother Seidendamaſt, in manchen Fällen weiße Seide, ja ſogar Spitzen. Nach der beſcheidenſten Schätzung repräſentirten die herrlichen Gewebe, welche zur Ausſchmückung der Façaden verwendet

wurden, nur an den wenigsten Häusern eine kleinere Summe als 4—5000 Mark, an manchen aber wol das Zehnfache dieses Betrags. Das ist nebenbei ein kleines Beispiel des Reichthums der alten andalusischen Familien. Der Goldstrom, der breit und mächtig zwei Jahrhunderte lang aus Amerika nach Spanien floß, hat die Edelhöfe und Kaufmannshäuser zum Ueberquellen mit Schätzen gefüllt und zwei weitere Jahrhunderte innerer und äußerer Kriege, fiskalischer Aussaugung und allgemeinen wirthschaftlichen Niederganges konnten die angehäuften Reichthümer nicht ganz erschöpfen. Noch immer sieht man Bäuerinen aus der Sierra mit einem schweren Goldgürtel, einem Strang echter Perlen um den Hals und einer Mantilla aus Brabanter Seidenspitzen zur Feria (Jahrmarkt) kommen; die vornehmen andalusischen und kastilischen Damen erwecken noch immer in Paris Neid und Bewunderung mit ihrem ererbten Familienschmucke, der schon auf den Hoffesten der Philippe in Madrid geglänzt hat, und einfache Bürgerfamilien von Sevilla bewahren in einer Kammer ihres Hauses Hunderte von Geviertmetern der schwersten Seide oder reichgewirkten Goldbrokats, die an den Hauptfesten der Christenheit zur größern Ehre Gottes und seiner heiligen Kirche mit silbernen Nägeln, goldenem Schnurwerk und feinem Ebenholz-Geständ an der Außenseite des Hauses befestigt werden.

An diesem Mittwochabend waren alle Läden geschlossen und eine dichte Menge tummelte sich in den geschmückten Straßen, die Draperien bewundernd oder kritisirend. In den bunten Gruppen sah man den von dem r
und Olivengenuß feist gemästeten Bauer



Am Sonntagsmorgen verkündete anhaltendes Glockengeläute von allen Kirchtürmen den Anbruch des Festtages. Seit fünf Uhr früh drängte sich die Bevölkerung in die Kirchen, wo mit dem ersten Tageslichte an allen Altären das Zelebrieren von Messen begann. Um acht Uhr setzte sich die große Prozession von der Kathedrale aus in Bewegung. Die Sonne brannte schon mit afrikanischer Glut herab, das Straßenpflaster flammte, die Mauern der Häuser hauchten Backofenhitze aus; dennoch waren alle Straßen, durch welche

die Prozession zu ziehen hatte, mit Gläubigen und Neugierigen gefüllt, die stundenlang entblößten Hauptes und meist im Staube knieend den Zug erwarteten. Diese aufopferungsvolle Resignation war umso bemerkenswerther, als die Spanier sonst eine dem Fremden lächerlich scheinende Angst vor den Sonnenstrahlen zeigen und oft die komischesten strategischen Bewegungen, lange Lavirungen und mannigfache Umwege ausführen, um nicht eine fünf Schritt breite Straße kreuzen zu müssen, die eben vom Sonnenlicht überflutet ist.

Alle Balkone waren mit Damen besetzt, die sich die Zeit mit lebhaftem Fächerspiel und munterm Plaudern verkürzten. Ich weiß nicht, was schöner war: die üppigen Arabesken des rothen Damasts, der die Häuser schmückte, oder die südlichen Blumen, welche die Balkone einfaßten, oder die Mädchenköpfe mit Glutaugen, eingerahmt von der festlichen weißen Spitzenmantille, die hinter den grünen Blättern und farbigen Blüthen hervorlugten.

Die Prozession eröffnete eine Abtheilung schwerer Kavalerie in schreiender, schnurenbehängter und gleißender Uniform; die Provinz- und Stadtbehörden folgten, dann kam die Geistlichkeit, voran die jungen, stattlichen Kleriker, dann die feisten Pfarrer und Domherren, zuletzt der Erzbischof unter einem goldenen Baldachin, an dessen vier Stangenspitzen große Straußenfedern nickten. Unter diesen Gestalten können Zubaran und Herrera nicht die Vorbilder für ihre magern, pergamentenen, finstern Heiligen mit den wahnwitzigen, fieberglühenden Augen gefunden haben. Diese wolgenährten, fast pausbäckigen Gesichter athmeten Lebenslust und Weltfreudigkeit; in diesen Augen wohnten Schelmerei und Uebermuth. Die Geistlichen schritten

in unbekümmerter Behaglichkeit dahin; sie trugen ihre mit Goldstickereien und Edelsteinen überladenen Gewänder mit der leichten Eleganz und Freiheit, mit der ein guter erster Tenor auf der Bühne sein Edelmanns-Wamms trägt; sie gaben sich nicht die Mühe, Würde, Gravität oder Andacht zu heucheln, gingen nicht in abgemessenem Stelzenschritt und schlugen die Augen nicht nieder, sondern plauderten munter mit einander, musterten im Vorübergehen neugierig die Frauen, die von den Balkonen auf sie hinabblickten, und sandten sogar heitere Grüße hinauf, wenn sie unter einer Mantilla ein reizendes Beichtkind erkannten. Dieser Mangel an andächtiger Sammlung bei den Geistlichen schien aber bei der Menge durchaus kein Aergerniß zu erregen. Die knieenden Zuschauer zu beiden Seiten des Zugs blieben ernst und feierlich gestimmt, die Perlen des Rosenkranzes rollten unaufhörlich zwischen den Fingern und die Lippen murmelten emsig ungezählte Paternoster und Ave Marias. Den Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit bildeten übrigens weniger die Geistlichen als die Schätze der Kathedrale, die im Umgange mitgetragen wurden. Da war ein Reliquienkasten, dessen haselnußgroße Diamanten im Sonnenglanze funkelten; da war das Banner, das dem heiligen König Ferdinand voranflatterte, als er nach der Vertreibung der Mauren in das eroberte Sevilla einzog, und da war endlich die sogenannte „Custodia", ein ungeheures Kunstwerk aus Silber, fast zwei Klafter hoch und so schwer, daß sechzehn herkulische „Gallegos" (Galizier, die in Spanien dieselbe Rolle spielen wie die Auvergnaten in Frankreich und die Irländer in England) unter seiner Last keuchten. Die Custodia stellt einen Kuppelbau mit vielen Stockwerken und

Nischen dar, in welchen zahllose reizend ziselirte Heiligenstatuetten, gleichfalls aus Silber, stehen, während zu unterst in einem offenen, säulengetragenen Raume das Christkindlein sitzt.

Der Umzug nahm ungefähr anderthalb Stunden in Anspruch. In dem Maße, wie die Sonne höher stieg und die Hitze drückender wurde, beschleunigte die Prozession ihre Schritte und ihre Rückkehr nach dem kühlen Patio de los naranjes (Orangenhof) neben der Kathedrale erfolgte in einem gelinden Trabe, der den Trägern der Custodia den Athem raubte. Gegen halb zehn Uhr war Alles vorüber; die Calle Genova zeigte wieder ihre gewöhnliche Ausgestorbenheit, über die Balkone, von denen die Mädchenköpfe verschwunden waren, fielen wieder die buntgestreiften grellfarbigen „Persianos" herab, mit Schellengebimmel trampelten die Esel der Aguadores durch die sonnenglühenden Gassen und wenn sie ihr Treiber einen Augenblick lang stehen ließ, fraßen sie mit unehrerbietiger Genäschigkeit die duftenden Feldblumen, welche fromme Hände am frühen Morgen auf die Wege der Prozession gestreut hatten.

Um vier Uhr Nachmittags erwachte die schlummernde Stadt zu frischem Leben. Die ganze Bevölkerung war wieder auf den Beinen und begab sich in endlosem Zuge nach der Plaza de Toros (Arena für Stiergefechte), wo ein großartiger Stierkampf stattfinden sollte. Provinzstädte, selbst die größten, sind nicht so glücklich, das ganze Jahr „corridas" zu haben; diesen Luxus kann sich nur Madrid bezahlen. Ueberall anders ist die Corrida ein Regal der großen Festtage. Man weiß dann aber auch die seltene Festgabe zu schätzen. Alt und Jung eilt zu dem Schauspiele und wer

nicht durch Krankheit ans Lager gefeſſelt iſt, den findet die fünfte Stunde gewiß im weiten Zirkus, deſſen Dimenſionen darauf berechnet ſind, die ganze Bevölkerung der Stadt faſſen zu können.

Die Plaza de Toros von Sevilla, obwol eine der größten in ganz Spanien, war bei dieſer Gelegenheit bis auf den letzten Platz gefüllt. Sie bot einen Anblick, den man nicht vergeſſen kann, wenn man ihn einmal geſehen hat. Die eine Hälfte des Zirkus war im Schatten, auf der andern Hälfte brütete die Sonnenglut. Unter dem Himmel Spaniens und an einem Maitage bedeutet Licht und Schatten nicht daſſelbe wie in den nördlicheren Breiten. Der Schatten iſt hier ein ſchwarzer Abgrund und das Licht eine blendende Flamme. In dieſer weißglühenden Flamme aber funkelten wie Figuren von limouſiniſchem Email die gelben, grünen, rothen und blauen Kleider der Frauen aus dem Volke und fuhren gleich den ſprühenden Funken eines Feuerwerks die unabläſſig geſchwungenen zehntauſend Fächer aus grellfarbigem Papier hin und her, die am Eingange des Zirkus um zwei Cuartos (etwa 5 Pfennig) das Stück verkauft werden und mit denen alle Zuſchauer auf der Sonnenſeite verſehen ſind. Die Umfaſſungsmauer des kreisrunden Zirkus iſt an einer Stelle beſchädigt; ſie wurde vor ſiebzig Jahren von einem heftigen Sturm in der Breite von etwa zehn Klaftern demolirt und iſt — nach ſpaniſcher Gewohnheit — nie wieder ausgebeſſert worden. Durch dieſe Breſche erblickt man die bunte Giralda, die ſchlank und hoch wie eine Palme gen Himmel ſtrebt. Während des Schauſpiels zog ein ſchweres Ungewitter herauf. Eine ſchwarze Wolke bedeckte den Himmel und bildete einen

wunderbaren Hintergrund, von dem sich die rothe Giralda und der massige Zirkus mit unvergleichlichem Effekte abhob.

Das Stiergefecht war ein glänzendes. Der große Lagartijo und der elegante Frascuelo waren die Espadas und die Stiere von besonderer Tüchtigkeit. Allein der Wolkenbruch, der sich gegen sieben Uhr über die Stadt ergoß, zwang die Cuadrillas, den Zirkus zu verlassen und von den sechs Stieren, die nach dem Programme getödtet werden sollten, kam zur großen Unzufriedenheit des Publikums einer mit dem Leben davon. Das Unwetter ging übrigens so schnell vorüber, wie es gekommen war, und ein duftiger, wonnesam kühler, sternenheller und mondbeglänzter Abend beschloß den Tag. In der Calle Sierpes wogten bis lange nach Mitternacht elegante Spaziergänger auf und nieder, im Vorübergehen mit den Damen tiefe Blicke austauschend und ihnen Liebesworte zuflüsternd. In Triana tönte in allen Posadas die schwirrende Guitarre und zur Copla des Gitano tanzten junge Mädchen unermüdlich den Fandango und Habanero. In den schweigenden, dämmrigen Nebengassen preßte mancher Jüngling die brennende Stirne an die kalten Eisenstäbe des Fenstergitters, hinter dem ein ängstliches Mädchen stand und den leidenschaftlichen Worten des Werbers lauschte. Am nächsten Morgen aber wurden in Triana und auch in den stillen Nebengassen diesseits des Guadalquivir einige Leichen mit einem Messer im Herzen aufgelesen. So enden in Andalusien die freudenreichen Festtage der Kirche!

Am zweitnächsten Abend ging ich in die Kathedrale, um den „Tanz der Seises" zu sehen. Diese durch die ganze katholische Welt berühmte Schaustellung findet in der Kathedrale

zu Sevilla dreimal jährlich, nach dem Himmelfahrtstage, nach Weihnachten und Ostern, allabendlich eine Woche hindurch statt. Im vorigen Jahrhundert geschah es, daß der Tanz der Seises in Rom als eine unschickliche und possenhafte Handlung denunzirt wurde und der Papst die Fortsetzung der uralten Gepflogenheit untersagte. Da sandte der damalige Erzbischof von Sevilla seine Seises nach Rom und ließ sie vor dem heiligen Vater ihren Tanz aufführen, der jenen so rührte, daß er in Thränen ausbrach und in einer eigenen Bulle den „baile de los Seises“ als gottgefällige Uebung rühmte und für ewige Zeiten gestattete.

Durch den Patio de los Naranjes, den wunderschönen maurischen Hof mit Arkaden und Springbrunnen und voll von Orangenbäumen, der ehedem zu einer Moschee gehörte und jetzt an die Kathedrale stößt, führt der Haupteingang zu dieser. Man tritt durch eine Pforte, über welcher ein ausgestopftes Krokodil, das Geschenk irgend eines mittelalterlichen afrikanischen Potentaten, an einer Kette hängt, und steht nun in der ungeheuern, 625 Fuß langen und 250 Fuß breiten Kirche, die, außen durch eine angeklebte stilwidrige und geschmacklose Renaissance-Façade schmählich entstellt, sich innen als ein reingothisches Monument präsentirt. In den zahllosen Kapellen, die einen Kranz um die ganze Kirche bilden, hängen Gemälde von Murillo, Cano und Zurbaran, die hundert Altäre glänzen von Gold und Edelsteinen, die von den himmelhohen Gewölben niederhängenden Ampeln sind aus Silber, in der „königlichen Kapelle“ liegt in einem gläsernen Sarge die Leiche des heiligen Ferdinand, angethan in eine prächtige Rüstung aus damaszirtem Stahl, sämmtliche Fenster

sind mit reichen Glasmalereien gefüllt, durch welche das Sonnenlicht gedämpft und zauberisch getönt ins Innere der Kirche dringt.

Im Trascoro, den ein reich gearbeitetes Gitter rings abschließt, saßen an jenem Abende in den Chorstühlen etwa dreißig Mönche mit Streichinstrumenten und an dem schönen gothischen Psalterium stand ein Mönch, der der Kapellmeister dieses Orchesters war. In diesem Theile der Kirche herrschte bereits tiefes Dunkel, das nur durch die im Trascoro brennenden Wachskerzen aufgehellt wurde. Um das Gitter sammelte sich allmälig eine zahlreiche Menschenmenge, welche die Hände faltend auf die Steinplatten niederkniete und in dieser Stellung, den Kopf nach dem Trascoro gewendet, der kommenden Dinge harrte. Um halb sieben Uhr öffnete sich die schwere Eichenpforte im Hintergrunde des Trascoro und unter Vorantritt eines Mönchs kam ein Zug von etwa zwanzig Chorknaben herein. Es waren durchaus schöne und wolgestaltete Kinder, das jüngste vier, das älteste zehn Jahre alt, und alle in die Tracht der Pagen aus dem sechzehnten Jahrhundert gekleidet. Sie trugen weiße Atlasschuhe mit Schleifen, weiße Seidenstrümpfe, Kniehosen und Wämmser mit Schlitzärmeln aus weißem und rothem längsgestreiftem Atlas, Achselschleifen mit lang herabhängenden Bändern in denselben Farben und einen rothen Sammthut mit langer Straußenfeder. Sie stellten sich nach der Größe geordnet in zwei Reihen einander gegenüber auf und nun begann das Orchester eine süße, melodiöse, einfache Musik zu spielen, die wie Sphärenklang durch den weiten, dunkelnden Dom zog. Nachdem dies Konzert eine Weile gedauert hatte, hoben die Chorknaben

einen Geſang zum Lobe Chriſti an, der ſich ebenfalls in den einfachſten Rhythmen bewegte, aber von wunderbar einſchmeichelndem und rührendem Wolklang war. Während die Seiſes mit ihren klaren, innigen Kinderſtimmen ſangen, führten ſie eine Art langſamen und feierlichen Menuetts auf, vortretend, ſich vor einander tief verneigend, auf den Platz zurückkehrend, dann rechts und links hervorgehend, die Plätze mit einander und mit dem Gegenüber vertauſchend, wobei das Lied immer fortging und die Mönche ihre unausſprechlich ſüße Begleitung dazu geigten. Die ſchönen, unſchuldigen Kinder in der bildhübſchen Tracht, ihre anmuthigen Tanzſchritte und zierlichen Verneigungen, die in Halbdunkel gehüllten geigenden Mönche, der unbeſtimmte Schein der wenigen Wachskerzen, die ergreifende Muſik und der rührende Geſang, dazu der weite Dom, den die Schatten des Abends erfüllten und deſſen Mauern und Wölbungen ins Unendliche hinausgerückt ſchienen, das Alles wirkte überwältigend auf das Gemüth; es blieb denn auch kein Auge trocken und die Mönche und Seiſes endeten ihr Geigenſpiel und ihren Geſang und Tanz nach einer halben Stunde unter dem allgemeinen Schluchzen der Gläubigen, die dann noch eine Weile in religiöſer Verzückung in der dunkel gewordenen Kathedrale zurückblieben.

Spanische Zigeuner.

Eine bekannte spanische Copla sagt:

„Para cantares Madrid,
Para dineros la Habana,
Para jardines Valencia,
Para gitanos Triana."

„Gesänge hat Madrid und Geld hat die Habana, Gärten hat Valencia und Zigeuner Triana", und in der That gibt es vielleicht in ganz Europa, selbst die Städte Siebenbürgens und der Walachei und Moskau nicht ausgenommen, keinen zweiten Ort, wo sich das braune Volk in solcher Menge zusammenfände wie in Triana, der weitläufigen Vorstadt von Sevilla, die jenseits des Guadalquivir liegt und zu der man durch ein stattliches altes Stadtthor und über eine eiserne Brücke gelangt. Die Zigeuner bilden übrigens
Triana, sondern im ganzen Süden Spa

wesentlichen, besonders in die Augen springenden Bestandtheil der Bevölkerung. Das ist einer der Züge, die Spanien mit Ungarn gemein hat. Spanien und Ungarn sind die beiden Länder, wo die Zigeuner sich am wolsten fühlen, am lustigsten vermehren und in größter Zahl schmarotzen. Als die geheimnißvollen Fremdlinge aus dem Osten gegen Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts zuerst in Europa erschienen, da verbreiteten sie sich wie mehr als ein Jahrtausend vorher die Juden nach allen Himmelsgegenden und versuchten ihr Heil in allen Ländern und mit allen Völkern; Deutschland war ihnen nicht zu dürftig, Schweden nicht zu kalt und England nicht zu ungastfreundlich. Allein bald wurden sie aus dem ganzen Norden und Westen Europas theils ausgetrieben, theils spornten sie ihre kleinen Rößlein freiwillig weiter, um schöneren Himmel und bessere Menschen zu suchen, und nur kleine, verstreute Gruppen ihrer Stammesgenossen, die sich noch heute in England, in Skandinavien und im Elsaß vorfinden, erinnern daran, daß auch diese Länder einst von dem menschlichen Heuschreckenzuge der Zigeuner überrannt worden waren.

Nach Spanien aber kamen sie, um es nicht wieder zu verlassen. Es wurde ihnen eine warme Heimat und sie selbst wurden bald spanischer als die Spanier selbst. Ströme, Berge, Meere und Wüsten waren ihnen auf jahrhundertelanger Wanderung kein Hinderniß gewesen, als sie sich von Hindostan aufgemacht hatten, um im unbekannten Westen vor dem Würgschwerte Tamarlangs Schutz zu finden; wie dunkle Vögel waren sie zuletzt über die Pyrenäen geflogen, wie braune Ottern hatten sie den Ebro übersetzt und immer weiter drängte sie noch der Wandertrieb oder die Abenteuerfreude. Als sie

aber am Fuße der „braunen“ und der „ſchneeigen“ Bergkette (Sierra morena und nevada) und an die Ufer des Guadalete, Guadalajara und Guadalquivir gelangt waren, als ſich die vier Königreiche von Andaluſien vor ihnen aufgethan hatten, da ſtarb die Wanderluſt in ihrem Herzen aus, der Wanderſtab fiel aus den ſich öffnenden Fingern zu Boden und ihre Füße ſchlugen Wurzel. Ueberkam ſie eine Erinnerung an ihre längſtverlaſſene Urheimat? Ich vermuthe es. Das Bild mußte ihnen bekannt ſcheinen und längſtverſtummte Saiten ihrer Seele wieder zu leiſem Tönen bringen. Da war der unſagbar blaue, edelſteinreine Himmel, da war die flammende, nieverhüllte Sonne, da wehten hohe Palmen in der warmen Luft, da reiften die Feige, die Olive, die Orange und der Granatapfel und da waren fröhliche, ſorgloſe Menſchen mit einer Seele voll Geſang und einer allezeit offenen Hand. Sie zogen bis an die Felſen von Gibraltar; wol winkte jenſeits des ſchmalen Waſſerſtreifens neues Land, aber es fiel ihnen nicht ein die Flut zu kreuzen, deren ſchäumender Saum ihre nackten Füße badete, und die die Steppen Zentralaſiens und die große See in ihrer Wanderung für nichts geachtet hatten, hielten für immer inne vor der unbedeutenden Meerenge.

Freigeiſter von Geburt und Philoſophen aus Neigung fanden ſich die Zigeuner ſehr gut mit den ſpaniſchen Vorurtheilen ab. Als die Juden und Mauren ausgetrieben wurden, da ſetzten ſich die Zigeuner behaglich in die leergewordenen warmen Neſter; als die Nachkommen jener Unglücklichen auf den Scheiterhaufen verbrannt oder an der Garota (Droſſelſtange) erwürgt wurden, da lebten die Gitanos

in Frieden und Seligkeit. Verlangten die Herren vom heiligen Gerichte, daß jeder Vorübergehende vor den Kirchthüren den Hut abziehe, ſo knieten die Gitanos nieder; verlangten jene, daß man vor Prozeſſionen im Staube niederkniee, ſo warfen ſich die Gitanos der ganzen Länge nach hin und berührten mit der Stirne den Boden. Was koſtete es ſie, in die Kirche zu gehen, wo es ſo kühl und duftig iſt? den Pfarrer ehrfurchtsvoll zu grüßen, der ihnen ab und zu eine kleine Münze oder einen Mund voll Wein ſchenkte? bei allen Prozeſſionen mitzulaufen, wo im Gedränge vielleicht ein Börschen unbemerkt Hände wechſeln konnte? So waren ſie die eifrigſten Söhne der Kirche und ſtellten kaum einen einzigen Mann zu dem überzahlreichen Ketzerheere, das durch drei Jahrhunderte ſeine Schwachgläubigkeit auf der Richtſtatt zu büßen hatte, was aber nicht hindert, daß die Gitanos noch heute die übrigen Spanier im Gegenſatze zu ſich ſelbſt „cristianos“ (Chriſten) nennen.

In Spanien iſt der Zigeuner nicht verachtet wie in andern Ländern und ſelbſt in Ungarn, wo er doch einen ſo weſentlichen Zug in der nationalen Phyſiognomie bildet: im Gegentheil, man fühlt eine Art Wohlwollen und Werthſchätzung für ihn. Der richtige Spanier iſt auf ſeine Gitanos ſo ſtolz wie auf ſeine Orangenwälder, Maurenpaläſte, Malerſchulen und Silberminen, wie auf irgend ein anderes der Schönheitswunder oder Abſonderlichkeiten, an denen die Halbinſel ſo reich iſt. Der Zigeuner iſt eigentlich der beſte Typus des unverfälſchten Andaluſiers und dies wird im Lande willig anerkannt. Manche der Eigenſchaften, die eben dem Andaluſier ſeinen Sondercharakter geben, ſind im Gitano noch ſchärfer

ausgeprägt als in jenem. Wer trägt die capa mit ſolcher maleriſchen Eleganz, mit ſolcher ſtolzen Ungezwungenheit, mit ſolcher herausfordernden Keckheit und Koketterie, kurz mit ſolchem „salero“, wie der Zigeuner? Wer handhabt die Navaja, das ſpitze Cordobanermeſſer, mit ſo tödtlicher Sicherheit und Geſchicklichkeit, wer reitet ſo verwegen, wer iſt ein ſo wilder Zagal wie er? Einige der beſten Stierkämpfer und berüchtigteſten Banditen waren Zigeuner und er iſt überhaupt in Spanien ein ganz anderer Burſche als der Roſſedieb und Keſſelflicker, den wir auf unſern Jahrmärkten umherziehen ſehen. Zwar ſein Phyſikum iſt dasſelbe, der Mann dunkelbraun, mit pechſchwarzem, leichtgekräuſeltem Bart und Haar und einem verwilderten, düſtern Geſicht, das Weib, namentlich ſo lange es jung iſt, von einem wunderbar zarten gelblichen Tone, mit einer ſammtenen Haut, üppigen Lippen, blendend weißen, großen, wolgeſetzten Zähnen und tiefdunkeln Augen, aus denen dem Fremden ſtets der feindliche, ſcheue, halbverhüllte Blick eines oberflächlich gezähmten Waldthiers entgegenblitzt; allein hier hört die Aehnlichkeit auf. Der ſpaniſche Zigeuner iſt kein Kriecher, er demüthigt ſich nicht für den Pfennig und leckt nicht die Hand, die den Stock über ihn ſchwingt. Ganz im Gegentheil; er iſt ſtolz, hochfahrend, herriſch, zankſüchtig, gewaltthätig; er hat Launen und erwartet, daß man ſich ihnen füge. Er gehabt ſich wie ein verzärteltes Kind und das iſt er auch in Andaluſien.

Man beobachte ihn einmal, wenn er durch die Calle Sierpes, die vornehmſte Straße von Sevilla, dahinſchreitet. Er trägt gelbe Halbſtiefeln, ſammtene Hoſen, eine kurze Tuchjacke, eine rothe Faja und ein keckes rundes Hütchen,

ſein Gang iſt herausfordernd, ſeine Bewegung übermüthig. Alle Welt wendet mit Wolgefallen den Kopf nach ihm. Junge Gecken (sietemesinos, Siebenmonatkinder, nennt man ſie ſehr charakteriſtiſch auf Spaniſch) laſſen ſich von ihm den genialen Wurf der Capa beibringen. Die verwegenſten Raufbolde nehmen bei ihm Unterricht im Meſſerkampfe. Die Söhne der reichſten und ſtolzeſten Häuſer bewerben ſich um ein Lächeln und um einen Blick der jungen Gitana, deren friſche Blüthe übrigens kaum je von einem andern als einem Stammesgenoſſen gepflückt wird.

Dazu noch ihre letzte und intereſſanteſte Eigenthümlichkeit: ſie ſind in Andaluſien wie in Ungarn die Träger und Verwahrer des ganzen Schatzes der Nationalmuſik. In Ungarn hat der Zigeuner ſich zur Fiedel und zum Zymbal gewendet, der ſpaniſche Gitano hat die Guitarre und das Tamburin adoptirt und er iſt auf dieſen untergeordneten Inſtrumenten ebenſo groß, ebenſo unübertrefflich, wie ſein ungariſcher Bruder auf den höher entwickelten und anſpruchsvolleren.

Der Gitano ſingt die copla und ſpielt die jota am beſten, wie die Gitana den Fandango am ſchönſten und ausdrucksvollſten tanzt. Aber es iſt keineswegs leicht, ſich den Genuß des Gitanogeſanges und Gitanatanzes zu verſchaffen. An öffentliche Produktionen um Geld oder Geſchenke iſt nicht zu denken und zu ihren intimen Unterhaltungen gelangt man nicht ungeladen. Doch wenn der Andaluſier, arm oder reich, ſich einmal gründlich und „con garbo“, mit „Chic“ unterhalten will, ſo gibt er ſich Mühe, Zigeuner zur Mitwirkung zu gewinnen.

Der große Herr in Sevilla iſt nicht zu ſtolz, nach Triana zu ſchicken oder vielleicht ſelbſt über den Guadalquivir zu gehen und irgend einen berühmten Sänger ſammt Frau, Schweſter oder Tochter in ſeinen Palaſt zu laden. Wenn man dem braunen Kerl zu Geſichte ſteht, ſo folgt er; iſt dies nicht der Fall, ſo würde man ihm vergebens Duros oder ſelbſt Dublones bieten. Nehmen wir an, er habe ſich herbeigelaſſen, mit dem Herrn zu gehen und an ſeinem Tiſche Platz zu nehmen. Da ſitzt er uneingeſchüchtert und ſelbſtbewußt auf dem ſammtenen Stuhle, die Guitarre und die Weinflaſche vor ſich, und die ganze verſammelte Geſellſchaft macht ihm den Hof. Der Hausherr füllt feurigen Manzanilla in ſeine caña, die Gäſte ſtopfen ſeine Taſchen mit Zigarren und Tabak voll, Enthuſiaſten ſchenken ihm wol auch hübſche Seidenbörſen voll Geld oder ſchöne Halstücher, geſtickte Zigarrentaſchen und ähnliche Koſtbarkeiten. Erſt nachdem der Gitano vom Wein erwärmt iſt, kommt man ihm mit der Aufforderung, etwas zum Beſten zu geben. Anfangs will er davon nichts wiſſen. Er iſt nicht bei Stimme, ſeine Finger zittern, ſeine Guitarre iſt verdorben, ſein Gedächtniß hat ihn plötzlich verlaſſen oder irgend eine andere unglaubliche Ausrede. Allein mit dem Manzanilla wird nicht geſpart und die Aufforderungen werden dringender. „Alza! Alza!“ ruft es von allen Seiten, die cañas werden in einer Art Rhythmus gegen den Tiſch geſtoßen, einer der Gäſte ſingt vielleicht zur Ermunterung ſelbſt eine Copla. Endlich iſt das Eis geſchmolzen, der Gitano nimmt die Guitarre zur Hand und ſeine Finger irren nachläſſig zwiſchen den Saiten hin und her. Ein unartikulirtes Vibriren leiſer Töne iſt

Alles, was man zuerſt hört; allein allgemach werden die Fingerſpitzen feſter, die Töne lauter, aus dem verſchwommenen Geſumme ringt ſich mit anfangs unbeſtimmten, dann immer beſtimmteren Umriſſen ein erkennbarer Takt, ein faßbarer Rhythmus los und zuletzt fließt das vage Gemurmel halblauter, die Tonleiter auf- und niederwallender Klänge in eine ſchöne, fremdartige, vielleicht nicht gleich im erſten Augenblicke verſtändliche Melodie hinüber. Dem Vorſpiele auf der Guitarre folgt der Geſang, der eigenartig und überraſchend im höchſten Grade iſt. Der andaluſiſche Geſang iſt der direkte Abkömmling der mauriſchen Muſik, die in der großen Wüſte Afrikas und in den Felſenwildniſſen Marokkos entſtanden iſt. Ich glaube, einem gebildeten Ohre und kultivirten Muſikgeſchmacke wird die andaluſiſche Muſik bei erſter Bekanntſchaft eher ſonderbar als ſchön erſcheinen, allein nach einiger Zeit erſchließt ſich uns ihre tiefe Schönheit und ſie iſt dann unwiderſtehlich. Es iſt nicht einmal eigentlicher Geſang, ſondern ein bald leidenſchaftliches, bald träumeriſches Recitativ, in welchem das Wort die größere Bedeutung behält und die Muſik blos als Nachdruckverleiherin mitwirkt. Die Melodie beſteht aus einer nicht endenden Reihe von Tremolos, bald im höchſten Falſett, bald in tiefen Gutturaltönen: es iſt ein ewiges Geſchnörkel, eine unlöslich verſchlungene Kette von Fiorituren, die ſo richtig, ſo glatt, ſo ausdrucksvoll auszuführen ſelbſt für manche Koloraturſängerin erſten Ranges eine nicht unbedeutende Aufgabe wäre; die Guitarre aber iſt immer die Hauptſache: in der Begleitung fließt die Melodie einfach und ſchön dahin, ungebrochen, ungeſchnörkelt, ohne Variationen, in fremdartigen Akkorden, die wol gegen die

Regeln des Generalbaſſes ſündigen, aber das Herz des Hörers dennoch unfehlbar erſchüttern.

Hat der Gitano einmal begonnen, ſo findet er nicht bald das Ende. Er wird dann zu einem Sprudelquell von Geſängen aller Art und ſeine Zuhörer ſind Gefäße ohne Boden, wenn es ſich um die Aufnahme dieſes Reichthums handelt. Auf Copla folgt Copla, auf Jota Jota, bis die Weinflaſche leer, das Auge übernebelt, die Stimme heiſer iſt und alle Saiten der Guitarre abgeriſſen ſind. Dann, nach Stunden feurigen Geſanges, verſtummt der Gitano endlich und umjubelt von den begeiſterten Zurufen der Geſellſchaft, die ihn „Engel!“ „Blume!“ „Wunder!“ und „Orgel!“ nennt, verläßt er den Herrenſaal, um ſich nach ſeiner dürftigen Hütte in Triana zurückzubegeben.

Ganz hat der ſpaniſche Zigeuner übrigens ſeinen Wanderinſtinkt noch nicht verloren und ab und zu findet ſich wol noch einer unter ihnen, der nach Art ſeiner Väter allein oder mit ſeiner Familie umherſchweift und in abenteuerlichen Bettelfahrten faſt alle Länder Europas durchzieht. Ein merkwürdiges Beiſpiel ward mir hiefür durch den Zufall. Als ich an einem ſchönen Abend in den engen Winkelſtraßen des Albaycin, der für Granada das iſt was Triana für Sevilla, zwecklos umherſchlenderte, von nackten Kindern und etwas mehr bekleideter reiferer Jugend mit großer Neugierde verfolgt, angeſtaunt und ab und zu wol auch angebettelt, drang plötzlich aus einer der niedrigen, ärmlichen, ſchmutzigen Hütten ein ungariſches Lied an mein Ohr, das mir zu wolbekannt war, als daß ich nicht an eine Sinnestäuſchung hätte glauben ſollen. In Granada ein ungariſches Lied! Ich blieb

wie gebannt ſtehen und horchte . . . Ja, das war es, kein Zweifel möglich! „Az alföldön halászlegény vagyok én“, ſang es da drinnen und zu den magyariſchen Worten tönte leiſe und ſüß eine ganz leicht und ſpielend gerührte Guitarre. Ich trat ſofort durch die allezeit offene Thür ins Gemach, welches das einzige des Häuschens war. Ein kleiner Hund fuhr mir mit wüthendem Gekläff entgegen und indem ich ihm ausweichen wollte, zertrat ich faſt ein nacktes, kleines, braunes Kind, das auf dem Lehmfußboden ſpielte. Ich fragte auf Ungariſch, wer hier „Az alföldön“ ſinge. Ein Mann erhob ſich, kam lebhaft auf mich zu und fragte ſtatt aller Antwort in übrigens recht ſchlechtem Ungariſch, ob ich vielleicht aus Ungarn ſei. Wir hatten bald die nöthigen Erklärungen ausgetauſcht. Er hatte ſich jahrelang in Ungarn herumgetrieben und dort die ungariſche Sprache und ungariſche Lieder erlernt; er bedauerte die ungariſchen Zigeuner, die wie Hunde leben, beneidete ſie aber um ihre ſchönen Lieder und wilden Geigen, die denn doch noch anders ſprechen als ſeine ſchwachathmige Guitarre . . .

Er rief auch ſein Weib herbei, ſeine Gefährtin auf all den Irrfahrten durch Europa und wol auch in den zahlreichen Polizeigefängniſſen, die alle kleine Weile ſein Obdach waren, und ſie äußerte ebenfalls große Freude über den Beſucher aus dem fernen Lande. Der Gitano war rührend-komiſch in ſeiner Seligkeit mit dem Fremden, den er faſt wie einen Stammesgenoſſen behandelte. Er wollte mir ſeinen Hund ſchenken, den ich natürlich nicht annahm, worauf er ebenſo entſchieden die Silbermünze zurückwies, mit der ich mich angenehm machen wollte. Ich mußte von ſeinem Weine trinken und

von ſeinem Brode brechen und ihm zuſagen, tags darauf wiederzukommen. Ich that es auch und hatte es nicht zu bedauern. Der freundliche Zigeuner brachte mich mit den beſten Sängern und den berühmteſten Tänzerinen des Albaycin zuſammen und ich ſah, ein glücklicher, ſtolzer, einſamer Zuſchauer, Produktionen an, für die ein Parterre von Königen kein zu gutes Publikum geweſen wäre.

Als ich drei Wochen ſpäter dieſes kleine Abenteuer einigen Freunden in Sevilla erzählte, ſeufzten ſie alle mit ſchwerem Neide und waren einſtimmig in der Erklärung, daß ich ein Sonntagskind ſei und Dinge kennen gelernt habe, die ſelbſt dem Eingeborenen nur ſelten und nur mit vieler Mühe und gegen ſchwere Duros zugänglich ſeien.

Wanderungen in Córdoba.

Träumerisch und poetisch ist jede Stadt Andalusiens, aber die träumerischeste und poetischeste von allen ist Córdoba. In diesen melancholischen, verödeten Straßen wandern am hellen Tage Gespenster umher, aus diesem mittelalterlichen Straßenpflaster blühen so dicht wie das Gras, das zwischen den Steinen wächst, Erinnerungen hervor. Ich weiß nicht, wie man in Córdoba singen kann; fürchten denn diese schönen Mädchen, die hinter den Persianen der Balkone halb unsichtbar ihre hellen Coplas schmettern, fürchten sie denn nicht, die schwermüthige, feierliche Stille zu unterbrechen, die über der Stadt brütet, und werfen denn diese alten Häuser, diese halbzerstörten Inschriften, diese grauen Thürme und Zinnenmauern ihre unheimlichen Schatten nicht in ihr Herz?

Córdoba ist gar nicht eine Stadt, sondern ein **Mausoleum,**

ein ungeheures Grabdenkmal über der alten mauriſchen Herrlichkeit, die hier eingeſargt wurde. Nirgends iſt die mohamedaniſche Vergangenheit Andaluſiens ſo lebendig und ſchön, nirgends ſeine ſpaniſche Gegenwart ſo beſchämend und troſtlos wie hier. Córdoba hatte einſt über hunderttauſend Einwohner, heute zählt es deren kaum 42,000; ſeine Leder-, Seiden-, Metallinduſtrie war einſt hochberühmt, heute gibt es kaum mehr einige Gerbereien in der Stadt, Seide webt ſie gar nicht mehr, das Geheimniß der Damaszenerklingen, das Toledo noch bewahrt hat, iſt hier gänzlich verloren gegangen und die Einwohner verſinken immer tiefer in Dürftigkeit; einſt blühte hier eine Hochſchule, deren Glanz weithin in die Finſterniß des mittelalterlichen Europas hinausſtrahlte, heute gibt es hier keinerlei höhere Lehranſtalt, die Plaza de Toros hat die Univerſität erſetzt und die unwiſſende Bevölkerung ſucht in den Kirchen die Erleuchtung, die ſie einſt in der Wiſſenſchaft fand.

Von den Mauren ſtammt noch die gezinnte und vielgethürmte Stadtmauer mit ihren zahlreichen feſten Steinthoren, an deren Hufeiſenbogen die arabiſchen Inſchriften halb zerſtört und theilweiſe mit lateiniſchen und ſpaniſchen Votivtafeln überdeckt ſind, die Spanier aber laſſen ſie verfallen und beſſern keine der Breſchen aus, welche die Zeit und vandaliſche Anwohner in ſie reißen; die Mauren haben auf den Trümmern eines uralten Römerwerks die ſchöne Guadalquivirbrücke erbaut, die Spanier aber erſetzen keinen der Steine, welche die Frühjahrs-Hochfluten des Stromes von den Pfeilern losreißen; von den Spaniern ſtammt das geſchmackloſe Denkmal vor der großen Kathedrale, der „Triunfo“,

ein Haufe barock zubehauener, übereinander gethürmter Steine mit einem durcheinander geworfenen Gewühl von Palmen, Thieren, Fiſchen und Engeln und einer Säule darauf, welche auf ihrem Abakus den Erzengel Gabriel trägt, von den Mauren aber die Kathedrale, dieſes wunderbarſte Ueberbleibſel mohamedaniſcher Baukunſt in Spanien.

Durch die Puerta del Perdon, die „Pforte der Verzeihung", ein impoſantes, arabeskengeſchmücktes Kielbogenthor, welches eine weitläufige, kahle Umfaſſungsmauer durchbricht, gelangt man in einen ungeheuren Patio, den eine Allee alter, weit ausladender Orangenbäume durchſchneidet. Dieſe Allee weiſt den Weg von der Pforte der Verzeihung zu einem der Hauptthore der Kirche. Man tritt ein und bleibt geblendet, überwältigt, den Athem anhaltend und die Augen ſchließend ſtehen. Das iſt anders als Alles, was man bisher geſehen hat. Das läßt ſich nicht nach Stylgattungen und Vorbildern klaſſifiziren und ſpottet jedem Vergleiche. Das iſt kein Gebäude, ſondern ein Wald, ein ungeheurer, undurchdringlicher Urwald von Säulen, in dem ſich der Blick verirrt. Aus dem glatten Marmoreſtrich wachſen gegen tauſend niedrige Säulen aus bunten, koſtbaren Steinarten hervor, die der Länge, der Quere, der Schräge nach zu endloſen geraden Linien geordnet ſind. Blickt man vor ſich hin, ſo ſieht man in eine lange, verdämmernde Perſpektive, an deren Ende eine geöffnete Pforte wie ein ſilberner Stern leuchtet; ſchaut man rechts oder links oder hinter ſich, ſo hat man denſelben Durchblick durch Säulenalleen, die ſich unabſehbar verlängern und zuletzt in einem offenen Thor enden. Wo immer man ſteht, glaubt man im Mittelpunkt des Wunder-

baues zu ſein, in den alle optiſchen Linien zuſammenlaufen. Alle die Säulen ſind untereinander durch überhöhte doppelte Kleeblattbogen verbunden, welche aus abwechſelnden Längsſtreifen weißer und rother Steine beſtehen und die je eine kleine Kuppel tragen. Unten das Gewirr des Säulendickichts, oben das Geranke der durcheinander geflochtenen, durchbrochenen, ſcheinbar in der Luft ſchwebenden Bogen und das Wogen der Kuppeln, die nach allen Seiten hinzurollen ſcheinen wie die runden Wellen der hochgehenden See — die Phantaſie braucht viele Minuten, ehe ſie in dieſem erſtaunlichen Labyrinth heimiſch wird und all die tiefſinnigen Heimlichkeiten erräth, die der arabiſche Baumeiſter in ſein unvergleichliches Werk zu legen beabſichtigt hat.

Dieſe Moſchee wirkt ähnlich wie ein gothiſcher Dom und doch wieder ganz anders als ein ſolcher. In einem gothiſchen Dome iſt man wie in der Lichtung eines Tannenwaldes; einzelne ſchlanke Stämme ſtreben noch himmelan und der Blick folgt ihrem kühnen Anſtieg bis zur dunkelnden Wölbung, die dem Auge kaum mehr erreichbar iſt; alle Verhältniſſe ſind weit und groß, alle Linien ziehen den Blick in die Höhe, in die Ferne und zwiſchen den himmelhohen Pfeilern, unter den erdentrückten Spitzbogengewölben und angeſichts der ungeheuern Fenſter, welche die Mauern in Luft und Licht auflöſen und gleichſam den fernen Horizont zur Begrenzungslinie der Kirche machen, erwacht in der Seele des Gläubigen eine dämmernde, unbeſtimmte Ahnung der Unendlichkeit. In der Moſchee zu Córdoba iſt man ebenfalls wie in einem Walde, aber nicht wie in einer Rodung, ſondern wie im dickſten Gewirre der tropiſchen Vegetation. Stamm

drängt sich an Stamm und Krone an Krone. Der Blick ist von allen Seiten eingehemmt; nirgends thun sich vor und über ihm freie, weite Räume auf; wol öffnen sich endlose Perspektiven, aber diese Durchsichten sind eng und schmal und wenn der Blick rechts oder links von der geraden Linie schweifen will, verirrt er sich im pfadlosen Säulenwalde. Der Eindruck der Unendlichkeit wird auch hier hervorgebracht, aber mit andern Mitteln wie im gothischen Dome; in diesem geschieht es durch die Weite und Höhe des Raumes, in der Moschee dagegen durch die allseitige unvollkommene Einhemmung des Gesichtskreises, welche einestheils keinen weiten, freien Ausblick gestattet, andererseits aber genug teleskopische Durchblicke offen läßt, um in der unruhig nach einem Ende und einer Grenze suchenden Seele die Ahnung ungemessener Fernen zu erwecken. Da man nirgends eine Wand, sondern überall nur Säulen sieht, so vermuthet man, daß hinter diesen Säulen, die man sieht, noch andere Säulen sind, die man nicht sieht, und hinter diesen andern Säulen wieder andere und daß man tagelang in dieser Säulenwildniß fort wandern könnte, ohne zu einem Ende zu gelangen.

Dazu kommt, daß in der Moschee, die ihr Licht blos durch die offenen Thüren empfängt, in welche die Säulenalleen münden, ein Zwielicht herrscht, welches sich gegen die Mitte hin zu tiefem Dunkel abschwächt. Zur Zeit der Mauren hing von jeder Kuppel eine Lampe herab und zehntausend Flämmchen glänzten nah und fern zwischen den Säulen und von der Decke herab wie die Sterne eines mondlosen Sommernachthimmels. Heute wandelt der Besucher wie ein Schatten zwischen den Schatten der Säulen dahin. Sein Auge dringt

ſuchend durch das Dunkel und bevölkert den Raum mit flüchtigen Erſcheinungen, die aus Wirklichkeit und Einbildung gewoben ſind. Flattert dort nicht ein Gewand durch die Alleen? Vielleicht, allein jetzt iſt das flüchtige Geſicht wieder verſchwunden. War das ein Mönch in langer Kutte, der da vorüberhuſchte, oder war es eine Frau in langem, dunklem Kleide? Ich vermöchte es nicht zu ſagen, denn ehe ich mich umſehen konnte, war die aus der Dunkelheit hervortretende Geſtalt wieder in die Dunkelheit zurückgetaucht. Die rege Phantaſie des betenden Arabers mußte im Säulenwald dieſer Moſchee Allah und ſeine Engel in der Ferne erſcheinen und umherwandeln und verſchwinden ſehen.

Die Moſchee iſt für die ſcheue, einſame Andacht des Mohamedaners, nicht für die mittheilſame und geſellige des Chriſten erbaut; die Beter können hier nie eine Gemeinde bilden, ſondern bleiben vereinzelt und wenn ihrer zehntauſend wären; man glaubt ſich hier allein, ſelbſt wenn die Moſchee von einem Ende bis zum andern gefüllt iſt, denn man ſieht kaum den nächſten Nachbar vor den Säulen, von denen man wie von den Wänden einer Zelle eingeſchloſſen iſt. Wie ich ſo durch die Moſchee dahinſchritt, kam ich jeden Augenblick an knieenden Frauen und Männern vorüber, die ich erſt erblickte, wenn ich bei ihnen ſtand, und die ich beim nächſten Schritte wieder aus dem Geſichte verloren hatte. Es wäre unverzeihliche Selbſtüberhebung von mir, wollte ich mir einbilden, daß ich allein dieſe verbergende und unſichtbar machende Eigenſchaft der Moſchee bemerkt hätte. Sie iſt offenbar den Eingeborenen wolbekannt, wenigſtens gibt es zu denken, daß man die ſcheinbar in Andacht verſunkenen Beter hinter den

Säulen immer paarweise entdeckt, während man sie regelmäßig einzeln kommen und gehen sieht . . .

Als die Spanier von der Moschee Besitz ergriffen, legten sie die vandalische Axt an ihre Wunder; sie hieben in der Mitte des Säulenwaldes eine große Anzahl der steinernen Stämme um und bauten in die so entstandene Lichtung eine spätgothische, fabelhaft reiche und fabelhaft geschmacklose Kirche hinein, die man aber erst erblickt, wenn man unmittelbar vor ihr steht; es ist, als hätte die heilige Wildniß der Moschee den Eindringling verschlungen und als wären die freventlich gefällten Säulen wieder aus dem Boden gewachsen und hätten die Klause des Christengottes überwuchert und erdrückt. Dagegen haben die fanatischen Eroberer glücklicherweise das herrlichste Juwel in diesem architektonischen Schatzkästchen, den unvergleichlichen „Mihrab", unangetastet gelassen. Diese von Gold und bunten Arabesken strahlende kleine Kapelle leuchtet noch in ihrer ursprünglichen Schönheit wie damals, als hier der Koran unter der achteckigen Stalaktitenkuppel verwahrt wurde und die Gläubigen von den fernsten Grenzen der islamitischen Welt hieher wallfahrteten wie zur Kaaba von Mekka. Mit tausend Zungen rufen noch die goldenen, blauen und rothen Ornamente, welche die Säulchen und die Wände und die Kuppel über und über bedecken, das mohamedanische Glaubensbekenntniß in das christlich gewordene Gotteshaus hinein und die krause Schnörkellinie des goldenen Namenszuges Allahs zückt und sprüht noch an tausend Stellen wie ein lichter Blitz die Pfeiler und Mauern entlang. So frisch, so neu und prächtig ist die Stelle, daß man sich gar nicht in die Vorstellung finden kann, in ihr die zurückgelassene Ruine einer auf ewig

verjagten Kultur zu erblicken; sie macht vielmehr den Eindruck einer Verlassenen, die zuversichtlich die baldige Wiederkehr des Geliebten erwartet und sich für den Tag seiner Rückkunft geschmückt hat.

Vor diesem Mihrab hatte ich eine Begegnung, die mir unter allen meinen Reiseerlebnissen das unvergeßlichste geblieben ist und auf mich den tiefsten und mächtigsten Eindruck gemacht hat. Wie ich an die Kapelle herantrat und nachdenklich die tiefe Spur betrachtete, welche die Kniee der mohamedanischen Pilger, die gewohnt waren, auf den Knieen siebenmal um den Mihrab zu rutschen, im Laufe der Jahrhunderte in den Fliesen des Estrichs ausgehöhlt haben, da bemerkte ich plötzlich einen Mann, der dastand, beide Hände an die Säulchen des Mihrab gedrückt und mit solcher Weltvergessenheit in dessen Inneres starrend, daß er meine Anwesenheit gar nicht bemerkte. Dieser Mann war in die Tracht der Nordafrikaner gekleidet, welche man in den Städten Andalusiens als „Babuschen"- (Pantoffel-) Händler in ziemlicher Anzahl zu treffen pflegt; er trug die Schuhe und Pluderhosen, den Kaftan und rothen Fez der „Moriscos", wie die Spanier diese meist und Algier und Marokko kommenden Gäste nennen, und vor ihm lag auf dem Boden ein kleiner Stoß in einander gesteckter Babuschen aus rothem Leder. Die Moriskos sind gewöhnlich nichts weniger als poetische Leute, die nur für ihr Geschäft Sinn haben und sehr fröhlich sind, wenn sie in einem Café oder auf der Straße einem Spanier etwas von ihrer billigen Waare anhängen können. Allein die Anwesenheit dieses Mannes an diesem Ort, seine düstere Versunkenheit beim Anblick des Heiligthums seiner Vorfahren mußte in einer nicht allzu schläfrigen Phantasie

eine ganze Reihe romanhafter Vorſtellungen erwecken. Wie der Leſer aber gleich ſehen wird, war die Wirklichkeit diesmal noch weit romantiſcher als die romantiſcheſten Vorſtellungen der Phantaſie.

Ich achtete eine Weile die ſichtliche tiefe und ſchmerzliche Erregtheit des Moriſco und richtete dann in ſpaniſcher Sprache die Frage an ihn, ob er die arabiſchen Inſchriften des Mihrab leſen könne. Er fuhr auf meine Anſprache wie aus einem ſchweren Traume empor, blickte mich einen Augenblick lang mit einem eigenthümlichen Ausdruck der Verachtung und des Haſſes an und begann ohne eine Silbe zu erwidern ſeine Schuhe vom Boden aufzuleſen. Dieſes auffallende Benehmen machte mir den Mann immer intereſſanter. Ich wußte, daß die Moriſcos ſammt und ſonders Spaniſch verſtehen, dachte mir aber doch, dieſer könne eine Ausnahme bilden und verſuchte es mit Italieniſch, da dieſe Sprache von den herumziehenden nordafrikaniſchen Händlern faſt ausnahmslos geſprochen wird. Der Mann blickte mich nun ſcharf an und ſagte Spaniſch: „Sie ſind nicht von hier?“ „Nein, ich bin ein Fremder.“ „Kein Spanier?“ „Nein, ein Ausländer.“ Da warf der räthſelhafte Moriſco ſeinen Kram wieder zur Erde und mit einer losbrechenden Leidenſchaftlichkeit, die mich beinahe ängſtigte, hob er beide Hände in die Höhe und ziſchte zähneknirſchend halblaut zwiſchen den gekniffenen Lippen hervor: „Vor dieſem Mihrab haben meine Vorfahren gebetet, dieſe Grube haben die Kniee meiner Väter mitvertieft, mein Geſchlecht war reich und mächtig in dieſer Stadt und ich bin heute ‚nadie hijo, de nadie‘, Niemand, der Sohn Niemandens, ein elender Bettler, der von Stadt

zu Stadt zieht, um bei den Räubern seines Vermögens etliche Realen auf Brod zu verdienen."

Spielte der Mann Komödie mit mir? War das ein schlauer Betrüger, der mir ein Melodrama vormachte, um dem leichtgläubigen und romantischen Fremden ein Silberstück zu entlocken? War er mit ein Inventarstück der Moschee und lauerte er hier gewöhnlich auf die fremden Besucher, um ihnen die effektvolle Rührszene vorzuspielen? Ich bin von Natur ein Skeptiker und wenn man jahrelang die systematische Ueberlistung der Reisenden und die Spekulation auf ihre sentimentalen Reminiszenzen aus der Geschichte und Literatur beobachtet hat, so wird man nicht leichtgläubiger. Allein was der Morisco nun that und sagte, mußte alle meine Zweifel besiegen.

„Caballero", sagte er nach einer Pause und seine Augen waren feucht, indem er sprach, „Sie wissen nicht, wie es auf uns Marokkaner wirkt, wenn wir die Stätten unserer ehemaligen Größe besuchen."

„So sind die Erinnerungen an eure spanische Herrlichkeit bei euch auch heute noch so lebhaft?" fragte ich.

„Nicht bei allen, nicht bei der Masse des gemeinen Volks, aber bei den Nachkommen der Vornehmen und Großen; diese vergessen auch in ihrer gegenwärtigen Erniedrigung nicht den Glanz ihrer Ahnen und sie pflegen treu jedes Andenken an die Vergangenheit. Sehen Sie," fuhr er fort, indem er sich mit einer plötzlichen Bewegung in die Brusttasche des Kaftans griff und eine alte Ledertasche hervorholte. „Ich, der Morisco, der Babuschenhändler, stamme aus einem Geschlechte, das im Königreich Córdoba groß war, das in der

Stadt und im Lande Paläſte und weite Ländereien beſaß und das dem Lande Feldherren und Miniſter gab. Unſer Palaſt in Córdoba ſteht noch" — er öffnete bei dieſen Worten die Brieftaſche, nahm ein Papier aus derſelben und entfaltete es; nun kam ein in Seide gehülltes Packetchen zum Vorſchein, das er gleichfalls aufwickelte und in welchem ſich ein vergildtes Pergamentblatt befand; auf dieſem erblickte ich die farbige, gut erhaltene Zeichnung eines ſtattlichen Hauſes, umgeben von arabiſchen Inſchriften, die ich nicht leſen konnte; der Morisco ließ mich das Blatt betrachten, ohne es aus der Hand zu geben, und ſagte: „Das iſt das Bild des Palaſtes und Sie werden, wenn Sie wollen, den Palaſt ſelbſt ſehen."

„Wer hat dieſes Bild gemalt und aus welcher Zeit ſtammt es?"

„Das will ich Ihnen ſagen, Caballero. Als Córdoba ſich den ſpaniſchen Königen ergab, blieben meine Vorfahren unangetaſtet in ihrem Beſitze und ſie fuhren fort, angeſehen und reich zu ſein. Als auch Granada fiel, da drohte man meinem Geſchlechte mit der Vertreibung, wenn es nicht ſeinen Glauben aufgeben wollte. Es wurde äußerlich katholiſch, blieb aber im Geheimen dem Glauben der Väter treu. Das dauerte ſo drei Generationen, dann trieb man meine Familie und alle Mauren, die noch in Spanien waren, eines Tages von Haus und Hof, raubte ihnen Alles, was ſie hatten, mißhandelte ſie und ſchickte diejenigen, die nicht getödtet wurden, nach Marokko hinüber. Dieſes Loos traf vor mehr als dritthalbhundert Jahren den Urgroßvater meines Ur urgroßvaters. Allein ehe er Córdoba verließ, fertigte er ſich ein Bild ſeines Hauſes an, es iſt das Bild, das ich Ihnen

zeige, und dieses hat sich in meiner Familie von Vater auf Sohn bis auf mich vererbt. Als ich nach Spanien kam, nahm ich es mit mir, um in Córdoba das Haus meiner Väter zu suchen."

„Und haben Sie es gefunden?"

„Wenn Sie wollen, können Sie das gleich sehen." Wir verließen zusammen die Moschee und der Morisco führte mich, fortwährend hochinteressante Familienerinnerungen erzählend, durch enge Gäßchen auf einen kleinen, winkeligen Platz. Hier blieb er stehen und deutete auf ein Haus, während er seine Pergamentzeichnung wieder hervorholte. In der That, das war das Original des Bildes! An der Façade hatte sich seit dritthalb Jahrhunderten kaum etwas geändert; die Zahl und Stellung der wenigen Fenster, der Thorbogen, die Säulchen des Portals, Alles wie es auf dem Bilde war. Während ich staunend bald das Haus, bald die Zeichnung betrachtete, ergriff der Morisco meine Hand, führte mich noch näher, ganz nahe ans schöne Gitterthor, und zeigte mir ein kunstvoll geschmiedetes eisernes Wappenschild mitten zwischen den reichen Arabesken des Thors. Ueber dem Thorbogen prangte in Stein ebenfalls ein Wappen, aber es war ein anderes als das des Thorgitters. Der Morisco wendete das Pergamentblatt um — hier stand dasselbe Wappen, es war das seiner Familie. Und indeß mich die Situation immer mächtiger ergriff, langte der Morisco ein zweitesmal in die Kaftantasche, zog einen Seidenbeutel hervor und nahm aus demselben einen schön ziselirten und damaszirten stählernen Schlüssel von ziemlicher Größe heraus. Er hielt ihn mir mit zitternder Hand vor

die Augen und sagte: „Das ist der Schlüssel des Hauses. Fürchtete ich nicht, daß Jemand kommt, so würde ich Ihnen zeigen, daß er noch heute das versperrte Gitterthor öffnet.“ Auf dem Schlüssel war ebenfalls das Wappen sichtbar, das ich zwischen den Stäben des Gitters bemerkt hatte. Durch neun Generationen hatte also diese unglückliche Familie den Schlüssel ihres verlassenen Hauses bewahrt und durch dieses Symbol an seinem doch auf ewig verlorenen Eigenthum festgehalten!

Ich war fast ebenso ergriffen wie der Morisco selbst. Ich zog ihn von dem Hause fort, allein er ging nicht, ohne mir noch dessen Rückseite gezeigt zu haben, die auf den Guadalquivir sieht. Das war ein wunderbares Bild der Stille und Verlassenheit. Hier erhob sich eine mit Epheu über und über bewachsene alte Mauer, darunter stieg bis zum gelben, schlammigen Flusse eine Erdböschung hinab, die von Kaktus und Unkraut bedeckt war; unfern spannte sich die Steinbrücke mit ihren Spitzbogen von ungleicher Weite über den Strom, jenseits wurde die Zinnenmauer der „Carrahola“, des maurischen Brückenkopfs, sichtbar und weithin, stromauf und ab, faßten den Guadalquivir hohe, mit Schutt und wilden Pflanzen bedeckte Erdufer und die fensterlosen, bizarr emporsteigenden und sich senkenden Rückseiten von Wohnhäusern ein, die häufig mit gezinnten epheubekleideten Gartenmauern abwechselten. Während ich in die Betrachtung dieser eigenartigen Szenerie vertieft war, schlich sich der Morisco leise davon. Ich bemerkte seine Abwesenheit plötzlich, als er schon etliche Dutzend Schritte von mir entfernt war. Rasch eilte ich ihm nach, holte ihn ein und bat ihn, mein Gast beim

Diner zu ſein. Er ſchüttelte aber abwehrend den Kopf, dankte mir und ging mit einem Gruße weiter. Ihm Geld anzubieten hatte ich wirklich nicht den Muth und ſo verlangte ich, daß er mir wenigſtens ein Paar Babuſchen verkaufe. Er reichte mir ſtumm das Gewünſchte, nannte den Preis, ſteckte das Geld, das ich ihm gab, in die Taſche, ohne es anzuſehen, und verließ mich dann mit einem neuen ernſten Gruße.

Ich beſitze die Babuſchen noch immer und ſie erinnern mich an mein intereſſanteſtes ſpaniſches Abenteuer.

Andaluſiſches Städteleben.

Eine andere Erſcheinung iſt die andaluſiſche Stadt im Sonnenglanze und eine andere in den Schatten der Dämmerung. Sieh ſie um Mittag — ſie gleicht dem reizenden Dornröschen, das, von duftenden Roſen umblüht, in tiefem Zauberſchlummer ruht und nur durch die leiſe Athembewegung der Bruſt verräth, daß noch Leben in ihm iſt; ſieh ſie am Abend — du findeſt ſie weit wach, die Augen offen und leuchtend, der Mund lachend und ſingend, die Hände das Tamburin ſchlagend und die Füße in luſtigem Tanzſchritt hüpfend. Süße, üppige, wollüſtige Träumerei und dann wieder hell aufflackernde Lebensfreude; träges, ſchattenhaftes Hindämmern und dann wieder Thätigkeit, Lärm und Bewegung; eine faſt unbewußte Halbexiſtenz, die zwiſchen Schlaf und Wachen unentſchieden ſchwankt, und dann wieder ein volles Welterfaſſen mit geſteigert thätigen Sinnen, das

ſind die Gegenſätze, zwiſchen denen das Daſein des andaluſiſchen Städtebewohners jeden Tag hin und herpendelt. So viele individuelle Eigenheiten die Städte Südſpaniens auch haben mögen, in dieſem Punkte gleichen ſie ſich alle und wenn man den Tagesverlauf einer einzigen darſtellt, hat man ihn auch für alle übrigen geſchildert.

Nehmen wir als Beiſpiel Córdoba, dieſe charakteriſtiſcheſte Stadt Andaluſiens. Sie hat wenig Handel, wenig Induſtrie, wenig Verkehr. Zwiſchen den unregelmäßigen Rundſteinen ihres unſäglich ſchlechten Pflaſters wächſt hohes Gras, an allen Ecken und Enden ſtarrt der Verfall hervor, von den öffentlichen Gebäuden krümelt ſich der vernachläſſigte Mörtelanwurf ab. Reinlicher und beſſer gehalten ſind die Privathäuſer, von deren Thorbogen ſtolze Wappen herabblicken und deren Flur wunderbar gearbeitete Gitterthüren, mit Goldſchmiedkunſt verfertigte wahre Filigranflechterei in Eiſen, abſchließen. Wandelt man in den frühen Stunden des thaufriſchen Morgens durch die vielgekrümmten Straßen und Gäßchen, die in Folge ihrer wunderlichen Windungen eine ſtete Reihenfolge greller Lichtſtreifen und kühler, dunkler Schattenpartien darbieten, ſo findet man ſich faſt allein zwiſchen den verſchlafen ausſehenden Häuſern und trägt beinahe Bedenken, mit ſeinem Tritte das hallende Echo der ausgeſtorbenen Stadt zu erwecken. Wenn die Glocken zur Frühmeſſe rufen, ſo huſcht wol hie und da aus einer halbgeöffneten Thüre ein Mädchen heraus, das, in ſeine dunkle Mantilla gehüllt, raſchen Schrittes nach der Kathedrale eilt, wo man ſicher ſein kann, es in dem Urwald der tauſend Säulen aus den Augen zu verlieren. In der Nähe der Stadtthore be-

finden ſich die wenigen Marktplätze und hieher treiben die maleriſch gekleideten Bauern aus der nahen Sierra Morena, deren Tracht meiſt aus lichten Hoſen, einer dunkeln, knappen Sammtjacke und einem breiträndrigen, ringsum mit Quaſten und Kügelchen beſetzten Sammthute beſteht, ihre lebensmittelbeladenen Eſel. Gemüſe von nie geſehener Größe, Obſt von beiſpielloſer Ueppigkeit, friſcher Schaf- und Ziegenkäſe ſind zu Bergen aufgehäuft und gehen um die denkbar kleinſte Kupfermünze in den Beſitz feilſchender alter Käuferinen über. Andere Gemüſehändler ziehen mit ihrem Eſel von Haus zu Haus und ſuchen die Aufmerkſamkeit der Hausfrauen durch unermüdliches Geſchrei auf ſich zu ziehen. Eſel und Eſeltreiber ſind überhaupt die einzigen lebenden Weſen, die bis tief in den Tag hinein auf der Straße ſichtbar werden. Fuhrwerke, Schiebkarren trifft man kaum; der Eſel iſt ſo ziemlich das einzige Mittel zur Förderung kleiner Laſten. Der Kehricht aus den Häuſern und Straßen wird in Körbe geladen und von Eſeln weggetragen; Kohle, Mehl, Obſt bringt der Eſel in Körben zu den Häuſern; bei den wenigen Bauten, die in der Stadt vorgenommen werden, verwendet man Eſel zur korbweiſen Abfuhr des Bauſchuttes und Zufuhr von Ziegeln, Kalk und Sand, eine Transportmethode, die natürlich nicht zu den ſchleunigen gehört, namentlich wenn man erwägt, daß der Eſeltreiber oder Arriero nie preſſirt iſt und weit mehr nach ſeinem Cigarillo als nach dem ſeiner Obhut anvertrauten Thiere ſieht. Die ſtändigſte Straßenfigur iſt neben dem Arriero der Aguador, der Waſſerverkäufer. „Agua! Agua fresca! Agua fresquita!“ preiſt er ſeine Waare mit dröhnender Stimme an und ſucht durch Anhängung zärt-

licher Diminutive an die lobenden Beiwörter das Verlangen der Dürstenden nach seinem Getränk noch besonders zu steigern. Das Geschäft des Aguadors ist ein bescheidenes, nährt aber seinen Mann, denn der Andalusier ist immer durstig und — zu seinem Ruhme sei's gesagt — liebt nichts so sehr wie kühles, frisches Wasser, um seinen Durst zu löschen. Macht der Andalusier unter den glühenden Strahlen seiner heimatlichen Sonne auch nur den kürzesten Weg, so läßt er sicher keinen Wasserhändler an sich vorübergehen, ohne dessen Last um ein oder mehrere Gläser erleichtert zu haben. Der Genuß ist ein wolfeiler; er kostet blos einen Ochavo, etwas mehr als einen Pfennig; allein wenn ein armer Teufel ein Glas Wasser verlangt, es auf einen Zug leert, das Glas mit behaglichem Schnalzen zurückgibt und mit einem „gracias!" (Danke!) weitergeht, ohne seine Hände in die Tiefe der Tasche hinabbemüht zu haben, so wird der Aguador auch nicht quer, sondern antwortet: „Vaya Vd. con Dios, hermano!" (Geht mit Gott, Bruder.) Die ärmeren Aguadores tragen ihre Waare in einer Butte auf dem Rücken, die besser gestellten haben einen Esel und führen außer Trinkwasser auch noch „helado", nämlich kleingestoßenen Eisgries, in den sehr dünner Zitronensaft gegossen wird und der dann ein erfrischendes, wiewol nicht ungefährliches Getränk nach Art der amerikanischen „Cobblers" bildet, die wol die Yankees von den kalifornischen Nachkommen der Spanier übenommen haben dürften.

In Rom sagt man sprichwörtlich: Nur Hunde und Fremde gehen in der Sonne; in Spanien lautet ein ähnliches Sprichwort: Nur Aerzte und Steuereinheber sieht man in der heißen Tageszeit auf der Straße. Wer es nur irgend

kann, vermeidet es von 10 bis 4 Uhr auszugehen. Der Handwerker sitzt in seinem thürlosen Laden hinter dem dichten Vorhang aus Mückengarn, der ihn gegen die Straße abschließt, und näht seine bunte Jacke oder klopft seine Stiefelsohle unter lautem Gesang. Auf den Balkonen, mit denen alle Fenster versehen sind, haben die Mädchen und Frauen ihren ständigen Platz und von der über Fenster und Balkon niederhängenden Matte aus feinen Binsen vor den Blicken der wenigen Vorübergehenden geschützt, verträumen sie ungewaschen, ungekämmt und halb entkleidet mit irgend einer Handarbeit und ununterbrochenem Coplasingen den ganzen Tag. Oft genug werden auch mit Freundinen, die nebenan oder über die Straße wohnen, ungenirte Zwiegespräche gehalten und heitere Scherzworte von ungesehenen Lippen, lustiges Gelächter aus jungen Kehlen, verfängliche Fragen und spitze Antworten fliegen über dem Kopfe des intriguirten Wanderers zwischen den verschiedenen Häusern hinüber und herüber.

Die Bauart der andalusischen Häuser ermöglicht eine erquickende Kühle im Innern der Wohnräume, während außen eine versengende Hitze herrscht. Man tritt von der Straße in sein Zimmer und empfindet einen Temperaturunterschied von 8—9 Graden. Den Fußboden bedeckt selbst in den vornehmen Häusern eine kühle Binsenmatte und nicht ein wärmender Stofffteppich, die Fensterläden aus Holz sind geschlossen, die Thüre führt auf den Patio, den marmorgepflasterten Hof mit murmelndem Springbrunnen in der Mitte, umgeben von epheu- und weinbewachsenen Arkaden, überspannt mit einem gleich einem Vorhange verschiebbaren Zelt-

dache, das am Tage die glühenden Sonnenſtrahlen abhält, ohne am Abend den kühlen Luftſtrom auszuſchließen; man fühlt ſich förmlich berauſcht in dieſer kühlen, duftenden Atmoſphäre; ich für meinen Theil konnte wenigſtens nie nach einem Spaziergange heimkehren, ohne ſofort beinahe ſtehenden Fußes einzuſchlafen, ſowie ich die Schwelle meines koſigen, verdunkelten Zimmers überſchritten hatte.

Alle Welt ſchläft während der erſten Nachmittagsſtunden; wer es thun kann, in aller Bequemlichkeit und entkleidet daheim, der Arriero im Schatten ſeines Eſels, Straßenjungen in irgend einer Kirche, die ſtets erfriſchende Kühle haucht, Bettler im nächſtbeſten Hausflur, der ihnen immer offen ſteht. Der andaluſiſche Hausflur hat nämlich zwei Thore an ſeinen beiden Enden; das Thor nach der Straße hin iſt immer geöffnet und erlaubt ſchattenſuchenden Vorübergehenden einzutreten, dasjenige nach dem Patio aber iſt ſorgſam verſchloſſen und hier beginnt das Heiligthum des Hausinnern.

Die beſſern Klaſſen nehmen wie in England und Frankreich des Abends ihre Hauptmahlzeit ein, bei der das Menu ein ſtereotypes iſt; man ißt zuerſt Suppe, dann Garbanzos (eine Art großer Erbſen) mit Speck oder gekochtem Rindfleiſch, dann eine Fritura (gebackene Fiſche oder Fleiſchklöschen), einen Braten und den unvermeidlichen „gaspacho“, ein Mittelding zwiſchen Suppe und Salat, beſtehend aus Gurken-, Zwiebel-, Sellerieſcheiben, grünem ſpaniſchem Pfeffer, Eſſigwaſſer, Pfeffer, Salz und Oel, dem Fremden ungefähr ungenießbar, von den Eingeborenen aber mit Löffeln ſchüſſelweiſe verzehrt. Während der Mahlzeit darf das Cigarillo nicht ausgehen; es liegt neben jedem Speiſenden auf dem Tiſche

und zwischen zwei Löffeln Suppe oder zwei Bissen Fleisch werden rasch einige Züge gethan.

Nach dem Speisen beginnt erst das eigentliche Leben. Um sieben Uhr hat sich das Straßenbild wie mit einem Zauberschlage verwandelt. Die Häuser speien ihre Bewohner aus, die Gassen und Plätze füllen sich, tausend Töne werden laut. Mit lustigem Schellengeklingel und lautem Rädergerassel jagt ein maulthierbespannter Wagen durch die Hauptstraße. Es ist der Eisenbahnomnibus und sein Erscheinen verkündet die Ankunft des Zugs von Madrid. Kaum ist das Peitschengeknall des Mayorals, das Rufen und Zetern des Zagals verhallt, so erhebt sich das Geschrei der Zeitungsweiber, die wie eine wilde Jagd durch die Straßen rasen und mit ihrem „La Correspondencia!"- und „El perro grande!"-Gekreisch die Luft erfüllen. Was nicht bettlägerig ist, das strömt jetzt nach dem Paseo, wo sich alsbald die ganze Stadt versammelt. Der Paseo ist eine der prächtigsten spanischen Einrichtungen: er fehlt in keiner Stadt; es gibt Städte, die keine Schule, keine Post, keinen Bücherladen besitzen, aber solche ohne Paseo gibt es nicht. Er gehört nächst Kirche und Wirthshaus zu den vornehmsten Existenzbedingungen des Spaniers. Der Paseo ist der Salon der Stadt, eine Art modernen Forums, zugleich Promenade, Konzertsaal und Empfangszimmer. Meist ist er eine Allee von Palmen, Orangenbäumen oder Platanen, oft noch von Rosenhecken und Blumenrabatten eingesäumt, manchmal mit Statuen geschmückt, immer mit massiven Steinbänken versehen. Der Paseo von Córdoba heißt „Paseo del gran Capitan". Hier liegen die drei Fondas oder Hotels, die die Stadt besitzt, hier ist das Kaffeehaus „del Gran

Capitan", unfern sind die Plaza de Toros und die Eisenbahnstation. Das Kaffeehaus, die Salons der Hotels füllen sich und an hundert Tischen wird Domino gespielt, die Lieblingsunterhaltung des Spaniers, der er tagelang ohne Ermüden obliegen kann und zwar blos aus Interesse am Spiel, nicht aus Gewinnsucht, da gewöhnlich nicht um Geld gespielt wird. Vor diese Lokale sind zahlreiche Tische und Stühle gesetzt und hier bildet sich alsbald ein wogendes Parterre, vor dem die ganze Damenwelt Córdobas unausgesetzt auf- und niederzieht. Aus den Thoren der vornehmen Häuser rollen jetzt die tagsüber in der Remise gehaltenen Fuhrwerke hervor und drängen sich auf dem Paseo zu einer endlosen Doppelreihe zusammen: elegante Pariser „Landaus", Coupés, Broughams, neben ihnen alte, schwerfällige Karrossen, die in Doppelfedern hängen, alle mit vielfelderigen Wappen bemalt und den schwachen und wenig ausdauernden, aber herrlich gebauten andalusischen Rossen bespannt. An der Seite der Wagenkolonnen fluthet ein Strom von Spaziergängerinen, die oft von Galans, selten von Gatten oder Vätern begleitet sind, und das Auge kann sich an einzelnen Schönheiten weiden, wie sie so brillant kaum noch irgendwo in Europa vorkommen. Solche Schönheiten sind übrigens auch hier Ausnahmen, die Mehrzahl der Damen kann nur als hübsch klassifizirt werden und alle, auch die jüngsten und reizendsten, verunstalten sich durch gewissenlosen Mißbrauch von Reispulver und Schminke.

Jetzt ist die Zeit des Requiebro, dieser charakteristischesten andalusischen Sitte. Uebersetzen kann man das Wort nicht, nur es erklären. Ein junger Mann geht rasch an einer

Dame vorüber und im Augenblicke, wo er ſie ſtreift, flüſtert er tonlos: „Blume von Córdoba!“ oder „Stern meines Himmels!“ oder „Dein Blick tödtet und belebt!“ ohne daß jedoch ein Dritter die Bewegung ſeiner Lippe ſähe oder den Laut ſeiner Stimme hörte. Die Dame, ebenfalls ohne die Augen aufzuſchlagen, ebenfalls ohne die Lippen merklich zu bewegen, antwortet leiſe: „Gracias!“ oder „Entendido!“ „Dank“, „Man hat verſtanden.“ — Das iſt ein Requiebro. Eine platoniſche Huldigung, hervorgegangen aus dem edlen, ſelbſtloſen Drange der Schönheitsanerkennung. „Requebrar“ iſt frei und ſtraflos; der Bettler kann der Königin ein Requiebro zuflüſtern und ſie wird ihm nicht gram darum ſein; im Gegentheile, man kann annehmen, daß ſie ihm ſein „Gracias“ nicht vorenthalten werde. Daß dieſe luſtige, ſcheinbar zweckloſe Liebeserklärung, ſyſtematiſch wiederholt und mit Ausdauer angebracht, in manchen Fällen dennoch Unheil ſtiften mag, wird jedem Geiſte ſehr glaublich ſein, der von der Erbſünde auch nur ganz leiſe berührt und verunreinigt iſt.

In und vor dem Kaffeehauſe ſitzen, den Paſeo auf- und niedergehen oder fahren, reiche Toiletten ausſtellen und bewundern, Requiebros flüſtern und erwidern iſt doch mehr Beſchäftigung der Jugend. Die ältere Generation verſammelt ſich mittlerweile in den Patios um die rauſchenden Springbrunnen und bildet „tertulias“ oder Plauderkränzchen. Nichts Schöneres, nichts Gemüthlicheres, nichts Poetiſcheres als eine andaluſiſche Tertulia. Man ſitzt im Kreiſe auf niedrigen Tabourets oder in den beliebten Schaukelſtühlen, die Herren Cigarillos rauchend, die Damen Thee trinkend oder Helado löffelnd; ringsum duften friſche Roſen, über den Häuptern

funkeln die Sterne und leuchtet der Mond auf tiefblauem Himmel, die kühle Luft wird durch den unvermeidlichen Fächer, ohne den man keinen Andalusier welchen Alters oder Geschlechts immer sieht, in leiser Bewegung erhalten, man spricht über Alles und noch Etwas, über Politik, Klatsch, Haushalt, Kunst, Reisen, man erzählt Anekdoten, man lacht, man singt Coplas, man spielt Guitarre und im seligen, geistverjüngenden, muntern Kinderschwatzen sieht man die Stunden wie im Traum vorüberfliegen und es wird Mitternacht, ehe man recht angefangen zu haben glaubt. Ich behaupte, man altert nicht um die Zeit, die man in einer rechten Tertulia verbringt. Solche Stunden gehen vorbei, ohne Spuren zurückzulassen. Sie sind nicht vom Leben des Menschen abgezogen, sondern ihm zugelegt.

Und während auf dem Paseo die schöne Welt promenirt und in den Patios die Tertulias blühen, spielt sich versteckt in Nebengäßchen, auf ausgestorbenen Plätzen, an den Eisenstäben von Patiothüren und Fenstergittern geheimes Liebeleben ab. Da stehen glühende Seladons diesseits und seufzende Mädchen jenseits der unerbittlich trennenden Eisenschranke und ein Händedruck, ein Kuß auf die Wange ist Alles, was er außen verlangen, sie innen gewähren kann. Das ist die einzige Annäherung, die zwischen jungen Leuten der bessern Stände stattfindet. Man beginnt mit dem Requiebro auf dem Paseo oder in der Kirche, man geht durch das Stadium des „Fensterlns“, das aber Monate, oft Jahre währt, und erst wenn der junge Mann direkt um die Hand des Mädchens angehalten hat und sie ihm von den Eltern gewährt wurde, erlaubt man ihm, die streng abwehrende Eisenthüre zu passiren und sein Liebchen

in deſſen eigenem Gemache zu ſehen. Die Zeit, da er in dunkler Straße in ſeine Capa gehüllt vor dem Fenſter der Geliebten ſtand und durch das Gitter ihr die bebende Hand drückte und aus der Finſterniß ihm ihre leuchtenden Augen entgegenfunkelten, betrachtet jeder Spanier als die ſchönſte ſeines Lebens und noch als alter Mann, wenn er gegen Mitternacht aus einer Tertulia heimkehrt und in der finſtern Straße an einer vermummten Geſtalt vorüberkommt, die gegen ein Fenſter gelehnt iſt, hinter dem eine unbeſtimmte weibliche Form ſchwach ſichtbar wird, verfehlt er nicht tief aufzuſeufzen und mit einer Stimme, in der Sehnſucht und Melancholie beben, zu murmeln: „Ich wollt' ich wäre du!“

Spaniſche Zeitungen.

Jeder ernſte Geiſt muß im Zeitungsweſen eines Volkes einen hervorragenden Gegenſtand der Beobachtung erkennen. Nichts gibt ſo unverfälſchte, ſo abſolut zuverläſſige Aufſchlüſſe über den Bildungsgrad, die Neigungen, Anſchauungen, Tugenden und Laſter, über die herrſchende Ideen- und Geſchmacksrichtung einer Nation wie ihre Tagesliteratur. Sie iſt als diagnoſtiſches Hilfsmittel in der Völkerpſychologie nicht durch die klaſſiſche Literatur, nicht durch die Kunſt und Wiſſenſchaft, überhaupt durch nichts zu erſetzen. Denn dieſen idealeren Gebieten wenden ſich immer nur mehr oder weniger exzeptionelle Geiſter zu und ihre Gemeinde iſt jedenfalls eine Minorität, vielleicht eine verſchwindende Minorität. Die Journaliſtik aber iſt auf die große Maſſe berechnet und muß ſtets zu dem geiſtigen Niveau hinabſteigen, auf dem das Durchſchnittsindividuum

der betreffenden Nation ſteht. So gibt die klaſſiſche Literatur ein idealiſirtes Bild, die Tagesliteratur aber eine kaum retouchirte Photographie des geiſtigen und materiellen Lebens der betreffenden Nation. Aus dieſem Grunde habe ich in jedem Lande, das ich beſuchte, dem Zeitungsweſen eine beſondere Aufmerkſamkeit zugewendet und ich glaube nicht, daß die dieſem Gegenſtande gewidmete Zeit eine verlorene geweſen ſei.

Die engliſche Preſſe iſt jedenfalls diejenige, der man in Europa die Palme zuerkennen muß. Der einzige Vorwurf, den man einem — glücklicherweiſe kleineren — Theile derſelben machen kann, iſt der eines übertriebenen Senſationalismus. Sonſt aber iſt ſie ehrlich, würdig, gründlich, umſichtig und hochanſtändig. Bei ſehr ſtark ausgeprägtem Nationalbewußtſein iſt ſie dennoch univerſell im beſten Sinne, achtſam auf alle Vorkommniſſe, jedes Ereigniß auch in der entlegenſten Ferne verzeichnend, jeder Bewegung mit ſtets ſchlagfertiger Kritik Schritt auf Schritt folgend; die Männer, welche die engliſche Preſſe machen, ſind von vielſeitiger Bildung, ſprachenkundig, weitgereiſt, vielerfahren; jedes engliſche große Blatt enthüllt täglich einen Schatz von thatſächlichem Wiſſen und eine faſt lückenloſe Bewandertheit auf allen, ſelbſt ſehr ſpeziellen Gebieten; der Styl der hervorragenden engliſchen Journale iſt plaſtiſch, graphiſch, warm, belebt von jenem feinen Humor, der der Sprache Charles Lambs, Dickens' und Thackerays ſo beſonders eigenthümlich iſt, dabei immer von der größten Würde, die ſich manchmal zur Leidenſchaft hinreißen läßt, aber nie zu einer Zweideutigkeit hinabſteigt, geſchweige denn ſich bis zur Gemeinheit vergißt. Die engliſche

Presse ist in Wirklichkeit eine Lehrerin, Leiterin, Beratherin und Unterhalterin ihres Volks; dem englischen Nationalcharakter entsprechend, ist sie eminent positiv; sie polemisirt fast nie, dagegen erzählt, berichtet, schildert und kommentirt sie.

Ein ganz verschiedenes Bild zeigt uns die französische Presse. Diese ist vornehmlich polemisch; ihr Hauptgebiet ist nicht die Thatsache, sondern die Kritik und die Negation; Vorgänge, Neuigkeiten, Geschehnisse nehmen in ihr den zweiten Rang ein, der erste wird abstrakten Betrachtungen, Wortduellen mit Kollegen, Angriffen gegen politische und soziale Persönlichkeiten eingeräumt. Sie ist brillanter und geistreicher geschrieben als die Presse irgend einer andern Nation, aber sie ist unwesenhaft und ohne solide Grundlagen; mehr prickelnder Schaum als fester Nahrungsstoff. Die Polemik, das liegt in ihrer Natur, hat einen engen Gesichtskreis. Die französischen Blätter sind denn auch so ausschließlich französisch, ja Pariserisch, daß man selbst die größten von ihnen nur Pariser Lokalblätter nennen kann. Der Franzose, der blos seine Pariser Zeitung liest, kann leben und sterben, ohne zu ahnen, daß es außer Frankreich noch Länder, Völker, politische Bewegungen, Kulturbestrebungen, wissenschaftliche Arbeiten und Erfolge, Literaturen und Erfindungen in der Welt gibt. Eine der schönsten und edelsten Aufgaben der Tagespresse besteht darin, Vermittlerin zwischen dem Geistesleben verschiedener Völker zu sein, das Wissens- und Nachahmenswerthe wachsamen Auges an allen Punkten des bewohnten Erdballs aufzufinden und zur Kenntniß des eigenen Leserkreises zu bringen, das Pfahlbürgerthum, den beschränkten

Sonderdünkel zu bekämpfen und den Völkern einen weiten Blick beizubringen, der die ganze Menschheit und die ganze Zeitgeschichte umfaßt; die Tagespresse soll gleichsam die internationalen Beziehungen zwischen den Völkern aufrechterhalten und pflegen, wie die Diplomatie die Beziehungen zwischen den Höfen und Regierungen aufrechterhält und pflegt. Von dieser Aufgabe hatte die französische Presse vor dem Kriege kaum ein leises Bewußtsein und sie hat seither nur erst sehr allmälig, sehr zögernd begonnen, ihr einigermaßen gerecht zu werden.

Die spanische Journalistik kann selbstverständlich nicht mit dem Maßstabe gemessen werden, den man an die Presse der vornehmsten Kulturvölker legt. Sie hat für uns mehr ein Kuriositäts-Interesse. Sie ist fremdartig und abweichend von allen europäischen Vorbildern. Alle Blätter, die größten wie die kleinsten, haben hier gewisse Züge mit einander gemein, die sofort beweisen, daß Spanien noch immer das Land der frommen Gläubigkeit, der höfischen Etikette und der theatralischen Deklamation sei. Jede Zeitung enthält eine Rubrik — es ist noch dazu die vornehmste und steht immer an der Spitze des Blattes — in der die Heiligen des Tages, das Evangelium der Woche und die in den zahlreichen Kirchen und Kapellen der Stadt zu lesenden ordentlichen und außerordentlichen Messen verzeichnet sind; unter den Inseraten aber nehmen den ersten Platz die Einladungen zu Seelenmessen für Verstorbene ein. Aermere Leute lassen solche Einladungen bis ins dritte oder vierte Jahr nach dem Tode des betreffenden Angehörigen ergehen; wer aber etwas darauf hält, für wolhabend und anständig zu gelten, der muß die

öffentliche Ankündigung der Erinnerungs-Messen mindestens bis zum zehnten Jahrestage des Todes wiederholen.

In ihren Polemiken gegen einander oder gegen öffentliche Persönlichkeiten sind die spanischen Blätter von einer durch ihre Uebertriebenheit auf den Fremden komisch wirkenden Höflichkeit oder vielmehr zeremoniösen Umständlichkeit in der Form, die andererseits große Derbheit im Wesen nicht ausschließt. Es kommt oft vor, daß eine Zeitung von der andern sagt: „Unser tüchtiger Kollege lügt wieder einmal unverschämt und es ist erstaunlich, daß der gelehrte und sympathische Herausgeber des erwähnten vortrefflichen Blattes nicht an seinen eigenen Worten erstickt." Oder wenn von einem hohen Beamten die Rede ist, der wegen Unterschleifs seiner Stelle entsetzt wurde: „Der ausgezeichnete Sektionschef Don Fulano, dessen geschickten Händen seit etlichen Monaten die Verwaltung der Silbergruben von Cartagena anvertraut war, hat mehrere Diebstähle begangen, welche die Entfernung dieses tüchtigen Beamten von seinem Posten nothwendig machten." Wenn die spanischen Blätter etwas Unangenehmes zu sagen haben, so versüßen sie die bittere Pille durch irgend ein angefügtes Kompliment, das aber nicht immer glücklich ausfällt. So lacht noch heute ganz Spanien über die Notiz, in der „La palmera de Cádiz", „die Palme von Cádiz", die Hinrichtung eines bekannten Räubers ankündigte. Dieses köstliche Produkt andalusischer Höflichkeit lautete ungefähr: „Don Enrique Pino, unser wolbekannter Mitbürger, dessen Familie mit Recht zu den geachtetsten Bewohnern unserer theuern Vaterstadt gerechnet wird, soll heute Nachmittag durch unsern flinken und geschickten Henker erdrosselt (garotado)

werden. Wir sind überzeugt, daß der tapfere Gaditaner sein Leben in würdiger Weise aufgeben werde und freuen uns im vorhinein darauf."

Das verbreitetste Blatt Spaniens ist die „Correspondencia de España." Ihre Auflage betrug zur Zeit meines Aufenthalts im Lande 50.000 Exemplare. Der Titel dieses Blattes ist wol dasjenige Wort, das der Fremde in Spanien zuerst erlernt und am häufigsten zu hören bekommt. Auf allen Eisenbahnstationen, in allen Häfen heult man es ihm in die Ohren, die Straßen und Plätze aller Städte, selbst der kleinen Provinzflecken, hallen davon wider, es ist der Ruf, mit dem man einschläft und erwacht. Die „Correspondencia" hat nämlich fast gar keine Abonnenten und lebt blos vom Einzelverkauf. Eine Armee ihrer Agenten überschwemmt das ganze Land. In Madrid wegelagern Hunderte von Knaben, Mädchen, Krüppeln und alten Weibern auf allen Trottoirs und zetern jeden Vorübergehenden mit ihrem kreischenden Rufe: „La Correspondencia!" an. In der Provinz erwarten Dutzende von ähnlichen Gestalten die Ankunft des Zeitungspackets und stürzen sich dann gleich einem Trupp von Rasenden in die Straßen, einander in tollem Lauf zuvorzukommen suchend, mit unermüdlicher Kehle ohne Unterbrechung ihre Waare ausrufend und in alle Hausthore und Fenster, die sich bei dem wolbekannten Geschrei beleben, Exemplare des Blattes gegen Empfangnahme einer kleinen Kupfermünze, zweier Cuartos (5 Pfennig), schleudernd. Um zu wissen, wann die Eisenbahnzüge von Madrid ankommen, muß man in der Provinz nie eine Fahrordnung haben, denn nach Anlangen der Post erfüllen sich die bis dahin stillen Straßen mit

Getümmel und wildem Geschrei und der zu bestimmter Stunde laut werdende „Correspondencia!“-Ruf ersetzt vollkommen jede Uhr. Wenn die Correspondencia einginge, so würde Spanien einen seiner charakteristischen Züge verlieren; das Land würde stiller und öder werden und einer Glocke gleichen, in welcher der Klöppel ausgebrochen ist.

Dieses Blatt ist übrigens nicht blos wegen seiner starken Auflage und seiner geräuschvollen Vertriebsmethode merkwürdig, sondern auch wegen seines literarischen Charakters. Es ist ein journalistisches Unicum. Artikel kommen darin nicht vor, ebensowenig längere Korrespondenzen; es besteht vielmehr ausschließlich aus kurzen Personalnachrichten, die ohne System, ohne Tendenz, ohne Wahl zusammengestoppelt sind. „Der treffliche A. wurde zum Feldwebel ernannt.“ — „Der edle B. ist zu seinem Vergnügen nach Paris gereist.“ — „Der heldenmüthige Carlistengeneral C. wurde vom tapfern Alfonsistengeneral D. in der blutigen Schlacht bei E. besiegt.“ — „Der gelehrte F. ist von seinem Schnupfen genesen“ — so geht es drei Seiten eines mittelgroßen Formats hindurch und diese geistreiche Lektüre wird von den Pyrenäen bis zur Meerenge von Gibraltar alltäglich mit Heißhunger verschlungen. Die wahllose Allgemeinheit, mit der die Correspondencia bei der Zusammenstellung ihrer Nachrichten vorgeht, ist zum großen Theile das Geheimniß ihres Erfolges; sie interessirt jeden Spanier, denn sie beschäftigt sich mit jedem Spanier, vom Könige angefangen bis hinab zum letzten wassertragenden Gallego, und es ist kaum möglich, seinen Lebensweg in Spanien zurückzulegen, ohne mindestens einmal den Gegen-

ſtand eines ſchmeichelhaften Epithetons und einer Notiz in der Correſpondencia gebildet zu haben.

Ein anderes originelles Blatt iſt „El perro grande“, „Der große Hund“. Das iſt gleichfalls eine täglich erſcheinende Zeitung und kommt an Verbreitung der Correſpondencia ziemlich nahe. Der Titel ſcheint auf den erſten Blick ſehr grotesk und unerklärlich, doch verliert er dieſen Charakter, wenn man weiß, was er für Bedeutung hat. Das Blatt nennt ſich nämlich nicht nach dem bekannten Vierfüßler dieſes Namens, ſondern nach einer Münze; ſein Titel iſt nicht eine zoologiſche, ſondern eine finanzielle Anſpielung. Wie es aber kommt, daß eine Münze „großer Hund“ genannt wird, das hat auch wieder ſeine Geſchichte. Seit älteſter Zeit war in Spanien die Münzeinheit der Real, der wieder in 34 Maravedis getheilt war. Seit 1868 aber ſucht ſich das Land dem Frankenſyſtem der übrigen lateiniſchen Nationen zu nähern und die Münzeinheit iſt nun die Peſeta, die vier Realen enthält und dem franzöſiſchen Frank im Werthe ziemlich gleichkommt. Eine Peſeta iſt, wie die korreſpondirende franzöſiſche Münze, in hundert Céntimos getheilt und es gibt Theilſtücke von 1, 5 und 10 Céntimos. Auf dieſen neuen Münzen wurde — nach dem Vorbild des belgiſchen Prägeſtempels — ein ſitzender Löwe angebracht, der mit der einen Pranke das Wappenſchild Spaniens aufrechthält. Die Zeichnung und Stellung dieſes Thiers iſt nicht beſonders korrekt und künſtleriſch und der Volkswitz beſteht darauf, in dem Wappenlöwen einen — Hund zu ſehen. Davon benannte er die 10 Céntimos-Stücke „perro grande“, großer Hund, und die 5 Céntimosſtücke „perro chico“, kleiner Hund. Heute wird das

nicht mehr as Witz betrachtet, ſondern gilt als die ernſte, angenommene Bezeichnung der neuen Münzen. Niemandem wird es einfallen, zu lächeln, wenn man ihm ſagt, daß dieſe Melone, um deren Preis er ſich auf dem Markte erkundigt, einen „großen Hund" koſte und daß er noch unbedingt einen „kleinen Hund" hinzufügen müſſe, wenn er jene Trauben haben wolle.

Das Blatt nun, wovon ich ſpreche, koſtet eben 10 Céntimos und um dieſe Thatſache dem öffentlichen Bewußtſein mit der größten Deutlichkeit und mit Ausſchluß jeden Zweifels nahezubringen, hat es den volksthümlichen Namen des Geldſtücks, das ſeinen Preis darſtellt, zu ſeinem Titel genommen. In literariſcher Hinſicht iſt der „Perro grande" nicht ſonderlich merkwürdig. Er iſt ein gewöhnliches Lokalblatt, ſo gut und ſo ſchlecht, als Lokalblätter bei einem Leſepublikum von geographiſch und geiſtig ziemlich engem Geſichtskreiſe eben zu ſein pflegen; allein eine ingenioſe Idee ſeiner Herausgeber hat ihn zu einer erſtaunlichen Verbreitung gebracht. Der Perro grande iſt nämlich nicht blos eine Zeitung ſondern auch zugleich ein — Lotterielos. Die Exemplare ſind mit einer laufenden Nummer verſehen, das Datum gilt als Serie. Zweimal monatlich finden Ziehungen ſtatt und jedesmal gelangen drei Treffer von 1000, 300 und 100 Peſetas zur Verloſung; außerdem gewinnt eine weitere Anzahl gezogener Nummern das Anrecht auf den Bezug eines Freiexemplars des Perro grande durch ein Jahr. Wie man ſieht, ſpekulirt das Blatt auf die Neugierde und auf die Gewinnſucht der Spanier und dieſem vereinten Anſturme können nicht Viele widerſtehen, namentlich hier, wo die Leidenſchaft für die Lotterie faſt ſo

groß ist wie in den Kreisen der Traumbuchgläubigen Wiens und wo die häufig wiederkehrenden öffentlichen Ziehungen in allen größeren Städten als Feste gefeiert werden, an denen die Behörde und die ganze Bevölkerung mit dem größten Interesse theilnehmen.

Das ganze System des Perro grande steht unter öffentlicher Ueberwachung. Die allvierzehntäglichen Ziehungen finden in den Bureaus des Blattes zu Madrid im Beisein von Gerichtspersonen und einer beschränkten Anzahl Fremder statt; die gezogenen Nummern werden im Blatte selbst und in der amtlichen „Gaceta de Madrid" veröffentlicht und die Gewinnste unmittelbar nach Vorzeigung des Exemplars, dessen Nummer herauskam, ausbezahlt. Ich kenne selbst Jemanden in Sevilla, der auf diese Weise einmal tausend Pesetas und ein andermal ein Freiexemplar gewonnen hat und nun natürlich zu den begeistertsten Lobrednern des Perro grande gehört.

Die wenigen ernsten Blätter Spaniens, die sich mehr der europäischen Zeitungsschablone anpassen, zeichnen sich nur durch geringen Umfang, schwache Verbreitung und hochtrabende Schreibweise aus. Originelle Individualitäten unter diesen Dutzendjournalen sind nur „El globo", (der Erdball) ein illustrirtes Tageblatt, das Humor, Poesie, Belletristik, Politik und Wissenschaft kultivirt, ferner „El diario de Barcelona", (das Barcelonesische Tageblatt), der das kleinste mir bekannte politische Journal ist. Er erscheint nämlich in gewöhnlichem Buchformat, Klein-Oktav, allerdings meist 12—16 Seiten stark, und ist übrigens eins der besten spanischen Blätter.

Humoristische Journale spielen merkwürdigerweise eine

verſchwindend kleine Rolle im ſpaniſchen Zeitungsweſen; es gibt nur ein Wochenblatt in Madrid, „El mundo cómico“ (die komiſche Welt), welches das heitere Genre pflegt, und auch dieſes iſt blos eine geiſtloſe Kopie des Pariſer „Petit Journal pour rire“. Und doch iſt der ſpaniſche Volksgeiſt von einer unbezwingbaren Schelmerei und einer Neigung zu Scherz und Spott, die ſeine parodiſtiſche Erfindungskraft keinen Augenblick lang ruhen läßt.

Wenn aber Spanien keine Witzblätter beſitzt, ſo hat es dafür eine Zeitung, die Ihresgleichen nirgends in der Welt findet; das iſt „El Enano“ (der Zwerg), ein mehrmals im Monat, jedoch in unbeſtimmten Zwiſchenräumen erſcheinendes kritiſches Organ für — Stiergefechte! Im Enano werden ſämmtliche in Madrid und den größeren Provinzſtädten abgehaltenen Stiergefechte von Fachmännern in einer überaus reichen techniſchen Sprache kritiſch beleuchtet und es iſt oft bewundernswerth, zu ſehen, mit welcher Penetration, mit welchem Aufwande an hiſtoriſchen, anatomiſchen und äſthetiſchen Kenntniſſen und mit welcher Sicherheit des Urtheils die Leiſtungen der Picadores, Banderilleros und Espadas, ja ſelbſt die der Chulos, der Opfergäule und der Stiere in dieſem einzigen Fachblatte beleuchtet werden. Erſt ſeit ich ein Leſer des „Enano“ wurde, ward mir klar, bis zu welcher Höhe wiſſenſchaftlicher Syſtematik das Kunſtverſtändniß für Stierkämpfe ſich entwickelt hat und nach den in jeder Nummer enthaltenen ungemein gründlichen Abhandlungen über die Seitenſprünge, mit denen der Eſpada den Hörnern des Stiers auswich und deren jeder — ebenſo wie die verſchiedenen Degenſtöße —

einen beſondern Namen hat, wunderte es mich nicht mehr, als ich eines Tages bei einem Herrn in Madrid eine Bibliothek fand, die ganz aus Werken über die „Tauromachie“ beſtand und doch nicht einmal noch die ganze außerordentlich reiche Literatur dieſes Gegenſtandes enthielt, wie mir ihr Beſitzer mit einem gewiſſen Kummer mittheilte.

Wahrheit und Dichtung.

Auf den andalusischen Frühling folgte ein kastilianischer Sommer und auf diesen ein süditalienischer Herbst, von dem ich vielleicht noch ein andermal erzähle, dann aber hatte die herrliche Wanderzeit ein Ende und es hieß heimkehren, auf der Ofenbank bleiben, bieder Kohl pflanzen und brav Steuer zahlen. So lag ich denn in einer häßlichen Novembernacht in meiner Koje auf dem Lloyddampfer, der von Venedig nach Triest fuhr, und während mich das schwankende Schiff unsanft hin- und herrollte, zog ich in Gedanken das Fazit meines bisherigen Lebens. Ich besuchte noch einmal alle die Stätten in Nord und Süd, die mir lieb und theuer geworden waren und die ich vielleicht nie wieder sehen sollte; Hunderte von Menschen, deren Freundschaft ich erworben und bei denen ich ein Stück meines Herzens gelassen hatte, Mädchen und Frauen, schwärmerische Jünglinge und ernüchterte, ernste Männer,

zogen an meinem innern Auge vorüber und winkten mir ſchmermüthig lächelnd mit der Hand und riefen mir in vielen Zungen Lebewol! und Glückauf! zu. Je länger ich bei dieſen Vorſtellungen verweilte, je inniger ich mich in die Vergangenheit vertiefte, umſo leuchtender und poetiſcher erſchien mir dieſe, umſo finſterer und proſaiſcher die Zukunft. Meine Stimmung wurde mir unleidlich und um ihr zu entgehen, ſprang ich raſch entſchloſſen aus dem Bette, kleidete mich an und ging aufs Verdeck hinauf.

Hier war es kalt und naß und überaus ungemüthlich. Die See ging hoch, der Wind pfiff durch das Takelwerk, die dicken Wolken, aus denen ein feiner, durchdringender Regen niederrieſelte, rollten tief unterm Himmel und ſchoben ſich nur manchmal auf Minuten auseinander, um den Mond und einige Sterne ſichtbar werden zu laſſen. Das Deck war vollkommen verlaſſen, da die nicht ſehr zahlreichen Reiſenden alle unten in ihren Kabinen waren, die einen ſeekrank und ſtöhnend, die andern geſund und ſchnarchend, und außer dem Mann am Steuer ſah ich nur einen in einen Mantel gehüllten alten Herrn mit langem, ſchneeweißem Barte, der an der Brüſtung lehnte und gedankenvoll in die dunkle See hinabſtarrte. Nachdem ich einigemale auf und ab gegangen war, ſtellte ich mich ſchließlich neben ihn. Er blickte jedoch nicht auf und nahm überhaupt keinerlei Notiz von mir. Eine Weile blieb ich ſchweigend an ſeiner Seite, dann entſchloß ich mich ihn anzuſprechen. Auf eine banale Bemerkung über das Wetter und die Ueberfahrt folgte eine ungefähr ebenſo banale, aber höfliche Antwort, die bereits die indiskrete, aber in ſolchen Situationen übliche Frage nach dem Woher und

Wohin gestattete, ein Wort gab nun das andere und wenige Minuten darauf waren wir in einem eifrigen Gespräche über Länder und Völker begriffen.

Der alte Herr mußte viel gereist sein; er kannte alle Stätten, die ich erwähnte, war überall gewesen, hatte Alles gesehen und sprach alle Sprachen, deren ich mächtig bin. Sein Aussehen und seine Redeweise waren nicht die eines Commis voyageur, allein andererseits hatte er zahlreiche Orte besucht, die für den gewöhnlichen Touristen keinerlei Interesse haben, und er kannte in all den Ländern, die er besucht hatte, keine einzige jener Persönlichkeiten, die ein vornehmer Vergnügungsreisender aufzusuchen pflegt. Ich riskirte die Frage, ob er ein Geschäftsreisender sei? Er sah mich sonderbar an und antwortete nach einer kleinen Pause: „Nein, aber ich bin stets auf Reisen."

„Sie Glücklicher!" rief ich, „wie beneide ich Sie!"

Er sah mich wieder so sonderbar an wie vorhin und bemerkte mit einem unterdrückten Seufzer: „Da haben Sie Unrecht, junger Freund, was mich betrifft, so bin ich des Reisens sehr, sehr müde und ich wollte, es hätte ein Ende."

„Da denke ich anders als Sie," erwiderte ich eifrig. „Ich habe nun sieben Jahre lang ein rastloses Wanderleben geführt und ich wollte, ich könnte es ewig fortsetzen. Mir graut vor dem Gedanken, daß ich nun für den Rest meiner Tage an die Kette gelegt und zum Stillsitzen verurtheilt werden soll."

„Haben Sie denn gar keine Sehnsucht nach der Heimat?"

„Meine Heimat ist die Welt. Ich bekenne mich nicht zum Schildaer Dogma: Ueberall ists gut, doch zu Hause

am beſten. Ich habe gefunden, daß jedes Land und jedes Volk Vorzüge und Fehler hat, die einander ungefähr die Wage halten, daß man ſich überall wol fühlen kann, wenn man den Menſchen ihre Schwächen verzeiht und ihre Tugenden anrechnet, und ich gebe nur das Eine zu, daß der Süden im Ganzen ſchöner iſt als der Norden und der Kulturmenſch trotz ſpezifiſcher Fehler ein angenehmerer Umgang als der Barbar."

„Das iſt recht ſchön. Aber haben Sie ſich nie geſagt, daß Sie mit bloßen Luſtfahrten eigentlich Ihre Jahre vergeuden und nicht dazu gelangen, die ernſten Pflichten des Bürgers zu erfüllen, die man gegen ſein Land und die Geſellſchaft hat?"

„Sie ſind ſtreng in Ihren Gedanken und hart in Ihren Ausdrücken. Ich habe meine Jahre nicht vergeudet und mein Gewiſſen beſchuldigt mich keiner Pflichtverſäumniß. Ich habe mich bemüht zu ſehen, zu erfahren, zu lernen. In den Spitälern habe ich mein Ohr an die Bruſt der Kranken gelegt, ihre Leiden zu finden und zu erleichtern geſucht, in den Straßen mein Ohr ans Herz des Volks gedrückt, ſeinem ſchweren Athem und ſeinem intimſten Herzſchlag geſpannt gelauſcht, ſeine Krankheiten und Erregungen beobachtet und wenn nicht das Vermögen, doch das innige Verlangen gehabt, ihm zu helfen und es zu heilen. Ich habe vielen guten Menſchen die Hand gedrückt, viele Freundſchaft gegeben und empfangen und ich finde, daß das ein ſo würdiger und ſchöner Lebensinhalt iſt wie der irgend einer ſeſshaften bürgerlichen Zoophytenexiſtenz."

Der alte Herr lächelte trüb und ſagte nach kurzem Stillſchweigen:

„Das iſt Alles recht hübſch, aber jedes Ding hat zwei

Seiten. Sie vertreten mir gegenüber den Standpunkt der Jugend, laſſen Sie mich Ihnen gegenüber den Standpunkt des Alters vertreten. O gewiß, es hat ſein Angenehmes, in der Welt umherzufahren, ſo lang man jung iſt. Der Geiſt iſt neu und das Herz iſt friſch. Man ſchläft auf jedem Lager, man verdaut jede Speiſe, man findet jede Lippe küßlich. Man iſt federleicht und beweglich, denn man hat keinen Ballaſt von Gewohnheiten und Vorurtheilen mitzuſchleppen. Aber das dauert nicht ewig und man iſt leider nicht immer zwanzig oder dreißig Jahre alt. Der Leib nützt ſich ab, wenn auch vielleicht das Gemüth jung bleibt. Der Moment kommt, wo die unbequeme Matratze den Schlaf verſcheucht und der Magen wähleriſch wird. Dann ſehnt man ſich nach Ruhe und Bequemlichkeit, aber es iſt zu ſpät. Sie haben dann das Bedürfniß, aber nicht die Gewohnheit des Stillſitzens. Ferne Horizonte locken Sie mit tauſend Fingern und Sie ſind tief unglücklich, wenn Sie dem Wink und Ruf nicht folgen können. Wenn Sie überall dauernde Freundſchaften zurückgelaſſen haben, ſo iſt es noch ſchlimmer, denn das menſchliche Herz faßt nicht den Gedanken eines Abſchieds auf ewig und verzehrt ſich in der Hoffnung und im Verlangen des Wiederſehens. Jede Ihrer ſchönen Reiſeerinnerungen wird zu einer aktiven Sehnſucht, die Sie quält und an Ihrer Seele nagt. Und noch eins: Sie ſind dann überall ein Fremder und in Ihrer Heimat am fremdeſten. Sie finden ſich nicht in die Menſchen und nicht in die Verhältniſſe. Die Geſpielen und Jugendgenoſſen, die mit Ihnen auf der Schulbank geſeſſen, ſind hübſch im Lande geblieben und haben ſich redlich genährt, während Sie ruhelos ſchönen

Idealen nachjagten; Sie treffen ſie in Amt und Würde und in ſicherm Brode, als reſpektable Perſonen mit Titeln und Orden und Konnexionen, als Stützen der hohen Obrigkeit, des Geſetzes und der hergebrachten Ordnung. Dieſen Menſchen ſind Sie ein Dorn im Auge, ein gehäſſiger Eindringling; ihr enger Horizont ſchämt ſich vor Ihrem weiten; ihre ſpießbürgerliche Beſchränktheit fürchtet Ihre Kritik; es ärgert ſie zu denken, daß Jemand unter ihnen iſt, der ſich unterſteht zu glauben, daß es anderwärts ein und das andere beſſere Geſetz, eine und die andere beſſere Speiſe, eine und die andere beſſere Einrichtung gibt, daß ihre Verhältniſſe überhaupt einer Verbeſſerung fähig wären und ſie noch etwas vom Beiſpiel der Fremde lernen könnten, und ſie ſtrafen Sie ſelbſt für Ihre unausgeſprochenen Gedanken und Urtheile mit Anfeindung und Verhöhnung. Glauben Sie mir, junger Freund, es iſt beſſer für den Menſchen, wie ein Baum unbeweglich im Boden feſtzuwurzeln, zu den Nachbarbäumen ein ſtetiges Verhältniß zu haben und die Sonne jeden Morgen an derſelben Stelle aufgehen zu ſehen, als gleich einem Vogel von einem Zweig zum andern zu ziehen und haltlos in den Lüften umherzugaukeln. Oder wenn man ſchon die Leidenſchaft des Reiſens hat, ſo ſoll man jung ſterben, ſo lange man vom Kelche dieſes Vergnügens erſt den Schaum, aber noch nicht die Hefe getrunken hat."

Ich hatte unter den widerſtreitendſten Empfindungen zugehört und die Rede des Alten hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Als er ſchwieg, konnte ich mich nicht enthalten auszurufen: „Und trotz dieſen Anſichten ſagen Sie, daß Sie ſelbſt ſtets auf Reiſen ſind."

„Nicht weil ich will, sondern weil ich muß."

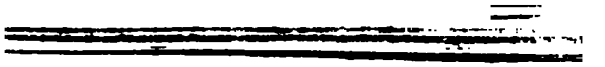
Meine Neugierde war so heftig, daß ich wider alle Gesetze der Höflichkeit mit der Frage herausplatzte: „Was in aller Welt kann Sie dazu zwingen?"

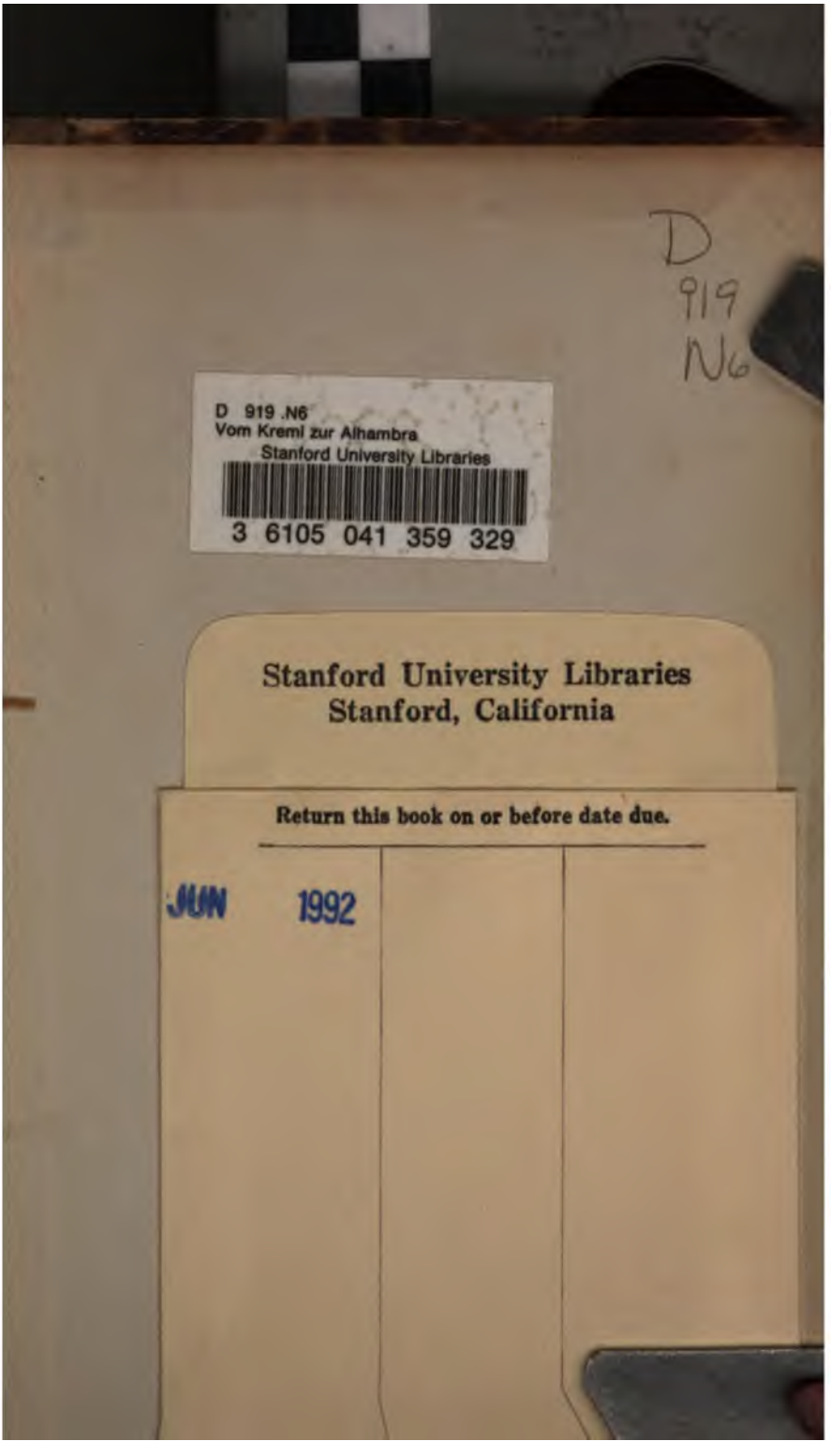
Der Alte heftete seine tiefliegenden Augen auf mich, griff schweigend in die Rocktasche, zog eine Brieftasche heraus, nahm aus derselben eine Visitkarte und reichte sie mir. Ich trat zur Lampe, die am Kompaß vor dem Steuerruder brennt, und las — „Ahasverus!" Ein elektrischer Schlag rieselte durch alle meine Nerven und —

. . . ich erwachte aus meinem Traume, der nur die Stimmung des vorhergehenden Abends anthropomorphosirt hatte, es war bereits heller Morgen und das Schiff im Hafen von Triest.

Eine halbe Stunde später hatte ich das Schiff verlassen und war ans Land gestiegen. Mir wars in diesem Momente, als würde hinter mir die Pforte des sonnigen Frühlings zugethan und als öffnete sich vor mir das aschgraue Philisterium, aus dem mir ein feuchtkalter Hauch entgegenwehte. Einen letzten Blick warf ich auf den Dampfer und die See, dann ging ich weiter. Dieser Blick war ein Abschiednehmen vom Schönsten, was ein Menschenleben enthält . . .

O Reiseherrlichkeit! O Sonnenschein! O Jugend!




D
919
N6

D 919 .N6
Vom Kreml zur Alhambra
Stanford University Libraries
3 6105 041 359 329

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

JUN 1992